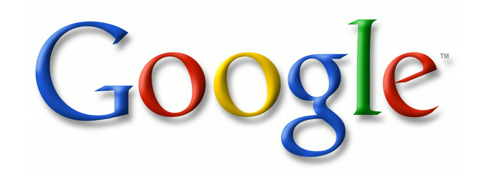
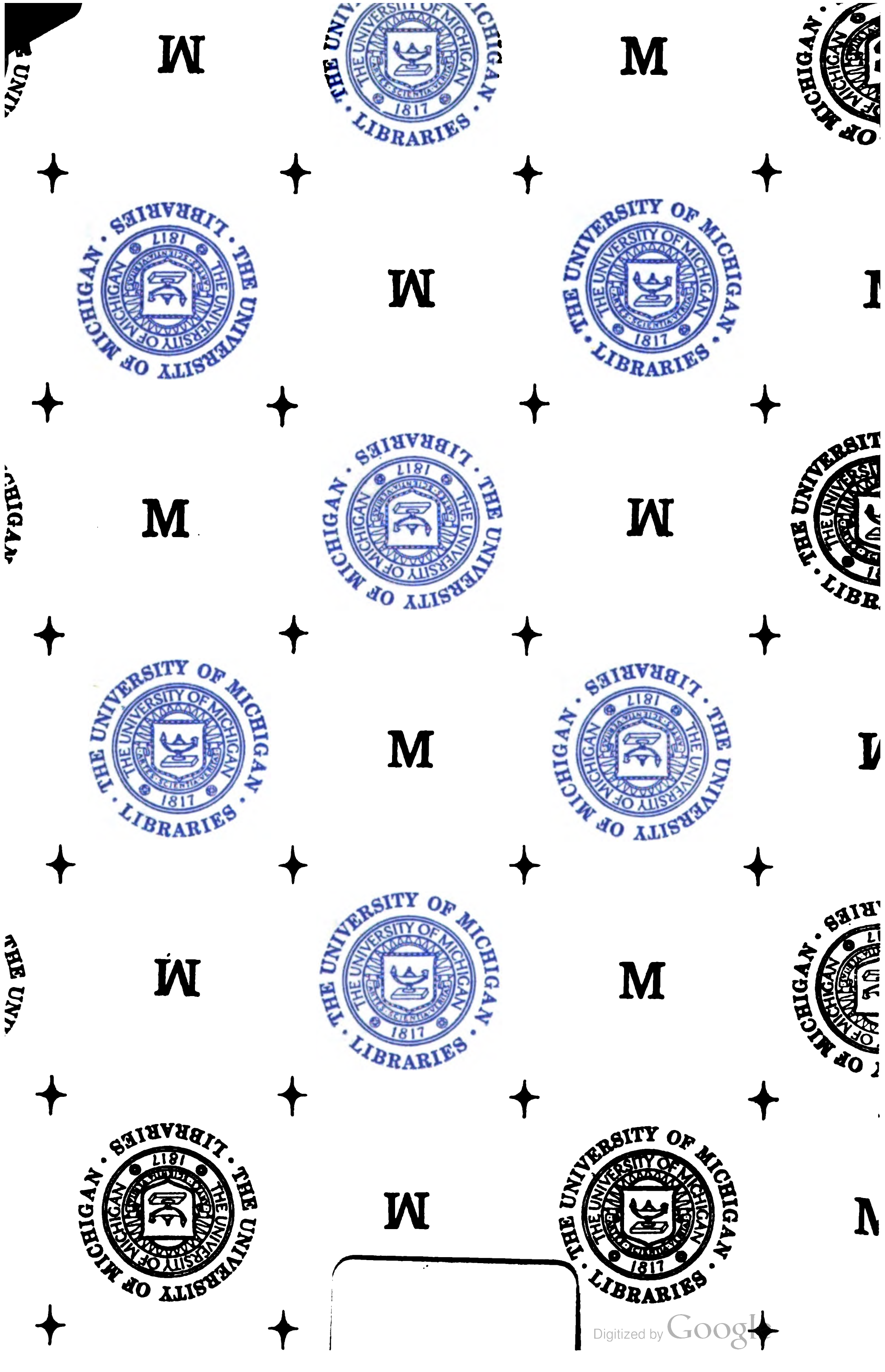
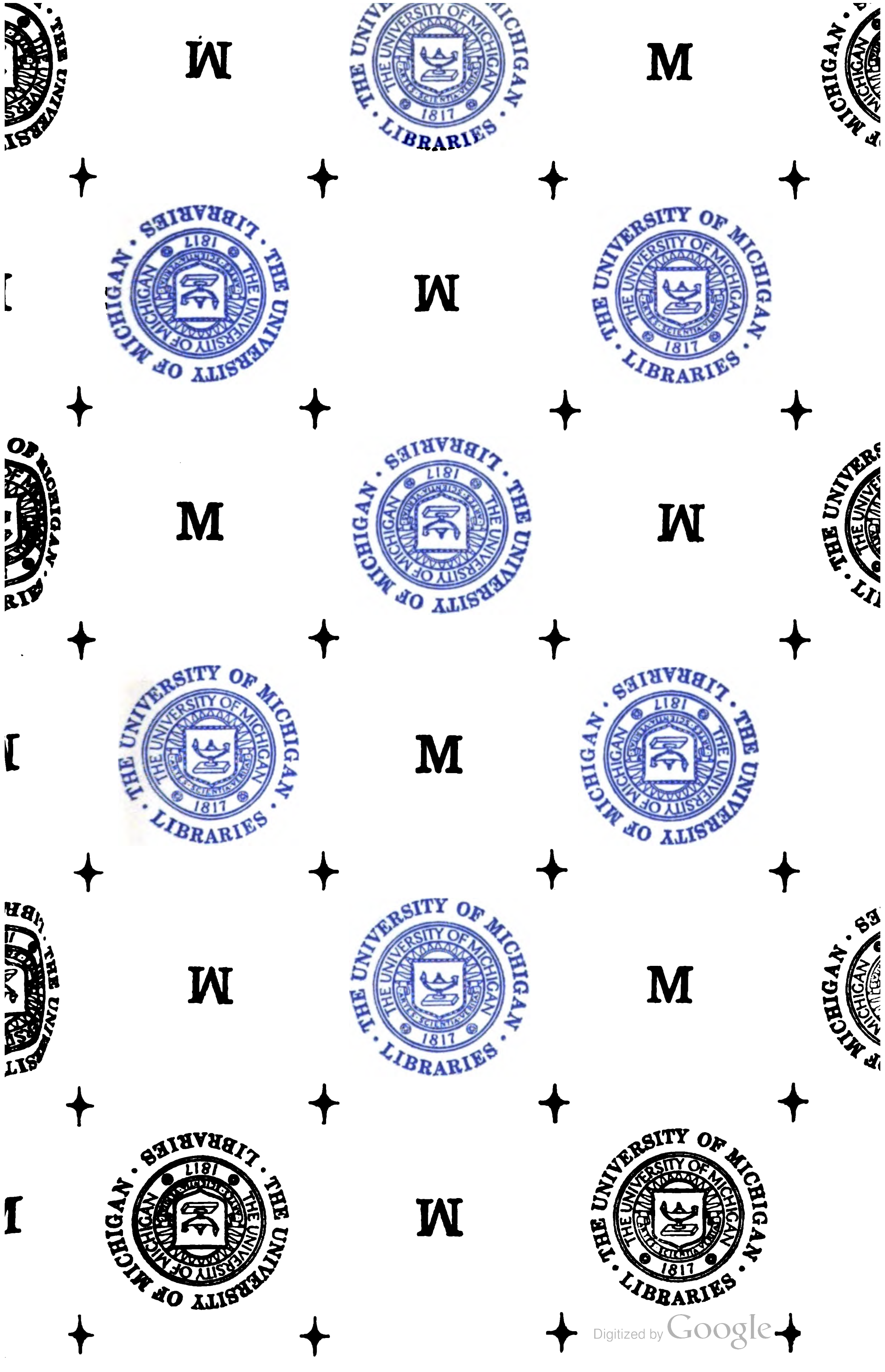


Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur

Wilhelm Braune, Eduard Sievers


THE UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES
1817
M


THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
LIBRARIES
1817
Digitized by Google

BEITRÄGE

ZUR

GESCHICHTE DER DEUTSCHEN SPRACHE UND LITERATUR.

UNTER MITWIRKUNG VON

HERMANN PAUL UND WILHELM BRAUNE

HERAUSGEGEBEN

VON

EDUARD SIEVERS.

XXI. BAND.

HALLE A. S.
MAX NIEMEYER
1896

INHALT.

IRMINDEOT UND *IRMINGOT*.

Hildebr. v. 13 hat Heinzel die interpunction Müllenhoffs verworfen und, hinter v. 12 stärker interpungierend, gelesen: *chind, in chunincrîche chûd ist mir al irmindeot.* Heinzel meint, es sei passender, dass Hildebrand alle menschen in Italien zu kennen erkläre, als dass er kenntnis der gesammten menschheit in anspruch nehme. Da sich dem auch Steinmeyer (Denkm.[3]) und Kögel angeschlossen haben (Lit.-gesch. 212: 'kind, im königreiche — d. h. im reiche des Odoaker — ist mir das gesammte volk bekannt'), so ist zu befürchten, dass diese auffassung sich allgemeine geltung verschaffe. Sie ist übrigens nicht neu: denn, nachdem zuerst Feussner diese interpunction eingeführt, ist sie von W. Pütz (Cölner progr. 1851) verteidigt, und auch Vollmer-Hofmann haben sie in ihrer ausgabe (1850) befolgt. Dagegen haben Lachmann, Müllenhoff, Grein, M. Rieger (Germ. 9) und alle folgenden herausgeber bis auf Heinzel hinter *chunincrîche* stärker interpungiert, so dass dieses inhaltlich zum vorigen verse gehört und Hildebrand sagt 'kund ist mir alles volk auf der welt'. Wenn Müllenhoff in den Denkmälern die auffassung Feussners gar nicht berührt und nur eine kleine abweichung seiner interpunction von derjenigen Lachmanns rechtfertigt, so hat er natürlich damit zeigen wollen, dass er jene auffassung für ganz verkehrt hielt. Und darin hat er sicherlich recht gehabt.

Der einwurf, dass Hildebrand doch nicht kenntnis der ganzen menschheit in anspruch nehmen könne, ist zunächst als unzutreffend abzuweisen. Er kommt mir so prosaisch vor, wie die änderung der rationalistischen kirchenliedverbesserer im abendliede *es ruht die ganze welt* in *es ruht die halbe welt,* weil nur die eine halbkugel der erde nacht habe. Natürlich

kennt Hildebrand nicht die ganze menschheit, aber was für ihn 'tout le monde' war, 'die oberen zehntausend' der germanischen welt, alle heldensippen der germanischen stämme, die kennt er, deren genealogische zusammenhänge überblickt er, so dass er also bei nennung nur eines gliedes auch die ganze familie, das *cnuosal,* zu nennen weiss. Das ist für einen so ergrauten helden, der in der ganzen welt umhergekommen ist, wol nicht zu viel behauptet, ganz besonders aber in poetischer rede, die ja nicht so ängstlich abzuwägen braucht wie die prosa eines geschichtschreibers. So passt denn auch Hildebrands aussage trefflich in den zusammenhang: er, der bisher noch landfremd erscheinende, motiviert die engere behauptung, dass er hier im königreiche über die sippen bescheid wisse, mit der weiteren: 'denn ich kenne überhaupt alles volk der welt.' Das wort *chûd* steht hier an erster stelle des satzes, weil es dasjenige glied ist, durch welches der gedanke weiter geführt wird.[1]) Hätte *in chunincrîche* diese function, so würde bei der vorliebe des zweiten halbverses für auftakte die wortstellung gewis sein: *in chunincrîche ist mir chûd al irmindeot.*

Gibt demnach die alte erklärung einen trefflichen, nicht anfechtbaren sinn, so lässt sich andrerseits gegen die von Heinzel wider eingeführte ein entscheidender einwand erheben, der in der bedeutung von *irmindeot* begründet ist: *irmin-* bezeichnet das universelle, also nicht landschaftlich oder sonstwie begrenzte. Der zusatz *in chunincrîche* würde bei *irmindeot* eine contradictio in adjecto sein: es könnte höchstens *al deot in chunincrîche* heissen, aber nicht *irmindeot.* Das urgerm. adjectiv **erm(a)na-*[2]) hatte die grundbedeutung 'ingens, immensus, gewaltig, ungeheuer', welche in der schwachen form *iǫrmuni* als poetischer name des ochsen und des rosses in der Snorra-Edda vorliegt; die starke form *iǫrmunr* scheint als beiname Odins in poetischem gebrauch gewesen zu sein.[3]) Im wesentlichen kommt aber das wort nur noch in der altgerm. poesie als erster teil von compositis vor,

[1]) Vgl. meine ausführungen über die deutsche wortstellung in den Forschungen z. d. philol. für R. Hildebrand (1894) s. 34 ff.

[2]) Weiteres über form und etymologie von **erm(a)na-* s. bei Müllenhoff, Zs. fda. 23, 1 ff.

[3]) Snorra-Edda 2, 473: daneben jedoch als andere lesart *iǫrundr* 2, 556.

indem es dem zweiten teile die bedeutung des gewaltigen, weiten, des universellen beifügt, und oft fast nur als verallgemeinerndes praefix fungiert. So übersetzt denn Rudolf von Fulda auch sehr richtig *irminsûl* mit 'columna universalis' und diese bedeutung, die beziehung auf das allgemeine, über den weitesten umfang sich erstreckende, ist in den compositis mit *irmin-* vorherschend. Vgl. altn. *iormungandr* (weltschlange = *miðgarðsormr*), *iormungrund* (welt, erde) und ebenso ags. *eormenȝrund,*[1]) *eormencynn* (genus humanum), *yrmenþéod* (nur dat. pl. 'der gesammten menschheit' Men. 139).[2]) Auf deutschem boden ist diese bedeutung hauptsächlich im Heliand belegt. Besonders bezeichnend ist *irminman,* welches (ähnlich gebraucht wie ahd. *eoman*[3])) 'jeden beliebigen unter allen menschen' bedeutet und nur in negativen oder verallgemeinernden relativsätzen (3 mal) belegt ist. Das im Hel. 12 mal begegnende *irminthiod* hat regelmässig die bedeutung 'alles volk der welt', wie z. b. in der weihnachtsgeschichte *oðar alla thesa irminthiod* 340 = 'universus orbis'. Ebenso in 10 weiteren stellen: 7 von diesen haben bei *irminthiod* das adj. *al,* wie Hild. 13. Nur an einer stelle, in der geschichte der speisung der 5000 mann (v. 2849), ist die anwendung etwas anders, indem *irminthioda* als epische variation zu *that gumono folc, thea scola, erlos* angewant wird. Hier scheint die grundbedeutung von *irmin-* noch vorzuwiegen, also die 'ungeheure volksmenge' gemeint zu sein, um durch dieses poetische beiwort der phantasie den flug ins masslose, unbegrenzte anzuweisen. Jedenfalls aber wird durch vergleich der 12 Heliandstellen klar, dass ein solcher beschränkender beisatz, wie ihn Heinzel u. a. für Hild. 13 statuieren wollen, bei *irmindeot* ganz unzulässig ist.

Ausser *irmindeot* steht im Hild. noch das compositum *irmingot,* welches wahrscheinlich auch mit 'deus universalis', der 'allgott', zu übersetzen ist. Hiermit wäre die beziehung auf den christengott von selbst gegeben. Aber auch die an-

[1]) Bei Cynewulf daneben noch zweimal adjectivisch *ofer* (*ȝeond*) *ealne yrmenne ȝrund* 'über die ganze erde hin'.

[2]) Ags. *eormenstrýnd* Sal. u. Sat. (immensa progenies), *eormenláf* Beow. (ungeheures erbe) halten dagegen mehr die grundbedeutung fest.

[3]) Vgl. Paul, Mhd. gr.[4] § 304. 370.

dere an sich mögliche bedeutung 'der ungeheure, gewaltige gott' könnte schon wegen des beisatzes *obana ab hevane* nur auf den christengott bezogen werden. Damit ist gesagt, dass *irmingot* kein altheidnisches compositum sein wird, sondern erst nach analogie der überlieferten poetischen composita mit *irmin-* von einem christlichen dichter geprägt worden ist. Und es liegt auch nicht der mindeste grund vor, das Hildebrandslied in der uns vorliegenden form für heidnisch zu halten. Der epische heldengesang der altgermanischen zeit war, wie allgemein zugegeben, eine aristokratische, an den höfen der edeln von sängern vorgetragene dichtung: zu den 'rustici' der Quedlinburger chronik sanken diese stoffe erst seit dem 9. jahrhundert herab, als in den obern schichten die lateinische bildung herschte, bis sie gegen ende des 12. jahrhunderts durch höfische bearbeitung wider an die oberfläche der literatur emporgehoben wurden. Waren aber die alten heldenlieder für die vornehmen kreise bestimmt, so war damit von selbst gegeben, dass mit der officiellen einführung des christentums auch keine 'heidnischen' lieder mehr öffentlich an den christlichen höfen des adels gesungen werden durften: echt heidnisches konnte sich nur bei dem niedern volke, den bauern, den 'pagani' halten.[1]) Es mussten also mit der einführung des christentums die heldenlieder einer oberflächlichen umdichtung ins christliche unterworfen werden. Wie diese ausfiel, dafür kann uns der Beowulf als beispiel dienen, in dem wol die auch unter dem christentum weiter geduldeten gestalten der niedern mythologie, riesen, wassergeister u. dgl. geblieben, alle erwähnungen der oberen götter aber sorgfältig getilgt und einige christliche flicken aufgesetzt sind, die für unseren geschmack allerdings mit dem altgermanischen inhalte nicht recht harmonieren, für die zeitgenossen aber genügten, um der dichtung den anstössigen heidnischen charakter zu rauben. Eine ganz ähnliche manipulation wurde mit dem

[1]) Auf diese weise sind uns die Merseburger zaubersprüche erhalten, deren aufzeichnung bald nach einführung des christentums durch einen geistlichen undenkbar gewesen wäre, während ums jahr 1000 das nicht mehr so anstössig erscheinen konnte. Auch die heidnischen Eddalieder konnten naturgemäss von geistlichen erst mehrere jahrhunderte nach einführung des christentums aufgezeichnet werden.

Nibelungenstoffe ende des 12. jahrhunderts vollzogen, als ihm der höfische aufputz von ritterfesten, höfischem messehören und ähnlichen modischen dingen zugedichtet wurde: uns scheinen diese modischen elemente mit den daneben herausschauenden älteren culturzuständen und heldensitten zu contrastieren, für die zeitgenossen dagegen waren sie eine ausreichende verhöfischung des stoffs.

Wie in England der Beowulf, so muss auch im Frankenreiche die alte heldendichtung alsbald oberflächlich verchristlicht worden sein. Um 800, zur zeit Karls des grossen, ist in dem damals schon mehrere jahrhunderte christlichen, eigentlichen Frankenreiche eine 'heidnische' heldendichtung ganz undenkbar. Die lieder also, die nach Einhards zeugnis Karl der grosse sammeln liess — mag man sie nun mit Müllenhoff (Zs. fda. 6, 435) für lieder aus der fränkischen geschichte, oder aus der allgemeinen germanischen heldengeschichte halten[1]) — die waren wol *carmina barbara* (Einhard), oder *vulgaria* (p. Saxo), also 'deutsche gedichte', aber heidnische gedichte konnten sie nicht sein, selbst wenn es nicht der um die ausbreitung des christentums und ausrottung des heidentums so besorgte Karl gewesen wäre, der sie aufschreiben liess. Für ihn waren es natürlich christliche vaterländische lieder, insofern beziehungen auf germanische götter und germanischen cult längst ausgemerzt waren und christliche tünche darüber lag. Deshalb wird auch sein frommer sohn Ludwig gegen diese lieder sicher nichts einzuwenden gehabt haben. Denn das misverständnis einer stelle Thegans, welches seit W. Grimms Heldensage (no. 12) in unseren literaturgeschichten sein wesen treibt, könnte schon vor den obigen erwägungen nicht stand halten, selbst wenn die landläufige erklärung der stelle nicht an sich so verkehrt wäre. Thegan sagt (MG. SS. 2, 594): *poetica carmina gentilia, quae in juventute didicerat, respuit, nec legere nec audire nec docere voluit.* Nun sind aber *gentilia carmina* nach dem sprachgebrauch der zeit nicht 'volksgesänge', wie W. Grimm übersetzt — das würde eben *carmina barbara*

[1]) Das letztere scheint mir doch wahrscheinlicher wegen des allgemeinen ausdrucks Einhards *veterum regum*, unter denen sehr wol Dietrich von Bern, Etzel und andere mitbegriffen sein können.



oder *vulgaria* heissen — sondern nichts mehr und nichts weniger als 'heidnische dichtungen': denn *gentiles* sind eben 'heiden'. Und mit den *gentilia carmina* sind lediglich die lateinischen dichtungen des altertums gemeint. Zum beweise dafür könnte allein schon die vergleichung der stelle Otfrids ad Liutbertum ausreichen: *quod gentilium vates, Virgilius, Lucanus, Ovidius caeterique* ....; diesen *gentilium vates* werden von O. die dichter *nostrae sectae*, wie Juvencus u. a. entgegengestellt. Aber auch der zusammenhang weist auf die richtige erklärung jener stelle deutlich hin. In cap. 19 beschreibt Thegan zunächst die körperlichen vorzüge Ludwigs und wendet sich dann zum preise seiner geistesbildung: *Lingua graeca et latina valde eruditus, sed graecam melius intellegere poterat quam loqui; latinam vero sicut naturalem aequaliter loqui poterat. Sensum vero in omnibus scripturis spiritalem et moralem, nec non et anagogen optime noverat. Poetica carmina gentilia, quae in juventute didicerat, respuit, nec legere nec audire nec docere voluit.* Es folgen weitere ausführungen über Ludwigs sitten und lebensgewohnheiten.

Der sinn der angeführten stelle ist also: er war des griechischen und besonders auch des lateinischen kundig und war in seiner jugend (durch die gelehrten männer an seines vaters hofe) auch in den alten classikern unterrichtet worden, verschmähte diese jedoch später und wollte sie auch dem jugendunterrichte nicht zu grunde legen lassen. Vielmehr las er nur christliche schriften, die er auch geistlich auszudeuten wusste. Der könig Ludwig hatte also über die lectüre der heidnischen classiker eine ansicht, wie sie von frommen schulmännern immer wider, auch noch nach der reformation, gehegt und ausgesprochen worden ist.[1]) Die ausdrücke *in juventute didicerat* und *nec docere voluit* machen deutlich, dass es sich hier um gelehrten schulunterricht handelt, und der war bekanntlich im ganzen mittelalter nur lateinisch. Mochte Karl der grosse immerhin, wie Einhard c. 29 meldet, aus allgemein nationalem interesse die alten volksgesetze und epi-

[1]) Vgl. z. b. die auszüge aus Comenius bei Paulsen, Gesch. d. gelehrten unterrichts 312 ff., wo in schärfster weise gegen den gebrauch der 'heidnischen' autoren in christlichen schulen stellung genommen wird: — ganz in Ludwigs des frommen sinne.

schen lieder gesammelt, eine deutsche grammatik geschrieben und den winden und monaten deutsche namen gegeben haben, so gehörte das doch nicht zur wissenschaftlichen bildung, zu den *liberales artes*, über deren pflege Einhard an einer ganz anderen stelle berichtet. Es ist also auch nicht möglich, anzunehmen, dass der junge Ludwig in der hofschule Karls die sammlung deutscher gedichte hätte auswendig lernen und declamieren müssen. Solche übungen sind ja in deutschen gymnasien erst in der neuesten zeit aufgekommen. Wir werden also von jetzt ab Ludwig den frommen — an dessen hofe die volkssänger immerhin zutritt hatten, vgl. Kelle, Lit.-gesch. s. 124 — von dem vorwurfe freisprechen, dass er seines vaters gedichtsammlung verschmäht, oder wie Kögel, Lit.-gesch. s. 206 noch kühner aus der Theganstelle schliesst, sie sogar habe vernichten lassen. Aus W. Grimms Heldensage aber ist die no. 12 einfach wegzustreichen.

HEIDELBERG. W. BRAUNE.

ANGLOSAXONICA. III.

Andreas.

Meine bemerkungen beziehen sich auf Wülkers ausgabe in der Bibliothek (s. Beitr. 19, 441); der griechische text ist citiert nach Tischendorfs ausgabe der Acta apostolorum apocrypha.

2. *under tunȝlum,* wol eher aus reimnot als um zu variieren, statt *under heofonum, wolcnum.*

5. *ȝedǽlan* auch Wulfstan 204, 24 intrans.

31. l. *héafodȝimmas*; vgl. Guðl. 1276; v. 50 ist *seȝl* neutr. plur. Es wäre doch sonderbar, wenn *ȝim* nur hier das geschlecht von lat. *gemma* bewahrt hätte.[1])

64. *seoðað* i. e. *seoþað* aus *séowað*, offenbar aus Beow. 406 entlehnt und hier auf das netz der *wróhtsmiðas* angewant, während es im Beow. von der brünne gilt, wie an. *sóðr* (Egilsson 764).

66. *ȝéohða* = *ȝéahða*; s. Grein s. v. *ȝéahð.*

67. *dǽde fremman, χόρτον ἐσθίειν* Acta s. 133.

86. *on þone wyrrestan déað, τῷ θανάτῳ τῷ πικρῷ τούτῳ* Acta s. 134, d. h. aufgegessen zu werden.

91. *helpe ȝefremede, καὶ εὐθέως ἀνέβλεψεν* Acta s. 134 und vgl. Heinzel, Stil s. 43.

117. *hweorfest* ist nach *móst* unmöglich; lies *hweorfan.*

127. Man setze die zeile mit Grein in parenthese.

134. Tilge *on* vor *rímcræfte.* Die Marmedonier hatten jedem eine tafel angehängt, mit dem datum seines todes; s. Acta s. 135.

[[1]) Die schlagend richtige verbesserung lässt sich noch durch die bemerkung stützen, dass *héafodȝimme* offenbar nach dem unmittelbar vorher stehenden *heoroȝrimme* verschrieben ist. E. S.]

164. *of*; l. *oft*, und vgl. Guðlac 63.

174. l. *ferð lǽdan*; vgl. *feorh lǽdan* v. 282. 430.

185. *fore þréo niht*; l. *ofer þréo niht.*

198. *winas*; die M. seine 'freunde'? nein, l. *weras*! Hätte A. sagen wollen, dass er dort keine 'freunde' hatte, so wäre *þǽr* vor *winas* unerlässlich.

234. Die interpunction Wülkers (*ȝúðe, fram*) nimmt keine rücksicht auf die caesur; auch gehören *ȝearo* und *tó ȝodes campe* zusammen; *ȝúðe fram* ist *hildfrom* = *nalas hildlata.*

238. *ȝanȝan*, sc. *ȝewitun*? oder praet. (*-an* satt *-un*) wie im Beow. 1009?

241. *béacna beorhtost* ist die sonne (vgl. auch Hêl. 545 von dem leitstern der drei könige); l. also mit Grein, Sprachsch. 2, 264 *morȝentorht.*

255. Streiche die fussnote und l. *fæȝn reordade*, *ἐχάρη χαρὰν μεγάλην* Acta s. 136; vgl. *beald reordade* v. 602.

267. l. *sunde bewunden*, wie Walf. 18 *céolas .... stréame biwunden.*

275. *meorð*; dies *ð* auch im altsächsischen; s. Kögel, IF. 3, 296.

276. *þæt* = *ȝif*, wie Boeth.-Fox 234, 25 (Card. 358): *ðæt se án ȝestæððeȝa cyninȝ ne staþelode ealla ȝesceafta, ðonne wurdon hi ealle toslopene & tostencte.*

334. l. *stedewanȝa*, denn die ganze welt sollten sie durchziehen.

359. *holm* = *helm*, wie 396. Wol zu ändern.

367. *féasceaftne*, l. doch *féasceafte.* Auch im griechischen s. 138 ist von drei broten die rede, *ἵνα φάγωσιν οἱ ἄνδρες ... καὶ παρέθηκεν αὐτοῖς τοὺς ἄρτους.* Die jünger essen aber nicht; vgl. auch 385.

375. *wædo ȝewǽtte*! sogar *wæde ȝ.* ist unglaublich, denn der instr. von *wæd* kommt nicht vor und *ȝewǽtan* ist hier zu schwach. *Wada ȝewealce*?

393. Streiche die besonders metrisch interessante fussnote und l. hier wie 1508 und 1585 *ȝeofon.* Wer, wie Wülker, *ȝeofon ȝéotende* nicht versteht, findet die erwünschte belehrung in Greins Sprachsch. unter *ȝéotan* 2.

406. *ȝóde orfeorme* (nicht *ȝode o.*) wie 1617: *ξένοι τῶν ἀγαθῶν ὧν παρέσχεν ἡμῖν ὁ κύριος* s. 139. Vgl. Blickl. Hom. 233, 32 *fremde from eallum þǽm ȝódum* etc.

413. Aus Sprachsch. 1, 320 f. soll hervorgehen, dass die notwendige änderung in *forȝrunden* ganz unnötig sei. Aber s. 320 steht nichts davon, und s. 324 wird ganz richtig *forȝrunden* gebessert und erklärt.

424. Wer nicht weiss, dass *ȝrund* 'mare profundum' bedeutet, wird natürlich *sand* behalten. Ich lese aber *sund* wie Gr., und verweise für *ȝrund* auf Beow. 1551; dies bedeutet natürlich die meerestiefe, d. h. das tiefe meer; vgl. Blickl. gl. s. 258: *ȝrund* profundum, *ȝrundas* abys(s)os, -i.

426. *heaðolíðendum* wird auch zweimal im Beowulf gelesen, ist also echt; das lehrt uns Beow. 1862 *heaþu* zu respectieren und nicht in *heafu* zu ändern. Vielleicht steckt das nämliche wort auch in Gen. 1439, wo *hlioðo* keinen sinn gibt. Schon Grein wies auf *heaðosiȝel* Rä. 72, 16, die (aus dem weltmeere aufsteigende) sonne; vgl. *meresiȝel, merecondel.*

442. *bordstæðu,* 'the seashore', Grein: 'litus'. Aber diese erklärungen befriedigen nicht: wer in voller see ist, hat die brandung nicht zu befürchten. In Ælfrics glossar kommt unter den Nomina navium et instrumenta earum ein *stæþ* safon, vor (WW. 1, 182, 27); nach Du Cange ist *safon, saphon* 'funis in prora'; folglich identisch oder synonym mit *stæȝ* WW. 1, 288, 26. Also gehören die *bordstæðu* zu den 'partes naves'.

485. Ich lese *nú þe tírcyninȝ* || *þá miht forȝef.*

489. *ἑξκαιδέκατον γὰρ ἔπλευσα τὴν θάλασσαν καὶ ἰδοὺ τοῦτο ἑπτακαιδέκατον* s. 141: vgl. 492 *is ðys áne má.* Die besserung *nū þá* Anglia 13, 357 hilft uns nicht; das *nū* bleibt hier störend: *oð nū* wäre verständlich, bedeutet aber niemals *oð ðis* und schafft die fatale katalexe nicht aus der welt (Sievers' note Beitr. 19, 442 hat mich ganz überzeugt); *ðá ȝiu* bedeutet 'schon damals, schon' Cura Past. 213, 24. Ælfr. Hom. 2, 154. Die besserung liegt offenbar an einer kleinigkeit, die mir leider eben nicht einfällt.

494. l. *þrýðbearn hæleða,* wie der sinn fordert.

495. *ofer stæfnan.* Vgl. aber Crä. 54 *Sum fealone wǽȝ* || *stefnan stéoreð,* wo zwischen *sum* und *fealone* die praep. ausgefallen ist, während wir hier die nämliche praep. so gern streichen möchten. Oder ist *ofer bolcan* v. 602 zu vergleichen? [1])

[[1]) Die praep. *ofer* ist nicht auffällig, wenn man *stéoran* im gegen-

499. l. *ýðláde,* denn *ýðláf* bedeutet 'ufer'; s. Beitr. 12, 88 und 20, 106.

501. *on landsceape.* Wenn man s. 24 lehrt, dass die hs. *lan(d)sceape* hat, später aber versichert, dass in der hs. *lan(d)-sceare* steht, so ist ein leiser zweifel an der glaubwürdigkeit der augen einiger herren editores doch wol gestattet. Glücklicherweise kann jeder, der gern mit eignen augen sieht, sich jetzt durch Wülkers vortreffliche photographische ausgabe überzeugen, dass das sonstwo und auch v. 1229 vorkommende *landsceare* das einzig richtige und ein suffix *-sceap* statt *-scipe* also noch nicht nachgewiesen ist. Auch das griechische hat *ἐπὶ τῆς γῆς* s. 141.

504. *brondstæfne* ist in *brontstæfn(n)e* zu ändern; *brond* = an. *brandr* 'schiffschnabel' ist unbelegt und wäre hier auch sinnlos.

511. *Wē* ist das gr. *ἡμεῖς* (*καὶ ἡμεῖς πολλάκις ἐπλεύσαμεν τὴν θάλασσαν καὶ ἐκινδυνεύσαμεν* s. 141), also pluralis majestatis. *Scipum under scealcum* befremdet: Guþlac 1304 ist *wæterþissa* (i. e. *þísa*, Cod. *þiswa*) *fór snel under sárȝum* vortrefflich, aber hier ist mir sowol der plur. *scipum* als das wort *scealcum* verdächtig; — wenn aber die ganze halbzeile einem andern gedichte entnommen wäre? die herren poeten stahlen damals ungeniert!

515. Was ich in der Tijdschrift v. ned. taal- en letterkunde über diese stelle geschrieben habe, ist unrichtig: Zupitza bemerkte summo jure, dass ein praesens in der Elene v. 1003 unpassend ist. Jetzt kann ich in *síðnesan* (auch wenn es in *sundnesan* zu bessern wäre) und *brimnesen* nur substantiva sehen. Verhalten sie sich zu einander wie z. b. *ȝieman* und *ȝiemen* in der Cur. Past. (Altw. gr. 2, 28)? Ist hier, v. 515, vielleicht nach *sǽwe* semikolon oder punkt zu setzen? Dann bedeuten die folgenden worte: 'wie gefährlich auch unsre seereise sein möge, vermag doch das stürmende meer keinen menschen wider gottes willen zu hindern oder zu verletzen.' Gehört aber *-nesen* zu *nerian* (got. *naseins* und dann urgerm. mit hauptaccent vor *s*), dann ist dies unrichtig.

---

satz zu Grein 2, 481 als acc. sg. des subst. *stéora* 'steuermann' auffasst. Das wort könnte eventuell praedicativ gebraucht sein, 'als steuermann'. E. S.]

559. l. *ðæt árléase,* denn *cynn* heisst v. 506 'volk'.

575. Das einmal vorkommende *eardȝyfu* Ps. 71, 10 als acc. plur. berechtigt uns doch nicht, hier ein acc. sg. *ȝif* statt *ȝife* zu behalten. Beide formen sind fehlerhaft.

582. *on ȝrundwæȝe* l. *on ȝrundweȝe* und streiche *ȝrundwǽȝ* im Sprachschatz. Ein *wáȝ* ist hier nicht zu dulden und Kögels deutung (IF. 3, 289) von as. *wêg* = nl. *weeg*(*luis*) als *wei* ist zu verwerfen: nur tote sprachformen lassen sich so misdeuten.

587. *ond wendan hét,* d. h. *ðæt he wendan hét.* Vgl. *ic ȝeseah þǽr maniȝe ȝóde &* (i. e. *oð*) *on ȝodes þéodscipe wel heora líf lǽddon* Guthl. (ed. Goodwin) 70, 24; *hér Æþelburȝ cuén tówearp Tantun & Ine ǽr timbrede* Chron. a. 722; *fore fléame cyninȝa from Crístes ȝeléafan & eft tó déofolȝyldum cerdon* Beda-Miller 154, 8; *ic ȝeséo ȝodes enȝel standende ætforan ðe mid handcláðe & wípað ðíne swátiȝan limu* Ælfr. Hom. 1, 426; der passus 2, 154 z. 14 ist zweideutig.

592. *reomiȝmóde.* Das wort ist gebessert von Sievers, Beitr. 10, 506.

597. *lufode* wie Beow. 1982 und sonstwo 'gnade (freundlichkeit u.s.w.) beweisen'.

622ᵇ. Hier würde ich lieber *tó fríoðe hoȝde* lesen.

630. l. *wyrda ȝehwæs* und vgl. Sievers' bemerkungen, Beitr. 10, 485, welche auch für Gen. 1374. El. 973. Beow. 25 in betracht kommen.

635. Die einzigen mir bekannten prosabelege von *wrídian* (*wríðian*) sind Anglia 4, 146. 183. Blickl. Hom. 199, 2. Wr.-Wü. 408, 2; Lyes *awridad beon* 'per generationem suscitari' sieht fremdartig aus. Das part. praes. *wríðende* (auch in Wülkers Bibl. 1, 315) wird wol wegen des *ð* zu *wríðan* gehören: urspr. wol *wríðan* (stark) neben *wrídian* (schwach).

640. *hwéorfon,* das Wü. richtig behält; ob es zum original gehört, ist freilich eine andere frage: vgl. nl. *wierf* von *werven.* Ebenso (*ȝe*)*héolpe* Breck, Ælfr. 29 und Saints 21, 330, wie nl. *hielp.*

712. l. *wundrum āȝræfene,* und vgl. Beow. 1452.

743. l. *wenede,* was auch 1682 vorkommt, und vgl. Sprachsch. s. v.

746. *ȝē monetiȝað* 'you despise'! l. *ȝē mon ciȝað* || *ȝodes éce bearn, λέγοντες θεὸν εἶναι ἄνθρωπον* Acta s. 144.

770. (*áttor*) *ælfæle,* von Kern in *ealfe(a)lo* gebessert, Taalk. bijdr. 1, 206.

774. Kembles ***on strǽte*** ist vortrefflich.

819. 'Doppelalliteration ist ausnahmslos regel, sobald der zweite fuss zwei hauptaccente enthält' Sievers, Beitr. 10, 304. Lies also ***herede*** und ändre Dan. 142 ***bereð*** in ***berað*** 2 pl. ind. praes. von ***beran***; vgl. v. 121.

841. ***ymbe*** hat hier die bedeutung von *ʒeond*.

846. Verbessere den unsinn und lies ***þá he him*** (***þá***) *fóre* (die reise) *ʒescráf.*

848. ***biryhte*** i. e. ***ryhte bi*** 'dicht bei', wie ***ætrihte,*** nl. 'nabij' und 'bijna', proparoxytonon. *Rihte* 'gerade' auch in ***þǽrrihte.***

852. Die anglischen formen von Joh. 4, 52 kennen die methathesis des *r* nicht (vgl. auch ***ʒeostran*** Vesp. Ps. 89, 4): die form ***ʒyrstran*** der hs. steht auf rasur. Weitere belege von as. ***ʒyrstan*** sind ***-ǽfen*** Saints 25, 369; ***-dæʒ***(*e*) Ælfr. Hom. 1, 56. 2, 286. Guþlac-Goodwin 74. Ælfr. gr. 125, 15. 224, 2. Saints 23, 468. 30, 372 etc.; ***ʒirstan dæʒ*** Gen. 31, 29. Ex. 2, 14. 5, 14.

878. ***duʒoð*** nom. plur. wie 693. El. 1291. Ex. 546.

882. Setze nach ***standan*** semikolon oder punkt und tilge das komma und semikolon der folgenden verszeile: ***ἔξωθεν ὑμῶν ἀγγέλους δώδεκα κυκλοῦντας ὑμᾶς καὶ ἕκαστον ἄγγελον ὄπισθεν ἑκάστου ὑμῶν ἑστηκότα.*** Jedoch geht vorher ***ἐθεασάμεθα ἐκεῖ ὑμᾶς τοὺς δώδεκα ἀποστόλους παρεστηκότας ἐνώπιον τοῦ κυρίου ἡμῶν Ἰησοῦ Χριστοῦ*** Acta s. 147. Interpungiert man wie Wülker, so geht ein bedeutender zug des originals verloren.

926. ***Nó ðu*** etc. Im griechischen einfach ***οὐχ ἥμαρτες.***

952. ***dǽlan*** l. ***dǽled*** und verbinde dies mit ***weorðan,*** und danach komma!

967. *ród wǽs ārǽred* in parenthese.

999. Ist *dryhtendóm* echt (nach *ealdordóm* gebildet), so muss ***ʒod*** in ***ʒodes*** geändert und nach *dryhtendóm* eingesetzt werden. Vers 998 vermute ich ***heofoncyninʒes þrym.*** Aber vielleicht liegt das verderbnis tiefer: ***heofonríces ʒod,*** || ***dryhtnes écne dóm?***

1003. Im Beowulf ist *béore druncne* vorzüglich: was heisst hier aber *dréore druncne*?

1036. *swylce féowertiʒ* [*éac feorran cumene*] stimmt besser

zu C *ἄνδρες διάκοσιοι τεσσαράκοντα ἐννέα* Acta s. 151, bloss *ἐννέα* fehlt. A liest *ἄνδρες διακόσιοι ἑβδομήκοντα καὶ γυναῖκες τεσσαράκοντα ἐννέα*; die Blickl. Hom. kennen 248 männer und 49 weiber.

1040. Greins *ealra* lässt *þe* unerklärt. Ich vermute statt *þe* das bekannte *efne* (vgl. 114). Aber der ersten vershälfte fehlt etwas.

1044. *menigo*. Aber der griechische text und die Blickl. Homilies lassen Matthaeus nur die jünger des Andreas unter dem schutze einer wolke fortführen. Hier ziehen alle zusammen fort und geht sogar Andreas eine strecke mit: denn v. 1049 sind *þá módȝan tréowȝeþoftan* die zwei apostel, welche sich berieten und stärkten *ǽr hie on tū hwéorfan.*

1061. *Oð þæt.* Ich erwarte ein *þǽr.*

1063. *be healfe,* wie die Blickl. Hom. *be ðám swere.* So wird der *stapol* bedeutungslos; im griechischen versteckt A. sich *ὀπίσω* (*τοῦ στύλου*).

1074. *Geláh* ist ein unding; l. *ȝeléah.*

1078. Ein prosabeleg von *unhýðiȝ* findet sich Boeth.-Fox 90, 30 *unhiþy*, wo der wertvolle, leider nur in den fussnoten citierte Cott. *unhydiȝ* (l. *unhýðiȝ*) hat: es ist dort synonym mit *earm,* das gegenteil von *weliȝ.*

1081. S. Beitr. 16, 550. Ist *cwic,* vgl. die construction eines part. praes. auf *-e* statt auf *-ne* im acc. sg. masc. (*ǽniȝne* v. 1081), hier bei *ȝemétan* wirklich unmöglich?

1090. Was Wülker mit recht vermisst, die versteinerung [oder erschlaffung] der hände, muss in der zweiten vershälfte stecken. Sonst böte der text baren unsinn: denn man begreift nicht, warum das verspeisen der toten unterbleibt und wozu das losen um ein opfer für die hungersnot stattfindet. Die *duruþeȝnas* sind schon tot und brauchen nicht zum zweiten male zu sterben. Die Blickl. Hom. lassen den ganzen passus aus und bringen also kein licht. Dazu kommt, dass die erste vershälfte defect ist. Holthausen vermutete *driht ȝefeormedon*: aber sieben türwächter machen doch schwerlich eine *driht* aus. Die *duruþeȝnas* müssen also à la porte! Das griechische spricht von *δημίοις,* und *carnifex* wird in den gloss. Harl. mit *feorhbana* glossiert; dieses wort alliteriert zwar mit *f,* ist hier jedoch nicht einzusetzen: welcher kritiker hätte ein so leichtes

palaeographisches gewissen? Ich vermute *hrá ʒefeormedon*: *húru þeʒnum wearð* etc. *Húru* reimt zwar selten mit, kommt aber als hauptstab Crist 789 wirklich vor. Es sind also die *þeʒnas* der in den Blickl. Hom. genannten *ealdormen*, welche hier den tod finden: denn *þeʒnum* wird wol echt sein und man darf es darum nicht leichtfertig preisgeben.

1092. *styred.* Vgl. Beow. 2436 *stréd*, von Sievers einfach und überzeugend in *stréid* gebessert. Auch hier halte ich ein part. perf. pass. von *strewian* für notwendig: *strewed* (*ē*?), *stréʒed* oder wie im Beowulf. Greins Bedacitat (Sprachsch. 2,487) gehört zu *streʒdan, strēdan*, schwach, wie Wulfstan 263, 6.

1103. *Se tán ʒehwearf* entspricht dem griechischen ἦλθεν ὁ κλῆρος ἐπὶ, und kann eine wörtliche übersetzung sein, wiewol hier nicht von den ἑπτὰ γηραίοις gesprochen wird, sondern von den ἑνὶ τῶν κληρωθέντων, der seinen sohn anbietet: auch von der tochter, welche der greis als extraopfer hingibt, lesen wir hier nichts. Müllenhoffs erklärung von *teledon betwínum* in seiner Runenlehre s. 35 bleibt mir dunkel.

1139. Die wahrscheinlichste ergänzung gab Grein, Germ. 10, 423; zwar wird *þrohtheard* sonst nur auf personen angewant, ist aber hier besser als die scheidung von *þroht* und *heard* (s. El. 704), weil man eine parallele zu *léodhete* erwartet. Die metrische beobachtung in der fussnote lassen wir, wie ähnliche notizen, unberücksichtigt.

1142. *heafolan ʒescénan*, eine reminiscenz an v. 50, welche hier sehr unpassend ist, denn sie wollten ihn sofort verspeisen.

1145. *wexe ʒelícost formeltan*, freie nachahmung von Beow. 1608. Im griechischen steht davon kein wort.

1147. Vgl. 1047. Füge also *him* ein, und lies mit Beitr. 10, 517 *sceððan* metri causa.

1158. *wéste wínræced wunian* ist eine contradictio in terminis; *wínræced* ist subject. *Wéste wunian* ist eine ganz geläufige formel, z. b. Beda-Miller s. 52, 10 (1, 15). — Die verse 1158 und 1159 erinnern an Beow. 2456.

1165. Sievers hat Beitr. 18, 406 für die composita von *þráʒ* gewis recht, verwirft aber auch meine auffassung von *þráʒ* als simplex. Die älteste belegbare stelle *þráʒe* ‘interim’ Corp. weist zwar nur auf ‘spatium temporis’; aber Metr. 1, 77. Jul. 464 und Beow. 2883 kommt das wort, wie hier *sǽl*, nur in

malo sensu vor, und den etymologischen zusammenhang mit got. *þreihan* möchte ich nicht preisgeben.

1180. *ȝewyrhtum,* Beitr. 16, 551 in *ȝewyrhtan* gebessert; aber das wort bedeutet nur 'mitschuldige'.

1189. *déofles stréél.* Vgl. Blickl. Hom. 241, 3 *þu heardeste stréél tó ǽȝhwilcre unrihtnesse.*

1191. l. *ǽ on heolstor besćeaf.* Grein widerlegt (Sprachsch. 1, 93) sich selbst mit zwei citaten.

1194. *á* statt *ǽ*? aber *á* bedeutet 'semper'!

1202. Die anthropophagen waren schon seit v. 1067 fortwährend versammelt, kommen dennoch hier zum dritten male in voller kriegsrüstung zusammen. Ein starkes stück! und doch findet man die dreifache schilderung von Grendels 'kommen' im Beowulf bedenklich!

1218. l. *mánslæȝas. Manslaȝa* ist 'homicida', und *-slaȝu* nichts.

1229. l. *héton hine þá lǽdan,* denn die *tornȝeníðlan* sind die Marmedonier.

1232. l. *déormódne* und 1233 *stærcedferhþne.*

1241. *Of* ist hier eine spur des ursprünglichen und *heolfre* aus *hreþre* verdorben; vgl. Rä. 88, 13. Die formel *háton heolfre* v. 1277 (vgl. Beow. 849. 1423) gab dazu anlass, und vielleicht das vorausgehende *ýðum.* Wie wäre sonst das unsinnige *hát of heolfre* zu erklären?

1242. Greins *ellen* als masc. stützt sich nur auf Beow. 2695, wo *andlonȝne* sich auf *eorl* bezieht, und diese stelle. Da *ellen* nur neutrum ist, muss *untwéodne* in *untwéonde* geändert werden; auch ist *untwéod* eine unsinnige form.

1246. Ein sonnenheller tag ist denkbar und erfreulich, aber dass nicht das abenddunkel, sondern das 'sonnenhelle' abenddunkel der tortur ein ende machte, werden wenige glauben und ist unsinn. Der *siȝerófa* Andreas heisst hier wie Christ in Sat. 240 *siȝetorht*: er hielt die folterung mit heldenmut aus.

1258. *Háre hildstapan,* von dem reif und frost gesagt, ist wol beeinflusst durch das *hár hilderinc* (*heaðorinc*) des Beowulf oder der epischen poesie. Von dieser merkwürdigen strengen englischen winternacht steht natürlich im griechischen nichts. Solche zutaten sind für die verfasserfrage entscheidender, als

ganze listen von wörtern und formeln, welche der Andreas mit den gedichten Cynewulfs gemein hat.

1268. *wuldres ʒim,* coeli gemma i. e. sol. *In wuldre* 'in coelo' z. b. auch v. 948.

1276. *blód lifrum swealʒ* || *hátan heolfre,* d. h. 'das aus den wunden strömende heisse blut machte die am körper klebenden oder am boden liegenden blutklumpen (das geronnene blut, an. *blóðlifrar*) wider flüssig, vereinigte sich mit diesen, 'verschlang sie'. Also ist *heolfre* logischer instrumental, *lifrum* object.

1277. *hrá weorces ne sann*; s. Beiträge 11, 352. Sievers' erklärung der Genesisstelle (v. 1853) ist zweifellos richtig: wenn durch ein 'loch im pergament' *sunnon* verloren gegangen wäre, so würde jeder kenner der ags. poesie *hwurfon* oder ein synonymon dafür einsetzen; auch bedeutet ahd. *sinnan* 'gehen, sich wohin begeben'. Aber das ahd. wort ist in compositis auch aequivalent mit 'kehren', und darum erkläre ich die Guþlacstelle v. 290 'sich kehren an, sich kümmern um', und wage auch hier gegen Sievers' deutung 'der wunde leib kehrte sich nicht an, d. h. vertrug, duldete gelassen den schmerz'; ungefähr also wie Grimm 'doloris non meminit', während Grimms 'doloris non sensit' durch Sievers' bemerkung widerlegt ist.

1308. Glücklicherweise beweist jetzt die photographie luce clarius oder clara luce, dass hier *déop* (das *r* ist ganz deutlich!) nicht am platz ist. *Déor dómes ʒeorn* auch Rä. 32, 16. Die bedeutung 'feierlich, ernst', von personen gesagt, kommt nirgends vor.

1313. *Gescyrded*; Grein vermutet Sprachsch. 1, 449 *ʒescrýded*: *ʒescyrd* kommt auch Ps. 92, 1 Spelm. vor, aber *scrúd* und *scrýdan* sind westsächsisch.

1322. Setze *cyneþrym āhóf* in parenthese, und nach *þín* 1321 komma.

1345. l. *Him ðá earmsceapen* mit Beitr. 10, 517.

1351. *aldre ʒenéðan* vom Satan gesagt, geht doch zu weit! Aber diese herren poeten!

1355. Nach *wóman* komma; *weald hú*, 'wie auch', d. h. 'ohne dich zu kümmern wie' : die teufel widerraten den kampf

mit Andreas. Vgl. *weald hwænne* Wulfst. 90, 3 'quandocunque' (nach *cyme* semikolon!); *weald hwæt* 'quodcunque' Bosw. Aber *weald ðéah* c. conj. bedeutet 'forsitan' Ælfr. Hom. 2, 340 und 466.

1425. Glücklicherweise wissen wir jetzt, dass *tóslowen* und *āðrowen* nicht in der hs. stehen und man nicht allen augen trauen kann: *āðropen* ist natürlich in *ādropen* zu ändern, von *ā* + *drūpan*, nl. *druipen*, wie *scúfan* nl. *schuiven*, *búgan* nl. *buigen*, *smúgan* nl. *smuigen* und **crúdan* nl. *krui(d)en*.

1430. *hloðrode* im texte, *hléoðrode* in der fussnote!

1434. Nach Wülker ist eine langzeile, der nur die hälfte d. i. ein ganzer halbvers fehlt, 'schlechtgebaut'. Vollkommen richtig; darum ergänzte Grein *geond middangeard*.

1443. Andreas soll sich umsehen nach seiner blutigen spur, dem weg (*stíg* ist fem.), den sein blut rot gefärbt hat; hinter ihm lagen natürlich weder striemen noch peitschenhiebe und die σάρκες und τρίχες des gr. fehlen hier. Schon darum ist Greins *líclǽlan* (sollte sein *lǽlian*, s. Wr.-Wü. 431, 30) falsch. Neben *lǽl* begegnet eine schwache form z. b. Guðl. 671. Corp. 2136); hier aber möchte ich *líces* (vgl. Beitr. 10, 517) *lǽla* gen. plur. lesen.

1474. l. doch *líce gelenge* wie Beow. 2732, wo es aber 'verwant' bedeutet wie Schmid, Gesetze s. 392 § 9.

1480. Die schlechte interpunction verdirbt den sinn: lies , *wyrd undyrne,* || *ofer mín gemet.* Der dichter hat das mass seiner kräfte schon überstiegen und überlässt es einem kundigern poeten, vom anfang ab die übrigen *earfeðo* des Andreas zu schildern. Natürlich bedeutet *wordum wéman* 'verkünden' und ist vielleicht von *wéman* 'verlocken' zu scheiden: *swefnes wóma* gehört möglicherweise zu diesem *wéman,* das auch *suadere* bedeutet.

1485. *þæt* i. e. *swā ǽgléaw þæt* (*he*) —.

1493. *under sǽlwange* kann nur 'unter der erde' bedeuten; vgl. Rä. 4. 2 und ist in *under sǣlwáge* zu bessern; für *under* 'dicht unter, unter dem schutze eines höhern gegenstandes, diesem ganz nahe' vgl. Beow. 211. 836 und meine Aanteekeningen l. l. Der saal ist hier das gefängnis und die *sweras* (warum der plural? das griechische wie die Blickl. Hom. kennen nur einen *swer*) standen aussen, *storme bedrifene.*

1524. *fámȝe walcan.* Man lasse sich nicht irre machen durch Goodwins text, Guðlac 14, 14, der uns ein *betweox þises andweardan middaneardes wealcan dwelode* bietet, während die hs. *wéolc & welode* hat. Greins Sprachsch. 2, 669 fügt vortrefflich *wǽlum,* lat. 'gurgites' ein, aber deutet *welode* unrichtig als *wélode*: denn es gehört zu ags. *welian* (got. *walwjan*), später *wylian* (Saints 8, 170 etc., vgl. Beitr. 9, 292). *Wealcan* ist trans. und intrans. (Cura Past. 154, 22. Ælfr. Hom. 1, 148. Zs. fda. 9, 464), *welian* trans.; *wealwian* aber intrans. und kommt hier nicht in betracht. Ein *walca* in der bed. 'rollende woge' nur hier im Andreas.

1526. Jetzt wissen wir, dass *meoduscerwen* in der hs. steht, wie Beow. 769 *ealuscerwen.* Natürlich stahl unser poet aus diesem Beowulftext, und wiewol die hungrigen Marmedonier keinen *symbeldæȝ* gehabt hatten, übernahm er das wort: nur zwang ihn der reim *ealu-* in *meodu* zu ändern. S. über das wort den geistreichen artikel von Bugge (Tidskr. 8, 295): ich erlaube mir aber einzuwenden 1) dass man *on,* nicht *æfter* einem *symbeldæȝ* met oder bier verschenkt oder einschenkt; 2) dass v. 1534 *biter béorþeȝu* und die *byrelas* auf etwas ganz anderes sehen, nämlich auf das reichlich fliessende wasser. Auch an eine 'bierversauerung' oder 'metindigestion' braucht man nicht zu denken, wiewol es nicht sinnlos ist, sich die sache so vorzustellen, dass den ihren rausch ausschlafenden Dänen durch den plötzlichen schrecken das bier, natürlich im leibe, umschlug, übel aufstiess, nl. 'opbrak'. Ich halte zu unserm passus die bekannte, von mir leider ganz misverstandene stelle der Cura Past. 295, 6, wo *digesto vino* mit *ðá him ðæt líð ȝescired was* übersetzt ist: C liest *ȝesciered,* und das schon hätte mich abhalten müssen, das *i* lang anzusetzen. Offenbar ist die agerm. grundform **giskurwid*; dass auch an unserer stelle ein **skarwîni-* von **skarwjan* vorliegt, ist mir jetzt klar. Frei übersetzt bedeutet also die stelle aus der CP. 'als der rausch vorüber war'. Dass durch einen plötzlichen schrecken ein zustand von nüchternheit wider eintritt, ist allbekannt: die bier- und schlaftrunknen Dänen werden also, wie die Marmedonier nach ihrem hungerschmaus, wider nüchtern, der rausch nach dem feste war geschwunden.

1532. l. *sealtne* und vgl. Ex. 333 und Sprachsch. 2, 434.

1545. Gegen den 'brand' in der fussnote, der durch den *heofon* v. 1585 leider nicht gelöscht wird, ist einzuwenden, dass das die stadt umgebende feuer bloss die flucht hinderte, aber, wiewol es mit vernichtung drohte, ganz unschädlich war. Lies also *wadu* und 1585 *ȝeofon.*

1549. l. *forhtferð* wie 1596.

1562. Der gedanke, dass mangelhafte verse vom dichter selbst herrühren, hat noch wenig beachtung bei unseren metrikern und textkritikern gefunden. Bis auf weiteres bleiben wir der alten schule treu und suchen zu emendieren. *Hæleðum cúð* ist 'allbekannt' und scheint mir darum hier nicht recht passend; *þæt is hér swa cúð* 'das ist hier deutlich genug'?

1579. Greins *him wæs ȝearu sóna* is gewis keine 'versüberladung'; aber eine wortüberladung findet man in Wülkers *smeolt* 1581, das ein *e* verlieren muss, weil es eine unmögliche form ist: das ags. kennt nur *smolt* und *smylte.*

1612. *ȝif ȝe teala hycȝað,* vgl. Beow. 289 *se þe wel þenceð.*

1627. *ðá wæs eall eador* || *leoðolic & ȝástlic,* vgl. Beow. 836 *þǽr wæs eal ȝeador* || *Grendles ȝrápe.* Auch Gen. 2557 wird *eall eador* durch was folgt (einen relativsatz) näher bestimmt. Warum Holthausen *Grendles ȝrápe* von *eal ȝeador* trennen will, verstehe ich nicht.

1659. l. mit Kluge (nach Jul. 569) *weorc*; *c* und *t* sind sich sehr ähnlich und der copist vereinfachte die scheinbare verdoppelung *tt.*

1667. Natürlich ist hier eine lücke: *καὶ κατῆλθεν ὁ κύριος Ἰησοῦς γενόμενος ὅμοιος μικρῷ παιδίῳ εὐπρεπεῖ, καὶ συναντήσας τὸν Ἀνδρέαν εἶπεν· Ἀνδρέα, διὰ τί ἐξῆλθες ἐάσας αὐτοὺς ἀκάρπους καὶ οὐκ ἐσπλαγχνίσθης ἐπὶ τοῖς παιδίοις τοῖς ἀκολουθοῦσιν ὄπισθέν σου καὶ τῶν δεομένων ἀνδρῶν ὅτι ποίησον μεθ' ἡμῶν ἡμέρας ὀλίγας;* dann folgt *ἡ γὰρ βοὴ αὐτῶν καὶ ὁ κλαυθμὸς ἀνέβη εἰς οὐρανούς,* ags. *hira wóp becóm* || *murnende mód fore snéowan,* lege: *mē fore snéowan.* Was nach 1663 weggefallen, lässt sich nicht wider herstellen.

1681. Vor *tíréadiȝra* komma, nicht nach diesem worte; es gehört zu *weorod unmǽte.*

1697. *þá wederburȝ,* die 'sonnenstadt' der *siȝlwara* oder Aethiopier; in compositis bezieht sich *weder* entweder auf die sonne oder auf den himmel.

1704. Das 'loch im pergamente' macht keine bresche in unsrem metrischen system: ersteres ist gross genug für *ðan*, und die metrik wie der sinn fordern *&* *syððan nó*.

1714. *seolhwaðu* ist ebenso falsch wie das *seolhpaðu* der hs., denn *pæð* ist masc. Lies, wie Rä. 11, 11, *seolhbaðu*.

Christ und Satan.

Nach welchen grundsätzen Wülker seinen text constituiert hat, bleibt mir dunkel: einen diplomatischen abdruck gibt er nicht, denn z. b. *eadiȝre* v. 221 wird in *eadiȝra, swylce* v. 322 in *swyðe* geändert. Das metrisch und logisch unmögliche *sweartade* v. 78 bleibt stehen, wiewol in der fussnote ausdrücklich berichtet wird, dass Ettmüllers *spearcade* 'beizustimmen ist'. Verse ohne alliteration werden respectiert und gelten nur als 'schlecht gebaut' (v. 297. 365); eine von Sievers als metrisch falsch verworfene conjectur wird in den text aufgenommen, ohne dass durch cursiven druck diese abweichung von der hs. angedeutet ist. V. 132 finden wir sogar *hwæther* statt *hwæt hér*. Auf dem leser lastet also die aufgabe, sich mit benutzung der fussnoten, die neben vielen richtigen besserungen doch auch ziemlich viel unsinn und schlechte conjecturen enthalten, einen kritischen text selbst zusammenzustellen. Wie ganz anders verfuhr Grein!

5. (*stréam*) *út on sǽ* kann nur bedeuten '(den strom) draussen in der see', wie *út on felda* Ælfr. Hom. 1, 6 'out in the field', natürlich vom standpunkt dessen, der am land bez. in der stadt ist (wie Sievers, Beitr. 12, 192 dargetan hat). Darum kann der überlieferte text schwerlich echt sein, und auch mit *úton sǽ* wird nichts gewonnen. Man könnte *stréamas & útsǽ* vermuten (vgl. Az. 122), *útsǽ* nach *upheofon*, leider nicht nach *útȝársecȝ* Sprachsch. 2, 634, denn Sch. 70 ist *út ȝársecȝes* zu lesen. Aber auch diese vermutung befriedigt mich nicht. Wer heilt v. 7? *dryhten* aus *dene* (*clene*)?

10. Dass Wülker nirgends *heofen-* in *ȝeofen-* ändern will, ist uns aus dem Andreas schon bekannt. Auch hier fordert der sinn, das schon von Grein vorgeschlagene *ȝeofene* herzustellen.

11. l. nach Dan. 576 *reȝna scúra* || *dropena ȝehwelcne*.

16. l. mit Ettm. *&* *upheofon* und vielleicht im folgenden



vers *héanne ofer holme*; weniger wahrscheinlich ist *héahe holmas* nach Az. 123.

30. Die neueste metrik (Engl. stud. 21, 14) verbietet uns hier, einen A-vers mit auftakt zu reconstruieren, weil solche verse 'unmöglich' sein sollen! Dennoch ist die änderung *sceoldun* hier vorzuziehen, weil aus v. 27 hervorgeht, dass der sturz der engel hier nicht im praesens gedacht wird.

41. Besser wäre *þæt we ætsomne sceolun.*

42. In *werȝum* wird wol *werȝun,* d. h. *werȝunȝ* stecken; vgl. Ps. 87, 19 (Spelman) und für kentisches *n* = *nȝ* Zs. fda. 21, 11.

52. *súsle beȝrorene.* Das part. perf. pass. eines transitiven (!) verbums **beȝrúsan* 'mit grausen erfüllen' fällt auf, gibt aber niemand das recht, ein vollkommen unverständliches *beȝrówene* dafür einzusetzen. Eher liesse sich ein *súsl beȝnornedon* vermuten[1]) (vgl. v. 134), wenn nicht im allgemeinen bei *ἅπαξ εἰρημένοις* die äusserste vorsicht geboten wäre.

72. *hwearfdon.* Man bessere nach Beitr. 10, 453.

76. *wæs þá forworht āȝen,* l. *wæs þá forhtra ȝén* : *ȝén* mit dem comparativ ist sehr gewöhnlich und *āȝén* in der bedeutung 'again' findet sich nur in jüngern quellen. Dass der teufel *wériȝ* oder traurig war und *eiseȝan stefne* schon das wort geführt hat, erhellt aus v. 35. 36: jetzt fühlt er die höllenqual, und seine angst und verzweiflung wachsen. Das seltsame *eisiȝ, eȝesiȝ* wird von Grein mit 'terribilis' übersetzt; ich deute es als '*eȝesa* oder furcht ausdrückend'; vgl. *sáriȝ* 'traurig' in *sárȝan reorde* v. *sár* 'schmerz'; 'terribilis' ist *eȝeslic,* wie v. 434.

90. *āseald,* wol besser *āsǽled* : *þá ic of sweȝle ādrifen & āsǽled wæs,* vgl. v. 201 und Panther 58: *þæt is se ealda féond þone he ȝesealde in súsla ȝrund.*

93. *nis hér éadiȝes tír,* || *wloncra wínsele.* Thorpe liest richtig *éadiȝra*, was Graz (Engl. studien 21, 15) zurückweist, ohne Kaluzas 39. typus zu gedenken (Beow. 932. 949 u. s. w.). Aber bei einem embarras de richesse von 90 typen kann man sich leicht verirren.

95. *ne* l. *nu?* dann jedenfalls v. 96 *móton.*

[1) Das aber ein erweitertes D –́ × | –́ ⏑̀ × im zweiten halbvers ergeben würde. Im notfall würde ich eher nach ***hríme bihrorene*** Wand. 77 auch hier an ***behrorene*** denken. E. S.]

125. Für Ettm. und Greins *me* statt *him* spricht v. 175.

128. *áttre ȝeblonden* bezieht sich auf *fýrléoma*, vgl. v. 79.

147. Ein *áȝe* 'possessio' existiert nicht; *tóáȝan* in der bedeutung von *ȝeáȝnian* auch nicht; also muss man wol *tó áȝen* lesen: für *áȝen* als subst. vergleiche man Schmid, Ges. s. 528, meine Altws. gr. 2, 78; *tó* c. acc. ist in dieser formel begreiflich und findet sich auch sonstwo[1]) (s. Grein, Gloss.), besonders in späteren quellen (Narr. s. 34 bis). Man hüte sich, Saints 12, 13. Beda-Wheloc s. 461 und Wulfstan 212, 16 *tó* mit *unriht* zu verbinden: *tó* gehört zu *foran* : *foran tó* = *tóforan*.

160. *firena herde* i. e. *hyrde* auch Beow. 750. Dass *cwíðde* statt *cwide* zu lesen ist, begreift jeder, und mit seinem *cwidum* am rande beweist der 'corrector' seine nichtswürdigkeit. Das *út* (*of helle*) gehört zum verbum, wie v. 34.

190. *hwearf þá tó helle*. Das schliesst sich herzlich schlecht der vorausgehenden klage an, denn Satan jammert in der hölle. Es repetiert bloss v. 24—32.

205. Sievers' notwendige besserung wird von Graz (Engl. stud. 21, 17) verworfen. Graz vergisst aber, dass *ealra cyninȝa cyninȝ* nirgends mit einer flexionsendung versehen ist und dass es für die dialektbestimmung keineswegs gleichgiltig ist, dass hier *mid* c. acc. verbunden wird. Sogar v. 360 kommt *mid his swíðran hond* in rein instr. bedeutung vor, was sonst selten ist.

236. Wer uns verbietet, aus metrischen gründen 'lustig darauf los zu emendieren', sollte selber keine lücke annehmen, wo die liebe metrik eine solche vermutung nicht gestattet: *þúsendmælum* füllt v. 509. 569. 632. Jud. 165. Andr. 872. Ex. 196 einen halbvers aus, warum denn hier nicht? Wenn Sievers also bemerkt, dass Grein den ersten halbvers falsch reconstruiert, hat man ihm nur beizustimmen.

238. *byrhtword*. Ich vermute *burgweard* nach Andr. 660.

243. l. *dóȝra ȝehwilce*.

245. Entweder *andfenȝe* oder *andfenȝea* scheint mir hier richtiger; vgl. Ps. 88, 23 und Cura Past. 222, 21.

---

[1]) Findet sich aber auch sonst ein so knapper ausdruck wie 'nicht zu eigen wollen' in der ags. poesie? Mir kommt es hart vor, dass der begriff 'haben' dabei unausgedrückt bleiben sollte; ich wäre danach eher geneigt, anzunehmen, dass das *tó* aus der folgenden zeile hierher verschlagen, also *þé hé áȝan nyle* zu lesen sei. E. S.]

261. In *ana* wird wol *an, on* stecken und dahinter *riht* ausgefallen sein: *ȝod seolfa him* gehört zu v. 260 und *rice healdeð* bildet die erste hälfte von v. 261: für *on riht* vgl. v. 347 u. s. w.

290 und 291 erinnern an Waldere B 27 und 29; v. 303 an Waldere B 29.

334. Ich vermute *& ȝristbitunȝc & ȝnornunȝc mecȝa.*[1])

335. *nymðe cyle & fýr.* v. 132 lesen wir *hát & ceald,* was mich hier *hát & cyle* vermuten lässt.

352. Nach *heaðosiȝel* || *scír bescíneð* Rä. 72, 16 lese ich hier *hú scír sunna þǽr* || *scíneð ymbútan.* Aber auch *sunu* wäre möglich, weil Christ auch sonstwo mit der sonne verglichen wird (Crist 696), wenn nur *meotodes mihte* sich damit vereinigen liesse. Holthausens *scíma* scheint mir weniger glücklich, weil dies besser als parallele mit *sunna* oder *sunne* (wie Crist 697) fungiert.

365. Solche schlechte verse bleiben nicht 'auf dem dichter', sondern auf dem herausgeber sitzen. Was Dietrich s.z. bemerkt hat, geht uns nichts an.

370. (*in wuldre* 'in coelo') || *þæt* (ő) *he for oferhýdc áȝan wolde?* Oder ist *éawan, æfnan* statt *áȝan* zu lesen?

375ᵇ. 376ᵃ. *him tó ȝesíðum* || *In þæt nearwe níð* (vgl. 633)?? Gewis eine tollkühne conjectur! — Aber was auch in 378 stecken möge, jedenfalls ist v. 379 mit Grein *á búton ende* zu lesen.

394. *þes dréorȝa héap* s. v. a. 'wir armen teufel'? Das klingt seltsam, denn die knechte Satans deuten sich selbst mit *we* an, v. 398, und nennen *úre wítu* 'unsre hölle' v. 392: für *wítu* vgl. auch v. 119 *wuldres & wíta* 'über himmel und hölle'; für *wulder* 'himmel' Gnom. Ex. 7, 133. Sat. 463 u. s. w.

490. Vielleicht ist *cealdan* oder *cealdne* ausgefallen: vgl. Seef. 10. Ettmüllers *þæs* verstehe ich nicht: *þises* würde besser passen.

495. *þurh fǽmnan hád,* Grein: 'per virginitatem i. e. a virgine natus'. Aber wie *Márian hád* einfach Maria bedeutet, kannn auch *fǽmnan hád* hier = *fǽmnan* sein.

502. l. *þæt ic on worulde wæs.*

503. Streiche *ȝéara* und vgl. Andr. 157 *ymb þrítiȝ nihtȝerímes.*

[[1]) Wozu vielleicht zu bemerken wäre, dass die verhärtung der auslautenden *-nȝ* gerade in den älteren kent. texten besonders häufig ist. E. S.]

522. Greins lesart ist unmöglich, weil *ȝefetian* transitiv ist. Streiche *winum* (*sínum?*); wie kommt aber dies wort in den text?

530. *þá ȝinȝran on upp stód*; jedenfalls ist *ȝinȝran* hier zu viel; und *þá upp āstód* würde tadellos sein. Wer erklärt aber *on*, das schwerlich zu *hwǽr* gehören kann? *hwǽr on* = *on hwelcre stówe* ist sehr verdächtig, während *þǽr on* = *on þǽm* ganz gewöhnlich ist.

542. Eine stelle, wo *mód* 'ohne endung belegt ist', ist Crist 77 und dieser vers ist corrupt. Gen. 1957 steht widerum *mód* statt *móde*, was richtig von Wülker gebessert wird. Hier aber soll *mód* stehen bleiben, 'da dat. locat. sonst auch ohne endung belegt sind'. Eher liesse sich denken, dass hier auslautendes *e* vor vocalischem folgenden anlaut unterdrückt ist. Andere stellen für *mód* = *móde* kenne ich nicht.

559. l. *féowertiȝ daȝa folcum ȝecýðed* || *meotod mancynnes*; *folgad* beruht auf besserung der dittographie *folcum*.

618ᵇ. *þǽr ȝe habbað nū.*

626. *réordiende* ist unmöglich, l. *reordende* und suppliere *&* *réðe word.*

640ᵇ. l. *synna stǽleð* || *fǽhðe & firene, þæs ðe híe fréadrihten.*

699. Im vorigen vers ist wol *sío*[1]) ausgefallen und hier haben wir *hel heaðodréoriȝ* zu lesen: bekannt ist ja der *heaðowylm* der hölle, und vielleicht veranlasste dies substantiv den dichter dazu, ein neues adjectiv zu bilden.[2])

704 und 707. *séo* soll die ersten vershälften schliessen, also umgesetzt werden.

709. *seond*, l. *séon* (zweisilbig zu sprechen).

710. l. *þæt ðu þæt merce hús.*

Phoenix.

134 Ne maȝon þám breahtme býman nē hornas,
nē hearpan hlyn, nē hæleða stefn
ǽnȝes on eorðan, nē orȝanon swéȝ,
nē hléoðres ȝeswin(s), nē swanes feðre,
nē ǽniȝ þára dréama þe dryhten ȝescóp
ȝumum tó ȝlíwe in þás ȝéomran woruld.

[1]) Nach *hú?* denn an den verschluss passt es nicht. Das gilt auch von v. 707, wo *hú séo héh & déop* zu ordnen wäre. E. S.]

[2]) Ich bemerke hier, dass ags. *cirm* und *wielm* unleugbare beispiele von *mi*-bildungen im altgermanischen sind (Zs. fdph. 28, 152).

Mazon c. dat. erklärt Grein, was den sinn angeht, zweifellos richtig, mit 'können sich vergleichen'; aber eine solche construction ist unbewiesen. Darum halte ich es für sehr wahrscheinlich, dass hinter *mazon* eine praeposition ausgefallen ist, aber welche? *wið* passt nicht: *ic mæz wið* bedeutet 'ich vermag wider' (Anglia 1, 193. Or. 4, 6, 1 [Sweet 170, 21] und 1, 1, 29 [Sweet 24, 29]). Eher könnte *be* (*bi*) in betracht kommen: *be* 'in vergleich mit'[1]) begegnet uns z. b. Or. 2, 6, 5 [Sweet 88, 32] *hwelc zewinn þá wǽron be ðǽm þe nū sindon*; und, last not least, in dem oft falsch interpretierten Beowulfpassus 1282 ff.:

wæs se zryre lǽssa
efne swa micle, swa bið mæzþa cræft,
wízzryre wífes be wǽpnedmen,
1285 þonne heoru bunden, hamere zeþúren,
sweord swáte fáh, swín ofer helme,
eczum dyhtiz, andweard scireð.

Die praeposition erklären Heyne und Socin mit 'bei': 'bei dem krieger ist' (d. h. geschätzt wird); die richtige interpretation findet man aber bei Wyatt: 'in comparison with'. Sehr schön vergleicht hier der dichter den geringern schrecken, *þone lǽssan zryre*, den Grendels mutter verursacht, mit dem *wízzryre wífes*, dem kampfgraus eines weibes (gen. subjectivus), welcher natürlich geringer ist *be wǽpnedmen* i. e. *be wǽpnedmonnes wízzryre*, den ein kämpfender held (h. l. Grendel, der nur dem Beowulf unterlag) erregt. Greins 'bei' bleibt unklar und im Sprachschatz werden wir mit einem u. s. w. abgefertigt. Nur ist mir leider kein beleg für *he* (*hit*) *ne mæz be* zur hand und bleibt meine vermutung über den fehlerhaft überlieferten Phoenixvers also nur — eine vermutung. Einen ähnlichen ausfall einer praeposition nehme ich Beow. 1141 an: *zif he tornzemót þurhtéon mihte, þæt he* (adde *wið*) *Eotena bearn inne zemunde.* Dass *zemunan* mit *zeþencean* synonym ist, lehrt uns die variante zu Seel. 19: und nur so kann ich den Beowulfvers verstehen.

---

[1]) Diese bedeutung ist auch ahd.: *sô nû uuazzar ist bi uuîne* Otfr. 2, 10, 10, das gleich nachher durch *sô uuîn ist uuidar uuazzare* erklärt wird. Die grundbedeutung ist hier 'neben'. E. S.]

LEIDEN, 14. november 1895. P. J. COSIJN.



ZUR KRITIK DES SPRACHATLAS.[1])

I.

Unter dem titel 'Der sprachatlas des deutschen reichs. Dichtung und wahrheit' haben Wenker und Wrede soeben eine broschüre drucken lassen, in welcher sie die bisherige bearbeitungsweise des Sprachatlas rechtfertigen und das demselben zu grunde liegende material den einwänden von fachgenossen gegenüber in schutz nehmen wollen. Diese broschüre ist veranlasst worden durch mein im september 1895 erschienenes buch 'Beiträge zur geographie der deutschen mundarten in form einer kritik von Wenkers Sprachatlas des deutschen reichs' (band 3 der von mir herausgegebenen 'Sammlung kurzer grammatiken deutscher mundarten'). Der aufsatz von Wenker, 'Herrn Bremers kritik des Sprachatlas', soll eine entgegnung auf mein buch sein. Wredes beitrag, 'Ueber richtige interpretation der sprachatlaskarten', ist der abdruck eines vor der Cölner philologenversammlung am 26. september gehaltenen gleichlautenden vortrages. Wrede hat durch seinen vortrag beabsichtigt, 'den Sprachatlas dem verständnis und vor allem dem vertrauen der fachgenossen', 'von denen bisher immer nur blinder glaube an den unnahbaren grossen unbekannten ver-

[[1]) Wenn ich gegen sonstige gepflogenheit bei einer bisher ausserhalb dieser zs. verhandelten streitfrage einem wesentlich nur polemischen aufsatz aufnahme in die Beiträge gewährt habe, so ist das deswegen geschehen, weil es mir gegenüber der schroffen und verletzenden art, mit der man bisher die äusserungen des herrn verfassers abgelehnt hat, als eine pflicht erschien, einer kritik das wort nicht zu versagen, deren grundlagen ich nicht nur für richtig, sondern auch für geeignet halte, dem grossen werke des Sprachatlas selbst zu sachlicher förderung zu dienen. E. S.]

langt wurde', 'so nahe wie möglich zu bringen' (s. 33 f.). Auch Wrede lässt eine leise polemik gegen 'graue theoretiker' und 'zweifler' (s. 35), gegen 'eine unrichtige interpretation' des Sprachatlas (s. 37) und 'die oberflächlichkeit des' unberufenen 'interpretators' (s. 45, vgl. auch s. 42 f., 45 f., 48 und 50) einfliessen, und die vereinigung seines vortrages und der streitschrift Wenkers unter einem buchtitel beweist, dass er seine verteidigung des Sprachatlas auch meinem buche gegenüber aufrecht hält. Ich weiss nicht, ob Wrede mein buch bereits gekannt hat, als er seinen vortrag hielt. Jedenfalls bemerke ich, dass die herren wussten, dass meine kritik des Sprachatlas demnächst erscheinen würde, und ich betone Wenker (s. 29) gegenüber, dass mein buch am 24. september erschienen ist, während Wrede seinen vortrag am 26. september gehalten hat. Das erscheinen meines buches kann den herren damals kaum unbekannt geblieben sein; denn die verlagshandlung hat am 25. september ein exemplar dem vorsitzenden der Cölner philologenversammlung eingesant.

Auf die angriffe Wenkers zu antworten, halte ich für richtig, obgleich ich nicht glaube, dass jemand, der mein buch mit verständnis gelesen hat, durch Wenker an meiner kritik irre gemacht werden könnte, schon deshalb nicht, weil seine erwiderung den kern der sache gar nicht trifft. Ich antworte einerseits, um den vorwurf zurückzuweisen, dass mein buch 'grobe fehler' (s. 6), 'geradezu unbegreifliche fehlerhafte angaben aus dem Sprachatlas' (s. 7), 'unwahre behauptungen' (s. 16), 'gehäufte unverzeihliche flüchtigkeiten' (ebd.) enthalte. Andrerseits ist es mir vor allem darum zu tun, dass die sache des Sprachatlas wirklich gefördert und nicht weiter einem manne bedingungslos ausgeliefert werde, der so deutlich gezeigt hat, dass er nicht befähigt ist, eine objective und durchaus notwendige kritik zu würdigen und sich nutzbar zu machen, der vielmehr rein sachlichen einwendungen und belehrungen unzugänglich, in seinem sanguinismus nach wie vor dabei beharrt, dass ihm, 'der am sichersten und richtigsten über den wert des atlasmaterials urteilen kann', 'der glaube an' die 'zuverlässigkeit seiner formulare' 'im laufe der jahre nicht gesunken, sondern im gegenteil gestiegen ist' (s. 35), und

der im hinblick auf eine zusammenfassende bearbeitung des Sprachatlas mit dem geständnis, 'dass selbst wir, trotz jahrelanger gewöhnung an solche überraschungen, zuweilen ratlos davor stehn' (s. 18), die unerschütterliche 'überzeugung' vereinen kann, 'dass wir trotz alledem auch über so schwierige fragen noch sehr viele sichere aufschlüsse bringen werden' (s. 28); dass, 'wird erst das ganze atlasmaterial vorliegen, wir dann mit bestimmtheit trotz der orthographischen schwierigkeiten brauchbare ergebnisse in aussicht stellen können, die jeder kritik stand halten werden' (s. 29), und dass 'trotz der unleugbaren orthographischen schwierigkeiten dennoch im Sprachatlas selber mittel und wege gegeben sind, durch die späterhin mit erfolg jenen schwierigkeiten entgegengetreten werden kann' (s. 29). Diese sicherheit entspringt allein seinem persönlichen glauben, der mit wissenschaftlichem urteil nichts gemein hat. Wenn von andern forschern 'blinder glaube an den unnahbaren grossen unbekannten verlangt' wird (s. 33), so verlangt man tatsächlich blinden glauben an Wenkers person. Man fordert glauben an die unfehlbarkeit eines forschers! In seiner eigenschaft als hilfsarbeiter Wenkers kennzeichnet Wrede seinen standpunkt dahin: 'wir kennen' die 'fehler in den dialektübersetzungen' 'genauer als jeder andre und wissen uns mit ihnen abzufinden'[1]) (s. 35); 'es ist meistens gar nicht so schwer, aus diesen zahlreichen widergaben das richtige, das ein jeder schreiber gemeint hat, herzuleiten' (s. 38); die karten sollen zur 'benutzung in erster linie denen überlassen werden, die in der jahrzehntelangen mühsamen herstellung der karten sich die dazu gehörige vertrautheit mit dem gesammten atlasmaterial und -mechanismus erworben haben' (s. 45 f.). Es wird also nicht nur blinder glaube verlangt, obwol Wrede selbst zugesteht, dass den bearbeitern des Sprachatlas 'irrungen nicht erspart geblieben sind' (s. 44), sondern man beansprucht ein monopol, ungeachtet der einsicht, dass 'selbst an uns eingeweihte mitarbeiter die bedenkliche gefahr herantritt, den überblick über das ganze zu verlieren' (s. 52).

[1]) Wie reimt sich hierzu die 'widerholte aufforderung und bitte, die verehrten fachgenossen möchten fehler oder bedenken, die ihnen in bezug auf den atlas aufgestossen seien, rückhaltlos mitteilen' (s. 36)?



Dieser standpunkt muss auf das energischeste bekämpft werden. Wenker darf nicht vergessen, dass sein werk nicht mehr ihm persönlich gehört, dass es vielmehr ein gemeingut der deutschen sprachwissenschaft ist, und dass diese auf den Sprachatlas ein anrecht und über ihn zu verfügen hat. Jeder der etwas zu dem so schwierigen gelingen des ganzen beizutragen vermag, ist nicht nur berechtigt, er ist der wissenschaft gegenüber verpflichtet, mit hand anzulegen, und Wenker hat kein recht, blinden glauben zu fordern und eine ihm unbequeme kritik mit 'entrüstung' (s. 16) und 'achselzucken' (s. 17) zurückzuweisen, ohne auf das, um was es sich handelt, einzugehen. Wir alle haben ein recht und werden es uns nicht nehmen lassen, ein wörtlein mitzusprechen, wo es sich um kein privates, sondern um ein öffentliches, um ein uns alle angehendes unternehmen handelt, um die ermittelung sicherer, kommenden jahrhunderten zu überliefernder tatsachen, für deren richtigkeit nicht Wenker allein, sondern alle deutschen sprachforscher der gegenwart sich verantwortlich fühlen sollen.

Ich bedaure aufrichtig, dass Wenkers broschüre mich zwingt, nunmehr in einer schärferen tonart zu sprechen, als ich es in meinem buch getan habe. Als ich vor mehr als zwei jahren meine zweifel an der zuverlässigkeit der linien des Sprachatlas öffentlich ausgesprochen hatte, las ich aus der entgegnung des herrn professor dr. Edward Schröder (Anz. fda. 19, 346 anm.) heraus, dass ich dem auch von mir 'aufrichtig verehrten' manne bitter weh getan hatte. Es war mir daher bedürfnis, herrn dr. Wenker in einem briefe mein aufrichtiges bedauern über das durch meine worte verschuldete misverständnis auszusprechen und ihn zu versichern, dass mir nichts ferner gelegen hatte als ihn persönlich anzugreifen, dass ich aber die pflicht der persönlichen dankbarkeit gegen den schöpfer eines deutschen sprachatlas der höheren pflicht gegen unsere wissenschaft unterordnen müsse, und deshalb geglaubt hatte, mein erfahrungsmässig gewonnenes und später zu begründendes urteil aussprechen zu müssen. Ich habe ebenso in meinem buche gesagt, dass es mir 'völlig fern gelegen gegen Wenkers grosses werk »anklagen« zu erheben' (s. VII). Mein buch sollte 'nichts weniger als eine streitschrift sein',

'vielmehr ein positiver beitrag zur förderung des Sprachatlas' (s. IX). 'Ich meine, wir tragen dem schöpfer des Sprachatlas dadurch am wirksamsten unsern dank ab, dass wir mithelfen sein grosses ziel zu verwirklichen' (s. IX). 'Ich finde keine freude daran und ich habe nicht beabsichtigt die mühselige und verdienstvolle arbeit eines andern herabzusetzen. So unerfreulich es für mich gewesen ist, das bedingungslose vertrauen auf die unfehlbarkeit eines von mir selbst so freudig begrüssten und mit aufrichtiger dankbarkeit anerkannten werkes zu erschüttern, so gereicht mir andrerseits wenigstens der gedanke zur genugtuung, es könnte mir gelungen sein durch diese kritik und meine positiven fingerzeige die ziele gefördert zu haben, deren verwirklichung der Sprachatlas erstrebt' (s. 235).

Es entgeht mir, wie Wenker es über sich gewinnen konnte, auf mein buch in dem erregten ton zu antworten, wie er es getan hat. Es entgeht mir, wie er trotz widerholter entgegengesetzter versicherung in mir nur den widersacher zu sehen vermag. Dank habe ich nicht erwartet. Aber zu einer 'scharfen abfertigung' (s. 6) würde ich ihm auch dann keine veranlassung gegeben haben, wenn sämmtliche einwände Wenkers zutreffend wären. Auch in diesem falle hätte es Wenker besser angestanden, meine versehen einfach zu constatieren und im übrigen sich mit meinen 'grundanschauungen' über die unzulänglichkeit des materials des Sprachatlas, über einen im fluss befindlichen lautwandel, über autochthone doppelformen und unzulänglichkeit der orthographie des näheren auseinanderzusetzen, statt in blindem zorn mein ganzes buch zu negieren, statt, 'die discussion eröffnend' (s. 6), 'mit dem verfasser eines solchen elaborates hiermit ein für allemal abzuschliessen' (s. 30). Ich fürchte, Wenker hat seinem wissenschaftlichen ansehen und dem ansehen der von ihm vertretenen sache durch die art seiner entgegnung ungleich mehr geschadet, als ich es durch mein buch getan haben mag.

Ich will über den ton, den Wenker gegen mich angeschlagen hat, nicht rechten. Er mag es vor sich verantworten, wie er es nach meinem briefe und nach meiner 'versicherung, dass die ungenauen oder fehlerhaften angaben und linien des Sprachatlas in der hauptsache nicht dem be-

gründer desselben oder seinen mitarbeitern zur last fallen, sondern in der unzulänglichkeit des materials naturgemäss begründet sind', dass 'kein anderer bearbeiter des Sprachatlas im stande gewesen wäre, die besprochenen fehler zu vermeiden' (s. 233), wie er es da über sich gewinnen konnte, mein ablehnen einer antwort auf Schröders persönlichen angriff damit zu beantworten, dass er dessen worte abermals abdrucken liess und sich damit zu eigen machte. Er mag es vor sich verantworten, wenn er öffentlich abermals derjenigen gelehrten in einer nicht discutierbaren weise erwähnung tut, auf welche ich mich früher berufen hatte, ohne deren namen zu nennen. Ich habe s. VII gesagt: 'auch denjenigen gelehrten, welche die gleiche erfahrung gemacht haben, hat es, wie mir selbst, völlig fern gelegen, gegen Wenkers grosses werk »anklagen« zu erheben. Ich weiss von ihnen wenigstens nur, dass sie neben überraschenden übereinstimmungen mit ihrem eigenen wissen auch einzelne offenbare fehler constatieren konnten. Ich habe mich nicht auf diese gelehrten, sondern auf »meine erfahrungen« berufen, und nur hinzugefügt, dass diese »mir von einer reihe von gelehrten bestätigt werden«. Dadurch wird das gewicht meines einwandes verstärkt; an sich aber ist diese bestätigung nebensächlich.' — Und auf diese worte vermag es Wenker (s. 6) zu antworten: 'leider lässt Br. die »reihe von gelehrten« vollständig in ihrem mystischem dunkel verharren, wir erfahren weder ihre namen noch ihre einwendungen', und er fügt dann über meine vermeintliche erledigung der mir hinsichtlich der 'anonymen gelehrten' 'gemachten schweren vorwürfe' noch worte hinzu, die ich nicht wiederholen will. Etliche namen und einwendungen hätte Wenker bei nur einigem guten willen aus meinem buche erfahren können; denn ich habe mich bei meinen nachweisen von fehlern oder ungenauigkeiten des Sprachatlas mehrfach auf mündliche gewährsmänner berufen. Andere einwendungen kann ich nicht anführen, weil ich von meinen gewährsmännern, wie gesagt, nichts weiter weiss, als dass sie 'einzelne offenbare fehler constatieren konnten': welche, ist mir nicht bekannt. Man wird es verstehen, dass ich nicht in der lage bin, die namen, soweit sie mir noch in erinnerung sind, ohne die ausdrückliche zustimmung der betreffenden herren

in eine erregte discussion hineinzuziehen: handelt es sich doch um gelegentliche äusserungen in einem privatgespräch. Wollte herr dr. Wenker von mir weitere namen erfahren, um sich mit den herren wegen ihrer 'einwendungen' in verbindung zu setzen, so musste er sich an mich brieflich wenden. Meiner ihm schriftlich wie gedruckt gegebenen erklärung gegenüber wäre dies allerdings zwecklos gewesen. Zwecklos um so mehr, als ja bei den den Sprachatlas bearbeitenden herren der einspruch anderer wirkungslos zu sein scheint, nach Wredes worten zu schliessen, dass 'hier und da graue theoretiker, die kaum je eins unserer formulare in der hand gehabt haben, ihrem subjectiven zweifel ausdruck zu geben sich gemüssigt fänden' (s. 35) — das klingt gewis nicht ermunternd, der 'aufforderung und bitte, die verehrten fachgenossen möchten fehler oder bedenken, die ihnen in bezug auf den atlas aufgestossen seien, rückhaltlos mitteilen' (s. 36), folge zu leisten.

II.

Indem ich nun auf Wenkers streitschrift näher eingehe, bedarf es zunächst einer bemerkung über das von Wenker s. 6 erwähnte verhältnis meines buches zu Fischers 'Geographie der schwäbischen mundart'. Dieses werk ist im frühjahr 1895 erschienen, mein buch im september 1895. Im hinblick auf Wenkers eigentümliche worte (s. 6. 22 und 26) ist es vielleicht nicht überflüssig zu erwähnen, dass ich meinen ersten correcturbogen bereits im december 1894 von der druckerei erhalten habe. Ich würde indessen, hätte ich Fischers sprachatlas noch benutzen können, keine veranlassung gehabt haben, mein urteil über Wenkers Sprachatlas auch nur in einem punkte zu ändern.[1]) Es versteht sich von selbst, dass gleichartiges material, nach derselben methode bearbeitet, die gleichen ergebnisse zeitigt. Und wenn ein dutzend ähnlicher sprachatlanten nach denselben grundsätzen von andern forschern bearbeitet würde, bei ihnen allen würden dieselben typischen fehler mit notwendigkeit widerkehren, weil die fehlerquellen die gleichen sind. Dass Wenker das nicht begriffen hat, be-

[1]) Wenker meint (s. 22), 'ein drittel meines buches wäre ohne zweifel dann von mir selber gestrichen worden'!

weist, dass er meine ganzen auseinandersetzungen nicht verstanden hat. Nicht die übereinstimmung der beiden kartenwerke ist bemerkenswert (vgl. auch Wrede s. 36), sondern gerade die abweichungen sind lehrreich für die beurteilung der betreffenden linien. Wenn Wenkers und Fischers karten nur 'im allgemeinen'[1]) übereinstimmen, so liegt darin gewis nicht 'ein schlagender beweis zu gunsten der zuverlässigkeit beider unternehmungen' (s. 36), sondern die differenzen beweisen, dass die betreffenden linien nur eine bedingte zuverlässigkeit beanspruchen können. Wrede meint ja selbst, 'dass F.s angaben vielfach eine willkommene controle und dankenswerte ergänzung' von Wenkers Sprachatlas gewähren (Anz. fda. 21, 260).

Es kann hier nicht meine aufgabe sein, darzutun, welcher modificierung meine kritik von Wenkers Sprachatlas bedürfte, um auf Fischers sprachatlas anwendung zu finden. Es würden hier hauptsächlich die folgenden punkte in betracht kommen: 1) Fischer hat bei seiner kritischen sichtung des materials mehr übersetzungen beseitigt als Wenker (Fischer s. v). 2) Fischers ergebnisse beruhen auf einer kritischen verarbeitung des materials (ebd.), während Wenker mit seinen 'einzellinien' nicht 'ein abschliessendes ergebnis eingehender historisch-grammatischer untersuchungen bringen' will (s. 21), sondern nur 'eine geographisch geordnete reproduction des in den formularen überlieferten schriftlichen tatbestandes' (s. 24), 'ganz mechanisch nach der originalschrift, ohne theoretisierende besserungen oder dgl.' (s. 34), also 'nicht karten mit den definitiven dialektformen, sondern mit den originalwidergaben der formulare', so dass 'erst eine besondre philologische tätigkeit hieraus die genaue dialektform zu abstrahieren suchen muss' (s. 37), aus den bisherigen karten Wenkers 'die karten eines sprachatlas an sich erst abgeleitet werden müssen' (ebd.), die 'mechanische kartenherstellung' einer 'weiteren bearbeitung im höheren sinne' harrt (s. 52). 3) 'Es ist klar, dass es dem einheimischen mindestens viel leichter wird als dem auswärtigen' die transcription richtig 'zu beurteilen' (Fischer s. VI). 4) Fischer hat 'auch die arbeiten anderer herbeigezogen'

[1]) Wrede spricht Anz. fda. 21, 261 nur von einer 'im grossen und ganzen zu constatierenden übereinstimmung zwischen Fischer und Wenker in der methode wie in den ergebnissen'.

(s. v und vii), während die bearbeiter des deutschen Sprachatlas die verarbeitung der grammatischen literatur unbegreiflicherweise bisher abgelehnt haben.

Ich werde unten an dem beispiel der nhd. diphthongierung zeigen, wie lehrreich die abweichungen von Fischers und Wenkers linien gerade für die bestätigung meiner 'grundanschauungen' sind.

III.

Ich gehe nunmehr auf Wenkers entgegnung im einzelnen ein. Ich habe s. viii als den zweck meines buches hingestellt, 'nicht einzelne fehler, sondern die fehlerquellen nachzuweisen'. Wenker glaubt mein buch dadurch abtun zu können, dass er allein auf einzelne, von mir nachgewiesene oder wahrscheinlich gemachte fehler und vermeintliche fehler eingeht; er glaubt also den zweck meines buches bei seiner beurteilung einfach ignorieren zu dürfen. Bezeichnend in dieser hinsicht sind seine worte s. 17: 'was dann noch auf Bremers sogenannte kritik des atlas, so weit sie die tatsachen betrifft, zu geben ist, überlasse ich dem urteil der leser. Mehr als ein achselzucken verdient sie schwerlich.'

S. 6—16 führt Wenker eine reihe von beispielen dafür an, dass meine den Sprachatlas betreffenden angaben ungenau oder falsch seien, um daraus zu folgern, dass 'nach dieser seite hin meine kritik vollkommen hinfällig ist' (s. 29). Um mit dieser folgerung zu beginnen, so bemerke ich, dass man sämmtliche beispiele, die Wenker s. 6—16 anführt, in meinem buche streichen könnte, ohne dass dadurch meine beweisführung auch nur im geringsten beeinflusst würde. Auf diese selbst geht Wenker nicht ein. Wenn ich also jene angeblichen fehler zur sprache bringe, so geschieht dies allein, um den vorwurf der flüchtigkeit zurückzuweisen.

Meine angeblich 'geradezu unbegreiflichen fehlerhaften' (s. 7) angaben aus dem Sprachatlas beruhen, wie ich s. vii f. meines buches gesagt habe, in erster reihe auf 'eigenen abzeichnungen' der besprochenen 11 karten, dann aber auch auf Wredes berichten. Da ich nicht in Berlin wohne, habe ich meine kritik natürlich nicht auf die originalkarten selbst

stützen können. Meine abzeichnungen enthalten nicht das gesammte detail der originalkarten: — das bedarf keiner ausführung für diejenigen, die sich einmal eine der originalkarten genauer angesehen haben. Eine, ich möchte sagen photographisch getreue nachzeichnung der karten ist einfach ein ding der unmöglichkeit, so lange es nicht gestattet ist, die karten durchzuzeichnen. Aber selbst in diesem falle wäre ich nicht vor den folgenden 23 sünden geschützt gewesen, welche Wenker in billiger anerkennung der sachlage so liebenswürdig als 'grobe fehler' (s. 6), 'geradezu unbegreifliche fehlerhafte angaben' (s. 7), 'übersehen' (s. 8), 'oberflächliche' 'lesefehler' (s. 11), 'gänzlich ungenau' (s. 12), 'unbegreifliche flüchtigkeiten' (ebd.), 'ungenaue lesungen' (s. 14), 'unvorsichtige behauptungen' (s. 15), 'pathetische äusserungen' (ebd.), 'unwahre behauptungen' (s. 16), 'unverzeihliche flüchtigkeiten' (ebd.), 'geradezu unbegreifliche leistungen' (ebd.) bezeichnet.

1) Wenker beginnt s. 6 'mit den von Br. aus den Berliner cartons des Sprachatlas »genau« (s. 178) nachgezeichneten 11 textkärtchen: nicht weniger als drei von diesen enthalten grobe fehler!'

Wenker citiert etwas eigentümlich. Nur von der einen karte auf s. 178 habe ich gesagt, dass ich sie 'genau' abgezeichnet habe; die auf s. 220 habe ich als eine 'flüchtige copie' gekennzeichnet; bei den übrigen 9 karten habe ich kein wort über genauigkeit gesagt. Ich hole das jetzt nach: gerade die drei karten mit den angeblich groben fehlern habe ich sehr genau nachgezeichnet, die erste und dritte sogar durchgezeichnet; denn das durchzeichnen ist mir erst untersagt worden, nachdem ich diese arbeit eine kurze zeit begonnen hatte.

Der 'grobe fehler' der karte auf s. 206 ist nach Wenker s. 6 der: ich habe 'die östliche grenze des *geis*-gebietes bei Marburg (blatt »*gänse*«) östlich von dieser stadt verlegt: sie läuft auf der atlaskarte westlich von Marburg und schneidet die Lahn oberhalb und unterhalb der stadt.'

Ich antworte: Wenker ist im irrtum. Mein kärtchen gibt eine verkleinerte durchzeichnung der originalkarte wider. Darin liegt die gewähr für die richtigkeit meiner angabe. Es steht behauptung gegen behauptung. Wenker hat die Berliner

originalkarten nicht in Marburg. Wenn sein Marburger blatt eine ausweichung der linie (nach meinem massstabe) um 5 mm bei Marburg hat, so ändert das nichts an dem tatbestande der Berliner karte. Vermutlich erklärt sich die differenz so, dass die wenigen ortschaften von Marburg bis zu meiner ostgrenze *-ns-* haben, und dass bei der willkür der linienführung (vgl. s. 9—11 meines buches) die Berliner linie diese orte in das *geis*-gebiet einschliesst, sie durch farbigen stempel als ausnahmen kennzeichnend, die Marburger aber von dem *geis*-gebiet ausschliesst. Gesetzt aber, Wenker wäre im recht, so könnte von einem 'groben fehler' keine rede sein, sondern nur von einer ganz nebensächlichen ungenauigkeit. Denn, wie der text auf s. 206 zeigt, ist von der Marburger gegend bei mir gar keine rede. Die karte illustriert meinen text für den verlauf der ganzen linie, mit ausnahme gerade der Marburger gegend. Wollte Wenker auf dieses vermeintliche versehen trotz seiner belanglosigkeit hinweisen, so hätte er es nur zur weiteren bestätigung meiner ausführungen auf s. 206 tun können; denn die ausbuchtung der linie bei Marburg würde zur verdächtigung auch der von mir nicht beanstandeten nördlichen linie beitragen.

2) 'S. 178 hat Br. die auf der Berliner karte für »*wein*« nicht mit namen versehenen ortspunkte nur zum teil richtig identificiert: seine schlussfolgerungen aus dem dadurch verschobenen kartenbilde entsprechen natürlich nun nicht mehr dem tatbestande der atlaskarte und werden somit hinfällig.'

Die originalkarten enthalten nur die namen der grösseren orte; die grosse masse der kleineren ortschaften wird nur durch einen kleinen kreis bezeichnet, ohne dass auch nur der anfangsbuchstabe des namens einen anhaltspunkt gewährte. Ich habe, um diese ortsnamen richtig zu identificieren, verschiedene specialkarten verglichen. Wer einmal eine ähnliche nachsuchung gehalten hat, weiss, dass auch nicht zwei karten die ortslage völlig übereinstimmend angeben. Es kann daher sehr wol sein, dass ich das eine oder andere dorf falsch identificiert habe, ohne mich damit einer 'flüchtigkeit' oder eines groben fehlers' schuldig gemacht zu haben. Wenn in der karte auf s. 178 meines buches der ortsname bei dem einen oder andern dorf wirklich durch einen andern zu ersetzen

wäre, so wäre das übrigens auch gänzlich gleichgiltig. Denn diese meine karte dient nur zur illustrierung des 'unregelmässigen zickzacks' (s. 178). Ich hätte also alle ortsnamen auch ohne schaden fortlassen können, wenn ich darauf hätte verzichten wollen, dem leser eine geographische anschauung zu geben.

Dass meine 'schlussfolgerungen' 'nun nicht mehr dem tatbestande der atlaskarte entsprechen und somit hinfällig werden', ist nicht wahr, wie ein jeder aus der polemik Wenkers s. 13 ersehen kann: von den in meinem text (s. 178 f.) namhaft gemachten ortschaften der karte erwähnt Wenker nur Lochtum, Abbenrode und Denkte; nach meiner karte spräche man in Lochtum, Kl. und Gr.-Denkte *weïn*, in Abbenrode aber *wīn*; Wenker gibt zu: der Sprachatlas hat für Lochtum *wein*, Kl. und Gr.-Denkte *weïn*, Abbenrode *wīn*. — Dies der zweite 'grobe fehler'. Ueber den den dritten s. unten unter 24.

3) Als ganz nebensächlich habe ich bei besprechung der linie *gänse* / *gäuse* einen zweifelhaften fall angeführt, den ich auch ebensogut hätte fortlassen können, zweifelhaft, weil ich einen ortsnamen nicht mit sicherheit zu identificieren vermochte: 'Harsleben (südöstlich von Halberstadt) spricht nach Damköhler noch *gäuse*, nach dem Sprachatlas (wenn meine nachzeichnung genau genug ist) schon *gänse*.'

Wenker erwidert s. 8: 'leider ist sie nicht genau genug, herr Br.! Denn Harsleben hat auch nach dem Sprachatlas noch *gäuse* und liegt richtig, wie D. sagt, unmittelbar an der grenze des *gänse*-gebietes! Es scheint wirklich äusserst schwierig zu sein, den Sprachatlas »genau« zu lesen!'

4) Nicht minder bezeichnend für die art von Wenkers polemik ist das folgende beispiel zu s. 67 meines buches. Dort habe ich ganz richtig gesagt: 'das nördliche und östliche Münsterland spricht nach dem Sprachatlas *gais*(*e*), das westliche (westlich von Münster) *geis*(*e*). *gäuse* beginnt erst im Osnabrückschen.' Ich habe dann über das verhältnis von *gäuse* zu *gaise* gesprochen, aber kein wort über die orthographische differenz von *gaise* und *geise*.

Wenker bemängelt dem gegenüber s. 8, dass ich aus dem Sprachatlas dort *gais*(*e*), hier *geis*(*e*) 'herausgelesen habe', indem er in meine worte einen gegensatz über die verteilung von *gais*(*e*)

und *geis(e)* hineinlegt. Er verbessert mich dahin: 'im westen sind wie im norden und osten so zahlreiche *gais(e)* neben den *geis(e)* vorhanden, dass der diphthong unmöglich als *-ei-* aufgefasst werden darf', was ich gar nicht behauptet habe. Gesetzt aber, ich hätte wirklich einen gegensatz von *gais(e)* und *geis(e)* constatieren wollen, so würde ich auch dazu ein recht gehabt haben; denn unter den zwischen *gais(e)* und *geis(e)* schwankenden schreibungen überwiegt tatsächlich erstere im norden und osten, letztere im westen.

5) Wenker fährt a. a. o. fort: 'was aber der westen besonderes hat, nämlich die schreibung *äu, eu, öü,* die hier in mehr als einem dutzend orte auftaucht, das hat Br. übersehen, obwol es doch eine vortreffliche bestätigung des bei ihm nach Kaumann angeführten sachverhaltes bietet! In der tat widerum ein sehr — sonderbares verfahren!'

Ich habe s. 68 eben zur 'bestätigung des nach Kaumann angeführten sachverhaltes' auf 'das isolierte *gäuse,* welches sich auf dem Sprachatlas' — folgt nähere ortsangabe — 'verzeichnet findet', hingewiesen. Wenker hat das offenbar übersehen. 'In der tat widerum ein sehr — sonderbares verfahren!'

6) Wenker s. 8 f.: 's. 68: »über das engrische *gǟse,* welches von der oberen Lippe ... bis zum Harz reicht, bin ich nicht unterrichtet. Ich sehe aber, dass die grenzlinien des Sprachatlas unhaltbar sind.« Ich muss gestehen, ich war baff bei diesem satze!'

Freilich, wenn man einen satz allein liest, ohne den zusammenhang zu beachten! Schon in meinem nächsten satze führe ich aus, dass der Sprachatlas selbst eine handhabe für meinen zweifel bietet. Wenker hat sich denn auch von seiner baffheit erholt und weiter gelesen:

S. 9: 'ich habe dann den abschnitt mehrmals durchgelesen und die karte zu rate gezogen, und siehe da, die sache ward mir auf einmal klar und zwar in folgender überraschender weise. S. 68 unten schreibt Br.' — folgt citat.

Wenker hat den abschnitt offenbar noch nicht oft genug durchgelesen, um ihn zu verstehen. Denn der gleich zu besprechende, von Wenker citierte satz enthält sehr deutlich nur einen teil der begründung meines zweifels. Ich sage: sehr deutlich. Denn ich habe die grenzlinien des engrischen *gǟse*

'von der oberen Lippe bis zum Harz' angezweifelt, und der von Wenker citierte satz betrifft allein 'die abgrenzung von *gäse* östlich der Weser'. Vorher habe ich über *gäse* 'links der Weser' gesprochen. Gesetzt also, Wenker wäre mit seiner kritik rechts der Weser im recht, so würde immerhin mein zweifel links der Weser zu recht bestehen.

'S. 68 unten schreibt Br.: »gänzlich mislungen ist die abgrenzung von *gäse* östlich der Weser. Denn innerhalb des ganzen gebietes wird sowol *gäse* wie *goise* geschrieben, so dass die grenzlinie gegen das Hildesheimsche *goise* nur das gebiet abtrennt, innerhalb dessen auch *gäse* geschrieben wird.« Ist es zu glauben?! Br. hat das zeichen für *ö*, mit dem östlich der Weser sehr zahlreiche orte des *gäse*-gebietes bezeichnet sind, für *oi* angesehen, daraus die allerdings wunderbare mischung *gäse—goise* abgeleitet und nun seiner verwunderung und entrüstung freien lauf gelassen! Ich verzichte darauf, letzteres hier meinerseits auch zu tun. Die tatsache spricht für sich deutlich genug. War herrn Br. die entzifferung unserer diakritischen zeichen zu unbequem, warum zog er dann das erläuternde textheft nicht zu rate? Er hätte dort auf s. 10 f. lesen können: »die östliche hälfte (des *gäs*-gebietes) dagegen zeigt neben *gäs* zahlreiche *gös*, einzelne *gäus*, *göis* und *gäis*.« — *gois* kommt tatsächlich in dem fraglichen gebiete auch nicht ein einziges mal vor!'

Das textheft zu rate zu ziehen hatte ich keine veranlassung, da es ja nur widerholt, was auf der karte zu lesen ist. Wenn ich wirklich bei der verwirrenden fülle der zeichen einmal falsch gelesen haben sollte, so wäre ein solches versehen verzeihlich, zumal wenn die zeichen sehr ähnlich oder wie so oft der farbe nach kaum zu unterscheiden sein sollten. Dem ist aber nicht so. Ich habe mir ganz richtig nach der karte *göse* und *goise* neben *gäse* notiert. Wenker bestätigt mir die form *goise* indirect ja selber, indem er einzelne *gäus* und *göis* anführt. Wenn in dieser landschaft bald *gäuse*, bald *göise* geschrieben wird, so ist es nur ein zufall, wenn gerade hier nicht, wie anderwärts (z. b. an der Leine), die dritte schreibung *goise* vorkommt. Es ist klar, dass alle drei schreibungen denselben diphthong meinen. Man darf diesen ohne buchstabenklauberei gemeinhin durch *oi* wider-

geben, im hinblick darauf, dass in andern landschaften (z. b. in Mecklenburg) nur *äu* und nicht *oi* oder *öi* daneben vorkommt. Man könnte mir also höchstens vorwerfen, ich hätte *göise* statt *goise* angeben sollen. Ein jeder wird zugeben, dass das zumal in dem von mir behandelten zusammenhang gänzlich gleichgiltig ist. Ebenso gleichgiltig wie das unten s. 45 besprochene *eis* statt *eis*. In ähnlicher weise habe ich mir für das unter andern schreibungen vorherschende *eus* 'eis' des Sprachatlas (s. 171 meines buches) geradezu *ois* notiert. Man wolle hierbei wol berücksichtigen, dass ich mir die karten allein für meinen privatgebrauch, aus liebe zur sache nachgezeichnet habe, ohne zu ahnen, dass ich auf dieser grundlage einst eine kritik des Sprachatlas schreiben sollte. Neben *gäse* und *goise* als orthographischen varianten zu *gäse* auch noch die schreibung *göse* anzugeben, lag s. 68 f. für mich nicht die mindeste veranlassung vor, da ich an jener stelle gar nicht über orthographie gehandelt habe. Eher hätte ich *göse* s. 184 und 194 erwähnen können. Wenkers einwurf ist also ganz gegenstandslos. Wollte er etwas bemängeln, so hätte er höchstens anlass gehabt, meine worte 'sowol *gäse* wie *goise*' in 'neben *gäse* vereinzelt auch *gäuse, göise*' zu verbessern; denn meine aufzeichnung besagt nicht, wie oft letztere schreibung vorkommt: ich habe mir nur *göse* und *goise* neben der herschenden[1]) schreibung *gäse* notiert. — Ueber dieses *goise* — oder vielmehr *göise* — soll ich meiner 'verwunderung und entrüstung freien lauf gelassen' haben. Das ist völlig erfunden. Nicht eine andeutung von einer derartigen gemütsaufwallung kann man aus meinen zeilen herauslesen, wie ich überhaupt an keiner stelle meines buches mich über die angaben des Sprachatlas zu entrüsten gelegenheit gehabt habe. Wie sagt doch Goethe? 'Man verändert fremde reden beim widerholen wol nur darum so sehr, weil man sie nicht verstanden hat.'[2])

In einer fussnote fügt Wenker s. 9 hinzu: 'dasselbe »*gäse* neben *goise*« wird s. 184 nochmals produciert und richtet auch hier wie begreiflich nur unheil an.'

[1]) Ich erlaube mir den ausdruck 'herschend' in dem sinne zu gebrauchen wie unten s. 45 ff. [2]) Wahlverwantschaften s. 239 f. Ebd. 237: 'mitgeteiltes aufzunehmen wie es gegeben wird, ist bildung.'



Das ist erfunden. s. 184 steht bei mir nur: 'rechts der Weser bis zum Harz erscheint *gāse* neben *goise*.' Ich habe nicht ein einziges wort hinzugefügt oder weiterhin einen schluss daraus gezogen.

7) Ich habe s. 180 ff. die abgrenzung der beiden engrischen *uis*- und *wuin*-gebiete kritisiert. Während nach den linien des Sprachatlas das Soester *ui* eine sprachinsel innerhalb des grossen engrischen *ëi*-gebietes bildet, so dass von der Rheinprovinz nach Soest hin man nach dem Sprachatlas von dem *ī*-gebiete aus zunächst in einen *ëi*-, dann erst in einen *ui*-bezirk gelangen würde, habe ich s. 181 gefunden: 'das Soester *ui* des Sprachatlas reicht zum teil westwärts bis zur diphthongierungsgrenze überhaupt.'

Wenker meint s. 10: 'eine höchst überflüssige correctur. Br. hat wider nicht genau genug zugesehen, denn es haben bei uns auf der karte »*eis*« zwei dörfer dicht nördlich bei Iserlohn, also an der westgrenze des diphthongierungsgebietes, *ois* und auf der karte »*wein*« schliesst sich an diese zwei orte (mit *woin*) einer mit *wuin* nordwestlich von Menden an, und nördlich der Ruhr, südöstlich von Unna, folgt noch ein zweiter ort mit *wuin*. Zwischen genannten vier orten und der westgrenze des gebietes liegen nur zwei dörfer mit *weyn* und *wöin*.'

Es freut mich, dass ich Wenker zu meiner auffassung bekehrt habe. Wenker giebt damit zu, dass die linienführung nicht richtig ist, nach welcher zwischen *ī* und *ui* ein *ëi*-gebiet liegt. Allein diese abgrenzung habe ich kritisiert. Dass ich 'genau genug gesehen', lehrt meine beschreibung des *ëi*-gebietes, von welchem ich s. 180 ausdrücklich gesagt habe: 'im allgemeinen ist *ëis* die herschende schreibung; daneben kommt allerdings auch *eis, ais, ois, öis, üis, uis, iis* und *īs* vor.' Vgl. auch s. 66: '*ëis*, vereinzelt auch *eis*, *es*, *es*, *öis*, *ois* und *uis*.' Ich habe a. a. o. gesagt, dass die reinliche herausschälung der beiden *ui*-bezirke aus dem grossen *ëi*-gebiete dem bearbeiter der karte 'eis' und 'wein' nicht gelungen ist, und dies ergebnis bleibt bestehen.

8) Ich habe s. 182 gesagt: 'Holthausen § 73 lehrt für Soest *uī*, in übereinstimmung mit dem Sprachatlas. Aber nach § 406, 2 ist in dem dorfe Hovestadt an der Lippe *wē* statt *uī* vertreter

des alten *ī* — *æ* soll einen mittellaut zwischen *ä* und *ö* bezeichnen. Hovestadt liegt unmittelbar an der grenze des *ui*- und *eï*-gebietes des Sprachatlas und hat, irre ich nicht, noch *ui*.'

Wenker erwidert s. 10 f.: 'nun hat zwar dieses Hovestadt, wie Br. richtig angibt, im Sprachatlas *ui*, allein bei genauerem zusehen hätte Br. finden müssen, dass Lippborg, eine stunde abwärts von der Lippe, *öis* hat; das formular von Lippborg ist übersetzt von dem dort geborenen lehrer und schreibt überall *öi* für *ī*. Ferner hätte Br. sehen müssen, dass Oestinghausen, 20 minuten südwestlich von Hovestadt, *euis* hat. Auch in Oestinghausen hat der ortseingeborene lehrer übersetzt, er schreibt *euis*, sonst aber in allen *ī*-wörtern *ui*.'

Ja, was geht mich denn Lippborg und Oestinghausen an, wenn ich speciell für das eine dorf Hovestadt einen einzelnen fehler constatiere? Uebrigens hätte ich das durchaus nicht sehen müssen. Eher hätte der bearbeiter der karte sehen müssen, dass dort ein besonderes *öi*-gebiet existiert, während der Sprachatlas nur eine linie zwischen *eï* und *ui* aufweist.

Wenker fährt fort: 'es ist also sehr wol möglich, dass auch in Hovestadt in einzelnen *ī*-wörtern *öi* oder *eui* statt *ui* erscheint, dass also nur zufällig die im atlas belegten wörter zur *ui*-klasse gehören.'

Mit andern worten: es ist also nicht sehr wol möglich, sondern es ist zu constatieren, dass Hovestadt in dem Sprachatlas fälschlich durch *ui* vertreten ist. Oder sollte Wenker so kurzsichtig sein, zu glauben, die Hovestädter sprächen wirklich nur gerade in den *ī*-wörtern des Sprachatlas *ui*, in einzelnen andern *ī*-wörtern aber *öi* oder *eui*? Freilich führt Holthausen § 406, 2 nur das eine beispiel *mæĕn* 'mein' an für die regel, dass in Hovestadt *æĕ* statt *uĭ* vertreter des alten *ī* ist. Den directen beweis, dass speciell in den wörtern 'eis' und 'wein' die Hovestädter *æĕ* und nicht *uĭ* sprächen, hätte ich dann freilich nicht geliefert!

9) Ich habe s. 182 darauf hingewiesen, dass im Lippischen hier *üu*, dort *ūi* für altes *ī* gesprochen werde, während 'der Sprachatlas hier (neben *üi*) dasselbe *ui* wie im Soester gebiet zeige.' Demgemäss habe ich s. 183 constatiert, dass 1) statt des einen *ui* des Sprachatlas 'um Soest herum *ui*, im Lippischen aber *ūi* gesprochen' werde, 2) 'im Lippischen nicht

zwischen *ūi* und *üu* geschieden' sei, sondern dass man 'neben normalem *ui* nur ausnahmsweise *üi* finde'.

Wenker muss 'widerum constatieren, dass Br. nur sehr oberflächlich die karten eingesehen hat. Der Sprachatlas hat bei 'eis' wie bei 'wein' von Detmold nach Bielefeld hin ganz überwiegend *ui*, von Detmold nach Steinheim hin dagegen nicht bloss zahlreiche *üi*, wie Br. angibt, sondern auch *üu*, *üe*, *ü*, *öu*, *öe*, *ö*, die zur genüge den andern charakter des östlichen diphthongs dartun. Wenn es herrn Br. zu mühsam ist, die einzelnen diakritischen vocalzeichen bei den verschiedenen ortspunkten mit hilfe der zeichenerklärung genauer zu studieren, so mag er überhaupt von den karten wegbleiben. Wir haben wahrlich nicht all die hunderte von »fähnchen, häkchen« etc. mühsam mit aller sorgfalt eingezeichnet, damit er nachher sie einfach ignoriere und uns dann »fehler des Sprachatlas« vordemonstriere, die lediglich seine eigenen lesefehler sind!'

Es scheint Wenker entgangen zu sein, dass ich a. a. o. nicht von 'fehlern' gesprochen habe, sondern nur zeigen wollte und gezeigt habe, 'dass die abgrenzung der beiden *ui*-gebiete dem Sprachatlas vollständig mislungen ist' (s. 183), dass 'dazu unsere schulorthographie nicht ausreiche' (s. 180). Von 'lesefehlern' kann keine rede sein. Dass das richtige *üu* durch die schreibung *üi* (vgl. auch die karte auf s. 63) angedeutet ist, habe ich ja gesagt. Ich hatte keine veranlassung, neben dem erwähnten *üi* auch noch der andern vereinzelten schreibungen erwähnung zu tun, denn *üi* ist neben *ui* die vorwiegende schreibung. Dieses tatsächlich *üu* und nicht *ūi* sprechende gebiet erscheint aber in dem Sprachatlas mit dem *ūi*-gebiet unter einer farbe und unter der einen überschrift *ui* vereint. Eine grenzlinie zwischen *ūi* und *üu* hat man nicht gezogen und nicht ziehen können, weil der *üu*-bezirk wegen der schwankenden schreibungen eben nicht abgrenzbar ist. Mehr habe ich nicht gesagt und nicht sagen wollen. Die von Wenker erwähnten einzelnen schreibungen bestätigen nur meine ausführungen. Ich zweifle nicht, dass man in ähnlicher weise auch sonst bestätigungen aus dem Sprachatlas herauslesen kann, nachdem man den sachverhalt anderweitig festgestellt hat.

10) Ich habe s. 182 gesagt: 'östlich der Weser ist in dem Sprachatlas *ei* die herschende schreibung.'

Wenker, diesen einen satz aus dem zusammenhang reissend, erwidert s. 12: 'das ist in doppelter hinsicht gänzlich falsch. Erstens muss es nicht *ei*, sondern *eï* heissen, wie die karte, die farbenerklärung und das textheft übereinstimmend lehren.'

Dem zusammenhang nach war es gänzlich gleichgiltig, ob ich *ei* oder *eï* als herschende schreibung angab. Möglichenfalls ist *ei* an jener stelle ein druckfehler für *eï*. Aber *ei* hätte ich schliesslich ebensogut angeben können, ohne damit etwas falsches zu sagen. Meine karte auf s. 63 hat *eïs*, und s. 63 ff. habe ich im text immer einfach von *eis* gesprochen, weil neben *eï* auch *ei, äi, ai* geschrieben wird; welche schreibung man gerade herausgreift, ist gleichgiltig. Die schreibung *eïs* habe ich, von einem *ei*-gebiet sprechend, ausdrücklich vorangestellt, so s. 66: '*eïs*, vereinzelt auch *eis, es*' u.s.w.; s. 176: 'die im allgemeinen durch *eï* widergegebenen diphthonge'; s. 178: '*eïs* (*eis*), vereinzelt auch *es, ēs*' u. s. w.; s. 180: 'im allgemeinen ist *eïs* die herschende schreibung: daneben kommt allerdings auch *eis, ais, ois, öis, üis, uis, iis* und *īs* vor'; s. 183: 'das von Iserlohn bis Braunschweig sich erstreckende *ei*- oder *eï*-gebiet des Sprachatlas.' Man kann also die behauptung Wenkers, dass meine angabe 'gänzlich falsch' sei, unmöglich ernst nehmen.

11) Aber in 'doppelter hinsicht' soll meine angabe 'gänzlich falsch' sein. Denn 'der ausdruck »herschende schreibung« ist nach den atlaskarten durchaus unzutreffend und führt den leser, der ja diese karten nicht selber einsehen kann, notwendig irre'.

Nur einen urteilslosen leser kann der ausdruck irre führen. Denn was ich damit gemeint habe, ergibt der zusammenhang ganz unzweifelhaft: das capitel beginnt mit 'der unsicherheit der grenzbestimmung' des Sprachatlas, unter verweisung auf s. 62 f.; die karte auf s. 63 lehrt, dass das fragliche gebiet in dem Sprachatlas als *eïs*-gebiet bezeichnet worden ist; in diesem sinne habe ich s. 176 von den 'im allgemeinen durch *eï* widergegebenen diphthongen' gesprochen und s. 183 von 'bestimmten teilen des *ei*- oder *eï*-gebietes des Sprachatlas, die dieser kaum ahnen lässt'. Wenn ich mit der bezeichnung 'herschende

schreibung' habe sagen wollen, dass unter den diphthongischen schreibungen die schreibungen wie *ei, eï* (oder *äi, ai*) summa summarum überwiegen, so habe ich mich in diesem punkte einfach dem Sprachatlas angeschlossen, der tatsächlich das fragliche gebiet als *eïs*-gebiet bezeichnet. Ich hätte a. a. o. auch geradezu sagen können: 'die nach der bezeichnung des Sprachatlas herschende schreibung'.

Wenker meint, der ausdruck 'herschend' 'erweckt die vorstellung, als ob der überwiegende teil der ca. 500 orte dieses gebietes *eï* geschrieben hätte, während doch éin blick auf die atlaskarten »*wein*« oder »*eis*« genügt hätte, um herrn Br. zu belehren, dass gerade hier die »fähnchen und häkchen« so überaus zahlreich sind, dass von einer »herschenden schreibung« überhaupt keine rede sein kann'.

Und ich habe selbst s. 62. 66. 175. 176. 177. 178. 180, also an 7 stellen, auf diese verschiedenen schreibungen hingewiesen!

'Unter diesen ca. 500 orten', fährt Wenker fort, 'sind bei »*eis*« z. b. nur rund 140 orte, die *eïs*, und rund 360, die anders schreiben.'

Aber unter den 360 andern schreibungen befinden sich auch die zahlreichen schreibungen *ei, äi, ai,* welche in diesem zusammenhang den *eï* zugezählt werden müssen, gegenüber einerseits *öi, üi, eui, öe, öu, ö* und andrerseits *ī, ie, y, ē,* so dass das zahlenverhältnis der ersten kategorie zu den beiden andern sich sehr wesentlich zu gunsten der ersteren verändert. Warum denn in aller welt hat Wenker oder wer die karten 'eis' und 'wein' bearbeitet hat, diesem gebiet die firma *eïs* gegeben, wenn es nicht seine meinung war, dass diese schreibung — ja ich finde keinen besseren ausdruck — die herschende sei? Nicht ich habe ein urteil über das zahlenverhältnis der verschiedenen schreibungen abgegeben, sondern Wenker hat es getan, wenn er die aufschrift *eïs* wählte, und ich habe mich lediglich dem Sprachatlas angeschlossen, dieses *eïs*-gebiet des Sprachatlas kritisierend. Ist also die firma *eïs* 'durchaus unzutreffend' und 'führt sie den leser notwendig irre', so trifft nicht mich die schuld, sondern Wenker selbst.

Er sagt nun: 'nur darum, weil *eï* die einzige schreibung ist, die dort zerstreut das ganze gebiet durchsetzt, ist sie als gesammtbezeichnung auf der karte eingetragen worden.'

Das heisst doch mit andern worten: der bearbeiter der karte hat geglaubt, dass die verschiedenen schreibungen im grunde doch einen, wenn auch mundartlich differenzierten diphthong bedeuten, den man in ermangelung einer genaueren phonetischen schreibung am ehesten durch *eï* widergeben kann. Wäre es die meinung Wenkers gewesen, dass die verschiedenen schreibungen wirklich ganz verschiedenartige laute meinten, wie durfte er dann eine farbe und eine gesammtbezeichnung für das ganze gebiet wählen? Wenn das ganze gebiet in dem Sprachatlas durch die firma *eïs* vertreten ist, so hat Wenker damit diese eine schreibung zu der herschenden erhoben. Und Wenker, nicht ich, wäre es, der durch diese gesammtbezeichnung 'die vorstellung erweckt, als ob der überwiegende teil der ca. 500 orte dieses gebietes *eï* geschrieben hätte'. Wenkers, nicht meine bezeichnung, wäre 'durchaus unzutreffend' und 'notwendig irreführend'.

Wenker citiert dann das textheft: 'weiter nach osten aber (nämlich vom Ravensberger *ui*-gebiet) hört jede möglichkeit auf, die bunten schreibungen *eï, ei, äi, ai, öi, üi, eui, öe, öu* und dazwischen wider *ī, ie, y, ē, ö* zu vereinigen.'

Meine ganze auseinandersetzung s. 179—184 gilt allein dem nachweis, dass die tatsächliche vereinigung aller dieser schreibungen unter einer farbe und unter der gesammtbezeichnung *eïs* unzutreffend sei, dass vielmehr 'das von Iserlohn bis Braunschweig sich erstreckende *ei*- oder *eï*-gebiet des Sprachatlas in bestimmte teile zerfällt, die dieser kaum ahnen lässt' (s. 183).

Was soll denn da der hinweis auf das nur die karte beschreibende textheft und der zusatz: 'aber die ausdrücklich zur erläuterung der karten geschriebenen texthefte scheinen für Br. nicht vorhanden gewesen zu sein!'?

Ein hinweis auf das textheft war an dieser stelle gänzlich überflüssig, da es nichts aussagt, was die karte nicht auch aussagt. Dass die texthefte auch für mich vorhanden gewesen sind, konnte Wenker aus s. 119 meines buches ersehen, wo ich mich auf ein solches ausdrücklich berufen habe. Im übrigen gestehe ich allerdings, dass die lectüre der texthefte für einen sprachlich geschulten forscher bei autopsie der karten überflüssig ist.

Wenker resumiert: 'Bremer macht sich aus den karten mit unbegreiflicher flüchtigkeit seinen eigenen atlas zurecht und kann dann freilich vortrefflich gegen unseren atlas polemisieren!'

Dieser blinde zorn nur um des durch Wenkers bezeichnungsweise verschuldeten ausdrucks 'herschende schreibung' willen!

12) S. 182 habe ich einige belege dafür angeführt, welche verschiedenen diphthonge innerhalb des Wenkerschen *eïs*-gebietes tatsächlich gesprochen werden. Ich habe bei diesen belegen auf die angaben des Sprachatlas gar keinen bezug genommen.

Wenker s. 12: 'Br. fährt s. 182 fort: »für Hildesheim gibt Müller *ei* oder *eu* an« — und der Sprachatlas? Hildesheim hat *ois* und *woin* und dicht dabei finden sich *eui, eu, öi, öe*: stimmt das etwa nicht zu Müllers angabe?'

Erstens stimmt *ei, eu* nicht zu *oi*. Zweitens habe ich gar nichts von einer differenz behauptet.

13) Wenker s. 12 f., mich citierend: '»in Berel (zwischen Hildesheim und Braunschweig) spricht man, wie ich selbst gehört habe, *ɛi*« [bühnendeutsches *ei*, nicht *eï*, nicht *ai*] — der atlas hat für Berel *eis* und *wein*: stimmt das etwa auch nicht hierzu?'

Das habe ich nirgends behauptet.

14) Wenker s. 13, mich citierend: '»für Wolfshagen (am nordwestrand des Harzes) verzeichnet Damköhler ... *ei*« — im atlas hat Wolfshagen *äis* und *wäin*: stimmt also widerum aufs beste, herr Br.!'

Habe ich nicht bestritten.

15) Wenker s. 13, mich weiter citierend: '»derselbe [Damköhler] sagt ... : „*eï* findet sich im östlichen teile des diphthongierungsgebietes, z. b. in 'Lochtum, Abbenrode, Denkte, Wolfshagen, Langelsheim. *eu-i* um Hildesheim. *u-i*, eigentlich ein mittellaut zwischen *ó-i* und *û-i*, bei Lutter am Barenberge, in der ganzen umgegend von Gandersheim und in der nähe von Osnabrück, in Borgholzhausen, wie ich selbst gehört habe."« Sehen wir einzeln zu, was der atlas hat. Lochtum *eïs, wein*: stimmt also vortrefflich!'

Habe ich nicht bestritten.

'Abbenrode *īs, wīn*: stimmt also nicht! Doch gemach, das formular hat *beitet* für *beissen*! Abbenrode, der äusserste grenzort des diphthongierungsgebietes, hat also, wie es scheint, *ī* und *ei* je nach den wörtern, jedenfalls hat das formular *ei*, stimmt also ebenfalls zu Damköhlers angabe.'

Erstens, man kann mit gleichem recht sagen, dass es stimme, wie dass es nicht stimme. Zweitens habe ich gar nicht behauptet, dass es nicht stimme.

'Gr. Denkte hat *īs*, aber *weïn*, auch sonst im formulare überwiegend *eï*: stimmt also widerum durchaus.'

Erstens stimmt *īs* durchaus nicht 'durchaus'. Zweitens habe ich eine differenz nicht behauptet.

'Kl. Denkte hat *ais*, aber *weïn* und sonst durchweg *eï*: stimmt mithin gleichfalls.'

Habe ich nicht bestritten.

'Wolfshagen *äis* und *wäin*, wie schon gesagt: stimmt also auch widerum zu Damköhler.'

Habe ich nicht bestritten.

'Langelsheim *ais, wain*, das formular schreibt durchweg *ai*, setzt aber häufig darüber einen bogen [$\widehat{ai}$], es ist also wol nicht breites *ai* gemeint, sondern eine schnelle verschleifung beider vocale; eine doublette aus Langelsheim wechselt zwischen *ei* und *ai* — es muss doch wol etwas an dem *ai* daran sein, da es in zwei von einander unabhängigen übersetzungen erscheint: jedenfalls ist die abweichung von Damköhler unbedeutend.'

Ich habe mit keiner silbe von einer abweichung etwas gesagt.

16) Wenker s. 13 f.: '»*eu-i* um Hildesheim«: hier hat der atlas zwei *euis* dicht bei Hildesheim, ausserdem aber ebendort zahlreiche *öis, wöin,* daneben seltener *öes, wöen, ois, woin, eus, weun, ös, wön*: verlangt herr Br. etwa eine noch glänzendere übereinstimmung zwischen Damköhler und dem Sprachatlas?'

Ich habe kein wort über mangelnde übereinstimmung gesagt.

17) Wenker s. 14: '»*u-i,* eigentlich ein mittellaut zwischen *ô-i* und *û-i,* bei Lutter am Barenberge« — hier stimmt der atlas nicht zu Damköhlers angabe, bei Lutter a. B. ist nur

eï etc. und *ī, ie* zu finden: ich kann bei der schönen übereinstimmung, die sich bisher zwischen den angaben D.'s und dem atlas zeigte, nicht gut annehmen, dass nun gerade um Lutter a. B. herum unsere sämmtlichen gewährsmänner übereinstimmend unfähig gewesen wären, ein *ui* oder *oi* von *eï, ei, äi* zu unterscheiden.'

Habe ich nicht behauptet. Ich habe nur gezeigt, dass Wenker die verschiedenen diphthonge in den einen *eï*-topf zusammmengeworfen hat, weil er sie geographisch nicht hat scheiden können.

18) Wenker s. 14: '»*ui, oi* in der ganzen umgegend von Gandersheim« — hier stimmt der atlas widerum aufs beste: etwa eine stunde NO., O. und S. von Gandersheim findet sich *oi* zerstreut vor, während unmittelbar bei Gandersheim *eï, ei, ai* geschrieben wird; etwas weiter nach S. und SW. treten solche *oi* sogar noch häufiger auf, vielleicht hat auch diese D. mitgerechnet.'

Ich habe s. 183 gesagt, 'dass die abgrenzung der beiden *ui*-gebiete dem Sprachatlas völlig mislungen ist'. Das 'lippische *ui* reicht nach dem Sprachatlas nur bis zur Weser, und in wirklichkeit wird *ūi* noch »in der ganzen umgegend von Gandersheim«, nordöstlich bis incl. Lutter am Barenberge (am nordrande des Oberharzes) gesprochen.' Wenker hat meine behauptung nicht widerlegt.

19) Wenker s. 14: '»*ui* in der nähe von Osnabrück, in Borgholzhausen« — Borgholzhausen selbst hat im atlas monophthonge, es liegt aber so dicht an der *ui*-grenze (der nächste ort Barnhausen ist eine halbe stunde entfernt und hat durchaus *ui*), dass es wol denkbar ist, dass D. in der stadt selber diesen diphthong in einzelnen wörtern gehört hat.'

Stimmt also nicht. Ich habe übrigens in meinem buche nichts davon gesagt.

20) Wenker s. 14: '»Heibey bezeichnet den diphthong... in Börssum ... durch *ei* ...« — der Sprachatlas hat *äis* und *wein*: stimmt also durchaus auch zu dieser angabe.'

Warum nicht?

21) Wenker s. 14 f.: 'nun fährt auf grund seiner ungenauen lesung der einzelheiten im Sprachatlas' — nämlich der oben unter 12) bis 20) angeführten — 'Br. unentwegt s. 183 also fort: »man

erkennt aus diesen proben [sic!], dass die abgrenzung der beiden *ui*-gebiete dem Sprachatlas vollständig mislungen ist,« und recapituliert mit »erstens« bis »fünftens« seine einwendungen nochmals. Was bleibt aber von diesen fünf einwendungen in wirklichkeit bestehen? Nur die erste, nämlich — dass der Sprachatlas nicht im stande gewesen ist, *ui* um Soest und *ūi* im Lippischen und Ravensbergischen zu unterscheiden! So beliebt herr Br. kritik des Sprachatlas zu treiben.'

Wenker hat nicht begriffen, dass ich nicht einzelne fehler nachweisen wollte. Ich habe s. 179 f. vielmehr die nicht miszuverstehende frage aufgeworfen: 'wie sieht es im innern des diphthongischen gebietes aus? Wird überall ein und derselbe diphthong gesprochen, oder lassen sich hier widerum bestimmte gebiete abgrenzen?' Ich habe dann s. 180 darauf hingewiesen, dass 'man von vornherein nicht erwarten durfte, dass der Sprachatlas den westfälisch-engrischen diphthongen in ihrer grossen mannigfaltigkeit gerecht werden könne. Dazu reicht unsere schulorthographie nicht aus'. Dann habe ich die verschiedenen schreibungen innerhalb des *eï*-gebietes des Sprachatlas erwähnt und die beiden abgegrenzten *ui*-enklaven beschrieben, um zunächst darzutun, dass die letzteren grenzen nicht zutreffend seien. Ich habe s. 181 gezeigt, was Wenker s. 10 zugibt, dass 'das Soester *ui* des Sprachatlas zum teil westwärts bis zur diphthongierungsgrenze überhaupt reicht', während nach der farbengebung des Sprachatlas sich ein *eï*-streifen dazwischen schiebt (vgl. oben s. 42). Ich habe s. 182 an dem beispiel des dorfes Hovestadt gezeigt, was Wenker s. 10 f. halbwegs zugesteht, dass die nordgrenze des Soester *ui* der correctur bedarf (oben s. 42 f.). Ich habe s. 183 gezeigt, dass das lippische *ui* des Sprachatlas bis zum nordrand des Oberharzes reiche (oben s. 48 ff.). So viel über die mislungene abgrenzung der *ui*-gebiete des Sprachatlas. Ferner habe ich s. 182 f. gezeigt, dass die *ui*-gebiete des Sprachatlas tatsächlich in einen *ui*-, einen *ūi*- und einen *ïu*-bezirk zerfallen (oben s. 43 f.). Ich habe endlich s. 182 f. gezeigt, dass das '*eï*-gebiet des Sprachatlas in bestimmte teile zerfällt, die dieser kaum ahnen lässt'.

Wenker hat nicht das mindeste beizubringen versucht, um meine beweisführung zu entkräften. Im gegenteil, seine einzelangaben bestätigen nur, was ich s. 180 behauptet habe,

dass nämlich die in den formularen angewante orthographie nicht ausreiche, um danach die grenzen der verschiedenen diphthonge zu erkennen. Differenzen in der orthographie hat Wenker für Hildesheim, Wolfshagen, Abbenrode (oben s. 48 f.), Gr. Denkte, Kl. Denkte, Langelsheim bei Hildesheim (s. 49), Lutter am Barenberge (s. 49 f.) und Börssum (s. 50) constatiert. Wir danken Wenker ferner den hinweis, dass die angaben des Sprachatlas zu denen Damköhlers teilweise im widerspruch stehen für Abbenrode Gr. Denkte (oben s. 49), Lutter am Barenberge (s. 49 f.) und Borgholzhausen (s. 50).

22) Wenker citiert s. 15 meine s. 23 begründeten zweifel wegen der 'linien, die unmittelbar östlich oder westlich an Barmen vorbeilaufen', und meint: 'wenn doch herr Br., statt sich so unnütz aufzuregen, mit seinen behauptungen ein wenig vorsichtiger sein wollte! Ein einziger blick auf unsere karte würde ihm klar gemacht haben, dass Barmen bei uns durch nicht weniger als neun — sage neun! ortspunkte vertreten ist! Es sind dies: Unterbarmen (2 formulare), Barmen (8 formulare), Wupperfeld, Wichlinghausen, Lichtenplatz, Heidt, Gemarke (2 formulare), Heckinghausen (2 formulare) und Rittershausen. Genügt nicht, so fragen vielmehr w i r, dieses beispiel allein, um zu behaupten, solche pathetischen äusserungen Br.'s sind nur mit grösster vorsicht aufzunehmen und bedürfen in jedem einzelnen falle sorgfältiger nachprüfung?'

Barmen ist also durch 9 ortspunkte vertreten. Von diesen 9 entfallen nach Wenkers eigener angabe einer auf Barmen, die 8 andern auf andersnamige, im Sprachatlas anonyme ortschaften. Daraus geht hervor, dass der name Barmen in zwiefacher bedeutung gebraucht wird: Barmen im engeren sinne (ohne vororte) und Barmen im weiteren sinne (mit vororten). Dass diese 8 orte mit zu Barmen im weiteren sinne gezählt werden, kann niemandem ein blick in den Sprachatlas verraten. Ich habe an der von Wenker bekämpften stelle allein denjenigen ortspunkt im auge gehabt, welcher in dem Sprachatlas als Barmen gekennzeichnet ist. Und für dieses Barmen im engeren sinne würde die zahl von 8 formularen nicht gegen meine ausführungen auf s. 23 sprechen. Denn gesetzt, es hätten etwa 2 formulare *achter* und 6 *henger*, oder es hätten 6 formulare *achter* und 2 *henger*, oder es hätten 4 *achter* und 4 *henger*,

wo soll da die linie zwischen *achter* und *henger* auf der karte gezogen werden? Bei welchem zahlenverhältnis durch Barmen (im engeren sinne) hindurch, bei welchem westlich oder östlich von Barmen?[1])

Nun sehe ich allerdings, dass Bauerfeind offenbar Barmen im weiteren sinne gemeint hat, wenn er von den 'sprachlichen unterschieden zwischen den östlichen und westlichen stadtteilen Barmens' spricht. Es ist daher der passus über Barmen auf s. 23 meines buches besser zu streichen. Wie man dieses versehen aber eine 'unvorsichtigkeit' nennen kann, ist mir unverständlich. Jeder andere, der nicht zufällig weiss, dass jene 8 vororte a u c h den namen Barmen tragen, hätte dieselbe 'unvorsichtigkeit' begangen.

23) Ich habe s. 62 f. die grenzlinie des engrischen *eï* gegen sonst niederdeutsches *ī* nach dem Sprachatlas beschrieben und dann ausgeführt, dass d i e s e, von Wenker — oder wer sonst die karten 'eis' und 'wein' bearbeitet hat — gezogene linie im einzelnen keine gewähr beanspruchen kann. Ich habe mich bei meiner beweisführung hauptsächlich auf die einzelangaben des Sprachatlas selbst gestützt. So habe ich s. 66 angeführt, dass man im Sprachatlas innerhalb des *ī*-gebietes 'im Deister und von da bis über Hannover hinaus, bis zur Wietze, etwa für $^1/_4$ der ortschaften statt des normalen *īs* vielmehr *eïs* angegeben findet, vereinzelt auch *eis, es, ęs, öis, ois* und *uis*, wie in dem benachbarten diphthongischen gebiet'. Ich habe gefolgert, dass die linie des Sprachatlas dort ziemlich illusorisch sei und die meinung geäussert, dass die diphthongische aussprache jetzt durch *ī* verdrängt werde. Zur bestätigung der diphthongischen schreibungen des Sprachatlas oder vielmehr — weil man nicht weiss, wie weit es sich um orthographische verschiedenheiten handelt — zur bestätigung der

[1]) Herr oberlehrer Leithaeuser in Barmen schreibt mir, dass Bauerfeinds 'äusserungen über den unterschied der mundart in Ost- und Westbarmen irreleitend' seien. 'Die eigentliche Barmer mundart ist durchaus e i n h e i t l i c h, obwol sie selbstverständlich als grenzmundart spuren des niederfränk. und westfäl. aufweist.' 'Die Bauerfeindschen formen *achter, fir* (*feif*), *rüe* u. a. sind in unserer mundart überhaupt nicht vorhanden, sondern gehören dem benachbarten westfäl. in Schwelm an. Die angezogenen formen lauten bei uns *hever, foᵘf, rö·t, bⁱarə, kö·pən* u. s. w.'



diphthongischen aussprache habe ich mich auf einen im Deister bekannten gewährsmann berufen, der mir schrieb: 'am Deister hat *wîn* die form *wäin*.' Mein schlusssatz s. 66 lautet: 'also am Deister, der nach dem Sprachatlas dem monophthongischen gebiet angehört, doch diphthongisches *wäin*.'

Diesen schlusssatz beantwortet Wenker, der das vorhergehende nicht gerade aufmerksam gelesen zu haben scheint, s. 16 folgendermassen: 'abermals unwahr, herr Br.!, am Deister bietet der Sprachatlas ringsherum *weïn, ween, wiein, weien* etc. in etwa einem dutzend ortschaften!'

Ich habe mich s. 66 selber auf die schreibungen *eïs, eis, ēs, öis, ois* und *uis* des Sprachatlas gestützt. Tatsache bleibt, dass Wenker diese *eïs* und *weïn* fälschlich zum monophthongischen gebiet gezogen hat, und allein diese tatsache, die jetzt Wrede, Anz. fda. 20, 220 indirect bestätigt, habe ich constatiert.

Wenker fährt fort: 'wir bedauern aufs tiefste eine derartige behandlung unserer karten durch einen mann, der als vertreter der deutschen dialektforschung gilt und dem jeder leser ohne zweifel mit dem vertrauen entgegenkommt, dass er mit der peinlichsten genauigkeit die tatsachen auf den karten aufgefasst haben müsse. Wir wissen angesichts solcher gehäuften unverzeihlichen flüchtigkeiten in der tat nicht, ob unsere verblüfftheit oder unsere entrüstung grösser ist!'

Wenn man einen (übrigens an sich richtigen) satz aus dem zusammenhang reisst und das andere einfach ignoriert, dann dürfte 'tiefstes bedauern', 'verblüfftheit' und 'entrüstung' eher von unserer seite berechtigt sein. Eine solche 'unverzeihliche flüchtigkeit' kann ich mir allein aus der blindheit von Wenkers wut erklären. Im zorn will man eben nicht verstehen.

Ich bin Wenkers streitschrift wörtlich gefolgt. Es bleiben indes von dem mir s. 6—16 vorgehaltenen sündenregister noch vier punkte übrig, die ich bisher übergangen habe. Ich habe bisher (vgl. oben s. 36) nur diejenigen punkte besprochen, in denen ich ebenso gefehlt haben würde, wenn ich bei der ausarbeitung meines buches die originalkarten des Sprachatlas vor mir auf meinem schreibtisch liegen gehabt hätte. Meine vorlagen sind aber nach s. VII f. 'abzeichnungen' gewesen, die natürlich auch bei grösster sorgfalt das original nicht ersetzen

können, so dass ein kleines versehen sehr leicht möglich war, ohne drum als flüchtigkeit gelten zu müssen. Eine absolut genaue nachzeichnung ist ein ding der unmöglichkeit.

Dazu würde erstens eine kartenunterlage gehören, genau so wie die des Sprachatlas. Ich habe mir auf dem wege des buchhandels die kartenblätter zu verschaffen gesucht, wie sie die bearbeiter des Sprachatlas für ihre eintragungen benutzen. Jedoch diese blätter sind leider nicht käuflich. Ich habe mich daher für meine nachzeichnungen mit solchen karten als unterlage für meine eintragungen begnügen müssen, wie sie für schulzwecke verwendet werden, also mit karten, deren massstab ein anderer ist als der des Sprachatlas, karten, die nur die flüsse und einige bedeutendere ortspunkte enthalten. Selbst bei grösster sorgfalt sind also kleine ungenauigkeiten bei der nachzeichnung nicht zu vermeiden. In meinem buche habe ich indes vorsichtigerweise nur diejenigen einzelangaben des Sprachatlas zur sprache gebracht, für welche mir meine nachzeichnung genau genug zu sein schien. Oder ich habe gesagt, dass ich meiner sache nicht sicher bin (oben unter 3). Immerhin ist ein kleiner irrtum um ein paar grenzdörfer nicht ausgeschlossen. Den einzigen hierher gehörigen fall, den Wenker beigebracht hat, bespreche ich unter 27). Ich zeige dort, dass der irrtum auf seiten Wenkers ist. Aber auch im umgekehrten falle wäre mein versehen sehr verzeihlich, und meine kritik würde in keiner weise dadurch an gewicht verlieren, wenn mir einzelne kleine versehen nachgewiesen würden. Unfehlbar ist niemand.

Zweitens wäre zu einer ganz genauen widergabe von auch nur 11 Sprachatlaskarten eine arbeitszeit von wochen nötig. Nur von 9 bis 3 uhr sind die karten zugänglich. Ich wohne nicht in Berlin und habe weder die zeit noch das geld zu einer mehrwöchentlichen studienreise nach Berlin. Ich würde auch, wenn ich in Berlin wohnte, die karten nicht mit sämmtlichem detail copiert haben, einfach weil das die zeit nicht wert ist. Meine nachzeichnungen enthalten also von den tausenden von buntfarbigen kreisen, kreuzen, häkchen, fähnchen u. dgl., deren verschiedene farbe das auge oftmals kaum zu erkennen vermag, nur wenige. Meist hat es mir genügt, nach entzifferung dieser zeichen die häufigeren anzumerken

durch eintragung von 'vereinzelt' oder 'zahlreich' oder 'fast eben so oft' oder 'etwa 1/4' u. dgl. in die betreffende landschaft. Ich wüsste auch nicht, wie man das anders machen sollte. So ist es möglich, dass mir manche einzelheit entgangen ist, wenn auch für meinen zweck kaum eine von grösserer bedeutung. Hierher die beiden unten unter 25) und 26) zu besprechenden punkte. Ich habe auch nicht bei allen von mir eingesehenen karten mir sämmtliche linien nachgezeichnet, sondern aus mangel an zeit mehrfach nur die wichtigeren. Dass ich einmal eine kleine sprachinsel mit 8 ortschaften vergessen habe einzutragen, erwähne ich unten unter 26). Der leser wolle nicht übersehen, dass ich lediglich aus interesse an der sache mir für meinen privatbedarf jene abzeichnungen angefertigt habe, die mir nun als unterlage für die von mir geforderte kritik des Sprachatlas dienen mussten. Nur einige wenige punkte habe ich später speciell für mein buch verglichen. Es war also bei benutzung dieser zeichnungen die grösste vorsicht nötig, und es gereicht mir zur genugtuung, dass Wenker mir nach dieser richtung hin nur zwei versehen hat nachweisen können, die dazu für den gang meiner untersuchung belanglos sind.

Drittens. Der generaldirector der kgl. bibliothek gestattet bei benutzung der karten nicht die anwendung von tinte und feder. Man darf nur mit der bleifeder arbeiten. Durch verwischung dieser schrift erklärt sich das unten unter 24) besprochene, ganz bedeutungslose kleine versehen.

Wenn Wenker mir bei der erdrückenden masse der in meinem buch angeführten einzelfälle nicht mehr versehen hat nachweisen können als die folgenden, nur zum teil zutreffenden, so kann ich mit diesem nicht meiner flüchtigkeit, sondern meiner sorgfalt ausgestellten zeugnis wol zufrieden sein.

24) Von den drei 'groben fehlern' meiner kärtchen habe ich die ersten beiden oben unter 1) und 2) abgetan. Der dritte ist nach Wenker s. 7 der: 's. 86 hat Br. in seine copie der Berliner karte 'gänse' südlich von Olpe *goos* eingezeichnet. ... Der Sprachatlas aber kennt das von Br. eingezeichnete *goos* bei Olpe gar nicht: in dem fraglichen gebietchen steht vielmehr *göes*, ebenso in der auf dem kartenblatt befindlichen

zeichenerklärung und auf s. 10 des der Berliner karte beigegebenen textheftchens!'

Allerdings, ich erkenne jetzt auf dem seidenpapier meiner durchzeichnung ganz schwach zwei pünktchen über dem ersten *o*; nur eben erkennbar, wenn man scharf zusieht. Die schrift ist in meiner vorlage verwischt. Wenn das zweite *o* als *e* gelesen werden soll, so kann ich Wenker gleichfalls nicht widersprechen. Ich lese zwar bei mir ein *o* heraus, aber die bleistiftschrift ist zu schwach geworden. Also hier liegt zum ersten mal ein wirkliches versehen von mir vor, ein versehen freilich, wie es auch dem sorgfältigsten forscher begegnen kann.

Es ist vielleicht nicht überflüssig, dem leser vorzuführen, wie schwer dieser 'grobe fehler' wiegt, dass Wenker ihn für wichtig genug hielt, mir vorzuwerfen. Das etwa eine quadratmeile umfassende gebietchen gehört zu denen, welche in dem worte 'gänse' *n* vor *s* haben schwinden lassen. Meine karte auf s. 86 soll, wie der text zeigt, allein die grenzlinie zwischen *ns* und schwund des *n* vor *s* illustrieren. Des vocalismus des wortes 'gänse' habe ich dort mit keiner silbe erwähnung getan. Ich hätte auf meiner karte ebensogut an stelle von *gäus-*, *gös-*, *geis-*, *goos-* angeben können 'schwund des *n* vor *s*' und jenseits der linie 'erhaltung des *n* vor *s*', und ich würde das zweifellos getan haben, wenn mir die unsicherheit meiner lesung *goos-* bewusst gewesen wäre. Meine karte sollte, wie ich in dem nebenstehenden text gesagt habe, eben nur 'die verwirrende zickzacklinie' 'veranschaulichen'. Da ich auf die form *goos-* nicht weiter bezug genommen habe, so ist dieser fehler also ohne jede bedeutung.

Nun aber behauptet Wenker, ich hätte an einer andern stelle, nämlich auf s. 112, aus diesem *goos* einen bedenklichen schluss gezogen. Er sagt, ich baue 'auf dieses *goos* s. 112 folgendes luftige gebäude auf: »ich kann mich des verdachtes nicht erwehren, dass diese form um 7 meilen weiter nach norden reiche,« weil nämlich »Humpert neben *gâüse* auch *gâse* für das sauerländische Hönnetal anführt«, und dieser »verdacht« wird dann, wie der leser selber nachsehen möge, weitläufig ausgesponnen'.

Also meinen verdacht soll ich einerseits auf jenes *goos* 'aufgebaut' haben, und andrerseits auf Humpert. Nur letz-

teres ist richtig. Denn es heisst bei mir auf s. 112: 'ich will hier noch anschliessen, dass umlautsloses *goose* auf der karte »*gänse*« ein gebiet von höchstens einer quadratmeile südlich von Olpe einnimmt, s. die karte oben s. 86. Ich kann mich des verdachtes nicht erwehren, dass diese form um 7 meilen weiter nach norden reiche. Humpert führt nämlich 1, s. 33 neben *gâüse* auch *gâse* für das sauerländische Hönnetal an. ..... Es bleibt der verdacht, dass die umlautslose form, so gut wie sie im Hönnetal nicht auf der karte des Sprachatlas steht, neben der umgelauteten auch sonst vorkomme.' Meinen verdacht habe ich also in nicht miszuverstehender weise allein auf Humpert und nicht auf jenes falsche *goose* aufgebaut. Dieses *goose* muss allerdings nun an dieser stelle gestrichen werden, aber, wenn es schaden angerichtet hat, so höchstens in der fortsetzung des eben citierten letzten satzes: 'und es liegt nahe, Humperts *gâse* mit dem *goose* des Sprachatlas zu verbinden, und auch dieses letztere nur für eine zufällig angegebene (vielleicht hier vorzugsweise gebräuchliche) doppelform neben *göse* zu halten.' Dieser passus muss jetzt gestrichen werden. Der zusammenhang wird dadurch nicht geändert. Uebrigens ist der betreffende ganze absatz nur anhangsweise einem grösseren capitel angefügt, könnte also ohne jeden schaden auch ganz und gar entbehrt werden.

25) S. 69 f. habe ich über den geographischen umfang des zusammenfalls des niederdeutschen vocals in *gans* mit germ. *au* gehandelt. Dieser vocal ist in der westfälischen und engrischen mundart mit germ. *au*, in der ostfälischen und nordniedersächsischen mit germ. *ô* zusammengefallen. Das hildesheimsche gebiet gehört in dieser hinsicht zum ostfälischen. Merkwürdigerweise aber weicht die stadt Hildesheim und, wie Wenker s. 8 hinzufügt, 'das westlich dicht dabeiliegende Moritzberg' ab und stellt sich in diesem punkte zum engrischen, obgleich sonst die mundart der stadt von der des landes nicht wesentlich abweicht. Dass dem so ist, habe ich in meinem buche nicht erkannt, weil ich mir für das hildesheimsche gebiet nur das normale *goise* notiert hatte, nicht aber die abweichenden ausnahmen für einzelne orte (Hildesheim — Moritzberg *göse*). Es ist dies der einzige mir von Wenker nachgewiesene fall, in welchem ich meine unvorsichtigkeit zugestehen muss, die aus-

sprache einer landschaft für einen bestimmten ort in anspruch genommen zu haben, ohne sicher zu sein, dass nicht dieser eine ort eine ausnahme bilde. Mein versehen ist verzeihlich; denn mein gewährsmann 'behauptet die einheitlichkeit der mundart bis Goslar' (s. 70). Wenker oder wer die karte 'gänse' bearbeitet hat, hat in ähnlicher weise geirrt. Hätte er gewusst, dass das städtische *göse* wirklich eine andere aussprache bekundet als das ländliche *goise* — und eine solche annahme lag nicht gerade nahe in anbetracht des sonstigen orthographischen schwankens zwischen *ö* und *äu* oder *oi* (vgl. s. 184—194 meines buches) — so würde er Hildesheim mit Moritzberg als enklave gekennzeichnet haben. In diesem falle hätte mir die abweichung der stadt von dem lande nicht entgehen können. Der von mir constatierte widerspruch zwischen *jêse* (Müller) und *goise* (Sprachatlas) besteht also in wirklichkeit nicht; denn Hildesheim hat nach Wenker s. 8 *göse*. Zwar ist *göse* nicht *jêse*; aber die differenz ist sicherlich nur eine orthographische.

Wenker sagt s. 8: 'Br. hat also erstens nicht richtig gelesen, was auf der karte steht, und zweitens eine angabe M ü l l e r s von der stadt Hildesheim auf die ganze umgebung verallgemeinert.'

Das ist nicht richtig. Erstens habe ich nicht falsch gesehen, sondern mir nur grade jene einzelne ausnahme nicht notiert. Meine unvorsichtigkeit besteht allein darin, dass ich, ohne sicher zu wissen, ob nicht etwa die stadt Hildesheim eine ausnahme mache, für diese stadt ohne weiteres die aussprache des landes angenommen habe. Zweitens habe ich die angabe Müllers n i c h t in gleicher weise verallgemeinert. Denn s. 70 steht bei mir zu lesen: 'ist der widerspruch ..... vielleicht so zu lösen, dass das Hildesheimsche mit dem Sprachatlas dem nordöstlichen gebiet zuzuteilen ist, während die s t a d t Hildesheim mit Müller, der allerdings a. a. o. s. 39 f. die einheitlichkeit der mundart bis Goslar behauptet, eine ausnahme macht?'

Wenker schliesst pathetisch: 'bei solchen leistungen wissen w i r in der tat nicht, woran wir mit Br. sind! Er hätte nach dem Sprachatlas sehr einfach jene ganze frage entscheiden können.'

Letzteres ist richtig. Im übrigen aber hätte es genügt,

wenn Wenker darauf hingewiesen hätte, dass mir die zwei ausnahmezeichen für Hildesheim und Moritzberg entgangen sind. So wenig ich bedaure, dass mein versehen mir anlass gegeben hat, zu einer wichtigen frage stellung zu nehmen, und obwol meine auseinandersetzungen s. 69 (mitte) bis 71 (oben) bis auf den einen punkt der angeblichen differenz zwischen Müller und dem Sprachatlas ihre giltigkeit behalten, so gestehe ich zu, dass der ganze absatz zu streichen ist; denn um dieses einen punktes willen habe ich die sache in meinem buche zur sprache gebracht.

26) Wenker s. 9 f.: 's. 108 sagt Br.: »Mülheim (a. d. R.) nebst nächster umgebung (excl. Duisburg) und die südlich und südöstlich sich anschliessende bergische landschaft spricht nach dem Sprachatlas *gäus* bez. *gäuse*.« Dann leitet er hieraus einen widerspruch her zwischen dem Sprachatlas und Maurmann, der dort *gaus-* verlangt. Und was hat der Sprachatlas in wirklichkeit? Er zeigt unmittelbar bei Mülheim a. d. R. ein blau-coloriertes *gaus*-gebiet mit 8 ortschaften, das sich von dem braun-colorierten südlichen *gäus*-gebiet deutlich abhebt. Auch im textheft ist s. 18 dieses *gaus*-gebiet bei Mülheim ausdrücklich erwähnt! — Und dennoch, lieber leser, hat herr Br. nach vorrede s. VII diese karten »genauer studiert«!'

Allerdings habe ich die karte 'gänse' sehr genau studiert. Aber das winzige *gaus*-gebiet mit acht ortschaften fehlt in meiner nachzeichnung. Das ist mir bei seiner kleinheit und bei der buntfarbigkeit der karte in jener gegend entgangen. Ich musste daher meiner karte entnehmen, dass das sich anschliessende *gäus*(*e*) bis Mülheim reiche. Es ist also in meinem buche der zweite absatz von s. 108 zu streichen. An dem gange meiner untersuchung wird hierdurch nichts geändert. Denn die notiz über Mülheim habe ich nur nebenbei und anhangsweise der besprechung der rheinischen flexion von 'gans' hinzugefügt. Uebrigens ist es fraglich, ob meine bemerkungen nicht trotz jener acht *gaus*-orte zutreffen.

Ich will nicht versäumen hinzuzufügen, dass ich die beiden unter 25) und 26) besprochenen versehen und wahrscheinlich auch das unter 24) besprochene vermieden haben würde, wenn ich die karte 'gänse' hätte einsehen können, als ich, um einzelne angaben für mein buch zu controlieren, einige stunden

mich in Berlin aufhielt. Die karte 'gänse' war damals aber nicht vorrätig — sie war von der weltausstellung in Chicago noch nicht zurück. Ich darf bei dieser gelegenheit wol im namen aller fachgenossen die bitte aussprechen: wenn die karten, um die deutsche wissenschaft nach aussen hin zu repräsentieren, über den ocean verschickt werden dürfen, so möchten sie auch zur benutzung für gelehrte an die bibliotheken unter denselben bedingungen wie handschriften ausgeliehen werden. Damit würde der sache am besten gedient sein.

27) Wenker s. 15 f.: 's. 58 steht bei Br.: »in dem Sprachatlas sind abweichend von Stier zum monophthongischen gebiet gerechnet die ortschaften Apollensdorf, Nudersdorf, Dobien und Euper, zum diphthongischen Leeza .... Jessen.« ... »Von den ersteren nennt Stier s. 15 Apollensdorf und Dobien ausdrücklich unter den ortschaften, für die er die diphthongische aussprache 'mit sicherheit' anzugeben vermag. Hier scheint ein wirklicher fehler des Sprachatlas vorzuliegen.« — Durchaus nicht, herr Br., denn auch diese behauptung ist einfach unwahr! Beide karten des sprachatlas (»*wein*« und »*eis*«) stimmen vielmehr mit jenen angaben Stiers aufs genaueste überein! Wie Br. zu seiner behauptung kommen konnte, ist uns gänzlich unerfindlich. Wenn er »wirkliche« fehler im Sprachatlas nachweisen will, so kann man doch vor allem von ihm fordern, dass er die karten richtig liest und sich genau überzeugt, welche orte rechts, welche links von der grenzlinie liegen!'

Wenker ist leicht bei der hand mit dem liebenswürdigen vorwurf der unwahrheit. Allein wie Wenker zu seiner behauptung kommen konnte, ist mir gänzlich unerfindlich. Ich habe gesagt, dass nach Stier diphthongisch, nach dem Sprachatlas (*īs, wīn*) monophthongisch seien 'die ortschaften Apollensdorf, Nudersdorf, Dobin und Euper'; hingegen seien nach Stier monophthongisch, nach dem Sprachatlas (*eis, wein*) diphthongisch 'Leeza, Gadegast (?), Seyda, Zemnick, Gentha, Leipe, Rehein und Jessen'. Wenker behauptet dagegen: 'beide karten des Sprachatlas (»*wein*« und »*eis*«) stimmen vielmehr mit jenen angaben Stiers aufs genaueste überein!' Das soll also von sämmtlichen von mir namhaft gemachten ortschaften



gelten. Freilich citiert Wenker die letzteren nur als 'Leeza .... Jessen', und bei der oben genugsam belegten eigentümlichen art Wenkers, meine worte zu deuten, ist es nicht ausgeschlossen, dass meine behauptung zwar für Leeza und Jessen unwahr sein soll, nicht aber für die von Wenker durch die 4 punkte angedeuteten orte Gadegast (?), Seyda, Zemnick, Gentha, Leipe und Rehein. Wie dem auch sein mag, ich könnte von dem leser keinen glauben verlangen, wenn ich meine angabe trotz Wenkers einspruch aufrecht erhalten wollte, vermöchte ich nicht aus Wredes bericht über die karten 'eis' und 'wein' zum teil den beweis zu erbringen. Dieser führt Anz.fda.18,409 von den von mir namhaft gemachten orten nur Seyda und Jessen an und zwar beide als diphthongisch (vgl. auch Anz.fda. 19, 281) in übereinstimmung mit meiner angabe. Entweder ist also Wredes oder Wenkers behauptung 'einfach unwahr'. Wredes angabe wird durch meine zeichnung gestützt. Also zwei stimmen gegen eine. Unter diesen umständen darf ich meine zeichnung auch bei den andern ortschaften für richtig halten, wiewol an sich ein irrtum meinerseits bei dem einen oder andern dorfe nicht völlig ausgeschlossen wäre. Dass die dörfer Leeza, Zemnick, Gentha und Rehein im Sprachatlas diphthongisch sind, wenn es Zahna (Anz. fda. 18, 409), Seyda und Jessen ist, wird mir übrigens wegen der geographischen lage jeder glauben, der die orte auf der karte aufsucht.

Hiermit habe ich alle fälle besprochen, in denen mir Wenker 'grobe fehler', 'unverzeihliche flüchtigkeiten', 'unwahre behauptungen' u.s.w. vorwirft. Wenker schliesst dieses capitel, nachdem er seiner 'entrüstung' ausdruck gegeben, s. 16 wie folgt: 'ich glaube dem leser genügend an einzelnen beispielen vorgeführt zu haben, wie herr Br. den tatsachen, die auf unseren karten sorgfältig verzeichnet sind, gerecht wird. Nach solchen geradezu unbegreiflichen leistungen kann man wol mit fug und recht herrn Br. die fähigkeit, die karten des Sprachatlas richtig aufzufassen, r u n d w e g a b s p r e c h e n.'

Ich darf hier noch eine 'leichtfertigkeit' anschliessen, die Wenker s. 23 bringt: 'wie leichtfertig Br. sogar mit seinen eigenen gewährsleuten umspringt, zeigt s. 119, wo er die rich-

tige angabe eines Braunschweigers, das nahe Veltenhof spreche einen eigenartigen dialekt, unbesehen auf die nördlich anstossende mundart (der sogenannten -büttel-orte) bezieht: Veltenhof ist Pfälzer colonie von 1750, steht also dort mundartlich ganz isoliert da!!'

Ich erwidere: erstens kann niemand von mir verlangen, dass ich zufällig weiss, dass dies eine dorf eine Pfälzer colonie ist. Zweitens wusste ich es zufällig. Drittens kam für mich die besiedlung Veltenhofs durch Pfälzer gar nicht in frage, weil ich nach meinem gewährsmann — 'der unterschied gegen das Braunschweiger platt sei etwa so gross wie zwischen diesem und dem mecklenburgischen' (s. 120) — ohne 'leichtfertigkeit' anzunehmen berechtigt war, dass in Veltenhof jetzt plattdeutsch gesprochen werde und zwar, da nicht das Braunschweiger, so das von dem Braunschweiger abweichende papenteichisch, wie es nördlich von Braunschweig gesprochen wird. Viertens kann der ganze von mir erst nachgetragene satz gestrichen werden, ohne dass hierdurch der zusammenhang auch nur im geringsten geändert würde.

Wenker resumiert s. 29: 'herr Br. hat an zahlreichen stellen seines buches einzelheiten der sprachatlaskarten mit angaben der dialektliteratur verglichen und danach dem atlas fehler und mängel vorwerfen zu können geglaubt. Wir haben aber gesehen, dass ihm die fähigkeit, unsere Berliner karten genau aufzufassen und widerzugeben, in bedauerlichster weise abgeht, dass somit nach dieser seite hin seine kritik vollkommen hinfällig ist.'

Ich resumiere: Wenker hat mir nur die folgenden, oben motivierten kleinen versehen nachgewiesen:

1) Ich habe auf meiner karte s. 178 'die auf der Berliner karte für »*wein*« nicht mit namen versehenen ortspunkte nur zum teil richtig identificiert', ohne im übrigen falsche schlussfolgerungen daran zu knüpfen (oben unter 2). Die besitzer meines buches mögen also der vorsicht halber dort alle ortnamen ausser Braunschweig, Wolfenbüttel, Schöppenstedt, Hornburg und Osterwieck streichen, obgleich sicherlich nur wenige dorfnamen durch andere zu ersetzen sein dürften.

2) Meine bemerkungen s. 23 über Barmen sind zu streichen.

Denn Bauerfeind hat Barmen mit vororten im sinne. und für die vororte hat der Sprachatlas besondere ortspunkte (oben unter 22).

3) Auf meiner karte s. 86 ist *goos-* in *göes-* zu verbessern. Demgemäss muss s. 112 zeile 7, 8 und 22—25 gestrichen werden (oben unter 24).

4) Ich habe übersehen, dass innerhalb des *goise*-gebietes die stadt Hildesheim ausnahmsweise *gōse* hat. Es ist daher der ganze abschnitt s. 69 (mitte) bis 71 (oben) zu streichen (oben unter 25).

5) Ich habe übersehen, dass sich bei Mülheim a. d. Ruhr im Sprachatlas ein 8 ortschaften umfassendes *gaus*-gebiet befindet. In folge dessen muss der mittlere absatz auf s. 108 gestrichen werden (oben unter 26).

Die besitzer meines buches mögen ausserdem noch folgende belanglose kleinigkeiten verbessern:

S. 68 letzte zeile verbessere 'sowol *gäse* wie' in 'neben *gäse* (*gōse*) vereinzelt auch'.

S. 69 zeile 1 lies *gäuse, göise* für *goise.*

S. 89 mitte ist der satz 'Harsleben (südöstlich .... schon *gänse.*' zu streichen.

S. 180 z. 4 v. u. lies *ui* oder *üi, üu, üe, ü, öu, öe, ö.*

S. 182 z. 11 v. u. lies (neben *üi, üu, üe* u. dgl.).

S. 182 z. 3 v. u. lies *eï* statt *ei.*

S. 183 z. 15 v. u. lies *üi, üu* u. dgl.

S. 184 z. 12 v. u. lies *gäse* neben *gōse* und *gäuse, göise.*

S. 194 mitte füge hinter '*gäse* des Sprachatlas' ein: '(auch *gōse* geschrieben).'

Ausserdem mag man der vorsicht halber s. 119 die letzten vier zeilen und s. 120 die ersten 3½ zeilen streichen, weil die möglichkeit zugegeben werden muss, dass in Veltenhof hochdeutsch gesprochen werde.

Alle diese änderungen hätte ich ebensogut dem wolwollendsten recensenten meines buches verdanken können.

Wenker hat es für richtig gehalten, aus den einzelfällen, durch welche ich meine zweifel an der zuverlässigkeit der Sprachatlas-linien belegt habe, nur solche herauszugreifen,

die er widerlegen zu können vermeint hat. Man durfte von ihm billigerweise erwarten, dass er andrerseits zugestehen würde, dass ich doch auch einige beispiele für wirkliche fehler des Sprachatlas beigebracht habe. Man durfte dies um so mehr erwarten, als in derselben broschüre Wrede auf s. 35 widerholt, dass dem Sprachatlas 'auch noch nicht ein einziger concreter, positiver fehler nachgewiesen worden ist'. Wenker erweckt so bei seinen lesern die täuschung, als ob meine fehlernachweise sammt und sonders ebenso zu beurteilen seien wie die, welche er zu widerlegen geglaubt hat. Ich halte es für wissenschaftlich nicht erlaubt, mit rücksicht auf die nicht widerlegten punkte zu sagen, was Wenker s. 17 sagt: 'was dann noch auf' Bremers 'sogenannte kritik des atlas, soweit sie die tatsachen betrifft, zu geben ist, überlasse ich dem urteil der leser. Mehr als ein achselzucken verdient sie schwerlich.'

Dem gegenüber weise ich darauf hin, dass ich eine masse von einzelnen fehlern und ungenauigkeiten des Sprachatlas beigebracht habe, welche einfach zugegeben werden müssen. So habe ich s. 1 ff. eine kritik der Stralsunder fragebogen geliefert, die zeigt, dass auch auf eine sorgfältige übersetzung im einzelnen kein unbedingter verlass ist. Ich habe s. 17 f. gezeigt, dass die linie zwischen *mi* und *mek* nicht in jedem punkte zuverlässig sein könne, ebenso s. 19 f. die grenzlinie zwischen *ä* und *ei* (für mhd. *ei*) und die zwischen *ā^u* und *ō* (für mhd. *ou*) im Mansfeldschen. Aehnliche nachweise s. 19. 20. 21. 22 f. Von s. 23 ab beginnen meine gegenüberstellungen der angaben des Sprachatlas mit denen anderer gewährsmänner. Ich hebe nur einige beispiele heraus: s. 24 Aschersleben *eck* : *ick*. S. 30 Dietrichsdorf *ich* : *ick*. S. 33 Wieserode und Ulzigerode *ich* : *eck*. S. 37 Buchen *pf-* : *p-*. S. 54 Artern *eis* : *īs*. S. 54 Sangerhausen, Einzingen, Beyer-Naumburg, Riestedt *ei* : *ī* (von Wenker s. 21 indirect zugegeben). S. 76 Chemnitz-Zwickau *gäns* : *gänsc, gäns*. S. 92 Buchen *hōnd* : *hǫt, hun*. S. 122 ff. über das anlautende *t* in *tot*. S. 137 Mülheim a. d. Ruhr *eck, sette* : *ik, sitə*. S. 155 Halle, Cröllwitz, Trotha *wasser* : *wɔsser*, Giebichenstein *wosser* : *wɔsser*, Eisenach *wasser* : *wåśr*. S. 162 Meinersen und Börssum *water* : *wātr, wåtər*. S. 166 Oevenum, Wrixum *water* : *weder*, Boldixum *wäder* : *weder*. S. 177 Gross-

Denkte *ji* : *jëi*. S. 182 Hovestadt *ui* : *ɔĭ* (von Wenker s. 10 f. indirect zugegeben). S. 184 Amrum *īs, wīn* : *iss, winn*, Midlum *wiin* : *winn*. S. 186 ff. nordniedersächsisch *gäus* : *gös*. S. 192 Soest *goise* : *χòëzə*, Hönnetal *goise* : *gâüse*, Lippe *gäuse* : *χoizə*. S. 198 Salzungen *mǫ* : *man*.[1]) S. 199 Greiz *mann* : *ma*, Werdau *mā̩* : *mann*. S. 211 oberes Münstertal *hund, hǫd, huod, hunn, hūd* : *hụt*, unteres *hund, hond* : *hünt*. S. 216 Schöneck *hund* : *hụt*. S. 217 Bobenneukirchen *hund* : *hūt*. S. 227 *kind* : *chind* im südlichen Schwarzwald. S. 228 ff. Leipzig *gind* : *gind*, Halle *kind* : *gind*.

Ich lege aber auf solche einzelnen beispiele gar kein gewicht, betone sie hier nur Wredes oben citierter äusserung gegenüber. In meinem buche ist es, wie ich widerhole (oben s. 37), mir nicht darum zu tun gewesen, die fehler zu constatieren, sondern zu erklären. Ich habe also den Sprachatlas nicht compromittieren, sondern interpretieren wollen. Als den zweck meines buches habe ich s. VIII hingestellt, 'nicht die einzelnen fehler, sondern die fehlerquellen nachzuweisen'. Dieser gesichtspunkt ist Wenker offenbar nicht eingegangen. Denn er hält sich nur an einzelheiten meines buches, ohne zu merken, dass durch die widerlegung einer anzahl einzelner beispiele meine kritik nicht widerlegt werden kann.

Ich habe meine kritik gegründet: 1) auf den nachweis der unzulänglichkeit des materials des Sprachatlas an sich, 2) auf den nachweis von doppelformen in folge eines im fluss befindlichen lautwandels, 3) auf den nachweis autochthoner doppelformen, und 4) auf den nachweis der unzulänglichkeit der orthographie.

Sehen wir zu, in welcher weise sich Wenker mit meinem buche abfindet, nachdem er mir 'die fähigkeit, die karten des Sprachatlas richtig aufzufassen, rundweg abgesprochen' hat (s. 16).

[1]) Herr dr. Hertel schreibt mir am 3. nov. 1895: 'auffallend ist mir besonders der irrtum des berichterstatters bez. des wortes '*mann*' für Salzungen. Das *-n* ist so scharf ausgeprägt und gerade im gegensatz zu dem Hennebergischen so charakteristisch, dass es mir unbegreiflich ist, wie jemand dem vf. der sprachkarte die form *mâ* mitteilen konnte.'

IV.

Auf mein capitel 'unzulänglichkeit des materials des Sprachatlas' s. 1—7 weiss Wenker nicht ein einziges wort zu erwidern.

V.

Dass nicht alle lautgrenzen heute feste sind, dass vielmehr eine grosse masse von lautlichen erscheinungen, wenn nicht die mehrzahl, heute im lebendigen fluss begriffen ist, das ist nicht allein meine grundanschauung: es ist die wol sämmtlicher sprachforscher, auch die Wenkers, der s. 21 sagt: 'dass die diphthonge in dortiger gegend vorgerückt sind, noch vorrücken und auch in zukunft vorrücken werden, wissen wir so gut wie Br.' Wenn Wenker daher s. 18—26 und 30 meine 'grundanschauung' ablehnt, sie s. 24 als ein 'dogma', s. 25 als 'falsch' und s. 30 meine schlussfolgerungen als 'belanglos' bezeichnet, so bekennt er damit nur, dass ihm eine anschauung über das gegenwärtige leben der sprache überhaupt fehlt. Es mag sein, dass man in dem einen oder andern falle die dinge anders beurteilen kann, als ich es getan habe; man mag alles subjective in meinen auseinandersetzungen streichen: tatsache bleibt, an der auch eine andere 'grundanschauung' nichts ändern kann, dass die von mir postulierte übergangszone durch eine reihe positiver zeugnisse belegt ist. Ich widerhole hier solche zeugnisse nach meinem buche, und zwar wähle ich mit rücksicht auf die je nur ein wort darstellenden karten des Sprachatlas nur solche zeugnisse, die für ein und dasselbe wort und für denselben ort gelten.

S. 13 Blankenhain *ā* > *ɔ̄*, Weida *ā* > *ō*, bei Ziegenrück *ā* > *ō*. S. 18 Uelzen *mek, mik* > *mi*, Lindhorst und umgegend *mek, mik* > *mi*, Lüdersfeld *mek* > *mi*, stadt Rehburg *mek* > *mi*, bad Rehburg *mek* > *mi*, Hagenburg *mek* > *mi*, Steinhude *mek* > *mi*, Gr. Heidorn *mek* > *mi*, Bergen *mek* > *mi*, Suderburg *mik* > *mi*. S. 19 die plattdeutsch > hochdeutschen doppelformen aus dem Harz. S. 19 Blankenburg *heite* > *heute*, *leite* > *leute*, *sich freien* > *sich freuen*. S. 19 Siersleben, Hübitz, Augsdorf, Polleben *klå̂n* > *klein*, *nå̂* > *nei*. S. 20 Höhnstedt *bå̂me* > *bême*, *dr bå̂*^{u}*m* > *dr bôm*, Hornburg *tå̂*^{u}*fe* > *tôfe*, *bå̂ne* > *bêne*. S. 20 Dahlener und Markranstädter mundart *χar* > *gar*, *sarχ* > *sarg*. S. 21

Halle *gimmt* > *gemmt* > *gömmt* > *gommt*. S. 21 Erfurt *schdäww'l* > *schdĭ́w'l*, *daide* > *dī́de*, *gesāt* > *gesācht*, *hĕrsch'n* > *hĭ́rsch'n*, *rēwe* > *rī́we*, *bĭ́ddl* > *baid'l*, *king'r* > *kinn'r*. S. 21 Eisenach *bråuwr* > *bråur*, *nâub* > *näi*, *käif* > *kåuf*, *gläib* > *glåub*, *gôñg* > *gêñg*, *zibolle* > *zwibolle*, *bî* > *wî* u. s. w. S. 22 meissnisch *mædl̥* > *mæchn̥*, *bĭsl̥* > *bĭsχn̥*. S. 22 Naunheim *fōarə* < *fōadər*, *moirə* > > *mŏədər*, *nœid* > *nĕad*, *œirər* > *jĕdər*, *jŭcənd* < *jūcənd*, *frœə* > *froiə*. S. 22 f. Eifel *séster* > *schwéster*, *dắt* > *fáͤder*, *téchen(t)* > *zwéschen*, *et freischt* > *et friet*, *sā́l* > *soll*. S. 23 brandenburgisch *water* > *wasser*, *jrōt* > *jrōss*, *pund* > *fund*, *maken* > *machen*. S. 24 Ermsleben nebst umgegend *eck* > *ick*, Aschersleben *eck* > *ick*. Ich will in der aufzählung dieser beispiele nicht fortfahren. Ich habe in meinem buche s. 13—93 weit über hundert solcher doppelformen belegt. Und dutzendfach findet man bei mir genauere angaben, dass in einem und demselben ort die älteren leute ein wort so, die jüngeren anders aussprechen.

Wenker hat alle diese beispiele einfach ignorieren zu können geglaubt. Und doch folgt aus ihnen, ganz unabhängig von 'grundanschauungen', dass es zufall ist, ob der lehrer diese oder jene form angegeben hat. Wenn z. b. in Lindhorst und Lüdersdorf die älteren leute *mek* und *mik*, die jüngeren *mi* sagen (s. 18), so hat natürlich ein älterer lehrer dort *mek* und *mik* angegeben, ein jüngerer, oder wenn die übersetzung von schulkindern herrührt, *mi*. Oder wenn im Mansfeldischen die älteren leute *klâ̊n*, *nâ̊*, *bâ̊me*, *bâ̊ᵘm*, *bâ̊ne*, die jüngeren *klein*, *nei*, *bême*, *bôm*, *bêne* sprechen (s. 19 f.), so ist es zufall, ob der Sprachatlas diese oder jene form hat. Zufall ist es, ob Erfurt nach dem Sprachatlas *gesāt* oder *gesācht* (s. 21) spricht; zufall, ob Eisenach *naub* oder *näi*, *käif* oder *kauf*, *bas* oder *was* (s. 21); zufall, ob Rodleben *dorp*, *better*, *tīd* oder *dorf*, *besser*, *teid* (s. 30); zufall, ob Berkau *woater* oder *wasser* (s. 32); zufall, ob Gr. Rosenburg *jrōt* oder *grōss* (s. 34); zufall, ob Buchen *pund* oder *pfund* (s. 37 f.); zufall, ob Stralsund *st-*, *sp-* oder *scht-*, *schp-* (s. 48 und 5); zufall, ob Bräunrode *zīt* und *būer* oder *zeit* und *bauer* (s. 55); zufall, ob Straach und Berkau *zīt* oder *zeit* (s. 57); zufall, ob Münster *gäuse* oder *gaise* (s. 67); zufall, ob Chemnitz *gäns̥* oder *gänse* (s. 76); zufall, ob Münster *gäuse* oder *gais*

(s. 80); zufall. ob Siegen *gäse* oder *gänse* (s. 85): zufall. ob Bobenneukirchen *hud* oder *hund* (s. 91); zufall, ob Buchen *hǫd* oder *hunn* (s. 92); zufall. ob Salzungen *hoind* oder *hůnd* (s. 93).

Mit andern worten: es folgt aus beispielen, wie den angeführten, dass ein grenzgürtel existiert, innerhalb dessen sich heute der betreffende lautwandel vollzieht. Alle innerhalb eines solchen grenzgürtels gelegenen ortschaften müssen in dem Sprachatlas notwendigerweise (wenigstens soweit nur eine übersetzung aus dem orte vorliegt) entweder auf der einen oder der andern seite der grenzlinie liegen. Diese grenzlinien können also nicht unbedingt zuverlässig, sondern nur annähernd richtig sein. Das vornehmlich habe ich in meinem zweiten capitel gezeigt. Ich wüsste nicht, dass sich diese tatsache durch irgend welche andere 'grundanschauung' aus der welt schaffen liesse, höchstens durch mangel an jeglicher anschauung überhaupt. Wenn Wenker s. 30 zu sagen vermag: 'einwendungen dieser art stehen und fallen mit Br.'s grundanschauungen. Nur wenn man und soweit man diese teilt, kann man jenen einwendungen bedeutung beimessen,' so hat er damit bewiesen, dass er nicht sehen kann. Wenn er ebd. sagt: 'für uns sind somit auch diese stellen des Br.'schen buches belanglos,' so hat er damit bewiesen, dass er nicht sehen will.

In seiner eigenartigen weise beschränkt sich Wenker, indem er meine 'grundanschauungen' entkräften will, s. 18—26 darauf, einzelne beispiele aus dem zusammenhang herauszureissen und gegen mich auszuspielen. Wenn an allen diesen stellen mich wirklich meine 'grundanschauungen zu ungerechter beurteilung der im Sprachatlas dargestellten erscheinungen verleitet' hätten, so bliebe meine argumentation dennoch bestehen. Ich habe selbstverständlich nicht für jeden meiner zweifel einen positiven beweis erbringen können. Ich mag mich, obgleich ich es nicht glaube, in dem einen oder andern falle geirrt haben, zu weit gegangen sein: jedenfalls muss man bei einer kritischen verarbeitung des Sprachatlas-materials mit meiner 'grundanschauung' rechnen, ob man sie im einzelnen falle billigt oder nicht. Die möglichkeit liegt überall vor, dass es sich so verhält, wie ich gesagt habe. Und bei einer kritischen verarbeitung muss man jeder der-

artigen möglichkeit rechnung tragen. Wenn Wenker diese partie meines buches mit dem worte 'belanglos' abtun zu können glaubt, so hat er sich damit das zeugnis ausgestellt, dass er selbst zu einer solchen kritischen verarbeitung nicht befähigt ist.

Es erscheint mir fast überflüssig und zwecklos, die einzelnen ausstellungen Wenkers näher zu beleuchten. Denn sie bekunden nur, dass er meine ausführungen nicht verstanden hat. Ich betone nur, dass ich nicht gesagt habe, wie mir Wenker s. 18 in die schuhe schiebt: es 'muss überall, oder fast überall, ein grenzgürtel existieren, wo jüngeres *ei* neben älterem *ī* vorkommt'. Ich habe vielmehr ausgeführt, dass wir überall, oder fast überall, mit einer solchen möglichkeit, mit einer solchen wahrscheinlichkeit rechnen müssen, und ich habe die sich mir aufdrängenden bedenken gegen die linie des Sprachatlas im einzelnen durch positive belege gestützt.

Zu s. 20 bemerke ich, dass das zeugnis des herrn cand. phil. Aigte, bei mir s. 54, wie jeder vorurteilsfreie leser erkennen wird, nicht sowol für monophthongische aussprache an sich gilt, sondern auch im besondern für die wörter *eis* und *wein*. Dass jene orte, in denen der Sprachatlas abweicht oder in einzelnen wörtern abweicht, der übergangszone angehören, dafür kann ich jetzt aus einem briefe des herrn dr. L. Hertel einen weiteren beleg beibringen: 'Riestedt — welches herr cand. Aigte auch mir gegenüber als monophthongisch bezeichnete, habe ich bei persönlicher erforschung als durchaus diphthongisch erfunden: *draisiγ, waid, naine, raiγ.*' Nach dem Sprachatlas hat Riestedt *ei* (Wenker s. 21), nach Jecht (Zs. d. Harzv. 20, 96 f.) *ī*. Riestedt liegt so ziemlich in der mitte zwischen Holdenstedt und Sangerhausen, wo das alte *ī* zwar noch nicht ausgestorben, aber dem neuen *ei* bereits den sieg abgetreten hat.

Zu s. 20—22 und 25 unten bemerke ich, dass ich ein diphthongierungsgebiet nicht im Sprachatlas gesucht habe, sondern aus den karten 'eis' und 'wein' unter zuhilfenahme grammatischer literatur zu erschliessen versucht habe. Dass die grenzen für sämmtliche wörter übereinstimmen müssen, dieses vorurteil kann kein unbefangener aus meinen ausführungen heraus-

lesen. Ich habe z. b. s. 60 f. selbst auf solche differenzen hingewiesen. Wenn ein grenzort nach Wenker *eis* und *wīn* hat, so ist es an sich ebensowol möglich, dass dort wirklich *eis* und nicht *īs*, *wīn* und nicht *wein* gesprochen wird, wie es möglich ist, dass dort *eis* und *wein* neben *īs* und *wīn* gesprochen wird. Beweise, wie sie Wenker s. 20 für die letztere annahme verlangt (ähnlich s. 23), lassen sich, soweit wir keine positiven zeugnisse haben, weder für die eine noch für die andere annahme erbringen. Selbst wer die ganze grenze abreisen wollte, würde nicht ohne weiteres etwas sicheres aus dem munde der leute erfahren; vgl. oben s. 70 das beispiel Riestedt und s. 37 f. und 76 f. meines buches. Wenn aber Wenker s. 21 mir den 'irrtum' zuschreibt, als sollten die einzellinien des Sprachatlas 'ein abschliessendes ergebnis eingehender historisch-grammatischer untersuchungen bringen', so kann ich nur antworten: ich habe gerade das gegenteil gesagt.

Des weiteren über die diphthongierung unten s. 88 ff.

S. 23 belegt Wenker für zwei niederdeutsche dörfer an der sprachgrenze verschobenes *ech* und polemisiert dagegen, wie ich nach meiner kritischen methode dieses *ech* wol erklärt haben würde. Ich würde es allerdings a priori für wahrscheinlich halten, dass *ech* ein moderner eindringling sei, neben dem *eck* noch nicht ausgestorben. Erkundigungen 'auf einer fusstour' können wol *ech* bestätigen; aber um das nichtvorhandensein einer aussterbenden form constatieren zu können, dazu gehört, wenn man nicht gerade vom glück begünstigt ist, oder besonderes, auf erfahrungen gegründetes geschick hat, den leuten die worte aus dem munde zu locken, eine längere vertrautheit mit den ortseingesessenen. Wenn das Wenker nicht gewusst hat, so fehlt es ihm an erfahrungen, wie man lebende sprache erforscht.

Seine gänzliche urteilsunfähigkeit zeigt Wenker vielleicht am deutlichsten an der einzigen stelle seiner schrift, wo sein sachliches urteil nicht durch persönliche gereiztheit getrübt wird. Er findet s. 25 meine 'vorstellung', dass die verschiedenen angaben längs einer im fluss befindlichen lautgrenze von der altersverschiedenheit der gewährsmänner des Sprachatlas herrühre, ungeachtet meiner positiven belege 'ganz un-

haltbar' und meint, dass ich das 'bei einiger überlegung selber hätte finden müssen'. Ich muss nämlich bei meinem studium der besprochenen 11 karten 'gesehen haben, dass die linien schon dieser 11 wörter sich in der buntesten weise schneiden und kreuzen'. Um das zu wissen, bedarf es nicht des Sprachatlas. Ein jeder weiss, dass die diphthongierungslinie, die lautverschiebungslinien, die linie für den schwund des *n* vor *s* (in *gänse*), für den des *h* vor *s* (in *sechs*), für den abfall des *n* (in *wein*), für den vocalismus von *pfund, hund, kind* u. s. w. u. s. w. sich allerdings 'in der buntesten weise schneiden und kreuzen'. Ich 'musste', fährt Wenker fort, 'weiter schliessend, daraus zu der ansicht gelangen, dass bei 300 wörtern das durcheinander der linien ein so colossales sein wird, dass schliesslich kaum ein fleckchen im Deutschen reich übrig bleibt, wo nicht eine linie herläuft'. Natürlich! Nun aber kommt der überraschende schluss: 'wenn man nun beim vergleichen von »*eis*« und »*wein*« annehmen wollte, die oder die bestimmte übersetzung muss auf einen älteren eingeborenen als gewährsmann zurückgehen, so kann man das ja tun, solange man bloss diese zwei wörter vornimmt. Vergleicht man aber zwei, drei, zwölf andere karten, welche sonstige in der nähe der »*eis*«-linie verlaufende grenzlinien enthalten,' — wolgemerkt, also nicht diphthongierungslinien — 'so kommt man da möglicherweise zu ganz anderen schlüssen, da müssen vielleicht grade ganz andere übersetzungen auf alte leute zurückgeführt werden, während die bei »*eis*« und »*wein*« angenommenen hier die jüngste form enthalten. Man sieht, sobald man diese vorstellung klar [sic!] weiter verfolgt, führt sie ins ungereimte. Sie ist eine fiction, die, mit scheingründen gestützt, zunächst etwas plausibles an sich hat.' — Ausser dem gesperrten druck habe ich nichts hinzuzufügen.

'Noch leichter', fügt Wenker s. 26 hinzu, 'wäre Br. diese erkenntnis aufgegangen, wenn er Fischers Geographie der schwäbischen mundart hätte studieren können.' Er führt als beispiel für die übereinstimmung seiner linien mit denen Fischers die karte 'nichts' an, und meint: 'nach seiner sonstigen methode hätte Br. ohne zweifel auch hier solche wunderlichkeiten der Sprachatlas-linien auf die altersungleichheit der gewährsmänner zurückgeführt. Nun bringt aber Fischer

genau dieselben linien — also muss man nach strenger logik folgern, dass überall da, wo der Sprachatlas einen älteren lehrer voraussetzt, auch der pfarrer ein älterer herr ist (denn Fischers gewährsmänner sind die pfarrer)' u. s. w. — Es entgeht mir, mit welchem recht man mir in die schuhe schieben kann, dass ich bei den linien des wortes 'nichts' 'ohne zweifel' auf altersunterschiede geschlossen haben würde. Denn s. 95—232, also auf 138 druckseiten, habe ich andere kriterien für die beurteilung der Sprachatlas-linien beigebracht. Ueberhaupt kommt es nicht sowol auf den altersunterschied einzelner personen als vielmehr darauf an, dass überhaupt in einer ortschaft oder in einem landstrich die beiden sprachformen gebräuchlich sind, welche durch die grenzlinie des Sprachatlas geschieden werden.

Ich habe s. 116 gesagt: 'alle bisher besprochenen fehler oder ungenauigkeiten des Sprachatlas sind, so schwer sie auch für die detailforschung in die wagschale fallen, doch verhältnismässig untergeordneter art. Man weiss eben, dass für sämmtliche erscheinungen, die heute im lebendigen flusse sind — und das ist die grosse mehrzahl — die grenzlinien des Sprachatlas hier und dort ganz genau sein können, man aber vorsichtigerweise überall mit einem übergangsgebiet rechnen muss. Das kartenbild wird hierdurch oft nur unwesentlich verschoben. Ganze landschaften umfassende übergangszonen ..... gehören jedenfalls zu den seltneren ausnahmen.' — Meine aufstellungen dürften zweifellos da am ehesten auf widerspruch stossen, wo ich, ohne mich auf ausreichende positive belege stützen zu können, nicht etwa einen schmalen streifen sondern eine ganze landschaft für die postulierte übergangszone in beschlag genommen habe. Die kühnste hypothese ist nach dieser richtung hin die, dass hinsichtlich des abfalls des end-*e* möglichenfalls, 'trotz der 15 meilen entfernung nach dem Sprachatlas, das westfälische mit dem küstengebiet zusammengehört, und dass die jugend in ganz Oldenburg und in dem ganzen lande von der Emsmündung bis Osnabrück und Lippstadt heute bereits das auslautende *e* nicht mehr spricht, so dass in wenigen jahrzehnten der abfall des *e* von der Nordseeküste bis zur Lippe reichen würde' (s. 81). Ich sehe dieser der karte 'gänse' entnommene hypothese jetzt aufs glänzendste

durch den Sprachatlas selbst bestätigt, nämlich durch die karte 'leute', die auch meine kritik der diphthongierungslinie bestätigt: nach Anz. fda. 20, 222 'überwiegen flexionslose formen schon viel weiter nach Westfalen hinein, etwa bis zur ungefähren curve Stadtlohn-Münster-Hamm-Altena'.

VI.

Zu meinem capitel 'autochthone doppelformen' (s. 95—116) finde ich bei Wenker nur eine bemerkung. S. 24 oben meint er, in seiner gewohnten weise einen einzelnen satz — 'nichts davon scheint der Sprachatlas zu verraten, dass auch die hennebergische mundart neben unbetontem *ich* betontes *ich* kennt' (s. 143) — herausgreifend: 'der Sprachatlas verrät nur über solche wörter etwas, die in den formularen vorkommen. betontes *ich* kommt aber in diesen nicht vor — woher sollte es da in den Sprachatlas gelangen! Solche forderungen des herrn Br. sind doch eigentlich absurd!' — Und dabei habe ich die betonte form in einem besonderen capitel, das Wenkers aufmerksamkeit entgangen zu sein scheint, behandelt und überall aus dem Sprachatlas belegt, so s. 96 moselfränkisch betontes *eich, ëich, aich* neben unbetontem *ich, ech, öch,* nassauisch betontes *aich,* oberfränkisch *ëich,* s. 97 f. betontes *ich* neben unbetontem *i* in ganz Süddeutschland, s. 98 f. schlesisch *iche* und brandenburgisch *icke.* Wenn Wenker dieses capitel nicht gelesen haben sollte, so hat er doch sicherlich auf s. 143 den dem citierten satz vorausgehenden satz gelesen, dessen inhalt er aber seinen lesern vorzuenthalten für gut befindet. Dort heisst es bei mir: 'nach Anz. fda. 18, 309 erscheint *ich* in dem Sprachatlas »nur in Schlesien ... und nördlich vom Erzgebirge häufig als *ich*«, ohne dass sich ..... das gebiet des *ich* hätte fest abgrenzen lassen.' Und dass dieses *ich* tatsächlich die betonte form ist, auch das kann Wenker kaum entgangen sein. Denn das belege ich unmittelbar nach dem von Wenker citierten satz.

VII.

S. 26 kommt Wenker 'zu dem haupteinwande Br.'s, der auf der »unzulänglichkeit der orthographie« beruht und dem Br. den langen abschnitt IV seines buches widmet, von s. 116—232'. Er glaubt diesen abschnitt, die hälfte meines buches, damit

abtun zu können, 'dass Br. hier uns nichts neues sagt'. Eine naivere abfertigung ist wol nicht denkbar.

Ich freue mich, dass Wenker mir im princip zustimmt. Aber er täuscht sich selbst, wenn er meint, dass ich ihm nichts neues gesagt habe. Während zu meiner freude Wrede in seinem vortrage zu der überzeugung durchzudringen beginnt, dass der Sprachatlas wegen der unzulänglichkeit der orthographie ungleich weniger aussage, als man ursprünglich erwartet hatte, so mag man die beiden sätze, die Wenker s. 27 aus seinem einleitungs-heftchen anführt, drehen und wenden, wie man will: es lässt sich nicht mehr herausbringen, als dass Wenker sich bewusst gewesen ist, dass man bei den 'verschiedenen schreibungen der formulare' sehr vorsichtig zu werke gehen müsse, um den 'phonetischen lautwert' zu erkennen. Das ist alles. — Wenker hat ebd. gesagt: 'hier ist der einzelforschung im anschluss an den atlas ein weites und reiches arbeitsfeld vorbehalten.' Nun, ich meine, ich habe den anfang damit gemacht.

Die einsicht, dass man in der deutung der orthographie vorsichtig verfahren müsse, und die angewante praxis, das sind zwei sehr verschiedene dinge. Wenker hat ebd. 'vor voreiligen schlüssen und namentlich vor verallgemeinerungen und constructionen in phonetischen dingen' gewarnt. Bisher hat noch niemand anders gelegenheit gehabt gegen diese warnung zu verstossen als die bearbeiter des Sprachatlas selbst. Wrede sagt s. 37, dass 'eine unrichtige interpretation' der orthographie 'die grösste verwirrung anrichten' könne, und wenn er selbst seither der einzige gewesen ist, der eine solche verwirrung angerichtet hat, so mag das von seiner meinung herrühren, dass es 'meistens gar nicht so schwer' sei, aus dem 'chaos phonetischer [sic!] transcriptionen' 'das richtige, das ein jeder schreiber gemeint hat, herzuleiten' (s. 38), wie denn auch Wenker sanguinisch genug ist, zu glauben, dass 'aus den verschiedenen schreibungen der formulare' zwar sehr oft 'ein sicherer schluss auf den genauen laut durchaus gewagt' sei, aber sich 'ebenso oft' 'der phonetische lautwert einer form mit überraschender deutlichkeit und voller bestimmtheit ergibt'. Die richtige deutung ist ungleich schwerer, als die herren glauben. Dazu gehört ein grösseres mass von kenntnissen und

schulung in sprachlichen dingen, als es Wenker und Wrede bisher gezeigt haben. Wenn Wenker s. 30 meint, dass die orthographischen schwierigkeiten 'in Wredes berichten bei jedem anlass nachdrücklich zur sprache gebracht worden sind', so hat er mein buch nicht sehr aufmerksam gelesen. Der leser braucht für ein von mir besprochenes kartenblatt nur meine kritik mit Wredes bericht zu vergleichen. Mit dem hinweis auf orthographische schwierigkeiten ist es nicht getan. Es kommt darauf an, im einzelnen zu zeigen, welche, und wie sie zu lösen sind. Wrede hat selbst mittlerweile einige interpretationsfehler zugegeben. Aber seine berichte sind nach wie vor voll solcher fehler, und ich habe die hoffnung, dass, wenn nicht Wenker, so doch Wrede in dieser richtung etwas aus meinem buche gelernt hat.

Doch darum handelt es sich nicht, wie Wrede die karten interpretiert. Es handelt sich um die fertig vorliegenden karten. Ich habe in meinem buche zu zeigen versucht, dass diese karten zum teil so gänzlich falsche linien aufweisen, dass man sich fragen muss, ob Wredes berichte, welche diese linien beschrieben, damit man sie sich nachzeichne, nicht mehr schaden als nutzen anstiften. So habe ich z. b. s. 160 ff. gezeigt, dass die grenzlinie zwischen *water* und *water*, die der Sprachatlas von der Saalemündung über den west- und nordrand der Altmark nach Vorpommern zieht, in wirklichkeit von der mittleren Ems über Minden bis zur oberen Weser läuft; oder s. 184 ff. habe ich die gänzliche unhaltbarkeit der abgrenzung von *gäuse* und *göse* im Sprachatlas aufgedeckt. Niemand wird glauben, dass ich Wenker hiermit 'nichts neues' gesagt habe. Niemand kann auch behaupten, dass die linien des Sprachatlas überall genau so, wie sie gezogen sind und nicht anders, durch das material notwendig gefordert werden, so dass es sich allein um die richtige interpretation handeln würde. Die linienführung ist zum teil durchaus subjectiv und verrät nicht das mindeste von einer kenntnis des wahren tatbestandes, wenn Wenker auch s. 24 zu der abgrenzung von *water* behauptet, dass ihm die von mir klar gelegte verschiedenheit 'sehr wol bekannt ist'.[1])

[1]) Wenn die 'verschiedenwertigkeit des in nd. gegenden geschriebenen *a*'

Nach Wenkers ansicht scheint sich seine übereinstimmung mit mir auf die grundanschauung über das verhältnis von buchstabe zu laut zu beschränken. Aber er teilt nicht meinen 'fehler, nun das kind mit dem bade auszuschütten, sondern hegt die überzeugung, dass wir trotz alledem auch über so schwierige fragen noch sehr viele sichere aufschlüsse bringen werden' (s. 27 f.). Er meint, man müsse, ehe man darüber etwas sicheres aussagen könne, erst die vollendung sämmtlicher karten abwarten. Vorher also soll, wie es scheint, jede kritik verfrüht sein.[1]) Vermutlich hätte auch Brenner sich seine kritik der *tot—dot*-linie sparen können; denn Wenker würde die richtige interpretation dieser linie aus den späteren karten selber abgeleitet haben. 'Wird erst das ganze atlasmaterial handlich vorliegen, dann', so versichert Wenker s. 29, 'können wir herrn Br. mit bestimmtheit trotz der orthographischen schwierigkeiten brauchbare ergebnisse in aussicht stellen, die jeder kritik stand halten werden.' Woher er diesen blinden glauben nimmt, das sagt er s. 29: es sei mir 'an keiner stelle gelungen, zu der erkenntnis durchzudringen, dass trotz der unleugbaren und von uns längst anerkannten orthographischen schwierigkeiten dennoch im Sprachatlas selber mittel und wege gegeben sind, durch die späterhin mit erfolg jenen schwierigkeiten entgegengetreten werden kann'. — 'Jedes bedürfnis, dessen wirkliche befriedigung versagt ist, nötigt zum glauben', sagt Goethe.

Ich gestatte mir aus meinem buche eine kleine blütenlese von beispielen dafür anzuführen, dass im Sprachatlas selber nicht mittel und wege gegeben sind, um später, also bei einer künftigen kritischen verarbeitung der karten, die orthographischen transcriptionen richtig zu entziffern.

Wenker 'sehr wol bekannt ist', so hätte sie auch Wrede nicht unbekannt bleiben können. der Anz. fda. 19, 282 mit keiner silbe etwas von dem teilweisen lautwert des *a* = *å* erwähnt, wiewol er nach Wenker s. 30 solche punkte 'bei jedem anlass nachdrücklich zur sprache gebracht' hat. Anz. fda. 20, 208 spricht er gar von 'ganz reinem *ā*'.

[1]) Anders Wrede s. 52, der vor der fertigstellung aller karten 'sofortige weitere bearbeitung im höheren sinne' fordert, 'dass fortan mit der technischen weiterführung des atlas seine wissenschaftliche verwertung hand in hand gehe.'



S. 1 f.: ob für Stralsund *he* oder *hei* das richtige ist, *lew* oder *leiw*, *dre* oder *drei*, *to* oder *tau*, *dohn* oder *dauhn*, *fööt* oder *füut*, *göös'* oder *güus'*, *köh* oder *keu*, diese frage lässt sich mittels des Sprachatlas nicht entscheiden.

S. 2 f.: ob oder wie weit für Mecklenburg-Vorpommern *witte* oder *widde*, *sitten* oder *sidden*, *water* oder *wader* zutrifft, dafür fehlt es an einem sicheren kriterium.

S. 3 f. habe ich für Stralsund eine reihe von doppelformen belegt. Der Sprachatlas gibt keinen anhalt, welche form die richtige ist.

S. 4: wann anlautendes *g* in Stralsund wie *j*, wann wie *g* ausgesprochen wird, 'diese frage kann nur ein genauer kenner unserer mundart beantworten.'

S. 5: Wenker kann nicht wissen, ob in Stralsund *st-*, *sp-* oder *scht-*, *schp-* gesprochen wird, da die lehrer beides angeben.

S. 118 f.: mittels des Sprachatlas lässt sich nicht bestimmen, wann die buchstaben *o* und *e* im Mansfeldischen *ō* und *ē*, wann *ū* und *ī* meinen.

S. 120: wann der zwischen *ū* und *ü* liegende laut nördlich von Braunschweig *u*, wann *ü* geschrieben wird, kann man dem Sprachatlas nicht mit sicherheit entnehmen. Da die schreibung *u* dort zweideutig ist, ist eine sichere abgrenzung jener aussprache gegen *ū* undenkbar.

S. 121 f.: eine feste grenzlinie der entlabialisierten vocale lässt sich nicht ziehen.

S. 122: dass das mitteldeutsche *w* ebenso geschrieben wird wie *b* zwischen vocalen, wird der Sprachatlas nicht lehren, weil zum weitaus grössten teil hier *b*, dort *w* geschrieben wird. Von einer abgrenzung dieser aussprache gegen die norddeutsche kann keine rede sein.

S. 130: in Mülheim a. d. Ruhr unterscheidet man zwei verschiedene qualitäten des *i*, *u* und *ü* und drei verschieden weite *e-*, *o-* und *ö-*laute. Das wird man aus der orthographie des Sprachatlas nie herauslesen können.

S. 133 f.: der buchstabe *a* wird landschaftlich so ausschliesslich für den weiten *o*-vocal gebraucht, dass sich diese aussprache nicht gegen die des reinen *a* abgrenzen lässt.

S. 134: Wenker kann unmöglich ermitteln, dass man auf Sylt, Föhr und Amrum *sneh*, *snäh*, *flöh*, *fleh*, *fläh* schreibt,

um den kurzen vocal zu bezeichnen. Daher erscheinen diese formen Anz. fda. 20, 106 und 21, 289 fälschlich als *snê, snä, flöh, flê, flä.*

S. 143: die scheidung von *ĭch* und *ich* ist nicht durchführbar.

S. 146 ff.: die reinliche trennung von *sex, säx* und *sax* vermag keine interpretationskunst herauszubringen.

S. 148 ff.: die gebiete von *salz, sālz, sålz, sálz, solz, sōlz* lassen sich nicht sicher abgrenzen, auch wenn alle karten vorliegen.

S. 160 ff.: meine untersuchung des niederdeutschen vocalismus des wortes *wasser* führt zu ergebnissen, die gänzlich vom Sprachatlas abweichen. Wenker verschiebt s. 28 'die frage nach dem phonetischen wert des *a* in *water*, bis wir karten mit ursprünglichem *ā*, wie »*schlafen*«, und mit tonlangem *o*, wie »*kochen*«, zur vergleichung ziehen können. Dann wird sich ergeben, dass in bestimmten gegenden Niederdeutschlands die vocale dieser drei wörter ganz gleich geschrieben werden, in andern werden bestimmte charakteristische abweichungen bei »*schlafen*« oder bei »*kochen*« sich zeigen'. Schön! Die karte 'schlafen' liegt jetzt vor. Der vocalismus weicht natürlich in Westfalen ab (vgl. bei mir s. 162). Aber 'der nd. vocalismus östlich von Papenburg-Petershagen a. W. und der mittleren Weser stimmt im wesentlichen zu *wasser*' (Anz. fda. 21, 167); *wāter* = *māken* (Anz. fda. 20, 208). Aus der karte 'schlafen' lässt sich also nichts weiter entnehmen, als dass, was wir ja längst wissen, in Westfalen, wie am Niederrhein altes *ā* und tonlanges *a* verschieden behandelt werden (ersteres mehr nach *ō* hin entwickelt), im nordniedersächsischen und ostfälischen aber zusammengefallen sind. Ob man in denjenigen westfälischen teilen, die *slaupen* und *slōpen* haben, *wāter* oder *wáter* spricht, lässt sich nach dem Sprachatlas nicht entscheiden, ebensowenig wie sich der lautwert des nicht-westfälischen *wāter* gegenüber der schreibung *wáter* feststellen lässt. Wie die karte 'kochen' lehren soll, dass das nicht-westfälische *wāter* mit *ā* gesprochen wird, ist mir unerfindlich; denn man schreibt *kaken* wie *water*. Gesetzt aber, es würde neben *wāter* strichweise etwa *kāken* geschrieben oder gar in anlehnung an das hochdeutsche *koken*, was folgt daraus für den lautwert des *a* in *water*? 'Durch eine vorsichtige combination', fährt

Wenker a. a. o. fort, 'womöglich mit hinzuziehung weiterer passender wortkarten, lässt sich dann sehr wol etwas sicheres über den wirklichen lautwert in den einzelnen gegenden feststellen, jedenfalls ist die sache durchaus nicht so aussichtslos, wie Br. hier und fast überall im abschnitt IV sie ansieht.' — Das ist glaube, aber keine wissenschaftliche überzeugung. Man könnte einen solchen glauben einem forscher zu gute halten, dem genügende unterlagen zu einem urteil fehlen. Aber wer nach dem, was ich s. 133 f. und 161 beigebracht habe, an einem solchen glauben noch festhält, der hat sich damit die fähigkeit abgesprochen, über diese dinge urteilen zu können. Das ist der glaube eines dilettanten.

S. 168 ff.: es ist undenkbar, dass 'im Sprachatlas selber mittel und wege gegeben sind', um den lautwert der *-a, -ä, -e, -er* geschriebenen endsilbe *-er* zu bestimmen.

S. 171 f.: es ist ebenso undenkbar, dass die aussprache *oi* sich gegen die aussprache *ei, ai* abgrenzen liesse.

S. 175 ff.: auch unter zuhilfenahme anderer karten können die verschiedenen westfälisch-engrischen diphthonge für altes *ī* nicht im einzelnen geographisch festgestellt werden.

S. 184: eine scheidung der mono- und diphthongischen formen von *gänse* ist für Niederdeutschland ohne anderweitige dialektkenntnisse aus dem Sprachatlas allein heraus ein ding der unmöglichkeit.

S. 195: über die nasalierung in *mann* und *wein* wird sich aus dem Sprachatlas nie etwas sicheres herausinterpretieren lassen.

S. 203 ff.: ebenso über die nasalierung in *gänse.*

S. 211 ff.: ebenso über die genäselten vocale in *pfund, hund* und *kind.*

S. 226: dass auslautendes *d* wie *t* gesprochen wird, lässt sich aus dem Sprachatlas nun und nimmermehr beweisen.

S. 228 ff.: derselbe laut, der in Leipzig *g-* geschrieben wird, wird bis Naumburg und zum Harz hin fast durch die bank *k-* geschrieben. Ich habe gezeigt, dass letztere schreibung dort die gegebene ist. Es wird sich folglich durch keinerlei combination der wahre umfang der Leipziger aussprache gewinnen lassen.

Wenker hat mein buch ohne jedes verständnis gelesen,

wenn er s. 29 betont, es sei mir 'an keiner stelle gelungen, zu der erkenntnis durchzudringen, dass trotz der ..... orthographischen schwierigkeiten dennoch im Sprachatlas selber mittel und wege gegeben sind, durch die späterhin mit erfolg jenen schwierigkeiten entgegengetreten werden kann'.

Mit erfolg kann jenen schwierigkeiten allein entgegentreten, wer ausreichende kenntnisse besitzt. Ohne anderweitige kenntnis der deutschen mundarten und ohne jede auf positive kenntnisse gegründete anschauung über das verhältnis von orthographie zu aussprache lässt sich schlechterdings gar nichts über den lautwert auch nur einer einzigen schreibung sagen. Bei jedem buchstaben eines jeden wortes bedarf es solcher kenntnisse. Das versteht sich eigentlich von selbst. In sämmtlichen beispielen Wredes ist die richtige interpretation der orthographie nicht durch den Sprachatlas selbst gegeben, sondern durch anderweitige kenntnisse. Ich führe diese beispiele vollständig an:

S. 39: wenn Wrede die schreibung *g* für *j* und die von *i* und *ei* für *ü* und *eu* richtig deutet, so weiss er — nicht durch den Sprachatlas —, dass die 'dialektform mit der schriftform, wie sie wenigstens dort am ort ausgesprochen zu werden pflegt, identisch war'.

S. 39: wenn in Thüringen-Obersachsen bald *pf-*, bald *f-* geschrieben wird, und Wrede sagt, 'es fällt uns nicht ein, behaupten zu wollen, dass dort etwa in den mundarten ein schwanken zwischen *f* und *pf* stattfände, vielmehr' sind *pf-* und *f-* lediglich verschiedene schreibungen für *f-*, so hat er diese erkenntnis nicht aus dem Sprachatlas gewonnen. Nebenbei gesagt, es lassen sich hiernach für die aussprache *f-* feste grenzen nur so weit ziehen, wie die dialektkenntnis des bearbeiters der karte reicht.

S. 40: *beissen* wird überall mit *b-* geschrieben. Wenn Wrede nicht behauptet, 'dass das anlautende *b* in allen mundarten derselbe laut sei', dass der buchstabe *b* vielmehr im norden stimmhaft, im süden stimmlos ausgesprochen werde, so gibt er 'in solchem falle ohne bedenken zu, dass über die natur des anlautenden *b* die karte »*beissen*« keinen aufschluss gibt, wenigstens keinen irgendwie genügenden'.

S. 40 f.: in Thüringen-Obersachsen wird *beissen* vereinzelt

mit *p-* geschrieben. Wenn Wrede die folgerung ablehnt, 'dass in diesen orten nun infolge der schreibung ihrer formulare etwa ***peissen*** mit einer fortis *p* anzunehmen sei, so liegt diesem urteil die positive kenntnis über die beschaffenheit des in frage stehenden explosivlautes zu grunde. Die *p*-schreibungen mögen aus dem von Wrede richtig erkannten grunde die nähe der angrenzenden norddeutschen stimmhaften aussprache verraten. Eine grenzlinie zwischen stimmhaftem und stimmlosem *b-* zu ziehen, ermöglicht der Sprachatlas nicht.

S. 41: Wrede würde, 'wenn nicht andere auswege vorhanden wären, ohne weiteres zugeben, dass das betreffende atlasblatt für die verschiedene natur des anlautenden *g* in den mundarten ergebnislos sei'. Wenn er sagt, dass 'am Niederrhein der spirantische guttural ... durch gelegentliche *je-* bewiesen' werde, so urteilt er aus seiner kenntnis der mundart heraus; denn, wüsste man ausserhalb des Sprachatlas sonst gar nichts über die aussprache, so könnte man an sich nicht wissen, ob *g-* und *j-* den stimmhaften oder stimmlosen, vorderen oder hinteren reibelaut meinen, oder ob zwei verschiedene aussprachen vorliegen. Ja an sich besagen die buchstaben *g* und *j* überhaupt gar nichts. Und wenn niemand den lautwert des englischen oder französischen *g* und *j* vermuten wird, so urteilt er auf grund seiner kenntnisse der deutschen orthographie und nicht auf grund des Sprachatlas.

S. 41 f.: 'die Pfälzer colonie südlich von Cleve' schreibt *ke-* für *ge-*. Wrede meint, 'es wäre ein unsinn, die *ke-* nur aus sich erklären und etwa für die fortis *k* sprechen lassen zu wollen, es verdankt seine schreibung allein dem gewissenhaften unterscheidungstrieb jener schreiber, die ihrem verschlusslaut, gegenüber dem rings nachbarlichen reibelaut, gerecht zu werden strebten.' Widerum lässt sich das nicht aus dem Sprachatlas folgern, wenn man nicht weiss, dass es sich um eine Pfälzer colonie handelt, und dass in der Pfalz stimmloses *g-* gesprochen wird.

S. 42 f.: langes *i* wird in Nord- und Mitteldeutschland überwiegend *ie* geschrieben, in der 'nachbarschaft von Schwarzwald und Bodensee' jedoch *ih* oder *ii*. Wrede weiss, 'dass diese verschiedene widergabe der alten länge *ī* ... im norden und im süden' nicht 'auf eine verschiedene entwicklung oder aus-

sprache dieses *i* schliessen' lässt, sondern dass 'diese abweichende schreibung für die natur des langen *ī* überhaupt nichts besagt. Sie besagt hingegen', dass mhd. *ie* im süden 'vom alten *ī* deutlich geschieden' ist, 'im norden hingegen ... als *ī* gesprochen' wird. Das weiss Wrede aus der deutschen grammatik, nicht aus dem Sprachatlas.

S. 43 f.: in den preussischen schreibungen *flösch, höt, söp* interpretiert Wrede das *ö* als eine schreibung für *ē*. Das ist an sich möglich, aber aus dem Sprachatlas nicht zu beweisen ohne anderweitige dialektkenntnis.

S. 44 f.: wenn nach Wredes früherer auffassung 'im Elsass das consequente *miad* mit *i* für vollendete vocalentrundung zeugt, während östlicher die wechselnden *ü*- und *i*-schreibungen beweisen, dass die entrundung hier im vergleich mit dem elsässischen noch nicht abgeschlossen ist', so ist diese buchstabenauffassung an sich nach dem Sprachatlas möglich, wenn man über die elsässische mundart keine kenntnisse besitzt. Erst aus dem Sprachatlas hat Wrede entdeckt, dass im Elsass bekanntlich mhd. *û* zu *ǖ* geworden ist. Nun folgert er weiter, dass 'das kritische bedürfnis unserer vorsichtigen übersetzer' — tatsächlich die orthographische tradition — 'diese in *müde* trotz der schriftsprachlichen vorlage das *ü* aufgeben und durch *i* ersetzen liess', während man rechts des Rheins neben *i* auch das schriftdeutsche *ü* schrieb, weil dort die aussprache *ü* (für mhd. *û*) nicht vorkommt, der buchstabe *ü* also ohne weiteres die aussprache *i* bedeutet. Auch diese folgerung ergibt sich nicht mit notwendigkeit aus dem Sprachatlas. Denn es wäre darum ebensogut möglich, dass rechts des Rheins, ungeachtet der aussprache *hūs*, doch die entlabialisierung von *ü* heute erst vor sich gienge, so dass die schreibungen *müad, miad, müed* und *mïed* eine lautliche berechtigung hätten.

Ich schliesse: ohne sonstige kenntnisse sind auch nicht für einen einzigen buchstaben im Sprachatlas selber mittel und wege gegeben, die orthographie richtig zu deuten. Die richtige deutung wird in um so vollkommenerem masse gelingen, je mehr forscher sich an dieser arbeit beteiligen; denn dazu sind zum teil sehr specielle, locale sprachkenntnisse erforderlich. Ausnutzung der wissenschaftlichen literatur über unsere mundarten ist dabei unerlässlich.

———————

VIII.

Ich will zum schluss über die bisherige ausführung der karten und ihre künftige wissenschaftliche ausarbeitung noch einiges bemerken. Vgl. in meinem buch s. 8–12, IX und 233–235.

Widerstrebend gibt Wenker s. 17 zu, dass meine forderung auf s. 12 meines buches, die sich auf die vor länger als vier jahren vollendeten karten gründete, berechtigt gewesen ist; denn die bearbeiter des Sprachatlas seien seit vier jahren zu derselben einsicht gelangt. Willkommen scheint Wenker mein 'dankenswerter vorschlag' (s. 17) indes nicht gewesen zu sein. Denn er sagt: 'auch die technik unserer darstellungsweise muss sich hier und da eine kritische beleuchtung von Br. gefallen lassen' (ebd.). Wenn man meine oben s. 30 f. wider abgedruckten worte dagegen hält, so will also Wenker in meiner kritik nicht eine förderung, sondern eine bekämpfung des Sprachatlas sehen. Doch zur sache.

Mein 'dankenswerter vorschlag' ist nach s. 17 bereits seit vier jahren befolgt worden. Um so überraschender ist Wenkers resumé s. 30: 'herr Br. hat hier und da die technik unserer darstellungsweise bemängelt — ohne indes brauchbare verbesserungsvorschläge zu tage zu fördern.' Dieser widerspruch beleuchtet die der wahrheit nicht ganz entsprechenden behauptungen Wenkers auf s. 17.

Dort behauptet er erstens, dass das von mir bemängelte, ursprünglich angewante system der kartentechnik 'für die aus begreiflichen gründen ausgewählten leichten anfangswörter genügt' habe. Dass es nicht genügt, habe nicht nur ich s. 8—12 meines buches und passim gezeigt, das gibt Wenker selbst indirect zu, wenn er bekennt, dass er später 'eine andere darstellungsart' gewählt habe. Wenn er sich das nun hinterher, nur um seinen (übrigens sehr verzeihlichen, fast natürlichen) misgriff nicht einzugestehen, so zurecht legt, als hätte jenes von mir kritisierte verfahren für die ersten 15 karten deshalb genügt, weil die karten leichte wörter darstellen, so wird ihm niemand glauben, dass die wörter *gänse, eis, sechs, was, salz, pfund, hund, winter, kind, mann, drei, nichts, luft, wein* und *wasser* leichter darzustellen waren als die folgenden:

bald, felde, gross, tot, brot, müde, bett u. s. w. Dass sich unter jenen 15 wörtern gerade besonders schwierige befinden, beweist am besten der umstand, dass die verwirrende fülle der tatsachen die bearbeiter der karte 'gänse' und 'wasser' gezwungen hat, 'von dem grundsatz »für je ein wort je eine karte« abzuweichen und in ein besonderes durchsichtiges blatt die gestaltung der endung einzutragen' (bei mir s. 71 und 168).

Zweitens sagt Wenker s. 17: 'hätte herr Br., der ja nach vorwort s. VII unsere »*ich*«-karte in Berlin eingesehen hat, nur auch die zusammen mit dieser in Berlin eingetroffenen karten *bald, felde, bett, brot, gross, müde, sitzen, tot, bruder, heiss, machen, schnee, zwei* sich angesehen, so würde er gefunden haben, dass diese alle nach seinem tuschkasten- oder sommersprossensystem ausgearbeitet sind, dass er jetzt mit diesem seinem dankenswerten vorschlage leider um vier jahre zu spät kommt. Wir waren eben schon 1891 zu der einsicht gekommen, dass' u.s.w. — Nach dem Lit.-bl. f. germ. u. rom. phil. 1891, s. 359 und 1892, s. 68 waren von den obigen wörtern die ersten acht bereits bis oct. 1891 in Berlin eingeliefert worden, während die letzteren fünf nebst 'ich' erst im jan. 1892 nachfolgten. Wie dem auch sein mag, jedenfalls befindet sich die karte 'ich' unter denen, die bereits nach dem neuen system hergestellt worden sind. Und nun bitte ich in meinem buch s. 26. 95 f. 97. 98 f. 99. 139 f. 140. 141 nachzuschlagen, was ich über die massenhaften ausnahmen auf der karte 'ich' angeführt habe: die karte 'ich' ist nach derselben methode hergestellt worden wie die früheren karten. Wenn Wenker dennoch behauptet, 'eine andere darstellungsart' gewählt zu haben, so betrifft das jedenfalls nicht den von mir bemängelten punkt. Denn die karte 'ich' unterscheidet sich in bezug auf das von mir gerügte verfahren der ausnahmen, worüber allein Wenker a. a. o. handelt, in nichts von den älteren karten. Ich habe von den karten, durch die Wenker seine verbesserte technik belegt, auch noch die karten 'bald' und 'felde' gesehen. Auch diese sind in derselben weise hergestellt wie die früheren (vgl. mein buch s. VII anm.). Wenker verschweigt es, dass meine kritik also für das spätere verfahren in gleicher weise zutrifft. Es ist also nicht wahr, dass er schon 1891 zu derselben einsicht gekommen ist wie ich und seitdem danach gehandelt hat. Noch

die im januar 1894 abgelieferten karten sind nach der alten weise gezeichnet. Das kann man aus Wredes berichterstattung entnehmen: Anz. fda. 21, 293 sagt er von der zuletzt besprochenen 58. karte 'trinken', dass ein gebiet einer lauterscheinung sich nicht 'auf der karte selbständig abgrenzen liess, sondern ihre orte nur als einzelne ausnahmen in das *e*-gebiet eingetragen werden konnten'; vgl. auch ebd. über die ausnahmen der *dr-* / *tr*-linie und zeile 4 von unten 'fast ausschliesslich *-i-*'; ähnliches auf der folgenden seite mehrfach. — Ich nehme an, dass Wenker nach einem andern, weniger subjectiven system gestrebt hat, und dass er den guten willen, dem freilich die ausführung schnurstracks zuwider läuft, für die tat gehalten hat.

So betone ich denn abermals, dass alle nicht zweifellos orthographischen unterschiede[1]) durch besondere farben gekennzeichnet werden müssen, soll nicht die auswahl der ausnahmen eine subjective bleiben. Erst die nach diesem verfahren hergestellten karten können die unantastbare grundlage für eine definitive bearbeitung bilden.

Ich habe in meinem buch gezeigt, dass die fertig gestellten karten des Sprachatlas 'noch nichts abschliessendes' geben, sondern 'lediglich eine registrierung des materials darstellen', um hinzufügen, dass diese 'vorarbeit' (s. 234) 'für die forschung erst dann fruchtbar werde, wenn dies geordnete material methodisch verarbeitet wird' (s. IX). Ich glaubte hiermit allen meinen lesern etwas neues gesagt zu haben; denn der zuversichtliche ton, in dem bisher über den Sprachatlas berichtet wurde, lies kaum eine andere deutung zu, als dass die fertig gestellten karten nun auch die definitiven karten des Sprachatlas seien. Dies ist zweifellos ursprünglich auch die meinung Wenkers und seiner mitarbeiter gewesen. Aus Wredes vortrag ersehe ich jetzt zu meiner freudigen überraschung, dass die den atlas bearbeitenden herren allmählich

[1]) Die entscheidung ist so schwierig, dass der sicherheit halber lieber jede ausnahme vermieden werden sollte. Vgl. z. b. oben s. 78 f. das über nordfriesisch *sneh* u. s. w. gesagte. Wer nicht zufällig mit dieser localen orthographie bescheid weiss, wird das *h* zweifellos als längezeichen auffassen.

selbst zu der überzeugung durchgedrungen sind: 'aus den karten unseres Sprachatlas müssen die karten eines sprachatlas an sich erst abgeleitet werden' (s. 37). Ich freue mich dieser übereinstimmung. Mein buch ist eine vorarbeit für den künftigen, definitiven sprachatlas.

Dass es so nicht weiter gehen kann, hat Wrede s. 52 erkannt: 'mit einer derartigen höheren bearbeitung des Sprachatlas aber wird es drängende zeit. Ja wenn diese art einer in erster linie mechanischen kartenherstellung noch länger so fortgehen soll ohne sofortige weitere bearbeitung im höheren sinne, dann tritt selbst an uns eingeweihte mitarbeiter die bedenkliche gefahr heran, den überblick über das ganze zu verlieren. Und deshalb kann die forderung nicht länger zurückgedrängt werden, dass fortan mit der technischen weiterführung des atlas seine wissenschaftliche verwertung hand in hand gehe.' Ich schliesse mich diesem appell rückhaltlos an. Der plan zu einer definitiven bearbeitung des Sprachatlas muss schon deshalb bald entworfen werden, weil die, wie ich voraussehe, im einzelnen doch notwendig werdende controle durch mündliches nachfragen nicht mehr möglich sein wird, wenn wir warten, bis sämmtliche karten nach dieser mechanischen weise fertig gestellt sein werden.

Ich habe s. 233 praktische winke gegeben, wie man meiner meinung nach zu verfahren habe, um ein befriedigendes ergebnis zu erzielen. 'Zu diesem zweck, dem auch meine ganzen auseinandersetzungen dienen sollen, halte ich allerdings eine veröffentlichung der karten für notwendig, aber nicht einen abdruck einzelner, ausgewählter karten, dessen nutzen in keinem verhältnis zu den kosten stehen würde. Vielmehr meine ich, dass z. b. die blätter 1) *auf,* 2) *gleich, eis'* u. s. w. 'und 3) *schneien'* u. s. w. 'zu einer diphthongierungskarte verarbeitet werden sollten' (s. 234). Und so habe ich s. 234 f. noch einige andere beispiele angeführt. Dass es unser ziel ist, derartige karten von lauterscheinungen zu gewinnen, darüber kann es wol keine meinungsverschiedenheit geben. Ich wüsste auch nicht, was Wrede sich sonst unter der 'gestaltung der angaben der fertig gestellten atlasblätter zu wissenschaftlichen formeln' (s. 42) gedacht haben sollte. Um so unverständlicher ist mir Wenkers antwort, dass er diesen

vorschlag, auf den man notwendigerweise dennoch immer wider zurückkommen wird, 'als ganz und gar unausführbar dankend ablehnt' (s. 18). Unausführbar soll mein vorschlag deshalb sein, weil ich 'die bei jedem einzelnen wort eintretenden unerwarteten besonderheiten vollständig unterschätze, die in der tat oft so verblüffend sind, dass selbst' die bearbeiter des Sprachatlas, 'trotz jahrelanger gewöhnung an solche überraschungen, zuweilen ratlos davor stehn' (ebd.).

Ich will an dem beispiel der nhd. diphthongierung die ausführbarkeit meines vorschlages beweisen und zugleich einige fingerzeige geben, wie ich mir die ausführung der karte denke.

Die beiden diphthongierungslinien für das wort 'auf' beschreibt Wrede Anz. fda. 21, 159 f. und 162. Die eine von beiden deckt sich mit der hauptdiphthongierungslinie nur nördlich vom Bodensee, im Hennebergischen und dem angrenzenden Thüringischen an der oberen Ilm. Im übrigen weichen beide linien gänzlich ab, so dass für ihre darstellung auf der grossen diphthongierungskarte der raum frei ist. Für die beiden erstgenannten strecken wäre *auf* als adverb ebenso zu behandeln wie *eis, haus, leute* u. s. w. Die beiden linien haben nur eine bedingte giltigkeit. Denn nach Wrede 'erscheinen versprengte *auf* im *u*-gebiet überall, soweit auch sonst die nhd. diphthongierung reicht'. Diese ausnahmen müssten als enklaven auf der provisorischen diphthongierungskarte eingetragen werden. Dann wird man auch am ehesten ein bild von der bei der praeposition *auf* 'meist sehr schwer begrenzbaren' ausdehnung der diphthongischen form erhalten, zumal zwischen Ulm und Würzburg, wo die grenze 'ganz unsicher' ist. Für die grenzen des diphthongischen *auf* als adverb und als praeposition müssten natürlich zwei verschiedene farben gewählt werden.

Die hauptdiphthongierungslinie wird dargestellt durch eine grosse anzahl von wörtern, von denen bisher die karten *eis, wein, aus, braune, hause, häuser, leute, leuten, bleib* (bis zum januar 1894 abgeliefert) von Wrede besprochen sind. Dazu kommt nördlich vom Bodensee, im Hennebergischen und ostwärts bis Kranichfeld noch *auf* als adverb. Jene wörter stimmen im wesentlichen überein. — Wie weit *eis* und *wein* zu ein-

ander stimmen, habe ich in meinem buch s. 50—67 dargelegt. Nach s. 50 hat im Rheinland die *weng* / *wein*-linie 'nur als südgrenze von *weng* eine bedeutung, aber nicht als nordgrenze von *wein*'. Es wäre daher entweder am rande der karte zu bemerken, dass die diphthongierungslinie in der Rheinprovinz für *wein* nicht gilt; hierfür wäre auf die ripuarische specialkarte, die jenes *ng* behandelt, zu verweisen. Oder besser noch würde für die nordgrenze von *wein* eine besondere linie gezeichnet werden; wenn der platz nicht ausreicht, auf einer nebenkarte. Im übrigen weicht *wein* von *eis* nur an der schwäbischen südostgrenze um etwa eine meile ab, so dass hier zwei parallele linien gezogen werden müssten. Alle übrigen abweichungen der beiden wörter sind derart, dass es zum mindesten zweifelhaft ist, ob sie sprachlich berechtigt sind, ob nicht vielmehr die abweichenden angaben auf ein gesprochenes nebeneinander von *īs* und *eis*, *wīn* und *wein* schliessen lassen. Das gilt z. b. für die kleinen schwankungen beider linien 'von der Eder bis zur Schwalm, längs der südgrenze des fürstentums Waldeck' (bei mir s. 51), für Medebach, Wildungen und Neukirchen (s. 52), für Artern (s. 54), für die strecke zwischen Elbe und Oder (s. 57), für Kuppenheim (s. 60); in Niederdeutschland für Camen, von Hamm bis zur Ems (s. 64), Herford (s. 64 und 66), Peine (ebd.) und Moringen (s. 64 und 67). Nach Anz. fda. 19, 280 f. 'gilt von Freudenberg ab die *īs* / *eis*-linie im allgemeinen auch für *wein*, soweit die dort aufgezählten ortschaften in betracht kommen, nur gebe man folgenden unter ihnen in der diphthongfrage für *wein* die entgegengesetzte rolle als für *eis*: Medebach, Wildungen, Neukirchen, Artern, Barby, Zerbst, Herzberg, Teupitz, Storkow, Fürstenwalde. Die diphthongierungsgrenze im SW. des reichs stimmt zu *eis* nach den dort genannten orten von Bolchen bis *Schiltach* (nur Kuppenheim hat schon *wei*) und wider von Stockach bis *Füssen*, dazwischen hingegen: *Oberndorf*, Rottweil, *Schömberg*, Spaichingen, *Mühlheim*, Tuttlingen, *Friedlingen*, *Messkirch*, sodass in der gegend der Neckar- und Donauquellen *wī̱* neben *eis* steht.' — Nach Anz. fda. 20, 210 kann für die diphthongierungslinie des wortes *aus* 'ganz auf *eis* verwiesen werden. Nur im W. bis zur Sieg ist *aus* noch nicht ganz so weit vorgedrungen, und seine grenze bleibt der

von *eis* um einen schmalen streifen und in meist sehr unsicherem und zackigem verlauf südlich vorgelagert (von den bei *eis* angeführten orten haben hier Adenau und Altenkirchen noch *ūs*). Längs der ganzen östlicheren strecke bringe man nur Medebach (*iut*), Artern, Herzberg und in Ostpreussen Bischofsburg (unsichere grenzstadt) auf die entgegengesetzte seite der grenzlinie, ohne dass damit im übrigen eine übereinstimmung dorf für dorf behauptet sein soll'. — Bei *braune* deckt sich nach Anz. fda. 20, 214 die diphthongierungsgrenze im Rheinlande mit der von *wein*, scheidet also für diese strecke aus; 'im übrigen stimmt sie zu *aus*, nur dass hier *Wildungen, Cölleda, Artern* bereits diphthongieren; die süddeutsche stimmt wider zu *wein*, nur dass Mühlheim, Friedlingen, Ravensburg noch den monophthong bewahren'. — Nach Anz. fda. 20, 215 'stimmen bei *hause* die grenzen der nhd. diphthongierung zu *eis*, nur Medebach, Wildungen (statt dessen hier Waldeck, *Züschen*, Fritzlar, *Borken*). Cölleda, Schweinitz, Herzberg, Cüstrin, sowie Bischofsburg im NO. und Ravensburg im S. sind auf die entgegengesetzte seite der grenzlinie zu setzen'. — Bei der diphthongierungslinie von *häuser* 'genügt' nach Anz. fda. 20, 216 'ein hinweis auf den eben behandelten singular des wortes, wenn man auch hier, innerhalb der flexion ein und desselben paradigmas, vorurteilsfrei nicht auf absolute übereinstimmung ort für ort rechnet. Die diphthongierungslinie divergiert bei sing. und plur. nur am Thüringerwald, indem der immer monophthongische zipfel an der oberen Ilm um Gehren hier im plur. umfangreicher ist und von den grösseren orten noch Plaue, Ilm, Kranichfeld einschliesst; der grund ist der, dass der plur. hier verkürzten stammvocal hat (*hisser*), dass daher die verkürzung schon eingetreten sein wird, als die diphthongierung begann'. — In *leute* herscht nach Anz. fda. 20, 219 'die nhd. diphthongierung nördlich der Mosel nur so weit, als nicht durch die gutturalisierung des folgenden dentals vocalkürze eingetreten war'. Diese strecke scheidet also für uns aus. 'Erst zwischen Blankenberg a. d. Sieg und *Altenkirchen* fällt ihre grenze mit der allgemeinen diphthongierungslinie zusammen und stimmt im einzelnen zu der von *hause*, nur dass für Schweinitz a. d. schwarzen Elster, einen schwankenden grenzort, hier wieder alte länge bezeugt

wird; die süddeutsche diphthonglinie variiert nördlich vom Bodensee ein wenig, indem Stockach und einige nachbarorte hier schon diphthongieren.' — *Leuten* scheint mit *leute* zu gehen, da Wrede nichts über die diphthongierung sagt. — Zum vocal von *bleib* verweist Wrede Anz. fda. 21, 281 auf *eis*, 'nur dass Medebach und Ravensburg noch nicht, Wildungen und Herzberg schon diphthongieren'.

Man kann mit ziemlicher sicherheit voraussagen, dass die noch fehlenden wörter *gleich, feuer, zeiten, beissen, eure*(?), *laut, heute, euch* (?), *treiben, euren* (?), *lauter, weisse, sein, eurem* (?), *mäuerchen, neun* und *draussen* in gleicher weise annähernd übereinstimmen werden. Die einzige beachtenswerte besonderheit ist das zurückbleiben der diphthonge bei vocalverkürzung, wie es Wrede bei *häuser* für das quellgebiet der Ilm dargelegt hat. Hier muss neben der hauptlinie eine parallellinie gezogen werden, ebenso wie bei dem ripuarischen *weng* / *wein* und *lett, lätt, leckt, leck, löck* / *leut.* Alle übrigen kleinen schwankungen müssen derart in die hauptkarte eingetragen werden, dass zwischen dem mono- und diphthongischen gebiet ein streifen eingeschoben wird, innerhalb dessen die angaben bei dem einzelnen worte zwischen mono- und diphthong schwanken. Hierher würden also nach Wredes bericht ausser dem streifen im westen bis zur Sieg (*eis, wein, ūs*) die folgenden grenzorte gehören: Adenau und Altenkirchen (*ūs*, aber *eis, wein, braune, hause, häuser, leute, bleib*), Medebach (*wīn, iut, hūse, hǖser, lǖde, blīb*, aber *eis, braune*), Wildungen (*ix, ūs*, aber *wein, braune, hause, häuser, leute, bleib*), Neukirchen (*wing*, aber *eis, aus, braune, hause, häuser, leute, bleib*), Artern (*wīn, ūs*, aber *eis, braune, hause, häuser, leute, bleib*), Schweinitz (*īs, wīn, ūt, brūne, lüde, blīb*, aber *hause, häuser*), Herzberg (*īs*, aber *wein, aus, braune, hause, häuser, leute, bleib*), Cüstrin (*īs, wīn, ūt, brūne, blīb*, aber *hause, häuser, leute*), Bischofsburg (*īs, wīn, blīb*, aber *aus, braune, hause, häuser, leute*); im süden — die differenz vor *n* mit eingerechnet — Kuppenheim (*īs, ūs, hūse, hǖser, lüte, blīb*, aber *wein, braune*), Rottweil, Spaichingen und Tuttlingen (*wīn*, aber *eis, aus, braune, hause, häuser, leute*), Mühlheim und Friedlingen (*brūne*, aber *eis, wein, aus, hause, häuser, leute, bleib*), Stockach (*īs, wīn, ūs, brūne,*

hūse, hüser, blīb, aber *leute*), Ravensburg (*brūne, hūse, hüser, lüte, blīb*, aber *eis, wein, aus, auf*).

Man kann schon aus dieser zusammenstellung ersehen, dass nicht dem grenzgürtel zuzuteilen sind 1) Adenau und Altenkirchen, die, wie ein westlicher streifen, nur in *ūs* den monophthong bewahrt haben, 2) Neukirchen, das ausser in *wing* überall diphthonge hat. 3) Rottweil, Spaichingen, Mühlheim und Friedlingen, die nur in *wīn* oder in *brūne* den monophthong gewahrt haben. Für diese drei fälle, die durch die späteren karten vielleicht vermehrt werden, müssen besondere linien gezogen werden, wegen der kleinheit der gebiete und um die übersichtlichkeit der hauptlinie nicht zu stören, vielleicht am besten auf nebenkärtchen. Das Neukirchener *wing* ist natürlich wie ripuarisch *weng* zu beurteilen und auf derselben (haupt- oder neben-) karte darzustellen wie dieses.

Also eine cardinallinie, die sich streckenweise in zwei parallellinien spaltet. Daneben 1) nördlich der Mosel und eventuell bis Niederhessen die *weng* / *wein*-linie, 2) nördlich der Mosel die linie für *leute*, 3) ebenfalls an der ripuarischen südgrenze die linie *ūs* / *aus*, 4) an der oberen Ilm die linie *hisser* / *haiser* (*häuser*), 5) an der Donauquelle die linie für *wein* und *braune*. Dazu kommen als 6) und 7) die beiden *auf*-linien (oben s. 88).

In welcher weise jener übergangsstreifen am besten ausgefüllt wird, lässt sich erst beurteilen, wenn weitere diphthongierungskarten vorliegen. Ich möchte vorläufig glauben, das einfachste verfahren wäre, alle innerhalb dieses streifens gelegenen ortschaften mit zahlen zu versehen und am rande der karte den jeder zahl entsprechenden ortsnamen anzugeben und dabei hinzuzufügen, in welchen wörtern der mono- oder diphthong belegt ist. Ich freue mich, meine nur auf *eis* und *wein* gegründete kritik für Medebach, Wildungen (s. 52), Artern (s. 53 f.), Kuppenheim (s. 60), Stockach und Ravensburg (s. 62) durch die weiteren beispiele bestätigt zu sehen. Der übergangsstreifen wird wenigstens annähernd ein bild von dem vordringen der diphthonge geben. Für eine definitive bearbeitung der diphthongierungskarte muss man weitere notizen aus der dialektliteratur sammeln, wie ich deren in meinem buch s. 50 ff. einige für die Sangerhäuser gegend und die mans-

feldische westgrenze, für den strich von der Saalemündung bis Jessen und für die alemannisch-schwäbische grenze beigebracht habe. Die wirkliche übergangszone ist wenigstens stellenweise etwas breiter, als sich aus dem Sprachatlas entnehmen lässt.

Ob es zweckmässig sein wird, auch die ältere und weiter ausgedehnte, von der nhd. diphthongierung unabhängige diphthongierung vor vocal auf derselben karte darzustellen, wird sich erst herausstellen, wenn weitere karten vorliegen. Nach der bisher allein vollendeten karte 'drei' lässt sich hierüber noch kein urteil fällen.

Ich will an der hand von Fischers 'Atlas zur geographie der schwäbischen mundart' zeigen, wie die diphthongierungskarte zwischen Rhein und Lech im einzelnen zu gestalten wäre. Fischer hat die diphthongierung auf drei, ausserdem noch anderes enthaltenden karten dargestellt. Man erhält kein klares bild, wenn man sich nicht auf grund jener drei karten eine zusammenfassende diphthongierungskarte herstellt. Das kann man sehr wol, obgleich gerade am oberen Neckar und an der oberen Donau ein ziemlich zwei meilen breites übergangsgebiet besteht. Fischer hat das an der Murg beginnende und an der Illerquelle endigende diphthongierungsgebiet durch die folgenden 21 wörter dargestellt: ***schreiben, eisen, zeit, schneiden, wein, zei(n)stig*** (***dienstag***), ***feiertag, gleich, leihen*** (karte 12), ***sau, haus, häuser, kraut, braun, bauer, rauh, feucht*** (karte 13), ***zeug, heute, neun, freund*** (karte 14). Die letzteren vier worte scheiden für das gebiet nördlich und östlich vom Bodensee aus, weil sie hier mit ***ia*** gesprochen werden. ***Sau*** scheidet aus für den nördlichen teil der linie, nördlich der Kinzig. Nicht für uns in betracht kommen die eine gänzlich abweichende verbreitung der diphthongierung zeigenden wörter ***blei, sauen, bauen, spreuer, scheuer, euch*** und ***neu***. Also 21 wörter im ganzen; 20 (ohne ***sau***) zwischen Murg und Kinzig, 21 zwischen Kinzig und Gross-Schönach, 18 (ohne ***zeug, heute, freund***) nördlich und östlich vom Bodensee. Dem gegenüber hat Wenkers Sprachatlas, wenn ich die nur zum teil verwendbaren wörter ***euch, eure, euren, eurem*** und ***-lein*** abrechne, 24 wörter, nämlich ***gleich, eis, feuer, zeiten, mein*** (***meinen, meinem***),



bleib, beissen, hause, wein, aus, deiner, laut, heute, treiben, lauter, weisse, sein (poss.), *häuser, mäuerchen, bauern, neun, leute* (*leuten*), *draussen* und *braune*; diese zahl würde sich auf 22 reducieren, wenn man die wörter *mein, dein* und *sein* als eins rechnete. Wenn sich die diphthongierung jener 21 wörter auf einer karte darstellen lässt, so wird sich zweifellos auch die von Wenkers 24 bez. 22 wörtern auf einer karte darstellen lassen.

Wie ich mir die diphthongierungskarte etwa ausgeführt denke, mag die beifolgende karte veranschaulichen, die bei anwendung von farben an deutlichkeit gewinnen würde. Das übergangsgebiet bei Rottweil, Spaichingen, Tuttlingen und Orsingen würde mit weniger zahlen belastet erscheinen, wenn ich auf grund jener 21 wörter die östlichere linie als hauptlinie gekennzeichnet hätte; dann hätte ich in dem gebiet von Sulgen über Rottweil und Spaichingen bis Wurmlingen statt der 11 zahlen nur *1. 2. 5. 10. 15* anzugeben brauchen, ebenso für Tuttlingen nur *1. 2. 10,* für Neuhausen *1. 5. 8. 10,* für Orsingen *1. 3. 10. 17* ?, und der platz hätte ausgereicht statt dieser zahlen die entsprechenden wörter einzutragen. Die karte hätte dadurch an klarheit gewonnen. Allein es muss einerseits berücksichtigt werden, dass Fischer gerade solche wörter bevorzugt hat, die der diphthongierung am längsten widerstand leisten, andrerseits dass Lauchert, Lautlehre der mundart von Rottweil und umgegend (progr. Rottweil 1855) s. 8 und 10 die diphthongierung ausser vor *n, r, ch* und bei verkürzung als das normale hinstellt, so dass es keinem zweifel unterliegen kann, dass ich die westliche linie richtig als die hauptlinie gezeichnet habe.

Die vorliegende karte ist das ergebnis der von Fischer gesammelten angaben. Es unterliegt für mich keinem zweifel, dass diese karte im einzelnen verbesserungsfähig ist. Soll aber die forschung hier einsetzen, so bedarf es notwendig einer zusammenfassenden karte etwa von der art, wie es die vorliegende ist. Wenn selbst die drei diphthongierungskarten Fischers für sich noch keinen genügend klaren überblick gewähren, um wie viel weniger die Wenkerschen karten, die ja nur ganze wörter, die also 24 (bez. 22) einzelne diphthongierungslinien darstellen. Ich habe zu der herstellung der bei-

gegebenen karte zwanzig stunden zeit gebraucht. Man kann von den forschern, welche sich der künftigen herstellung von definitiven sprachatlaskarten widmen werden, nicht verlangen, dass sie sich als grundlage solche karten wie die vorliegende selber anfertigen. Derartige karten müssen zunächst aus den Wenkerschen karten abstrahiert werden, damit die forschung hier einsetzen kann.

Die vorliegende karte lehrt folgendes:

1) Ein grösseres übergangsgebiet besteht allein zwischen Kinzig und Ueberlinger see. Im übrigen sind im norden nur Herrenwies und Hundsbach, nördlich vom Ueberlinger see Gross-Schönach und weiter östlich Isny und Stein als übergangsorte bemerkenswert. Die andern kleinen abweichungen von der hauptlinie sind nicht derart, dass sie die giltigkeit der hauptlinie ernstlich einschränken könnten.

2) Der diphthongierung widerstehen am längsten die durch ein folgendes *n, r* oder *ch* gedeckten monophthonge. Mit folgendem *n* steht vorausgehendes *n* (*schneiden*) auf einer stufe; es ist offenbar die nasalierung, welche conservativ wirkt. Die verkürzung des vocals leistet dem import der diphthonge keinen wesentlichen widerstand. Denn *zeit* hat nicht nur *zīt* in Orsingen verdrängt (aber *krūt*), sondern von Sulgen ab bis Tuttlingen auch *zĭt* (nur in Nendingen und Neuhausen ist noch *zīt* erhalten). Nördlich vom Ueberlinger- und Bodensee hat *zeit* sogar über die hauptlinie hinüber südwärts *zĭt* verdrängt; *krŭt* trotz sonstiger diphthonge nur in Isny. Man braucht daher die unterscheidung von *zīt, krūt* und *zĭt, krŭt* innerhalb des monophthongischen gebietes nicht auf der karte anzugeben. Die conservativsten wörter sind *fīrtag* und *fründ*, demnächst *ru*(*c*)*h* und *hüte*, alsdann *fü*(*ch*)*t* und *līhen*.

3) Ueber die hauptlinie hinübergedrungen sind, von einzelheiten abgesehen, die wörter *neun* und *rauh*, dazu nördlich vom Ueberlinger- und Bodensee noch *leihen* und auch *zeit*. Das vordringen der diphthonge in diesen wörtern ist wol nicht nach lautlichen gesichtspunkten zu beurteilen.

4) Auffällig vorgeschobene punkte sind nur die g r ö s s e r e n orte Baden-Baden (richtiger wol bei Wenker als enklave innerhalb des monophthongischen gebietes dargestellt), Gross-Schö-



nach und Isny. In diesem zusammenhang versteht man, dass die stadt Ravensburg, obgleich mitten im monophthongischen gebiet gelegen, auf Wenkers karten 'eis' und 'wein' als ein vorgeschobener punkt dem diphthongischen gebiet zugeteilt ist.

Wer meine auseinandersetzungen s. 47 ff. und 59 ff. meiner 'Beiträge' gelesen hat, wird nicht darüber im zweifel sein, nach welcher richtung hin die karte verbesserungsfähig ist. So wenig nach dem vorliegenden kartenbilde bezweifelt werden kann, dass man in Rottweil, Spaichingen, Tuttlingen und umgegend trotz sonstiger diphthonge wirklich allgemein *schnīden* (*schnīden*), *wī*(*n*), *fīrtag* u. s. w. sagt, so ist bei den vereinzelten ausnahmen doch der verdacht berechtigt, dass die monophthongische neben der diphthongischen im gebrauch ist, so dass es zufall wäre, ob für den einzelnen ort diese oder jene form angegeben ist. Dahin rechne ich auf grund des kartenbildes z. b. *freund* für Michelbach (im norden), *leihen* für Winzeln (nordwestl. von Rottweil), *fründ* für Dautmergen (nordöstl. von Rottweil), *freund* für Weigheim und Thalheim (westl. von Spaichingen), *fei*(*e*)*rtag* für Bärenthal und Fridingen, *zeit* für Tuttlingen, *rauh* für Mühlingen und *ru*(*c*)*h* für Mindersdorf (nördlich vom Ueberlinger see), *schreiben, eisen* und *schneiden* für Wahlwies (westlich davon), *zeit* und *neun* für Mimmenhausen (östlich davon), *brau*(*n*) und *rauh* für Wolfegg, *sau* für Kisslegg und Beuren, *zīt, wī*(*n*), *hus, hüser, bur, fü*(*ch*)*t* und *nün* für Isny, *sau, brau*(*n*) und *rauh* für Wengen und *schrīben, īsen, schnīden* (*schnīden*), *wī*(*n*), *zīstig, fīrtag, glīch, līhen, su, nün* neben *haus, häuser, kraut, brau*(*n*), *bau*(*e*)*r, rauh, feu*(*ch*)*t, zeug, heute* und *freund* für Stein. Am deutlichsten vielleicht spricht das kartenbild für meine annahme bei dem worte *feiertag* nördlich des Bodensees. Riedhausen und Schindelbach haben in allen wörtern diphthonge, nur in *fīrtag* nicht. Es ist wahrscheinlich, dass dort daneben bereits *fei*(*e*)*rtag* gesagt wird. Dazwischen liegen die rein diphthongischen dörfer Fleischwangen und Ebenweiler. Weiter südlich liegt Zussdorf, das in allen wörtern monophthonge hat, nur in dem einen worte *fei*(*e*)*rtag* nicht. Ich zweifle nicht daran, dass in Zussdorf auch *fīrtag* gebräuchlich ist.

Bestätigt sich meine vermutung im einzelnen, so würde

die diphthongierungskarte ein regelmässigeres aussehen gewinnen. Auf jeden fall muss in anbetracht von zeugnissen wie 'neben einander *mî* und *mai*' (s. 61 f. meines buches) und von differenzen wie der, dass Ravensburg nach Fischer *wī(n)*, nach Wenker *wei(n)* sprechen soll, mit diesem gesichtspunkt bei einer kritischen bearbeitung der karten gerechnet werden. Neben der vergleichung von Fischers und Wenkers karten bedarf es im einzelnen falle erneuter schriftlicher anfragen mit präciser fragestellung und eines abreisens des ganzen grenzgebietes durch geborene Schwaben, wenn eine wirklich genaue und in jedem einzelnen punkte zuverlässige karte hergestellt werden soll. Eine solche künftige karte wird dann nicht allein abweichungen von der hauptlinie für einzelne wörter bringen, sondern vor allem einen grenzstreifen, innerhalb dessen sich der übergang zur diphthongischen aussprache bei diesen oder jenen wörtern heutzutage vollzieht.

Ich habe zeigen wollen, dass sich karten von einzelnen lauterscheinungen wie von der nhd. diphthongierung auf grund der bisherigen karten von Wenkers Sprachatlas sehr wol herstellen lassen. Ich habe ferner zeigen wollen, dass wir solcher karten dringend bedürfen, wenn es der künftigen forschung gelingen soll, das ziel eines endgiltigen sprachatlas zu erreichen.

Ich habe auf Wenkers streitschrift geantwortet, damit die wirkung meines buches nicht abgeschwächt werde, dessen darlegungen, wie ich hoffe, einer künftigen kritischen und zusammenfassenden bearbeitung der karten des Sprachatlas zu gute kommen werden. In der abwehr der beschuldigungen Wenkers war eine gewisse schärfe nicht immer zu vermeiden. Ich wünsche im interesse der gemeinsamen sache, dass die weitere discussion nunmehr durch keine persönliche gereiztheit getrübt werden, sondern sich in dem geleise ruhiger sachlichkeit bewegen möge.

HALLE a. S., 12. december 1895. OTTO BREMER.

ETYMOLOGISCHES.

1. Habicht.

Nhd. *habicht,* mhd. *habich, habech, hębech,* ahd. *habuh, *habih,* as. *haƀuc-* (in *Haƀuchorst, Haƀocasbróc*), nl. *havik,* ags. *heafoc,* engl. *hawk,* an. *haukr* (**hǫƀukr*), finn. (urnord.) *havukka* scheint ähnlich gebildet zu sein wie ahd. *cranih, cranuh* und andere vogelnamen. So wird es auch von den meisten gelehrten betrachtet (s. Kluge[5] 149. Noreen, Urgerm. lautl. 66. Brugmann, Grundr. 2, 261) und Kluge verbindet es mit der wz. **kap-* 'greifen, packen', welche nach ihm auch dem mlat. *capus* 'habicht' zu grunde liegt. Die keltische sippe von cymr. *hebauc,* air. *sebocc* 'falke' ist dem ags. entlehnt.

Wenn wir den ursprung von *habicht* mit einiger gewissheit bestimmen wollen, so wird es geraten sein, uns umzusehen nach welchen kennzeichen die raubvögel des falkengeschlechts gewöhnlich ihre namen erhalten haben. Aind. *çyená-* 'adler, falke, habicht' hat ursprünglich eine farbe bezeichnet, vgl. *çyetá-,* fem. *çyénī-* 'rötlich weiss', aksl. *sinĭ* 'lividus', und dasselbe gilt vielleicht von hd. *falke* (vgl. oberd. *falch* 'falbe kuh', s. Kluge[5] 97). Aksl. *sokolŭ* (= lit. *sãkalas*) 'falke', *jastrębŭ* 'habicht' (dafür lit. *vãnagas*) und russ. *lunĭ* 'weihe' sind leider dunkel: für *sokolŭ* hat Wiedemann (IF. 1, 258) eine erklärung vorgeschlagen ('der scharfsehende' zu got. *saíƕan*), welche aber kaum das richtige trifft. Auch hd. *weihe* und das gleichbed. nl. *wouw* können uns nicht weiter bringen (s. Franck 1183). Vor kurzem hat aber Holthausen (IF. 5, 274) lat. *accipiter* 'habicht' ansprechend als 'taubenstösser' erklärt, indem er es als eine umgestaltung von **acipiter* aus **aco-* 'taube' (= got. **aha-* in *ahaks,* das wol nicht mit Loewe, IF. 3, 146 f. für entlehnt aus osset. *äxsinäg* zu halten ist) und **pet-* 'fliegen' be-

trachtet. Jedenfalls enthält diese erklärung den fruchtbaren gedanken, dass der raub- (bez. jagd-) vogel nach seiner beute benannt werden konnte. Dasselbe lernen wir aber auch aus ahd. *sparwări*, eig. 'sperlingadler', dann 'sperber' (s. Kluge[5] 353) und engl. *sparrow-hawk*. Auf diesem wege werden wir, wie ich meine, der richtigen deutung von *habicht* näher kommen.

Im arischen findet sich ein stamm **kapa-* 'rebhuhn', der mit dem suffix *-ka-* erweitert in apers. **kapaka-*, npers. *kabk* vorliegt. Horn (Neupers. etym. 187) verbindet dieses wort mit aind. *kapíñjala-* 'haselhuhn', balūčī *kapīnjar* 'rebhuhn', indem er stillschweigend die übliche zerlegung des sanskritwortes in *ka-* und *piñjala-* 'rötlich gelb' verwirft. Nun stehen aber neben *kapíñjala-* noch *kapiṅgala-* und (als eigenname) *kupiñjala-*, welche scheinbar die alte etymologie unterstützen. Jedoch nur scheinbar, denn einerseits ist *kapíñjala-* nicht von *kabk* zu trennen, und andererseits lassen sich die eigentümliche suffixgestaltung und die nebenformen des wortes ohne mühe durch volksetymologie erklären. Ob auch aind. *kapóta-* 'bleigrau, taubenfarbig, taube', npers. *kabūd* 'grau (s. Hübschmann, Pers. studien 87), blau' hierher gehören, wie Horn zu glauben geneigt ist, braucht uns hier nicht zu beschäftigen. Wäre es wirklich der fall, so hätten wir auch in **kapa-* ein ursprüngliches wort für 'bleigrau' oder eine ähnliche farbe zu sehen. Wie dem aber auch sei, die übereinstimmung des persischen und indischen zeigt, dass der begriffskreis von **kapa-* schon im arischen zeitalter zu 'rebhuhn' oder 'haselhuhn' eingeschränkt war, und wenn die folgende combination sich als richtig erweisen lässt, so hat bereits die ursprache das wort in derselben oder einer nahe liegenden bedeutung besessen.

Doch kehren wir zu unserem ausgangspunkte, dem deutschen habichtnamen zurück. Die erklärung des wortes als 'greifer' zur wz. **kap-* wäre an und für sich nicht unbefriedigend, wenn ihr nicht bedenken formeller art entgegenstünden. So weit ich sehe, sind die germ. vogelnamen mit *k*-suffix nicht unmittelbar von verbalwurzeln gebildet, sondern vielmehr aus kürzeren nominalstämmen nach dem muster des altererbten *cranuh* (: armen. *krunk*, s. Brugmann a. a. o.) erweitert. Man könnte *habuh* freilich auf ein älteres **kapo-* (mlat. *capus*) zurückführen, doch ein solches nomen agentis wäre im germ.

eher in die *n*-declination übergegangen. Auch ist es fraglich, ob *habuh* wirklich ein *k*-suffix enthält, denn das *cc* in air. *sebocc* und das *kk* in finn. *havukka, haukka* lassen sich ebensogut, ja noch besser aus germ. *kk* als aus *k* erklären. Zu viel gewicht dürfen wir zwar auf *havukka* nicht legen, denn während das *kk* in *pukki* 'bock', *lukko* 'schloss' germ. *kk* fortsetzt, finden wir *harakka* 'elster' aus russ. *soróka.* Aber air. *sebocc* hat grössere beweiskraft, denn in einer alten entlehnung aus **haƀuka-* wäre *ch,* nicht *cc* zu erwarten. Deshalb nehme ich an, dass wir es in *habuh* ursprünglich mit einem doppel-*k* zu tun haben, aber dass es schon frühe unter den einfluss von *cranuh* und anderen vogelnamen gekommen ist. Aber auch ohne rücksicht auf air. *sebocc* wäre es nicht zu kühn, germ. **haƀaka-, *haƀika-, *haƀuka-* durch analogische einwirkung von *cranuh, cranih,* ags. *cornuc* u. dgl. aus urgerm. **haƀakka-* entstanden sein zu lassen, wenn sich so eine schöne deutung des wortes ergäbe, und dieses ist der fall.

Oben haben wir gesehen, dass es ein arisches **kapa-* in der bedeutung 'eine bestimmte hühnerart, rebhuhn, haselhuhn' gegeben hat. Aber dann liegt es nahe, von einem allgemein anerkannten lautgesetz (s. Kluge, Pauls Grundr. 1, 336. Noreen, Urgerm. lautl. 155 f.) gebrauch zu machen und germ. **haƀakka-* auf ein ursprachliches **kapo-ghnó-* 'hühnertöter' zurückzuführen, das durch aind. *brahmaghna-, purushaghna-, surārighna-, bālaghna-, dharmaghna-, yaçoghna-,* avest. *vĕrĕþraγna-* (vgl. *vĕrĕþrajan-* = aind. *vṛtrahán-*), gr. *ἀνδροφόνος* (mit anderer ablautstufe) u. dgl. gestützt wird. So gewinnen wir einen geeigneten namen für den bruder des adlers, der sich mit steilem fluge in die lüfte erhebt, um sich recht auf seine beute hinab zu stürzen (daher avest. *ĕrĕzifya-* 'adler' = aind. *ṛjipyá-* 'recht empor- und hinabschiessend', zu *ĕrĕzu-, ṛjú-* 'recht') und von dem es im Atharvaveda heisst, dass die vögel vor ihm zurückschrecken.

2. Hüpfen.

Nhd. *hüpfen,* mhd. *hüpfen, hupfen, hopfen,* ags. **hyppan* (mengl. *hyppen*), *hoppian* (engl. *hop*), an. *hoppa,* got. **huppjan, *huppōn* sind denominativa von einem nominalstamme **hoppa-* aus **huppa-,* der etwa 'hüpfen, tanz' bedeutet hat. Dieses **huppa-* kann aus **kupnó-, *kubnó-* oder **kubhnó-* entstanden

sein und nur die vergleichung verwanter sprachen kann uns darüber belehren, welche dieser drei grundformen anzusetzen ist.[1])

Im Rigveda findet sich (5, 52, 12) ein *ἅπ. λεγ. kubhanyú-*, dessen bedeutung streitig ist. Die stelle lautet *chandastúbhaḥ* (padapāṭha *chandaḥ-stúbhaḥ*) *kubhanyáva útsam á kīríṇo nṛtuḥ* und hat beziehung auf die marutschar. Ludwig (2, 299) übersetzt: 'chandaḥ-sänger, sich drehnde tänzer, singend haben auf dem schlauche sie getanzt.' Von *útsam á* abgesehen, das vielmehr 'zur quelle', d. i. 'zur wolke' bedeutet (s. Pischel in seinen und Geldners Ved. studien 1, 222 f.), trifft diese übersetzung m. e. den richtigen sinn des textes, denn sie wird, was *kubhanyávaḥ* anbetrifft, durch *nṛtuḥ* fast über allen zweifel erhoben, und das wort mit Pischel (a. a. o.) in *ku-bhan-yú-* zu zerlegen und mit 'schwatzend, lärmend' zu erklären, verdirbt den gedanken des dichters. Ich betrachte *kubhanyú-* als eine ableitung eines *n*-stammes **kubhán-*, idg. **kubhén-* mit der bedeutung 'rhythmisch-drehende bewegung, tanz', wodurch sich die gelegenheit darbietet, es mit germ. **huppa-* zu verbinden, das also auf indog. **kubhnó-* zurückzuführen ist. Auch im slavischen liegen wörter vor, welche auf eine wz. **keubh-* 'sich drehen' hinzuweisen scheinen, z. b. russ. *kubárĭ, kubéc* 'kreisel'.

3. Kegel.

Nhd. *kegel*, ahd. *kęgil*, got. **kagils* 'kegel, pfahl, pflock', wozu mnl. *kegghe*, nl. *keg* 'keil' und oberd. *kag* 'strunk, kohlstengel' gehören, ist noch nicht genügend erklärt (s. Kluge[5] 190). Fick (BB. 17, 320) verbindet es mit lat. *baculum*, gr. *βάκτρον*, welche aber vielmehr mit nd. *pegel* zusammengehören. Schon darum ist es bedenklich, verwantschaft von *kegel* mit *baculum* anzunehmen, weil das velare *ʒ* im germ. durch *kw*, nicht durch *k* repräsentiert wird und man im lateinischen eher *v* als *b* erwartet, denn *bōs* wird umbr.-samnitisches lehnwort sein, was bei einem worte für 'rind' sehr leicht möglich ist.[2]) Nahezu identisch ist *kegel* aber mit aksl. *žezlŭ*

---

[1]) Man hat sich für **kupnó-* entschieden, indem man aksl. *kypěti* 'sieden, wallen, überlaufen' vergleicht. Aber dieses liegt doch begrifflich zu ferne.

[2]) Indem ich gegen Fick polemisiere, nehme ich die gelegenheit wahr,



'rute, stab', russ. *žezl,* slov. *žezel,* bulg. *žezŭl,* czech. *žezl, žezlo* 'stab', welche jedoch die *e*-stufe der wz. enthalten (daneben aksl. *žĭzlŭ* mit aus *e* geschwächtem *ĭ,* wie *vĭčera* : *večerŭ, šĭdŭ* : **šed-* : *chodŭ, žĭgą* : *žegą*). Wir haben von einer wz. **geǵh-* auszugehen, woneben **gegh-* in lett. *dzeguli* 'zinken an tischlerarbeiten', serb. *žeželj* 'anbindestock für schafhunde', bulg. *žegla, žegŭl* 'holzzapfen zur verbindung der beiden jochteile' vorzuliegen scheint (s. Zubatý, Arch. f. slav. phil. 16, 425, wozu aber Miklosich 409 zu vergleichen ist, der serb. *žeželj* mit aksl. *žęžĭlĭ* 'collare' identificiert).

4. Kol.

Sievers (IF. 4, 335 ff.) hat die regel aufgestellt, dass urgerm. *ðl,* welches aus idg. *dhl* oder, wenn der hauptaccent nicht unmittelbar vorausgieng, auch aus *tl* entstanden war, schon in proethnischer zeit zu *ll* assimiliert wurde. Diese entdeckung gibt uns das mittel, ein bisher rätselhaftes wort, das nl. *kol, tooverkol* 'hexe, zauberhexe' befriedigend zu erklären. Es ist nämlich aus **kollā, *kullā* hervorgegangen und dieses lässt sich jetzt auf **kuðlā,* idg. **gudhlā* zurückführen, das ursprünglich 'weise frau' bedeutet hat, wie aus der vergleichung des litauischen hervorgeht. Dort findet man nämlich folgende wörter, welche sich aus einer wz. **geudh-, *gudh-* 'klug sein, weise sein' sehr gut erklären lassen: *gudrùs* 'klug, schlau', *gundù, gùsti* 'klug, gescheit werden', *gùdinti* 'geistig anregen, wecken, bilden, klug oder gescheit machen'. Mir weniger wahrscheinlich, jedoch möglich ist eine andere etymologie des nl. wortes, indem man an slav. *gyd-,* klruss. *hyd* 'abscheu, ekel', obersorb. *hida* 'hass' u. s. w. (s. Miklosich 83) anknüpfen und **gudhlā* als 'hassende' auffassen könnte. Dafür spricht allerdings ahd. *hazussa,* über welches man Noreen (IF. 4, 324 ff.) nachsehen kann.

---

ein versäumnis ihm gegenüber gut zu machen. Die erklärung, welche ich (Beitr. 17, 437) von hd. *linde* gegeben habe, war mir nämlich schon vor vielen jahren von Fick vorweggenommen, was mir leider erst vor kurzem bekannt wurde.

5. Falod.

Mit den germ. wörtern, welche Franck 1047 s. v. *vaalt* anführt (ags. *fala* 'brett',[1]) *falod* 'bretterverschlag' u.s.w.), lassen sich aksl. *polica*, russ. *pola, polica, polka* 'brett' und aksl. *polěno* 'holzscheit, stück brennholz' vergleichen. Hoffmann stellt slav. *pola* in seinem aufsatz über indog. *ph* im anlaut (BB. 18, 154 ff.) zu aind. *phála-, phálaka-* 'brett', womit die obige combination nicht in widerspruch steht. Jedenfalls gehören *phála-, phálaka-* zur wz. *phal-, sphal-* 'aufreissen, bersten'.

6. Gewinna.

Berneker, Die preussische sprache 135 verwirft meine erklärung von apr. *gewinna* 'sie arbeiten' als entlehnung aus germ. *gawinnan, giwinnan, gewinnan,* indem er meint, dass man dann **gewinaut* erwarten würde (wie *surgaut* aus *sorgen, weraut* aus *währen*). Dagegen bemerke ich, dass das wort durch seine lautgestalt sehr leicht unter den einfluss der überaus zahlreichen verba auf *-int* geraten konnte. Die etymologie, welche Berneker selbst von *gewinna* gibt, indem er es zu lit. *gáuti* 'erlangen' stellt, kann ich schon darum nicht billigen, weil neben zweimal belegtem *gewinna* ein *gewineis* 'knecht' (Elb. voc. 191) überliefert ist und es deshalb nicht zulässig sein dürfte, das *e* in diesen wörtern für baltisches *a* zu halten. Wie erklärt Berneker die übereinstimmung zwischen dem Enchiridion und dem Elbinger vocabular, welche ganz unabhängig von einander sind und doch beide nicht *ga-*

---

[1]) Die existenz eines solchen wortes ist mir einigermassen zweifelhaft. Der ansatz *fala* 'brett' scheint wol auf Leo, Ags. glossar 524 zurückzugehn, wo aus den Epinaler gl. *Tabula fala* citiert wird. Nun hat die hs. an der betreffenden stelle zwar in der tat ..*bula fala* (s. Sweets facsimile 27 A 11) und dies ist wol wirklich zu *Tabula fala* zu ergänzen. Aber Corp. hat dafür *Tubolo fala* (Hessels 117, 321; in Sweets OET. sind beide stellen übergangen), und dies wird man doch kaum von altn. *falr* 'den hule, rørformige del af et spyd, vaaben, eller redskab, som omslutter skaftets ende og er fæstet paa samme ved hjælp af en nagle' (Fritzner 1² 374) trennen dürfen. Auch ist *falod* von hause aus doch wol nicht eigentlich ein 'bretterverschlag', wie Leo übersetzt, sondern ein 'pferch' oder eine 'hürde'. Doch tut dieses natürlich der oben vorgeschlagenen etymologie keinen abbruch. E. S.]



win-, sondern *gewin-* schreiben? *Gewinna* bleibt nach wie vor ein lehnwort aus dem deutschen.

7. Haifsts.

Got. *haifsts* 'streit, zank', an. *heipt* 'hass, rache', ahd. *heisti, heiftig*, ags. *hǽste* 'heftig' (s. Noreen, Urgerm. lautlehre 176) sind nicht genügend erklärt. Vielleicht darf man das altind. *ἅπ. λεγ. képi-* vergleichen, das Rv. 10, 44, 6 belegt ist: *ná yé çekúr yajñíyām nā́vam ārúham | īrmáivá té ní aviçanta képayaḥ.* Ludwig 2, 248 übersetzt *képayaḥ* mit 'wer weiss welche' und sagt im commentar (5, 201), dass es wol ein unorganischer plural von *ko'pi* sei, indem er hinzufügt: 'wenn es nicht corruption ist'. Roth — obwol zweifelnd — s. v. *képi-* und Grassmann 2, 331 erklären das wort auf grund einer unrichtigen etymologie (zur wz. *kamp-*) mit 'zappelnd'. Von Bradke, ZDMG. 40, 684 denkt dagegen an verwantschaft mit *kŕpate, kṛpaṇa-* u. s. w. Besser sagt Pischel, Ved. studien 1, 215: '*képayaḥ* scheint dem *dūḍhyàḥ* in strophe 7 zu entsprechen, also »übelgesinnt« u. dgl. zu bedeuten, wie die tradition will.' Und wirklich ist es kaum möglich, in *képayaḥ* etwas anderes als ein synonym von *dūḍhyàḥ* zu sehen (*eváivápāg ápare santu dūḍhyò | áçvā yéshām duryújā āyuyujré*) und die übersetzung der halbstrophe lautet: 'die nicht vermochten das schiff des opfers zu besteigen, die übelgesinnten sanken schon in dieser welt (*īrmā́ evá*, Pischel nach Yāska: *asminn eva loke*) nieder.' Mit dem schiff des opfers ist natürlich gemeint 'das rettungsmittel, welches durch das opfer dargeboten wird' (oder 'welches das opfer ist'); vgl. für diesen gebrauch von *náu-* z. b. Rv. 1, 131, 2. 2, 39, 4 und insbesondere 8, 42, 3: *yáyáti* (*yáyā*, sc. *dhiyá*) *víçvā duritā́ tárema | sutarmā́ṇam ádhi nā́vam ruhema.* Die gleichung got. *haifsts* : aind. *képi-* scheint also formell und begrifflich untadelhaft.

8. Hasu.

Ags. *hasu* 'graubraun' ist mit lat. *cānus* 'grau, weiss' verwant. Bei Brugmann (Grundr. 2, 136), der *cānus* auf grund von osk. paelign. *casnar* 'senex' auf **casnos* zurückführt, und bei Fick 1[4], 420 ist diese gleichung nicht zu finden. Man vermutet übrigens mit recht, dass ahd. *haso*, ags. *hara*, apr. *sasnis*, cymr. *ceinach*, aind. *çaçá-* mit ags. *hasu* zusammenhängen und

dass der hase also urspr. 'der graue' heisst: vgl. für die bedeutung russ. *sěrják* 'grauer hase' zu *sěryj* 'grau'. Apr. *sasnis* 'hase' verhält sich zu lat. *cānus* 'grau' wie z. b. lit. *rùdis* 'braunrotes pferd' zu *rùdas* 'braunrot'.

9. Samaar.

Nl. *samaar* 'langes kleid' kommt schon bei Kilian vor: '*Samare, samaris.* Palla, penula, vestis promissa mulierum, epitogium' u. s. w. Bekanntlich ist es ein lehnwort aus dem romanischen (s. Franck 821. Diez[5] 499; vgl. Larramendi 2, 502 s. v. *zamarra, zamarro,* 1, 218 s. v. *chamarra* und Mahn, Etym. unters. 144). Im spanischen bedeutet *zamarra, zamarro* 'vestido rustico de pellejos', und dieses scheint der ursprünglichen bedeutung am nächsten zu stehen. Ich halte *samaar* nämlich für ein orientalisches culturwort und vergleiche pers. *samūr* 'zobel' (s. Hübschmann, Pers. studien 142), türk. *ṣemmur* 'zobel, zobelpelz' (s. Rosen, Türk. sprachführer 27). Gehören skr. *samūra-, samūru-, camūru-* 'ein bestimmtes tier' ebenfalls hierher? Russ. *samára, samárka* 'dolgopolaja odežda' scheint zunächst aus dem romanischen zu stammen.

10. Sluiken.

Die ursprüngliche bedeutung von nl. *sluiken* ist 'schleichen, heimlich gehen' (s. Franck 901). Ausserhalb des germ. gehört dazu russ. *lýža* 'art schlittschuh' (s. näheres bei Dahl s. v.), das also auf **lygja* oder **lyzja* zurückzuführen ist. Die begriffe 'schleichen' und 'gleiten' stehen einander ganz nahe.

11. Sparro.

Ahd. *sparro,* an. *sparre,* engl. nl. *spar* 'sparren, balken', im nl. auch 'fichte', scheint bis jetzt vereinzelt dazustehen (s. Kluge[5] 352 und Franck 928 f.). Man vergleiche pers. *sipar, ispar* 'schild' (s. Horn, Neupers. etym. 155), dessen bedeutung sich aus 'brett, stück holz' entwickelt haben kann. Das ist ja auch bei got. *skildus,* an. *lind* und *bord* geschehen (s. Koegel, IF. 4, 319).

12. Wilgia.

And. *wilgia,* nnd. *wilge,* mnl. *wilge,* nl. *wilg,* fris. *wilich,* ags. *welig, wilig,* engl. *willow* 'weide' harrt noch immer der

erklärung. Weder Franck 1170, noch Skeat, Concise etym. dict.[4] 563 vermögen in diesem falle über die grenzen des germanischen hinauszugehen. Ich führe **wilʒjō(n)*- auf ein älteres **welχjó-*, indog. **u̯elki̯á* zurück und betrachte dies als eine ableitung von indog. **u̯élk̂o-*, aind. *válça-* 'schössling, zweig'. *Válça-* kommt schon im Rigveda, obwol nur in zusammensetzungen vor; 3, 8, 11 wird der opferpfahl (*sváru-*) mit diesen worten angeredet: *vánaspate çatávalço ví roha | sahásravalçā ví vayáṁ ruhema* (vgl. 9, 5, 10 *vánaspátim . . . sahásravalçam* und 7, 33, 9 *niṇyáṁ hŕdayasya . . . sahásravalçam*). Wir können uns nicht wundern, dass die weide, welche eben auch *sahásravalçā* ist und wegen seiner flechtbaren *válça-* geschätzt wird, mit einem collectivum dieses *válça-* bezeichnet wurde. Ob auch *vṛkshá-* 'baum' mit *válça-* zusammenhängt, braucht uns hier nicht zu beschäftigen (s. Bartholomae, IF. 3, 178; anders Fick 1[4], 321, wozu Bartholomae, ZDMG. 48, 526).

AMSTERDAM, februar 1896. C. C. UHLENBECK.

MÛSPILLI.

An. *mél* aus **minnl* **minþl,* vgl. ahd. *ga-mindil,* ags. *mídl*; an. *fúss* = ahd. *funs*; an. *lérept* aus **lín-rept* (schwund des *n* in der compositionsfuge); an. *þuríðr* aus **þunr-(f)ríðr.*

Diese zusammenstellung lehrt, dass an. *mûspell* auf **munn-spell* **munþ-spell* zurückgeführt werden darf. Dagegen wäre **munnspell* eine ganz junge, oder durch association erhaltene bildung.

Ich sehe auch sonst keine möglichkeit, die an. form mit as. *mudspelli mutspelli* in einklang zu bringen, von welchen volleren formen doch jeder deutungsversuch auszugehen hat.[1]) Denn im an. ist der ausfall eines dentals vor *s* und *s*-verbindungen sonst nicht zu belegen, vgl. Noreen, Arkiv f. nord. fil. 6, 315 ff., und as. *mudspelles* (Monac.), *mutspelles* (Cotton.) 2591 weisen nach *sodspel* (Monac.), *suotspell* (Cotton.) 2838 gleichfalls auf **munþ-spilli* zurück.[2])

---

[1]) Deshalb ist Koegels deutungsversuch, Pauls Grundr. 2a, 212 anm., verunglückt, ganz abgesehen davon, dass 'erde, staub' und '*mundus*' ganz verschiedene begriffe sind. Koegel findet nämlich den ersten compositionsbestandteil in *mûwerf* 'maulwurf' wider, das vereinzelt neben dem gewöhnlichen *multwurf* vorkommt, und erklärt die as. formen durch anlehnung an mhd. *mot* 'schwarze, torfartige erde'; also 'erdvernichtung'.

[2]) Auch im an. findet sich wechsel von *d* und *t* für *þ* vor *s*: *Motsognir* (R), *Modsognir* (Hauksbók) Vǫluspá v. 10; aus **Móð-sógnir* zu *móðr* 'müde' und got. *swôgatjan* 'seufzen', vgl. die redensart *blása mæðiliga* (*Svipr Karl vaknar einn tíma af svefni sínum ok blés mæðiliga* FAS. 1, 41). Die beiden andern zwerge, die mit *Móðsógnir* genannt werden, *Durinn* und *Dvalinn* heissen 'dusler' (vgl. *dúsa dúra* 'schlafen', *dusilmenni*) und 'schläfer' (vgl. ahd. *kituolin* 'sopitus').

Man erwartet also **Mudspell, Mutspell,* oder *Muzpell* (nach *baztofa* = *baðstofa*); *fósystir* aus **fóstsystir* kann nicht gegen das angeführte verwertet werden, denn hier ist *t* als der mittlere von drei consonanten aus-

Ahd. *mûspilli* erklärt sich als lehnwort aus dem as.; speciell aus einer form **mûðspilli,* da dem Deutschen die tönende spirans nicht mehr geläufig war, und deshalb für sein gehör mit dem *s* zusammenfiel, vgl. *Hrosuind* neben *Hruodsuind.*[1]) Die annahme einer entlehnung ist ganz unbedenklich, denn sie hat ihr seitenstück in ahd. *gotspël* (nicht *guotspël*), das zweifellos auf sächs. *gôdspell* = *εὐαγγέλιον* zurückgeht, vgl. E. Schröder, Zs. fda. 37, 243. 248 anm.

Wenn der erste bestandteil des compositums 'mund' ist, so wird man wol mit dem vorurteil zu brechen haben, dass ein ausdruck für 'weltuntergang' den begriff 'verderben' enthalten müsse, denn an den rachen des Fenriswolfes wird man doch nicht denken wollen.

Dazu kommt, dass ags. *spillan* 'to destroy', auf das allein sich jene deutung stützen kann, sich neben ags. *spildan*, as. *spildian*, ahd. *spilden* wol am einfachsten als lehnwort aus an. *spilla* (**spilþjan*) erklärt.

As. **mûðspilli* vergleicht sich bildungen, wie ags. *múðhǽl* 'salutary words' Exod. 552, an. *munnréða* 'rede', *munnrugl, munnskalp* 'løs snak', holl. *mondgesprek* 'gespräch', nhd. *mundbote* = 'apostolus' (Luther), *mundsprache* 'mündliche verabredung' (Möser). Etwas ferner stehen ags. *wordcwide* (*witzena*) 'sermo', an. *orðréða* 'discussion', u. a.[2])

Ich fasse *múðspilli* 'mündliche verkündigung' als eine freie widergabe von *prophetia*, als welche es dem ags. (*zodes*) *spelboda* 'apostolus, propheta' sehr nahe steht.[3])

---

gefallen, s. Noreen, Aisl. gr. 137. 138, und dann *ss* gekürzt worden, s. Noreen, Aisl. gr. 126; vgl. auch *an(d)spiall, an(d)styggr, an(d)svar.*

[1]) Vgl. die widergabe von an. *Þorgils, Þorgrímr, Þorlákr* mit *Zurgils, Zurgrim, Zurlach* bei Piper, Libri confraternitatum St. Galli.

[2]) Vgl. as. *mahlian, meldôn, mênian mid mûthu*, ags. *mǽnan mid múðe* = 'ore dicere', ags. *wordum sprecan.* In isl. *munnmæli* = dän. *mundsprog* 'sprichwort', an. *munneiðr* 'ed, som let falder en i munden' bedeutet 'mund' — soviel wie 'oft in den mund genommen'.

[3]) Stjórn 266 *Aaron skal þinn forsprakari ok mælandi munnr vera* ist eine übersetzung von 2. Mos. 7, 1 *et Aaron, frater tuus, erit propheta tuus.* Hier gibt nur *forsprakari* das *propheta* wider, und *mælandi munnr* ist der deutlichkeit wegen hinzugefügt mit benutzung von 2. Mos. 4, 16 *ipse loquetur pro te ad populum, et erit os tuum*; vgl. dagegen Kahle, Acta Germ. 1, 326.

Also 'prophezeiung *κατ' ἐξοχήν*, weltende', wobei an den häufigen gebrauch des wortes ***prophetia*** in der Apokalypse zu erinnern ist. Im skand. norden hat das wort einen weiteren bedeutungsübergang durchgemacht; man hat aus den ausdrücken ***Múspellz-heimr, -lýðir*** 'weltuntergangs-heim, -leute' auf eine person ***Múspell*** geschlossen und ihr auch söhne zugeschrieben.

Da die vorstellung vom weltbrand auch christlich ist,[1]) da das deutsche gedicht keine heidnische idee enthält, wie die von Veselovsky, Zapiski der Petersburger akad. 1883 (45), s. 343 ff., und früher schon von Liebrecht, Gött. gel. anz. 1868, 111 ff. beigebrachten parallelen lehren, vgl. auch Heinzel, Zs. f. österr. gymn. 1892 (43), s. 748, da ferner auch am schlusse der Vǫluspá der christliche einfluss nicht zu verkennen ist, so kann auch der christliche ursprung des wortes *mûðspilli* nicht befremden.

Es wäre nun sehr erwünscht, zu wissen, wann das wort nach dem norden gekommen ist; denn, die richtigkeit meiner deutung vorausgesetzt, ist es wol kaum fraglich, dass der ausdruck nicht auf skandinavischem gebiet entstanden ist.

Das wäre möglich, wenn sich feststellen liesse, wann der schwund des ***n*** vor ***s*** eintrat. Aber, so viel ich sehe, lässt sich derselbe nicht datieren. Auf dem Kragehuler lanzenschaft steht ***asugisalas*** sicher für ***ansugisalas,*** und deshalb kann auch ***asmut*** auf dem stein von Sölvesborg ca. 750 nicht mit sicherheit = *Ásmund* angesetzt werden, um so weniger, als auch im zweiten compositionsteile ***n*** weggelassen ist. Auch der übergang von ***nþ*** zu ***nn*** ist nicht datierbar. Die Thorsbjærger zwinge zeigt noch *owlþuþewaʀ* = *wolþuþewaʀ*; auf dem stein von Skärskind ca. 600 liest Bugge, Arkiv f. nord. fil. 8, 23 *skiþaleubaʀ* = *skinþaleubaʀ* (*Skinnlíúfr*). Jedenfalls aber lassen

---

Offenbar andern ursprungs ist der rechtsausdruck *mælande munnr,* NgL. 1, 61: *þat er nú enn, at menn hittask á úte at gatna móte ok verðr annarr ǫðrum at bana; nú er sá mælande muðr, er menn koma til hans, þá er sá bane, er hann seger sǫgu á hendr;* vgl. den deutschen rechtsausdruck *gihtiger mund,* und als gegensatz *toter, moltiger mund.*

[1]) 2. Petr. 3, 10: *Adveniet dies domini ut fur, in quo coeli magno impetu transient, elementa vero calore solventur, terra autem et quae in ipsa sunt opera exurentur.*



formen wie *múkr* aus *monachus, kanúkr* aus *canonicus* den ausfall des *n* zu einer verhältnismässig späten zeit als durchaus möglich erscheinen.[1])

Obwol ein ags. *múðspille* nicht nachweisbar ist, liegt es doch nahe, hier dieselbe wanderung zu vermuten, welche ags. *ȝódspell* gemacht hat, also von England einerseits nach dem skandinavischen norden, wobei für ags. *múð-* das an. *munn-* eingesetzt wurde, andererseits nach Norddeutschland und weiter in hochdeutsches gebiet.

[1]) Ich mache in diesem zusammenhange auf Bugges schöne deutungen, Aarbøger f. nord. oldkyndighed 1895, 124 ff. aufmerksam: *(finn)gálkan* aus **gandlíkan* 'gespenst-gebilde', *tálkn* 'walfischbarte' aus **tannlíkan* 'zahngebilde' (s. 134 anm.).

WIEN. F. DETTER.

WINDSBRAUT.

Noch immer ist es nicht endgiltig entschieden, ob wir in der *windsbraut* eine uralte mythische gestalt oder nur die umformung einer unverständlich gewordenen bezeichnung für einen heftigen wind zu erblicken haben. Zwar hat die letzte auffassung, die ich kurz die rationalistische nennen möchte, heute wol zweifellos das übergewicht. Es ist ihr indessen noch nicht gelungen, die mythologische erklärung ganz zu verdrängen, und zwar nur deshalb nicht, weil man eine allgemein befriedigende etymologie des wortes noch nicht gefunden hat.

Von den männern, welche vor etwa hundert jahren sich mit der deutung der *windsbraut* beschäftigten, hat keiner je daran gedacht, dass sie eine mythische figur sein könnte. Allgemein wurde sie rationalistisch erklärt. Frisch 1, 449 z. b. führt *windsbraut* zurück auf das verbum *brutten*, das bei Schilter s. 139 durch 'turbare' glossiert wird und seinerseits auf einem **berutten* beruhen soll, demnach ein compositum des in unserm *rütteln* steckenden stammes wäre. Adelung 4, 1559 erklärt kurz und bündig, die letzte hälfte unsers wortes habe mit *braut* nichts als die zufällige ähnlichkeit des klanges gemein, und meint, dieses *-braut* gehöre vielmehr zu *brausen*. Schmid leitet in seinem Schwäb. wb. 532 *windsbraut* ab von dem bei Tatian vorkommenden *spreian* 'zerstreuen' und erklärt das wort demgemäss als 'das, was der wind leicht zerstreut'. Auch Höfer 3, 301, der sehr erstaunt ist, aus volksmund die redensart 'der mensch ist (schiesst herum) wie eine *windsbrautern*' gehört zu haben, fällt es nicht ein, hinter dieser wendung mythische vorstellungen zu suchen.

Da kam die romantik und mit ihr eine ganz andere auffassung unsers wortes. Dem romantiker war selbstverständ-

lich die *windsbraut* eine uralte mythische figur, eine ehrfurcht einflössende schöpfung der reichen phantasie unserer väter, und er wagte nicht, diese ehrwürdige gestalt mit dem auge des kritikers auf ihre existenzberechtigung zu prüfen. Recht unbequem mussten einer solchen auffassung allerdings die zahlreichen abweichenden mundartlichen formen von *windsbraut* sein. Allein Jac. Grimm, Myth.[4] 525 wusste diese formen dadurch unschädlich zu machen, dass er sie für umdeutungen der alten figur erklärte, 'hervorgegangen aus dem bestreben, dem unverstandenen mythischen begriff eine andre deutung unterzulegen'. Diese ansicht des meisters fand nirgends widerspruch. Graff 3, 294 macht sie sich ohne weiteres zu eigen. Weigand, Wb. d. syn. 3, 756 findet gar, sie sei geeignet, die mythologische erklärung zu bestätigen. Nur Schmeller 2, 950 f. scheint als einziger angesichts der vielen bair. nebenformen unsers wortes einige zweifel nicht unterdrücken zu können.

Hatten diese ausführungen mehr der abwehr von zweifeln an der richtigkeit der mythologischen deutung der *windsbraut* gegolten, so suchte man bald auch positive beweise für ihre existenz im volksglauben. Zunächst stellte Wilh. Wackernagel in der Zs. fda. 6, 290 f. der *windsbraut* die *windgelle*, angeblich ein kebsweib des windes, zur seite. Simrock, Myth. 412 erzählt uns von einer märkischen sage, nach der die *windsbraut* ein edelfräulein war, 'welches die jagd über alles liebte und gleich dem wilden jäger verwünscht ward, in alle ewigkeit mit dem sturm dahinzufahren'. Nach Weinhold, Schles. wb. 105 kennt auch die schlesische sage eine frau *Windin*. Sie gilt als weit heftiger denn ihr mann: sagt man doch bei besonders stürmischem wetter: 'heut geht die *Windin* selber'. So schien in der tat die *windsbraut* im volksglauben fortzuleben. Dieser scheinbar untrügliche beweis und die ihr eigene romantische anziehungskraft sicherten der mythologischen erklärung ein längeres leben. Vor dem unbefangen prüfenden verstand vermag sie nicht zu bestehen.

Der wunde punkt der mythischen erklärung sind die zahlreichen mundartlichen nebenformen von *windsbraut*, die man nicht wegleugnen kann. Wenn die romantik diese formen als umdeutungen der alten, nicht mehr verstandenen mythischen figur hinzustellen versucht hat, so bestreite ich von

vornherein die möglichkeit dieser auffassung. Wäre die bezeichnung *windsbraut*, wenn dieselbe von anfang an 'die braut des windes' bedeutete, wol jemals unverständlich geworden? Bezeichnet *windsbraut*, sobald man nur den wind sich personificiert denkt, nicht ein ganz natürliches, jedem verständliches verhältnis? Umdeutungen einer alten mythischen figur liessen sich nur als rationalisierende erklärungsversuche gebildeter kreise begreifen. Dem naiven denken des volkes aber liegen sie vollständig fern. Schon die religiöse scheu würde dem volke verbieten, an gestalten seines glaubens oder aberglaubens zu drehen und zu deuteln. Es fasst sie aber auch viel zu persönlich, als dass ihm das überhaupt in den sinn kommen könnte. Sie sind ihm nicht abstracte vorstellungen, sondern concrete personen. Es steht mit ihnen in einem persönlichen verhältnis, das je nach ihrem verhalten dem menschen gegenüber ein freundliches oder feindliches ist. Das volk wird solche mythische gestalten also wol lieben oder hassen, verehren oder misachten, es wird sie aber nie zu deuten versuchen. Am wenigsten aber wird es eine solche concrete gestalt durch eine abstracte vorstellung ersetzen. Nun halten die literarischen kreise, denen man umdeutungsversuche einer alten mythischen figur wol zutrauen dürfte, seit der ahd. zeit im ganzen an der form *windsbrût* fest. Gerade die volkssprache aber ist es, welche jene angeblichen umdeutungen des namens der alten windgemahlin aufweist, obwol man sie hier nicht erwartet. Ist dieses auffallende misverhältnis geeignet, vertrauen zu der mythologischen erklärung zu erwecken?

Aber selbst wenn wir auch theoretisch die möglichkeit der umdeutung zugäben, so bliebe es immer noch unmöglich, in wirklichkeit nun alle überlieferten formen des wortes auf ein ahd. *windes brût* zurückzuführen. Formen zwar wie das von Schmeller 2, 950 f. angeführte bair. *windsprauk* und ähnliche bildungen könnten allenfalls als entstellungen von *windsbraut* passieren, obwol das männliche geschlecht auch hier zweifel erregen muss. Auch das salzburg. *windspraich* Schmeller 2, 701, und das mhd. *wintspruchť* Mhd. wb. 3, 714. Graff 3, 294 könnten als umbildungen von *windsbraut, windsbrût* gelten. Aber auch bei diesen formen vermissen wir den nachweis der einflüsse, die in den einzelnen fällen unser wort von seiner

rechtmässigen entwicklung abgelenkt haben könnten, den nachweis der wörter, an welche man *windsbraut,* um es sich verständlich zu machen, angelehnt hätte. Dieser mangel ist uns nun zwar bei andern mundartlichen formen nicht im wege. Das bei Aventin vorkommende *windspreu* nebst dem von Frisch 1, 449 noch aufgeführten dimin. *windspreuel,* welche beide auch Schmid, Schwäb. wb. 532 kennt, könnte an unser *spreu,* ahd. *spriu* angelehnt sein. Diese bildungen aber liegen selber von *windsbraut* zu weit ab, als dass sie entstellungen davon sein könnten. Für die richtige auffassung dieser formen scheint es mir nicht unwichtig, darauf hinzuweisen, dass die begriffe der spreu und der windsbraut sich auch in dem bair. *gesprauder* begegnen (Schmeller 2, 701). Diese tatsache aber wird uns auch bedenklich machen, ob wir mit dem bair. *gesprauder* doch offenbar verwante bildungen wie bair. *wintgsprauder, wintsprout* (Schmeller a.a.o.), sowie tirol. *windsprauss* (Schöpf 692) mit unserm *windsbraut* identificieren dürfen. Was sollen wir aber endlich dazu sagen, dass neben dem tirol. *windsprauss* ein *spreysswind* steht? Oder kann man diese formen etwa ganz von einander fern halten?

Nun wird der verfechter der mythologischen deutung einwenden, die erklärung der mundartlichen umdeutungen der alten mythischen figur sei nicht seine sache: es genüge ihm vollständig, dass die *windsbraut* in der volkssage als windgemahlin nachgewiesen und überdies durch die parallelfigur der *windgelle* gestützt sei. Sehen wir uns daher zunächst diese angebliche doppelgängerin der *windsbraut,* die Wilh. Wackernagel in der Zs. fda. 6, 290 f. entdeckt hat, einmal etwas näher an. Nach Wackernagel bedeutet *windgelle* 'venti pellex', und in der tat wird bei Graff 1, 202 das ahd. *gella* durch 'pellex', 'concubina' glossiert. Ob aber die *windgelle* darum ein kebsweib des windes sein müsse, dürfte denn doch noch erheblichen zweifeln unterliegen. Zunächst könnte diese figur nicht alt sein, was doch für eine mythische gestalt unerlässlich wäre. Das ahd. *gella* nämlich ist eine zusammensetzung des ahd. *ella,* an. *elja* 'aemula' mit dem praefix *ga-,* also eine verhältnismässig junge bildung. Aber auch sonst ist die gestalt der *windgelle* durchaus nicht einwandfrei. Nie und nirgends nämlich erscheint eine *windgelle* als mythische figur. *Windgelle* ist weiter nichts

als der name eines berges bei Amsteg im lande Uri. Dass hinter diesem bergnamen eine windgemahlin versteckt sei, ist eine blosse vermutung W. Wackernagels, für die er weiter nichts anzuführen weiss, als dass nach Pseudo-Plutarch der Kaukasus früher ***Βορέου κοίτη*** hiess. Das ist natürlich kein beweis. Zum beweis aber, dass wenigstens ähnliche wesen im germanischen volksglauben vorhanden gewesen seien, führt Wackernagel nun die mhd. *snêgellen* ins feld. Sie erscheinen im Georg, wo es 5460 ff. heisst:

> sîn schar begunde wellen
> alsam snêgellen
> gein sumer füeren über lant.

Wie die *windgelle* eine windkebse, so sollen diese *snêgellen* schneeweiber sein. Allein, ich muss gestehen, diese angeblichen schneeweiber erscheinen mir noch zweifelhafter als selbst die *windgelle*. Dem gott des windes konnte man wol eine gemahlin und kebsweiber zur seite stellen. Der schnee aber gilt, wie der regen, stets nur als machtäusserung des himmelsgottes, er ist kein männliches wesen, dem man weibliche als gefährtinnen geben konnte. Die schneeweiber als mythische figuren also sind in sich unmöglich. Da man aber *windgelle* und *snêgellen* sprachlich nicht von einander trennen darf, bleibt nur der ausweg übrig, auch die *windgelle* als mythische figur aufzugeben und sie anders zu deuten. Eine solche deutung scheint mir auch sehr nahe zu liegen. Sollte *gelle* nicht zu der germanischen wurzel *gal-* gehören, die in unserm *gellen* enthalten ist?[1]) Das subst. *gelle* wäre seiner form nach ein swf. wie *welle, quelle, schelle*; das letzte wort stünde ihm auch in der bedeutung, und wol auch etymologisch, sehr nahe. Ist *schelle* urspr. 'das was schallt', so müsste *gelle* 'das was gellt' bezeichnen. Und in der tat ist noch jetzt in der Schweiz, also gerade in der heimat der *windgelle*, ein fem. *gelle* der volkssprache geläufig (Stalder 1,439. Schweiz. id. 2,208). Die bedeutung dieses wortes ist nach Stalder 'durchdringend laute, starke, nachdrückliche stimme'. Das ist aber ebensowenig der ursprüngliche begriff von *gelle* wie 'tinnula' der von *schelle*

[[1]) Dass *gëlle* mit *ë* anzusetzen ist, zeigt der reim auf *wëllen* im Georg; vgl. auch s. 116 anm. E. S.]

ist: wie *schelle* vordem überhaupt 'schallender gegenstand' (vgl. *handschelle, maulschelle*), so bedeutete *gelle,* wie Stalder ausdrücklich angibt, früher 'heulende stimme' überhaupt. *Windgelle* als bergname wäre also etwa 'windgeheul', d. i. 'ein berg, den der wind umheult'. Ist das nicht ein passender name für einen hervorragenden berggipfel?[1]) Allerdings könnte sich jemand an der metapher stossen, die darin liegt, dass nicht der *Windgelle* benannte berg selber gellt, sondern nur der den gipfel umbrausende sturmwind das gellen hervorbringt. Aber analoge metaphern begegnen uns gerade bei unserm *gellen* öfter. In Lassbergs Ls. 1, 375, 35 heisst es: *ein tal lac in einem gellenden vels.* Auch hier gellt nur der wind, der am fels sich bricht. Das vb. *gellen* hat also hier etwa den sinn von 'widerhallen', und das Voc. von 1482 gesteht ihm diese bedeutung ausdrücklich zu: *gellen = widerlauten, widerhellen, resonare.* Nach alledem werden wir auch in einer stelle der Livl. urk. (no. 1697 a. 1374): ... *ok begnade wi se, dat se meine und vri holtinge hebben solen mit der herschop in dem gellenden wolde* ... *den gellenden wold* als 'den vom sturmwind widerhallenden wald' fassen (vgl. Schiller-Lübben 2, 45). An der richtigkeit unserer deutung der *Windgelle* wird darnach niemand mehr zweifeln wollen. Die *snêgellen* des hl. Georg aber machen dann gar keine schwierigkeiten mehr: es sind einfach 'heulende schneestürme'. Vielleicht kommen wir nun auch einer mundartlichen bildung bei, welche W. Wackernagel a. a. o. von der mythologischen auffassung der *windgelle* aus nicht zu deuten vermochte, dem schles. *wassergalle,* das 'ein kleines auf der erde stehendes stück regenbogen' bezeichnet. Dass auch dieses wort in seinem zweiten teil einen abkömmling der wurzel *gal-* enthält, darf von vornherein als wahrscheinlich gelten. Die bedeutung des wortes aber lässt sich so verstehen, dass die wurzel *gal-* ebenso wie die verwanten wurzeln *skal-, hal-, gral-* so gut von auffallenden gesichts- wie

[[1]) Die entscheidung wird hier eine nähere untersuchung der mundartlichen lautverhältnisse geben. Soviel ich mich entsinne, wird der name des berges an ort und stelle *wiŋkællə* oder *wiŋkęllə* mit offenem *e*-laut gesprochen, und das spricht wenigstens im allgemeinen für die zugehörigkeit zu *gëllen,* da man für etwaige nachkommen von *gella* 'kebsweib' eher *gelle* mit geschlossenem *e* erwartet. E. S.]

gehörsempfindungen gebraucht wurde, wie ja die bezeichnungen der sinnlichen wahrnehmungen überhaupt in einander übergehen. *Windgelle* und *snêgelle* gehen auf das gehör, das schles. *wassergalle* auf das gesicht, dort bezeichnet unsere wurzel *gal-* etwas hell tönendes, hier etwas hell glänzendes. So fügt sich auch das schles. *wassergalle* unserer erklärung von *gelle* vortrefflich.

Nicht besser als mit den parallelfiguren der *windgelle* und der *snêgellen* steht es mit dem andern beweis für die existenz der windgemahlin, ihrem auftreten im volksglauben. Die wenigen sagen nämlich, in denen die *windsbraut* lebt, sind offenbar keine echten naturmythen, sondern sog. aetiologische mythen, nicht spontane schöpfungen des volksglaubens, sondern tendenziöse producte der reflexion. Besonders deutlich tritt das hervor in jener schlesischen sage, mit der Weinhold. Schles. wb. 105 uns bekannt macht. Nach dieser sage ist die *Windin* — das ist der name der windgemahlin in Schlesien — weit heftiger als ihr mann, so dass man bei besonders stürmischem wetter zu sagen pflegt: 'heut geht die *Windin* selber'. In dieser sage erscheinen mir besonders zwei züge bemerkenswert. Zunächst der name der windgemahlin. Aus der *windsbraut* ist eine *Windin* geworden, aus der braut die rechtmässige gattin. Der name *Windin* wenigstens ist also jünger als die sonst übliche bezeichnung *windsbraut*. Schon hier verrät sich die reflexion. Ganz besonders auffällig aber ist es, dass die *Windin* als besonders heftig gilt. Was soll dieser zug? Ist denn sonst das weib heftiger als der mann? Man wird mir die leidenschaftlichkeit der maenaden, die grausamkeit der erinnyen, die kampfesfreude der valkyrjen entgegenhalten. Die dürfen wir hier nicht vergleichen. Nur als reine jungfrau ist Brunhild einem Sigfrid ebenbürtig; sobald sie, von diesem bezwungen, Gunther sich hat hingeben müssen, ist all ihre kraft von ihr genommen. Nur die reine magd ist herb, spröde und stark, die berührung durch den mann macht auch das stärkste weib sanft, hingebend und schwach. Gerade dieses, das vom manne berührte weib, wird aber durch *brût* bezeichnet. Die heftigkeit der *windsbraut* wäre also eine sehr auffällige eigenschaft der alten mythischen gestalt. Nehmen wir aber an, dass der name *windsbraut* vorhanden war, dass

man dem namen eine gestalt unterlegte und diese zum mittelpunkt der sage machte, so fällt ein eigenartiges licht auf die heftigkeit der *Windin*. *Windsbraut* muss von jeher die bezeichnung eines heftigen, sturmähnlich dahinbrausenden windes gewesen sein. Man hörte diese bezeichnung, verstand sie nicht mehr, schloss aber daraus, die person, welche man nun unter der *windsbraut* begriff, müsse doch wol heftiger sein als der wind selber, in dem doch nur eine mässige luftbewegung personificiert war. So entstand der glaube, nur bei besonders heftigem sturm trete die *windsbraut* in action, während für gewöhnlich ihr sanfterer mann im luftreich regiere. Die märkische windsbrautsage endlich, von der Simrock, Myth. 412 zu berichten weiss, ist offenbar nichts weiter als eine übertragung des mythus vom wilden jäger auf die alte dunkle gestalt der *windsbraut*. Eine solche übertragung lag ja sehr nahe.

Wir sehen, die gestalt der *windsbraut* ist sehr zweifelhaft. Ihre existenz ist denn auch schon öfter in zweifel gezogen worden. Das Mhd. wb. 1, 273 hat zuerst betont, dass in der deutschen sprache nichts auf eine braut des windes hinweise. Auch Sanders, Wb. 1, 202 und Kluge, Et. wb.[5] 407 suchen das wort rationalistisch zu deuten. Während aber das Mhd. wb. an verwantschaft mit dem engl. *to brew* denkt, das so gewöhnlich von sturm und wetter gebraucht werde, kommen Sanders und Kluge, wie schon Adelung, zu der überzeugung, *-braut* sei aus *-braus* zu erklären. Sanders weist noch besonders darauf hin, 'dass höchst prosaisch auch eine art gärung des sämischen leders nach dem walken *braut* heisst'. Soweit sich die ausführungen dieser gelehrten gegen die mythologische auffassung der *windsbraut* richten, wird man ihnen freudig beistimmen. Ihre positiven aufstellungen verdienen nicht in gleichem masse unsern beifall.

Der gedanke, in *windsbraut* sei das mhd. *brûs*, unser *braus* enthalten, ist nicht neu. Schon bei Luthers biographen Mathesius (Luthers Pred. 1583, 100[a]) kommt die form *der windbrausz* vor (Grimm, Gr. 3[2], 387. Myth.[4] 525). Da diese bildung das *-s-* in unserm *windsbraut* unerklärt lassen würde, so kann sie nicht die urspr. gestalt des wortes, sondern nur eine gelehrte umformung der alten bezeichnung sein. Als solche hat sie für die erklärung von *windsbraut* keinen wert. War *-braus*

der zweite bestandteil unsers compositums, so muss die urspr. form von der mathesianischen zum mindesten dadurch unterschieden gewesen sein, dass sie vor diesem *-braus* ein *s* hatte. Nun hat der Tiroler dialekt eine form, welche diesen anforderungen zu entsprechen scheint. Nach Schöpf, Tir. id. 692 kommt in Tirol für *windsbraut* die bildung *windsprauss* vor. Wäre dieses tirol. *windsprauss* in den genetiv *winds* + *prauss* zu zerlegen, so wäre die ableitung von dem mhd. *brûs* gerechtfertigt. Eine solche zerlegung des tirol. compositums ist jedoch unmöglich. Ihr widerspricht nicht nur das mit *windsprauss* gleichbedeutende einfache *sprauss* des Tiroler dialekts, sondern auch die bildung *spreyss-wind*, welche in Zingerles 1857 erschienenem buch 'Barbara Bachlerin und M. Berger, zwei hexenprocesse' zweimal vorkommt (vgl. Schöpf a. a. o.). Das tirol. *spreysswind* enthält offenbar dieselben elemente wie das gleichbedeutende *windsprauss*, nur in umgekehrter reihenfolge. Es verhält sich zu *windsprauss* wie unser *sturmwind* zu *windsturm* (vgl. Weigand, Syn. 3, 755). Endlich gehört auch noch das von Schmeller 2, 950 f. angeführte bair. *windgesprauss* hierher. Alle diese bildungen, tirol. *windsprauss*, bair. *windgesprauss* und tirol. *spreyss-wind* enthalten ohne zweifel einen germanischen stamm *sprŭt-*, wol denselben, der auch unserm *spriessen, spross, sprützen* zu grunde liegt. Sein grundbegriff ist 'sprühen', 'sich plötzlich verbreiten'. In welchem verhältnis stehen diese wörter zu *windsbraut?*

Wie neben dem tirol. *windsprauss* das einfache *sprauss,* so steht neben dem bair. *windgesprauder* das einfache *gesprauder* in derselben bedeutung der windsbraut (Schmeller 2, 701. 950 f.). Dasselbe bair. *gesprauder* aber bedeutet, ebenso wie das praefixlose *sprauder, spreuder* auch 'spreu' (Schmeller 2, 701). Nun hat Aventin für *windsbraut* die bildung *windsprew,* und diese form nebst dem dimin. *windsprewel* ist, wie erwähnt, auch Frisch 1, 449 und Schmid, Schwäb. wb. 532 noch bekannt. Die unmöglichkeit, diese formen als entstellungen von *windsbraut* aufzufassen, haben wir oben dargetan. Andrerseits aber lässt sich das bair. *windgesprauder* auch von *windsbraut* nicht trennen. Es bleibt also nur der ausweg übrig, alle diese formen, und demnach auch *spreu* und *windsbraut,* auf eine gemeinsame wurzel zurückzuführen. Wir müssten dieselbe

etwa als *sprŭ-* ansetzen. Diese auffassung gewinnt an wahrscheinlichkeit, wenn wir beachten, dass auch andre volksmässige formen für *windsbraut*, welche uns literarisch überliefert sind, auf abstammung von einem mit *spr-* anlautenden stamm hinweisen. Schon Grimm, Gr. 3², 387. Myth.⁴ 525 fällt das bei Suchenwirt vorkommende *wintspraut, wintsprout* auf, ohne dass er deshalb an der annahme der entstellung aus *windsbraut* irre würde. Die form *wintzspraut* wird auch von Schmeller 2, 950 f. aus Baiern belegt. Auch in der Lit. 225, 20 (Fundgr. 2, 215 ff.) begegnen wir einer form *wintsprût.* Bei Oken 7, 188 endlich begegnet uns die bildung *wind-sprud* (Sanders 3, 1157), die mit *sprudeln* nichts zu tun hat, aber deutlich den anlaut *spr-* gibt. Am auffälligsten aber ist jedenfalls die in den Altd. wäldern 3, 18 vorkommende bildung *windes sprout.* Dass diese form zwingend die ableitung von einer mit der lautgruppe *spr-* anlautenden wurzel fordere, hat schon W. Müller im Mhd. wb. 1, 723 bemerkt. Er ist nur im zweifel, ob der schreiber dieser stelle das wort von mhd. *spriu* oder von *sprüejen* herleitete. Ich meine, diese frage ist unerheblich, denn *spriu* und *sprüejen* gehören ohne zweifel derselben wurzel an. Wichtig ist aber die tatsache, dass auch *windsbraut* zu dieser sippe gestellt wird, und dieser einsicht des mhd. schreibers wollen auch wir uns nicht verschliessen: *windsbraut* ist nichts anderes als die umdeutung eines unverständlich gewordenen *wintsprût,* dessen zweiter bestandteil mit *spriessen, spross, sprützen,* weiterhin auch mit *spreu, sprühen* verwant ist.

Nun wird uns verschiedenes klar werden, was bei der mythologischen deutung der *windsbraut* dunkel blieb. Nun verliert die adjectivbildung *wintsprûtic* (Krone 25074) den anstössigen charakter, den sie hatte, so lange die *windsbraut* als mythische figur galt. Nun werden wir auch im Georg 3692 in den worten *her und dar ez* (*daz rat*) *vaste stiez rehte als ez ein wint sprawt* (: *trawt* = *trût*) nicht mehr, wie das Mhd. wb. will, in dem durch *als* eingeleiteten satz die copula *wære* ergänzen. Wir werden vielmehr in *sprawt* = *sprût* ein verbum sehen. Vielleicht ist dasselbe unserm *-sprût* zu grunde zu legen, vielleicht hat es auch bei der bildung des nhd. *sprühen* mitgewirkt. Eine ähnliche verbalbildung liegt ja auch vor in dem

neben dem mhd. *sprœjen* stehenden *sprewen, spröuwen* (Mhd. wb. 2, 2, 551).

Wie im einzelnen das ahd. mhd. *-sprût* sich zu nhd. *spreu, sprühen* stellt, wird sich genau erst ermitteln lassen, wenn es einmal gelungen sein wird, das verhältnis dieser wortsippe zu *spriessen, spross, sprützen* und ihrer verwantschaft aufzuklären. Dann wird uns auch von selbst klar werden, wie das nhd. *windsbraut* sich zu jenen obd. formen wie tirol. *windsprauss* verhält. Vorläufig hat es den anschein, als sei *wintsprût* ein in frühester zeit übernommenes nd. lehnwort des hochdeutschen[1]) und das tirol. *windsprauss* die streng obd. gestalt der nd.-hd. mischform *windsbraut*. Wenigstens ist diese auffassung nicht unmöglich. Das mnd. z. b. kennt neben der bildung mit *u, sprote, sprute* (Schiller-Lübben 4, 347 f.), welche gemeingerm. eigentum ist (Kluge[5] 356), auch eine form mit *û, sprût(e)*, die z. b. in dem Sp. d. kerst. gel. fol. 105[a] vorkommt (Schiller-Lübben 4, 348. Lübben-Walther 372). In den heutigen nd. mundarten begegnen wir einem fem. *sprûte*, das in dem ausdruck *spruten-kohl* auch schriftfähig geworden ist (Woeste 252. Danneil 207). In seiner bedeutung 'kohlsprosse' entspricht dieses wort genau dem engl. *sprout*, das ebenfalls auf ein älteres *sprût* hinweist. Allerdings scheint nun auf den ersten blick die bedeutung dieses nd. *sprût(e)* die identität mit dem zweiten teil unsers *windsbraut* auszuschliessen. Sieht man aber näher zu, so erkennt man, dass die verschiedenen bedeutungen sich sehr leicht unter dem frühern gemeinsamen begriff 'sprossen' d. i. 'hervorbrechen und sich verbreiten' vereinigen lassen. Der identificierung des zweiten teils von *windsbraut* mit diesem nd. *sprût(e)* würde also nichts im wege stehen. Jedenfalls war nun, nach dem mnd. *sprute, sprote* und dem heutigen mundartlichen *sprûte* zu schliessen, auch *windsprût* ein femininum und hätte als solches eingang in die obd. mundarten gefunden. Das obd. kannte von entsprechenden formen nur ein starkes *spruz* und ein schwaches *sprozzo* (Graff 6, 401. Mhd. wb. 2, 2, 552), die beide masculina

[1]) Diese annahme sowie die weiter daran geknüpften ausführungen des herrn verf. scheinen mir bedenklich. Wenn das wort *windsbraut* wirklich zu *sprühen* etc. gehört, so läge es wol am nächsten, an ein regelrecht gebildetes abstractum **sprū-t* 'gesprühe' zu einer langvocaligen wurzel *sprēu, sprōu, sprū* zu denken. E. S.]



waren. Erst im spätern mhd., zuerst wol im Renner 20231, wird *sprozze* auch als femininum gebraucht (Lexer 2, 1120). An dem nd. lehnwort *windsprût*, dessen zusammenhang mit dem hochd. *sprozzo* und *spruz* wol zunächst noch deutlich empfunden wurde, hätte also dem obd. vor allen sein femin. geschlecht auffallen müssen, und dieses dem obd. ungewöhnlich erscheinende genus von *windsbraut* könnte wol der erste anlass zur anlehnung des wortes an *brût* 'sponsa' gewesen sein. Durch diese annahme erhielten auch die in den obd. mundarten hie und da auftauchenden masc. nebenformen von *windsbraut* eine tiefere bedeutung: es wären versuche der obd. dialekte, das lehnwort im genus mit *sprozze* in einklang zu bringen. So wäre alles in bester ordnung. Freilich ist die annahme, dass der zweite teil von *windsbraut* mit dem nd. *sprût(e)* identisch sei, vorläufig nicht mehr als eine unsichere vermutung. Aber sie erhält eine feste stütze dadurch, dass im engl. ein wort erscheint, das in der form mit dem nd. *sprût* übereinstimmend, begrifflich sich eng an *windsbraut* anschliesst, ja in einzelnen wendungen mit ihm geradezu identisch zu sein scheint. Dem nd. *sprût(e)* entspricht, wie wir gesehen haben, in form und bedeutung das engl. *sprout*. Wie aber dem nhd. *sprechen*, ahd. *sprĕhhan* das engl. *speak*, ags. *spĕcan* gegenübersteht und wie in einzelnen nd. mundarten, z. b. in der gegend von Göttingen, die formen *sprütjen* und *spütjen* neben einander gebraucht werden (Schambach 207), so steht dem engl. *sprout* ein *spout* zur seite. Dieses engl. *spout* nun kommt in vielen verwendungen begrifflich überein mit dem in unserm *windsbraut* enthaltenen *-sprût*. Sehr gebräuchlich ist das engl. *spout* z. b. in der verbindung *waterspout*, einem ziemlich häufigen ausdruck, den die wörterbücher durch 'wasserröhre', 'dachrinne', 'giesskanne', weiterhin aber auch durch 'wasserstrahl', 'wasserschuss', 'wolkenbruch' übersetzen. Dieses engl. *waterspout* scheint nun im deutschen eine genau entsprechende parallele zu haben. Neben der *windsbraut* haben wir nämlich eine weniger bekannte *wasserbraut* (Sanders 1, 202). Dieses wort verdankt seine heutige form ohne zweifel allein der falschen deutung des daneben stehenden *windsbraut*. Ursprünglich war die *wasserbraut* so gut eine *wazzersprût* wie ihre schwester, die *windsbraut*, eine *wintsprût* war. Das engl.

waterspout und unser *wasserbraut* sind daher zweifellos identisch, wie denn Flügel (Wb. 1741) das engl. wort auch geradezu durch unser *wasserbraut* widergibt. Aber, wenn auch gewöhnlich vom wasser, wird das engl. *spout* doch auch vom wind gebraucht, und dieser gebrauch steht natürlich unserm *windsbraut* besonders nahe. So heisst es in Shakespeares Troilus 5, 2, 171 (Schmidt, Shakesp.-lex. 2, 1105):

.... not the dreadful spout
which shipmen do the hurricano call ...

Was entspräche unserm *windsbraut* wol besser als dieses Shakespearesche *spout*! Wir dürfen daher nicht mehr zweifeln, dass wir in dem engl. *spout* den nächsten verwanten des in *windsbraut* enthaltenen nd. *-sprût* vor uns haben. Zu grunde liegt offenbar ein altes *sprût* mit der doppelbedeutung des sprühenden, sprossenden überhaupt und der pflanzensprosse im besondern. Während nun im nd. die zweifellos ältere allg. bedeutung durch die specielle bedeutung der kohlsprosse überwuchert wurde und heute nur noch in *windsbraut* ein verborgenes dasein führt, hatte das englische in der formellen differenzierung im anlaut ein mittel, die ältere bedeutung neben der jüngern zu bewahren. So entspricht denn begrifflich das engl. *sprout* dem nd. mundartlichen *sprûte*, das engl. *spout* dem *-sprût* unsers *windsbraut*.

Windsbraut bedeutet also nichts anderes als 'sprühwind', und niemand wird behaupten wollen, dass dieser grundbegriff der anwendung des wortes nicht entspräche: ist doch die analoge bezeichnung *sprühregen* uns allen geläufig genug. Dass die wurzel *sprŭ-* aber auch sonst häufig zur bezeichnung von wind und wetter benutzt wurde, zeigen uns mundartliche ausdrücke wie *sprützeten* 'pluvia tenuis' bei Maaler (unter *staubeten*), luzern. *spreissen, spreitzen* 'schauern', *spreissete, spreitzete* 'schauer' (Stalder 2, 387), appenzell. *sprützen* und *sprützete, sprutz* in derselben bedeutung (Stalder 2, 388. Tobler 381), kärnt. *sprutzer* 'schwacher regen' (Lexer, K. wb. 238). Auch bair. *spraele* 'sprühregen' (Schmeller 2, 695), *spröweln* 'fein regnen' (Schmeller 2, 707), henneb. *sprebel* 'kleiner, nur tröpfelnder regen' liegen nicht so fern.

Es erübrigt, ein paar worte zu sagen über einige mundartliche formen für *windsbraut*, welche im auslaut einen

guttural haben. Dahin gehört das bair. masc. *wintsprauck* 'spiritus procellarum' (Schmeller 2, 701), *windsprauch* (Schmeller 2, 950 f. Weigand, Syn. 3, 756. Grimm, Myth.[4] 525), salzb. *windspraich* (Schmeller a. a. o.), endlich auch das alte *wintsprucht* (Graff 3, 294. Mhd. wb. 3, 714). Es wäre nicht unmöglich, diese formen als obd. umformungen des unverstandenen nd. lehnworts *wintsprût* zu fassen. Gehen wir indessen von der wurzel *sprŭ-* aus, so scheint es nicht ausgeschlossen, dass diese formen mit guttural im auslaut ebenso selbständige weiterbildungen dieser wurzel sind wie das in *windsbraut* vorliegende *-sprût*.

BERLIN. BERNH. SCHMIDT.

NOCHMALS DIE DEUTUNG DER GERMANISCHEN VÖLKERNAMEN.

Als ich die in bd. 17 der Beiträge veröffentlichten abhandlungen von Rudolf Much las, wurde ich einerseits durch die kühne, und wie mir schien, fördernde behandlung der germanischen stammesverhältnisse gefesselt, auf der anderen seite aber konnte mich die weise, wie der verfasser die germanischen völkernamen zu deuten unternahm, nicht befriedigen: sie erweckten bei mir nicht nur im einzelnen, sondern auch im ganzen die stärksten methodologischen bedenken. Much versucht eigentlich jeden namen zu erklären, und stillschweigend setzt er bei seinen untersuchungen voraus, dass im grunde jeder name deutbar sein müsse. Bei der constituierung unserer oft genug schlecht überlieferten texte behält oder verwirft er eine lesart, je nachdem sie ihm eine etymologie zu gestatten oder nicht zu gestatten scheint. Schon dies halte ich für bedenklich. Denn es ist an und für sich nicht wahrscheinlich, dass wir alle volksnamen jemals werden verstehen können, da nicht einmal alle worte der germanischen sprachen, die uns mit einem bestimmten sinn bekannt sind, einer etymologischen analyse zugänglich erscheinen. Wir würden also die aufgabe einer deutung aller namen auch dann nicht erfüllen können, wenn wir von allen volksnamen annehmen dürften, dass sie, zweifellos germanischen ursprungs, erst im sonderleben unseres volkes ihren trägern zu teil geworden wären. Wir wissen indessen nicht, wann diese namen aufgekommen sind. Wir können auf grund ethnologischer tatsachen nur feststellen, dass schon die primitivsten völker völker- oder stammesbezeichnungen besitzen, dass kleinere horden mit individuellen namen sich zu grösseren zusammenschliessen, bei

denen dann nur einer übrig bleibt. Sicher ist der schluss berechtigt, dass zahlreiche völkernamen verloren gehen, und dass demnach in früheren zeiten mehr als in entwickelten epochen vorhanden sind. Wenn daher aller wahrscheinlichkeit nach eine anzahl germanischer völkernamen aus sehr alten zeiten ererbt sind, wie dies bei personen-, fluss- und bergnamen der fall ist, so würde man mit dem versuche einer deutung aus germanischem sprachgut auf dieselben irrwege geraten, auf die die sprachwissenschaft gelangt ist, als sie den tieferen sinn fertiger worte, wie z. b. **dhugatḗr* 'tochter' = 'melkerin' durch zurückführung auf wurzeln darzulegen versuchte. Wie man damals auf grund derartiger deutungen ein culturbild der Indogermanen von idyllischer schönheit zu entwerfen unternommen hat, so zieht jetzt Much aus einzelnen namen culturhistorische schlüsse, und der name *Βουργίωνες* = got. *baurgjans* '*πολῖται*' enhüllt dem forscher den anblick eines in befestigten plätzen — vielleicht im gebiet einer zinspflichtigen fremden bevölkerung — sesshaften Germanenstammes (Beitr. 17, 44). Solche anschauungen werden nur in seltenen fällen vor der kritik bestehen können.

Die analyse fertiger wörter einer sprachepoche ist gewöhnlich nur dann möglich, wenn uns ältere oder gleichaltrige schwestersprachen zur verfügung stehen. Daher muss man vor jedem deutungsversuch der volksnamen, die uns als germanisch oder keltisch überliefert sind, fragen, aus welcher zeit diese benennungen wol stammen. Als Muchs aufsatz erschien, waren schon von den verschiedensten seiten teils keltisch-germanische (*Casses-Chatti, Hessen*; *Brigantes-Burgundiōnes*), teils italisch-germanisch-keltische namen (*Umbri-Ambrōnes*; *Veneti*) aufgedeckt, namen, die bei ihrer weiten verbreitung auf wanderungen ihrer träger oder benennungen aus indogermanischer zeit hinwiesen. Auf grund der bereits bekannten gleichungen bin ich nun dieser frage nachgegangen, und glaubte, abgesehen von allem zweifelhaften und falschen, doch so viel feststellen zu können, dass in der tat eine reihe von namen weit verbreitet sind. Bei meinem Beitr. 18, 511 veröffentlichten versuch war ich mir des hypothetischen charakters einzelner gleichungen wol bewusst, und ebensowenig zweifelte ich daran, dass mir wahrscheinlich fehler unterlaufen

würden, da ich mich in kelticis nicht sicher bewegen kann. Darüber habe ich, denke ich, keinen zweifel gelassen. Durch die versehen, die mir nun jetzt Much, Beitr. 20, 1 ff. nachweist, wird aber sicherlich der grundgedanke meines aufsatzes nicht berührt, zumal sich an stelle der zu streichenden gleichungen andre setzen lassen, die kaum zweifelhaft sind. Auf die zahl kommt es überhaupt nicht an, da ein beispiel so viel besagt als sechs. Das merkwürdigste aber bleibt, dass Much, der diesen gesichtspunkt nicht einmal zu würdigen im stande ist, von der voreingenommenheit andrer redet, während doch gerade seine etymologien auf vorurteilen schlimmster art aufgebaut sind.

Wir finden tatsächlich einige völkernamen auf verschiedenen sprachgebieten: wie ihre eigentümliche verbreitung aufzufassen ist, darüber kann man allerlei vermutungen hegen: sicher geht so viel aus ihrem vorkommen auf verschiedenen sprachgebieten hervor, dass man bei der erforschung ihrer herkunft nicht von vornherein mit dem material éiner sprache an sie herantreten darf. Von einer erforschung der bedeutung aber ist schon um dessentwillen zunächst abzusehen, weil wir gar keine möglichkeit haben, zu erkennen, was die namen bedeuten. Dass man in der art, wie Much etymologisiert (eine art, über die wir weiter unten sprechen werden), schliesslich für jeden namen auf germanischem sprachgebiet eine germanische 'wurzel' finden kann, das gebe ich zu. Aber wohin eine solche art und weise führen kann, ja führen muss, ist an lebenden worten sofort klar zu machen. Weshalb soll got. *daúhtar* nicht mit der wurzel *dug-* 'taugen' zusammenhängen? Es wäre sehr passend gewesen, die tochter, die sich in der germanischen urzeit gewis im haushalt sehr nützlich gemacht hat, die 'tüchtige' zu nennen. Nicht einmal so viel wert als diese durch die sprachliche überlieferung als unmöglich erwiesene etymologie haben z. b. Muchs erklärungen von *Bructeri* und *Tencteri,* weil wir ja die bedeutung dieser namen nicht kennen, wobei noch davon abzusehen ist, ob eine bedeutung wie 'die aufrührerischen' oder 'die widersetzlichen, abtrünnigen' für einen volksnamen passt. Dasselbe gilt von dem namen *Marsi, Marsaci, Marsigni.* Gewis bestehen auch im germ. worte, mit denen er zusammenhängen könnte, aber

wenn wir neben *Umbri* in Italien auch *Marsi* genau wie auf deutschem boden finden, so ist doch die wahrscheinlichkeit recht gross, dass beide namen aus einer älteren epoche stammen, der germanische ausdruck also nicht aus dem germanischen sprachgut allein gedeutet werden darf. Haben wir es aber mit einem namen aus dem zweiten jahrtausend v. Chr. zu tun, so kann ein etymologischer versuch nur dann gebilligt werden, wenn uns ein genau entsprechendes wort oder eine morphologisch wol zu begründende ableitung aus einer wurzel nachgewiesen wird. Für keines von beiden gibt es, so weit ich sehe, in diesem falle eine möglichkeit. Auf ganz dieselben schwierigkeiten stösst man ja bei der deutung der fluss- und bergnamen, die meistens nicht erklärt werden können. Lange zeit hat Zeuss' deutung von *Hercynia silva* aus dem cymr. *erchyniad* 'elevatio' als sicher gegolten, bis Much selbst den namen ganz evident mit mhd. *Virgunnia* und got. *fairguni* zusammenstellte, worauf sich dann weiter durch beziehung auf 'föhre' und lat. *quercus* die bedeutung 'eichenwald' ergab.[1]) Wenn Much auf diesem gebiet einem nur zu billigenden grundsatz huldigt, so ist es verwunderlich, wenn er ihn an anderer stelle ablehnt.

Das ist der erste punkt, den ich gegen Muchs ausführungen einzuwenden hatte. Er besteht auch heute noch zu recht. Ich nehme aber gar nicht an, dass die germanischen namen von einer allophylen bevölkerung stammen, sie brauchen nur indogermanisch zu sein, um deutungsversuche unmöglich erscheinen zu lassen. Das ist ein satz, den Much überhaupt nicht verstanden hat. Der zweite punkt betrifft seine art zu etymologisieren. Auch bei andern werden Muchs etymologien auf starke bedenken gestossen sein. Ich glaubte allerdings, dass ich bei einer kritik dieses punktes nur selbstverständliches hätte vorbringen können, und ich fühlte daher kein bedürfnis, mein Beitr. 18, 511 ausgesprochenes, ablehnendes urteil näher zu begründen. Da aber dies nach Muchs meinung (Beitr. 20, 4)

[1]) *Hercynia* — *fairguni* schon bei Kluge, Et. wb.[1] unter 'berg'. In der schrift von Wilser, Die herkunft der Deutschen, Karlsruhe 1885, findet sich s. 22: 'dem sicher von Kelten benannten *Arkunia, Arkynia* entspricht das deutsche *Virgunnia* (got. *fairguni,* ahd. *fergunna* »gebirge«)'. Wahrscheinlich ist die gleichung noch viel älter.

ein fehler war, so will ich es als ein versehen gelten lassen, das immerhin noch wider gut gemacht werden kann. Allerdings glaube ich mit dem folgenden nicht gerade etwas neues zu sagen.

Das erste, was natürlich für jeden etymologischen versuch die notwendige grundlage bildet, ist die philologische feststellung der lesarten. Bekanntlich sind nun die germanischen völkernamen, die uns Ptolemaeus bietet, auf das schlimmste entstellt, so dass man allen etymologischen deutungen von ihm allein überlieferter namen schon an und für sich mit dem grössten mistrauen entgegentreten muss. Nur eine untersuchung von Ptolemaeus' quellen, nicht die etymologische methode, ist im stande, die philologische aufgabe zu fördern. Diese arbeit ist neuerdings von Holz, Beiträge zur deutschen altertumskunde (1. heft. Ueber die germanische völkertafel des Ptolemaeus) aufs neue in angriff genommen. Sein versuch, der uns zugleich die arbeitsweise des antiken geographen enthüllt, hat zu höchst interessanten und, wie ich glaube, meist haltbaren ergebnissen geführt, die uns gestatten, einige namen bei Ptolemaeus richtig zu stellen. *Ὀμανοί*, das Much (Beitr. 17, 27) aus **unmanōz* erklärt, kann sehr wol für das tacit. *Manimi* verschrieben sein. Much meint zwar, nachbarliche eifersucht habe den ehrennamen *Manimi* in sein gegenteil verkehrt, ein vorgang, zu dem sich im folgenden merkwürdige seitenstücke bieten sollten. Ueber diese 'seitenstücke' werden wir weiter unten sprechen, und wir werden dort sehen, dass sie auf sehr unsichere reste zusammenschrumpfen. Es ist wider nichts als voreingenommenheit, wenn Much hier etwas bewiesen zu haben glaubt. Nicht voreingenommenen wird die sache als sehr zweifelhaft, bei genauer untersuchung als falsch erscheinen. Voraussetzung für die verkehrung eines ehrennamens ist natürlich, dass die Germanen ihn noch verstanden haben, und schon daran zweifle ich sehr, da Much nur ein griechisches *μόνιμοι* anführen kann, während sich im germanischen keine spur dieses adjectivums findet. — Von *Ἄτμονοι* s. 36 irgend eine etymologie vorzubringen, ist verfehlt, so lange der name aus keiner anderen quelle als Strabo belegt ist, dessen überlieferung bekanntlich sehr schlecht ist. Man sehe z. b. die völkerreihe *Λουίους, Ζούμους, Βούτονας, Μουγίλωνας,*

Σιβίνους (Much 51). Von diesen sind die ersten drei sicher, der letzte wahrscheinlich verderbt. Unter diesen umständen ist doch auf *Μουγίλωνας* gar nichts zu geben. Nach Much aber macht es nicht gerade den eindruck eines verderbnisses,[1]) und darum wird es etymologisiert. Da die philologische grundlage fehlt, ist auch jede bemerkung über diesen versuch überflüssig. — Ein anderes beispiel. Der name *Ἰνηρίωνες* oder *Ἰνκρίωνες*, auf dessen deutung Much s. 93 allen scharfsinn verwendet, findet jetzt bei Kossinna, Beitr. 20, 280 seine evident richtige lesung als *Νικρίωνες*, entsprechend einem inschriftlich überlieferten *Nicretes*. Allerdings war mir auch schon vorher eine deutung als **in-nærjonez* als höchst zweifelhaft erschienen. Es ist dies ein recht schlagendes beispiel dafür, wie ein windhauch, d. h. eine einzige festzustellende tatsache, Muchs etymologien zerstört. — Die *Οὐισβούργιοι* des Ptolemaeus deutet Much als 'die in guten burgen wohnenden' oder 'die gute burgen besitzenden'. Diese erklärung ist, wie auch Holz bemerkt, schon wegen der synkope des *u*, da es doch aus *wesuburgjōz* entstanden sein müsste, unmöglich, so dass man ganz davon absehen kann, ob ein solches compositum die angegebene bedeutung hätte haben können. Die gesetze der germanischen synkope scheinen aber, wie wir weiter unten noch verschiedentlich sehen werden, für Much nicht zu existieren. Holz hält den namen mit Wislicenus für verderbt aus dem taciteischen *Osi Buri*, und ich zweifle nicht daran, dass das richtig ist. Dies möge genügen, um die eine seite der deutungen Muchs zu beleuchten, bei der er sich auf dem boden mangelhafter überlieferung bewegt.

Ich komme jetzt zu der rein formalen seite, der ich ebenfalls meine aufmerksamkeit zuwenden muss, um mein Beitr. 18, 511 ausgesprochenes urteil weniger dunkel erscheinen zu lassen. Doch möchte ich nicht bei einer reinen polemik stehen bleiben, sondern diese frage nach einigen allgemeinen gesichtspunkten erläutern. Ich leugne den wert der etymologie an sich nicht: nur muss der boden, auf dem sie stehen soll, zum stehen eingerichtet sein.

Die etymologien, die für die germanischen völkernamen

---

[1]) Hier und im folgenden rühren die sperrungen von mir her.

aufgestellt sind, zerfallen ihrem werte nach in verschiedene klassen.

1. Nur selten sind die völkernamen mit einem in der historischen überlieferung lebendig erhaltenen germanischen wort völlig identisch. Tritt ein solcher fall ein, passt die bedeutung, die sich für die älteren zeiten erschliessen lässt, so wäre es zu weit getriebener skepticismus, wollte man die etymologie nicht annehmen. Das gilt z. b. von dem namen *Sciri,* der mit dem germ. adjectivum in gotischer form *skeirs* zusammengebracht wird.

Die verschiedenen bedeutungen der einzelnen dialekte vereinigen sich in der tat recht gut unter der von *nitidi, splendidi,* die für einen völkernamen geeignet sein dürfte. Ebenso würde man wol *Quadi* zu dem adj. *quađ* stellen dürfen, wenn eine bedeutung 'die bösen' für einen völkernamen passend erschiene. An und für sich ist es möglich, dass in einzelnen fällen spottnamen zu volksnamen geworden sind, aber dass die stämme selbst derartige namen angenommen hätten, wird man kaum glaublich finden. Dasselbe gilt von *Λύγιοι* 'lügner' (Much, Beitr. 17, 32). — Der name *Chauci* gehört ziemlich zweifellos zu got. *hauhs* u. s. w. Aber schon hier ist die bedeutung des wortes als völkername unsicher. Much wirft mir als methodischen fehler die vernachlässigung der bedeutung vor, als ob es mit unserer kenntnis in dieser beziehung vortrefflich bestellt wäre. Selbst hier, wo die formelle herkunft des wortes sicher zu sein scheint, vermögen wir nicht zu sagen, was es bedeutete. Gilt 'hoch' hier vom körper oder vom geist, oder wie Laistner will, von der zahl, oder sind die *Chauken* die auf den bergen sitzenden? Wenn mir Much ein wirklich ausschlaggebendes mittel anzugeben weiss, zwischen den verschiedenen möglichkeiten zu entscheiden, so will ich auch künftig auf die bedeutung mehr rücksicht nehmen.

2. Nicht ganz so günstig liegt unsere aufgabe, wenn ein dem völkernamen genau entsprechendes wort nur in den verwanten sprachen vorliegt. Hierher gehört z. b. gall. *Brigantes,* germ. *Burgundiones,* zwei wörter, die, von der endung des germ. abgesehen, laut für laut mit aind. *bṛhant-* übereinstimmen. Dies wort bedeutet im indischen nach Grassmann: 1) g r o s s, w e i t a u s g e b r e i t e t, u m f a n g r e i c h in räumlichem sinne; oder

9*

2) übertragen auf reichtum, ruhm u. s. w. gross, reichlich, weit verbreitet; 3) gross, gewaltig, erhaben, hehr von göttern und von göttlichen dingen; 4) gross, kräftig, tüchtig, intensiv von kraft, rausch, lied u. s. w.; so auch 5) vom lichte (hell) und 6) von tönen (laut); 7) hoch vom himmel, bergen u. s. w.; 8) dicht, fest, stark von felsen, vom schutze; 9) m. der grosse, erwachsene. Wenn wir sehen, wie mannigfach sich die bedeutung im indischen entwickelt hat, so können wir gar nicht bestimmt sagen, welchen sinn die Germanen und Kelten mit diesem wort verbunden haben, da sie dies wort im lebendigen gebrauch nicht mehr besitzen. Wir können ihn nur erraten, und deshalb ist alles, was Much, Beitr. 17, 42 zur deutung des namens anführt, nicht sicher. In der tat übersetzt Kluge *Brigantes* mit '*monticulae*', Much 'die grossen', Laistner, Germ. völkernamen 22, wenn ich ihn recht verstehe, 'die zahlreichen'. Man könnte noch 'die erhabenen' hinzufügen, wol auch noch anderes, um alle möglichkeiten zu erschöpfen. Alle versuche zeigen aber nur, wie unsicher es mit der ermittlung der bedeutung bestellt ist, sobald das wort, das dem volksnamen zu grunde liegt, nicht mehr in der sprache vorhanden ist.

Nicht immer treffen wir es gerade so schlecht wie hier. Much identificiert jetzt den namen der **Fōsōz*, den er Beitr. 17, 57 als die 'fruchtbaren', in den nachträgen s. 222 als die 'furchtbaren' aufgefasst hatte — beides unmögliche erklärungen — mit gr. *πηός* 'verwanter', das auch in lat. *par(r)i-cīda* stecken und wol alt sein kann. Gegen eine solche etymologie lässt sich trotz der abweichung im accent wenig einwenden. Es ist echtes gold unter dem vielen unechten, das Much sonst bietet. Ebenso können die gleichungen *Harudes* = gr. *χοίρητες*, *Manimi* = gr. *μόνιμοι* anspruch auf beachtung erheben.

3. Ist aber nur das stammeswort klar, wie bei *Teutones*, so ist die bedeutung um so schwieriger mit einiger sicherheit zu finden. Als westindogermanisch[1]) lässt sich ein femininum **teutā* 'die gemeinde, das volk' nachweisen. Möglicherweise hängt

[1]) Ich gebrauche diesen ausdruck für den sonst verwendeten '*centum*-stämme', verstehe also griechisch, italisch, keltisch, germanisch darunter. Lit. *tautà* kann und wird ein lehnwort sein.

dies im weiteren mit lat. *tōtus* zusammen, bedeutete also vielleicht die gesammtheit. Wollten wir aber das wort noch weiter zerlegen, es also etwa auf eine wurzel **teu-*, *teu̯ə-* 'schwellen' zurückführen, so könnte man das ja allerdings von unserem analysierenden standpunkt aus billigen, für das sprachgefühl der Indogermanen, Kelten oder Germanen hat aber eine solche beziehung wahrscheinlich nicht mehr bestanden. Neben **teutā-* findet sich auch ein *teuto-* in zusammensetzungen. Was es bedeutete, wissen wir nicht. Eine form *Teutōnes* könnte nun auf germanischem boden von dem worte *þiuda* weitergebildet sein nach der art der denominativa ahd. *urteilo,* 'richter' zu *urteil,* got. *waúrstwa* zu *waúrstw,* und demgemäss 'zum volke gehörig' bedeuten. Ob es auf keltischem sprachgebiet möglich war, d. h. ob hier das suffix *-en* in der germanischen weise productiv war, entzieht sich meiner beurteilung. Doch ist es immerhin möglich. Aber auf keltischem boden ist *Teutoni* belegt, und dies unterliegt hinsichtlich seiner morphologischen gestalt keiner schwierigkeit.[1])

Noch ein wort ist aber über die bedeutung nötig. Im germ. hat der stamm *teutā* in der erweiterung mit suffix *-no* den sinn 'herscher'. Wie sich auch die bedeutungen entwickelt haben mögen, sie zeigen uns, dass wir bei dem 'keltischen' worte *Teutoni* vielleicht nicht von dem grundwort **teutā*, sondern von diesem abgeleiteten **teutonos* auszugehen haben. Die *Teutonen* könnten auch 'die herscher' sein, dem sinne nach also dem armenischen *haik'* entsprechen. Gegen eine solche namengebung lässt sich kaum etwas einwenden. Und vom rein etymologischen standpunkt würde diese erklärung, die das wort unter unsere zweite rubrik stellte, den vorzug verdienen, wenngleich zu völliger sicherheit auch hier nicht zu kommen ist.[2])

4. Ganz anders steht es nun mit der grossen masse der

---

[1]) Wenn Much, Beitr. 17, 15 behauptet, dass bei dem nebeneinanderstehen von *Santones* : *Santoni, Teutones* : *Teutoni, Caletes* : *Caleti, Veliocasses* : *Veliocassi* die form mit *o*-suffix immer die jüngere sei, so glaube ich dagegen widerspruch erheben zu müssen, soweit das schwanken eben nicht nur unserer überlieferung zur last fällt.

[2]) Much behauptet Beitr. 17, 8 ein germ. *Teutones, Teutoni* sei nicht belegt. Er muss die beziehung auf got. *þiudans* u. s. w. übersehen haben.



germanischen völkernamen. Die suffixe klingen zwar oft genug an einander an, einige sind auch isoliert, aber die grösste schwierigkeit bereiten die stämme. Die zugehörigkeit zu einem anderen bestimmten wort der germanischen oder einer anderen indogermanischen sprache liegt nicht auf der hand. Es sind zwar einige ähnlich klingende vorhanden, aber die vocalstufe weicht ab, oder der stamm ist mit einem sogenannten wurzeldeterminativ erweitert. Wenn auf diese weise mehrere wörter neben einander stehen, so construiert man eine wurzel, indem man ein wurzeldeterminierendes suffix nach dem anderen abstreicht, um dann wider andere daran treten zu lassen. Es ist das ein operieren mit den sprachlauten wie mit baukastensteinen, das leider nicht dem wirklichen leben entspricht. Und gerade diese art des etymologisierens betreibt Much mit grosser consequenz und virtuosität. Da er jetzt in der Zs. fda. 39, 20 ff. eine reihe von deutungsversuchen veröffentlicht hat, die z. t. auch früher in den Beiträgen behandelte namen betreffen, und da sich diese deutungsversuche dem geiste nach nicht von den früheren unterscheiden, so sei es mir gestattet, das erste vorzügliche beispiel aus diesem jüngeren material zu entnehmen. Es betrifft die namen

Helvetii, Helv(i)i, Helvecones, die auch schon Beitr. 17, 25 behandelt sind. Aus den drei namen wird zunächst der stamm *elw-* abstrahiert. Aus dem keltischen bietet sich nichts recht vergleichbares; Much zieht also das germanische heran, in dem ein adjectivum ahd. *elo, elawēr* 'gelb' vorhanden ist. Es liesse sich nun nichts dagegen einwenden, wenn er die *Helv(i)i* als die 'gelben' auffasste (ob eine solche deutung wahrscheinlich ist oder nicht, tut hier nichts zur sache). Aber dann steht es mit den übrigen namen schlecht. Zwar *(H)elvecones* liesse sich zur not noch deuten, wenngleich das erschlossene adjectivum **elwekaz* nur eine unsichere stütze an ahd. *rutichōn,* mnl. *graken* hätte. Aber *Helvetii* musste man dann schon von den beiden anderen trennen. Um dies zu vermeiden, sucht nun Much in dem stamm *elw-* einen tiernamen. Nachdem wir zuerst belehrt worden sind, dass farbenbezeichnungen zu tiernamen werden können, wird das germ. *elh-* 'der elch' in wurzel *el-* + *k* und *el-n* 'hirsch u.s.w.' in wurzel *el-* + *n* zerlegt, und in dieser abstrahierten 'wurzel' *el-* eine farben-

bezeichnung 'gelb' gesehen. Dass hirsche und elche nun nicht gerade 'gelb' sind — oder doch? — tut allerdings nichts zur sache. Er schliesst diesen abschnitt mit den worten: 'ich zweifle nicht daran, dass wir es hier [bei *eln-* und *elc-*] mit ableitungen aus derselben, einen farbenbegriff enthaltenden wurzel *el-, ol-* zu tun haben.[1]) Dann wird aber auch *Helvi, Helvii, Helvētii, Helvecones* den namen eines wildes enthalten, wenn es auch nicht auszumachen ist, ob den des elchs, des hirsches, des rehes oder einer anderen wildart.' Schade, dass das nicht auszumachen ist. Vielleicht steckt aber in diesem tiernamen *elw-* das indogermanische wort für 'löwe', das man bisher vergebens gesucht hat. Der heisst doch mit recht 'der gelbe', und mittels schwebeablaut lässt sich auch der stamm *elw-* mit gr. λεϝ- wol vereinigen. Einen weiteren commentar zu dieser deutung halte ich für überflüssig. Ich verweise zur erläuterung auf die principiellen erörterungen von Bloomfield, IF. 4, 66, dessen standpunkt ich durchaus teile.

**Frugundiōnes.* Dies sei ein weiteres beispiel. Die erklärung, die Much, Beitr. 17, 41 gegeben hat, zieht er jetzt Zs. fda. s. 24 zurück. In der tat hätte sowol die deutung als 'fruchtbar' wie als 'furchtbar' unterbleiben sollen, da beide unmöglich waren. Jetzt wird auch hier eine farbewurzel *per, por, pr̥* construiert, zu der ahd. *faro, farawēr* gehören soll, von der dann auch **frug* für indog. **pr̥k* mit einem wurzeldeterminativ *k* abgeleitet ist. 'An welche tierart bei **Frugundionez* zu denken ist, fällt darum schwer zu sagen.' Weshalb? Sollten es nicht die ferkel sein? Es scheint mir, als ob Much sich zierte, dies wort auszusprechen, denn er hätte sich die auseinandersetzung einer halben seite sparen könneu, wenn er sogleich auf lat. *porcus,* ahd. *farh* verwiesen hätte. Indessen hier erhebt doch noch das suffix einigen einspruch, den Much allerdings nicht gehört hat. Das suffix *-und,* das hier zweifellos vorliegt, ist uns auf germani-

[1]) In wirklichkeit unterliegt die zusammenstellung dieser drei volksnamen starken bedenken. *(H)elvii* gehörte nämlich vielleicht mit dem namen der insel *Elba, Ilva, Ilvates* zusammen, der wahrscheinlich ligurisch sein dürfte. Jedenfalls ist es dann auch vorzuziehen, kelt. *Helvētii* mit *Helvii* zu verbinden, und germ. *Helvecones* davon zu trennen.



schem und indogermanischem boden wol bekannt, es ist das participialsuffix *-ent, -n̥t,* das wir auch in *Burgundiōnes* finden. Bekanntlich tritt dieses suffix ursprünglich nur an verbalwurzeln, d. h. es war primär. Man muss demnach schliessen, dass in *frug* eine verbalwurzel steckt, und nur von diesem standpunkt kann man eine deutung versuchen. Die lautfolge *ru* wiese auf eine vollstufe *re,* vorausgesetzt dass *ru* nicht die schwundstufe zu *reu* ist. In jenem falle kommen wir auf *prek-* oder *pregh-,* also auf lat. *precāri*; die *Frugundiones* wären also 'die fragenden oder die bittenden', vermutlich weil sie sich durch die welt fragen oder ihre nachbarn um nahrung bitten mussten. Mit **preuk/gh* wüsste ich gar nichts anzufangen. Der name ist also, ernstlich gesprochen, nicht deutbar, und wenn das für mich auch kein grund ist, von der überlieferung abzugehen, so legt doch die bis auf einen buchstaben vorhandene übereinstimmung mit *Burgundiones* bei der notorischen verderbtheit unseres Ptolemaeustextes den von Müllenhoff und Möller geäusserten gedanken überaus nahe, dass wir es bei diesen beiden worten mit einem und demselben zu tun haben. So weit war ich früher schon in meinen erwägungen gekommen, und darauf gründete sich mein urteil Beitr. 18, 514. Um so erwünschter ist es nun, dass Holz 'klar und deutlich' zeigt, dass hier wirklich 'die Burgunden' gemeint sind, deren name aus dem Plinius entnommen wurde.

Sunuces — Eburones. Much sagt Zs. fda. 23 nach einigen vorbemerkungen: 'wie immer sich dies verhält, so viel ist doch klar, dass die *Sunuces* Eburonen sind. Kann man sich aber dann des gedankens erwehren, dass wir in *Sunuces* 'eber' die keltische übersetzung eines deutschen namens *Eburōnes* 'eber' vor uns haben.' Dieses gedankens könnte man sich allerdings nicht erwehren, wenn die angenommenen bedeutungen einigermassen wahrscheinlich wären. Ganz klar und deutlich soll nach Much *Sunuces* keltischen ursprungs sein. Um den sinn dieses wortes zu finden, belegt er das vorkommen des stammes *sun* nicht etwa mit keltischen worten, wie jeder erwarten durfte, sondern mit — germanischen. Er führt an: ags. *sunor,* langob. *sonor,* aisl. *sonar,* afränk. *sonesti* 'schweineherde'. Eine solche art zu etymologisieren mag Much wol selbst etwas auffällig vorgekommen sein, denn er

führt fort: 'allein jenes *sun* hatte wol weitere verbreitung und liegt vielleicht gar vor im kelt. ortsnamen *Sonista* auf der Tab. Peut. in Pannonien.' Gewis ist das an und für sich möglich, aber keinesfalls ausreichend, um darauf eine erklärung zu gründen. Und jenes 'kelt.' *Sonista* hätte den verf. stutzig machen sollen. Sievers bemerkt nämlich in dem von Much citierten aufsatz, Beitr. 16, 544, dass wir es bei unserm worte vielleicht mit einem alten *es*-stamm zu tun haben. Diese annahme ist sehr wol berechtigt. Sie würde durch *Sonista,* wenn man dies heranziehen darf, nur bestätigt; zu *Sunuces* führt aber in folge dessen weder im germanischen noch im keltischen eine brücke. Die *Eburones* sollen dagegen ein deutscher stamm sein, ihr name soll aus dem germanischen seine erklärung finden. Der zusammenhang mit ahd. *ebur* scheint auf der hand zu liegen. Aber kann *Eburōnes* 'die eber' bedeuten? So ohne weiteres ist das doch auch nicht sicher. Warum heisst das volk nicht *Eburi*? Doch ganz abgesehen davon, darf man bedenken hegen, ob dieses wort aus dem germanischen zu deuten ist. Zwar gestehe ich Much bereitwillig zu, dass die *Eburōnes* ein germanischer stamm sind, aber sie sitzen doch auf altem keltischem boden, und ich halte es daher methodisch für verfehlt, die auf keltischem boden auftretenden zahlreichen zusammensetzungen mit *Eburo-* (*Eburo -dunum, -briga, -magus, Eburacum, Eburovices, Eburius, Eburo, Eburinus, Eburianus*) von dem namen *Eburones* zu trennen. Dass uns die bemerkung: 'aber *Eburones* ist aus einem baumnamen nicht so gut verständlich als aus einem tiernamen' nicht genügt, um die angedeuteten schwierigkeiten zu beseitigen, ist wol klar.

Naristi — Varisti. Die *Naristi* sollen zweifellos 'die tapfersten' sein, *Varisti* 'die feigsten'. Jene deutung ist nur möglich, wenn aus gr. ἀνήρ und seinen verwanten ohne die geringste berechtigung, ohne den mindesten anhalt in den verwanten sprachen, eine verbalwurzel *ner* construiert wird. Nachzuweisen ist nur das wort *ner-* 'der mann' mit den ablautstufen *ner, nēr, n̥r,* dazu ein regelrecht gebildetes adjectivum **nérios* 'zum manne gehörig, tapfer' u. s. w.; aber **nor̥ios* oder gar **noros,* die Much sich erschliesst, sind nirgends belegt. *Varisti* kann dagegen eine superlativbildung

von dem im got. vorliegenden adjectivum *wars* 'behutsam' sein, wird aber nicht 'die feigsten' bedeutet haben, da kein germanischer dialekt auch nur die spur einer solchen bedeutungsentwicklung zeigt (vgl. Schade s. v. *war*) und die verwanten sprachen die annahme begründen, dass *wars* in dem belegten sinne alt ist.

Cuberni — Cugerni. Beitr. 17, 157 ff. werden diese beiden namen in *ku-berni* und *ku-gerni* zerlegt und als 'kuhknechte' oder 'cowboys' und 'die nach kühen oder rindern lüsternen' gedeutet. Das sieht auf den ersten blick bestechend aus, zeigt aber bei genauerer betrachtung auch wider die mängel der etymologisierungsweise Muchs. Ich will davon absehen, ob die vermuteten bedeutungen für einen völkernamen passen, und mich auf die analyse der wortgestalt beschränken. Gesetzt den fall, wir teilten *ku-berni* ab, so fragt es sich doch zunächst, was *berni* im germanischen bedeutete. Ohne zweifel ist germ. *berna-* identisch mit lit. *bérnas* 'knabe, knecht', lett. *bernas* 'kind'. Aber im germanischen hat *berna-* eine ganz bestimmt fixierte bedeutung, die in ags. *beorn* 'vir fortis et nobilis, miles, homo' vorliegt. Auch für das ahd. müssen wir eine ähnliche bedeutungsentwicklung in bonam partem voraussetzen, da sonst das wort kaum in eigennamen auftreten würde, vgl. *Egilbern, Gèrbern, Bernhart.* Träfen wir nun auf germanischem boden auch die bedeutung 'knecht' an, so würden die von Much angeführten beispiele wie *baro, þius, degen, mago* zur erläuterung der bedeutungsentwicklung herangezogen werden können. Da wir aber eine solche bedeutung historisch nicht belegen können, so bleibt Muchs annahme eine vermutung, die sich nicht bewahrheiten lässt. *kū-bernōz* könnten nur 'die kuhhelden' sein. Aber auch mit dem ersten bestandteil findet sich Much zu rasch ab. Welche stammform soll in dem *ku-* stecken? Auf Brugmann, Grundr. 2, 452 hätte er sich wegen einer schwundstufigen bildung *gŭ* nicht berufen sollen, da die dort vertretene ansicht ganz gewis nicht richtig ist. Im germanischen gibt es nur *kō-* und das daraus entstandene *kū.* Wie man diesen wechsel auch erklären mag, jedenfalls muss erst bewiesen werden, dass zu Tacitus' zeit schon die form *ku-* bestand. Gerade in der composition erwartet man *kō-*. Ich muss also auch diese etymologien wegen

der morphologischen bedenken ablehnen: weil auf einem anderen wege keine deutung zu gewinnen ist, nehme ich noch nicht die zuflucht zu einer vernachlässigung der sprachlichen momente.

Es ist mir natürlich nicht möglich, alle etymologien Muchs zu besprechen: es wird nach dem angeführten auch schon klar sein, dass man ihnen mit mistrauen entgegentreten muss, wenn man nicht in der lage ist, sie nachzuprüfen. Nicht immer aber hat Much seine deutungen zu begründen versucht, oft genug verdriesst die leichte art, mit der etymologien vorgebracht werden. Man sehe z. b. folgende stellen Beitr. 17, 35: 'da überdies der name *Βριτολάγαι* selbst — vgl. kymr. *breith,* ir. *brit* »varius, versicolor«, akelt. *Britones, Britovius* u. a. m. — ganz den eindruck eines keltischen macht und sogar, da *-λαγαι* ein mit unserem *laken* urverwantes wort sein kann, sein sinn »die buntmäntel« sich erraten lässt u. s. w.' Allerdings wird diese deutung jetzt zurückgezogen, aber das macht die erste bemerkung nicht wider gut: sie durfte überhaupt nicht aufgestellt werden. Dasselbe darf man von dem über *Rakatai, Rakatriai* 'rasierer', *κάμποι* 'knebelbärte, sagen, die jetzt aufgegeben werden. Sie haben nicht, wie Much jetzt meint, auf schwachen füssen gestanden, sondern auf gar keinen.

Ebenso sollen die *Tubantes* 'die an zwei banten' wohnenden sein, wie die *Buccinobantes* 'die im buchenbant' wohnenden. So leicht, wie Much denkt, sind aber die bedenken wegen der stammform *tu-* nicht zu beseitigen, und das zweite wort müsste doch wol *Bōccinobantes* heissen.

Ich glaube hinlänglich gezeigt zu haben, wohin die von Much befolgte methode führt. Unter der grossen menge von etymologien, die er vorträgt, sind nur ganz wenige schlagend, einige wahrscheinlich richtig, die grosse masse wäre besser ungedruckt geblieben. Much wird aber nicht einmal immer den lautgesetzen gerecht. Und auch dafür will ich einige beispiele geben. Den kaledonischen volksnamen *Epidioi* verbindet er jetzt mit dem der *Jüten,* dessen ältere formen *Eucii, Euthiōnes* sind. Keltisches **epidi̯os* hätte im germ. **ehwitjaz* ergeben, bei betonung des suffixes **ewitjaz.* Aus dieser form entstand, wenn im germanischen synkope eintrat, **eutjaz.* — Nun ist aber weder die endbetonung durch hinweis auf gr.

ἀκρίς, -ίδος, κεμάς, κεμάδος, noch die synkope der zweiten silbe durch formen wie germ. *gantae* bei Plinius neben ahd. *ganazzo,* ags. *ȝanot* und deutsch *hirtz* neben *hirsch* irgendwie wahrscheinlich zu machen. Denn dass die erwähnten formen nur ablautsstufen sein können, muss jeder, der sich mit germanischer grammatik beschäftigt hat, ebensogut wissen wie dass eine synkope höchstens nach langer wurzelsilbe hätte eintreten können.

Mit diesem *Ἐκίδιοι* soll ja nun auch der name der *Us-ipites* zusammenhängen, und möglicherweise gehört der zweite bestandteil von *Cannin-efates* dazu; *-efates* soll aber nach Much, Beitr. 20, 12 urdeutsch sein. Ich kann widerum die urdeutschheit dieses namens absolut nicht anerkennen. *f* hätte nämlich aus *hw* hervorgehen müssen, es hätte ein lautwandel stattgefunden, der nach Much, Beitr. 17, 154 nicht besonders auffällt, 'da der spirantenwechsel in einer fülle von beispielen — s. Noreen, Urgerm. judl. § 34, 1 — belegt ist.' Mir fällt aber dieser lautwandel doch auf, denn er ist durchaus nicht in allen fällen eingetreten, sondern er erscheint an bestimmte bedingungen geknüpft, die wir zwar noch nicht sicher, aber doch annähernd genau bestimmen können. Der übergang von *hw* zu *f* erfolgte nämlich, wenn sich in dem betreffenden wort noch ein *w* oder *u* befand, oder ein *n* oder *r* dem *hw* unmittelbar vorausgieng oder folgte; *w, u, n, r* sind aber laute, die im vorderen teile des mundes gebildet werden, und man wird daher den wandel von *hw* zu *f* als eine assimilation auffassen. Er erfolgte im germanischen nur, wenn die zunge bereits in den vorderen mundpartien articulierte oder articulieren wollte. Für **ehwa-* trifft aber keine dieser bedingungen zu, und darum finden wir auf germanischem boden kein **efa-*, ebenso wie ein **afa* aus **ahwa* unerhört ist. Wenn Much also an den germanischen lautwandel von *hw* zu *f* erinnerte, so hatte er die pflicht, wenigstens einen diesem analogen fall anzuführen. Demnach muss man also *-efates* von *Ἐκίδιοι, Us-ipites* trennen, oder man hat anzunehmen, dass *Canninefates* ein keltisches wort ist, das die Germanen schon vor der lautverschiebung erhalten hätten. Schliesslich könnte man das wort auch noch in andere bestandteile zerlegen, wie denn Kluge, Pauls Grundr. 1, 398 *Canninē-fates* als mögliche tren-

nung in betracht zieht. Ich könnte noch mehrere solche fälle besprechen, verzichte aber hier darauf, da das angeführte genügen dürfte, um Muchs etymologien als mehr denn bedenklich erscheinen zu lassen.

Was fängt man nun aber mit der grossen masse dieser letzten klasse von namen an?

Das erste mittel, ihrer herkunft nachzuspüren, muss doch wol die betrachtung der suffixe und praefixe sein, weil gerade diese häufig auf ein bestimmtes sprachgebiet beschränkt sind, einige also als zweifellos keltisch, andere als germanisch angesehen werden dürfen. Eine derartige betrachtung muss natürlich jedem etymologischen versuch vorangehen. Und zwar ist hier als methodischer grundsatz festzuhalten, dass diejenigen völker, zu deren sprache das prae- oder suffix gehört, den namen in seiner letzten gestalt auch geprägt haben.

Den namen *Sugambri* wird man wol in *Su-gambri* zerlegen müssen, wegen des daneben stehenden *Gambrivii*. Wäre das wort germanisch, so könnte man den ersten bestandteil kaum mit etwas anderem als *sū* 'die sau' verbinden. Dagegen spricht jedoch schon die überlieferung, die die kürze erschliessen lässt, und ausserdem wäre die bedeutung *Saugambern* wol nicht für Much, wol aber für andere bedenklich. Man wird daher in diesem *su-* das indog. praefix *su-* 'wol, gut' erkennen dürfen, das aber auf germanischem boden nicht vorhanden, sondern durch *u̯esu* ersetzt ist, vgl. *Visigothi, Wiesbaden* und Kluge, Pauls Grundr. 1, 399, der got. *sw-ikns* anführt, das aber unsicher ist.

In der keltischen sprache ist dagegen *su-* ganz geläufig (vgl. Stokes, Vgl. wb. d. indog. spr. 2, 504), und schon aus diesem grunde wird man das wort *Sugambri* eher für keltisch als für germanisch halten müssen. Denn es ist nicht glaublich, dass die Germanen ein ihnen geläufiges *gambar* mit keltischem praefix versehen hätten. Wir haben es ausserdem mit einem volke zu tun, das auf altem keltischen boden sitzt, und daher ebensogut wie *Triboci, Nemetes, Chatti*[1]) keltische namen tragen

[1]) Von *Chatti* und sonstigen deutschen mit keltischen übereinstimmenden volksnamen, die sich auf altem Keltenboden befinden, wird man annehmen dürfen, dass sie auf übertragung beruhen und wie das verhältnis von *Siliggen* und *Schlesien* zu beurteilen sind.



kann. Much verweist allerdings zur erklärung des stammes *gambr-* auf ahd. *gambar* 'strenuus', das indessen auf das ahd. beschränkt ist und daher nicht als urgermanisch angesehen werden kann. Auch etymologisch ist dieses wort nicht aufgeklärt, so dass ich es nicht zur stütze heranziehen möchte. Auch aus dem keltischen ist *gambr-* nicht recht zu erklären. Man wird also doch daran denken dürfen, dass *Su-gambri* und *Cimbri* wider ein altes paar repräsentieren, vorausgesetzt, dass *i* aus *e* entstanden ist.

Ursprünglich hatte ich *Cimbri* für *Chimbri* genommen. Das ist nun nicht, wie Much meint, deswegen unmöglich, weil eine solche schreibung unbelegt ist, denn dieser name hatte bei den Römern eine schreibertradition; aber da *Sugambri* nicht deutsch sein dürfte, wird man von jener möglichkeit abstand nehmen und in dem *c* von *Cimbri* altes *k* sehen, das aus *g* verschoben ist. Auf keltischen ursprung des namens *Sugambri* weist ferner das suffix -(*i*)-*vii* in *Gambrivii,* das auf keltischem boden ganz geläufig, vgl. *Legovii, Segusiavi, Vellavi, Batavi,* bei den Germanen aber mit ausnahme des zweifelhaft überlieferten taciteischen *Lemovii* (wofür vielleicht **Lemonii* zu lesen ist) nicht auftritt. Ueber *Chamavi* siehe unten.

Batavi — Chamavi. Much bemerkt Zs. fda. 39, 21: 'den *Batavi* stehen die *Chamavi* gegenüber, und deren name liesse sich nach adän. *ham* auch als »hammel« deuten.' Besser dann doch noch als 'die verschnittenen' oder 'die verkrüppelten' unter hinweis auf ahd. *ham, hammĕr.* Auch hier deutet m. e. das suffix auf keltische namengebung, was sich bei den sitzen dieser völker wol begründen liesse. Germ. *cham-a* entspricht keltischem *com-* oder *cam-*. Zunächst vergleiche ich *Are-comi-ci,* ferner *Comanī* in Gallia Narbonnensis, oder man kann den namen *Camalos* und *Camalodūnum* oder *Camulodūnum* 'stadt in Britannien' heranziehen.

Suffix *-erno-* liegt vor in *Basternae* und wahrscheinlich auch in *Cuberni, Cugerni.* Muchs deutung jenes ersten namens als 'bastarde' würde nur dann wahrscheinlich sein, wenn sich sonst spottnamen nachweisen liessen, und wenn es nicht der einheimische name dieses volksstammes gewesen wäre. Beides ist nicht wahrscheinlich. Much verweist, um seine deutung zu stützen, auf das suffix *-ernae,* für das er germanischen ur-

spruch nimmt. Ich habe aber trotz got. *widuwairna,* ahd. *diorna* und dem recht unklaren ahd. *zwitarn* starke bedenken, ob hier ein productives suffix vorliegt. Man denkt doch zunächst an kelt. *Arverni*, dem sich *Cuberni* recht gut anschliesst, da in *Cub-* dasselbe wort wie in *Bituriges Cūbi* stecken könnte, und man möchte auch in *Bast-ernae* eine keltische bildungsweise erblicken. Jedenfalls lässt sich kaum erweisen, dass der name germanisch ist.[1])

Much hat sich aber nicht auf die deutung einzelner namen beschränkt, sondern er hat ganz naturgemäss die wahrscheinlichkeit einer vorgeschlagenen etymologie zu erhöhen versucht, indem er gewisse principien der namengebung nachzuweisen suchte. Im grunde ist das ein ganz richtiger gedanke, der aber auch zu schlimmeren versehen führen kann, als isolierte deutungsversuche, da nicht jeder die selbstkritik besitzt, die notwendigen grenzen eines solchen princips einzuhalten.

Beitr. 17 glaubte Much eine reihe von namenpaaren gefunden zu haben, von denen der zweite den guten sinn des ersten in das gegenteil verkehrte, und auf der anderen seite vermutete er unter den germanischen volksnamen zahlreiche spottnamen, die dem betreffenden volke von seinen nachbarn beigelegt wären. Zs. fda. 39 werden aber viele dieser deutungen zurückgezogen, um in dem tierreich eine auferstehung zu feiern. Wenn man sich durch jenen ersten aufsatz durchgearbeitet hat, so erhält man am ende wenigstens eine erklärung dafür, wie uns eine solche fülle von spottnamen überliefert sein kann. Beitr. 17, 208 heisst es: 'und nun lässt es sich gar nicht mehr verkennen, welche bedeutung gerade bei Ptolemaeus den spott- und übernamen zukommt, ja dass dessen berichterstatter sie regelmässig bevorzugen, wo mehrere namen einer völkerschaft zur verfügung standen. Das wird vielleicht nicht so sehr in einer tendenz, als in der socialen stellung derselben ihren

[1]) Mit der beurteilung der suffixe steht es bei Much manchmal recht eigentümlich. Beitr. 17, 65 deutet er **Þuringōz* als 'die wagenden' und *Tulingi* 'die tragenden, die geduldigen oder die ausdauernden'. Wie das möglich ist, hat er trotz seiner ausführungen a. a. o. nicht gezeigt. Aus seinen worten muss man schliessen, dass das suffix *-ing* primäre ableitungen von den verbalstämmen **þur-* und **þul-* bildet, denn adjective, von denen diese worte herstammen könnten, sind doch nicht belegt.



grund haben. Es ist gewis nicht gleichgiltig, ob ein germanischer fürst, ein hoher adliger, ein heldensänger die quelle ethnographischer nachrichten ist, oder ob sie dem munde eines fahrenden possenreissers, eines händlers, eines soldaten entstammen. Wenn sich heute ein fremder durch einen niederösterreichischen bäuerlichen viehhändler über die nachbarländer unterrichten lassen wollte, würde er vielleicht auch statt von Oberösterreichern und Steirern von *Mostschädeln* und *Kropfjodeln* zu hören bekommen. —'

Diese erklärung sieht sehr gut aus, und es ist nur schade für Much, dass wir ihn von zwei seiten aus widerlegen können und widerlegen müssen. Denn es ist der wissenschaft nicht gedient, wenn haltlose hypothesen bei unkundigen für wahr genommen werden sollten. Und das kann leicht geschehen, da Muchs ausführungen mit dem ganzen, schweren apparat der wissenschaft gerüstet einherschreiten, und etwaige zweifel eines nicht ganz bewanderten mit ausdrücken wie 'klar und deutlich', 'zweifellos' leicht beseitigt werden. Ausserdem erfreut sich Much hier wie in anderen unbegründeten punkten des beifalls Kossinnas. Umsomehr ist eine abwehr geboten. Von zwei seiten, sage ich, lässt sich die völlige haltlosigkeit dieser hypothese nachweisen. Die eine hat Holz in seinen Beiträgen zur germanischen altertumskunde schon erledigt, indem er uns die quellen und die arbeitsweise des Ptolemaeus enthüllte. Ich kann also über diesen punkt hinweggehen, und bemerke nur, dass nach meiner meinung Muchs annahmen über die gewährsmänner des Ptolemaeus durch Holz' ausführungen als haltlos erwiesen sind. Auf die bedenken, die Muchs annahme im übrigen im wege stehen, hat Holz s. 69 anm. 7 hingewiesen, und widerum kann ich ihm nur völlig zustimmen. Dagegen müssen mir unser augenmerk noch auf die sprachliche seite richten und untersuchen, inwieweit Muchs deutungen zutreffend sein können. Dabei erinnern wir uns an den alten satz, dass zehn schlechte oder unsichere beispiele noch kein gutes sind, und dass auf der anderen seite nur zweifellose fälle eine annahme beweisen können, die an sich unwahrscheinlich ist.

Auch hier zerfallen die anzuführenden beispiele in zwei gruppen. Nur sicher überlieferte namen können überhaupt in betracht kommen. Daher ist von anfang an alles zu streichen,

was sich nur aus dem anerkannt schlecht überlieferten Ptolemaeustext gewinnen lässt. Selbst bekannte namen sind hier so arg verderbt, dass man den sonst unbekannten das höchste mistrauen entgegenbringen muss. Und schliesslich sind überhaupt alle namen zweifelhaft, die nur auf der gewähr éines schriftstellers, selbst des Tacitus, beruhen. So schön also Muchs gleichsetzung von *Fōsi* mit gr. *πηός* an und für sich ist (vgl. oben s. 132), so wenig kann sie irgend einen wert beanspruchen, so lange dieser name allein in den taciteischen handschriften belegt ist. — Ich führe im folgenden sowol die namenpaare wie die einzelnen spottnamen an, wie sie in Muchs aufsatz aufeinander folgen.

Ὀμανοί : ***Manimi*** s. 27. *Ὀμανοί* ist nur bei Ptolemaeus überliefert und wahrscheinlich aus dem tacit. *Manimi* verderbt. Es ist also zu streichen. Vgl. oben s. 129.

Vandali 'die wandelbaren' s. 27 halte ich nicht für geeignet, einen spottnamen zu erweisen. Much selbst hält Beitr. 20, 3 seine frühere deutung nicht mehr für sicher. Der name ist demnach zu streichen.

Lugii 'die lügnerischen' s. 32. Much gibt Beitr. 20, 3 zu, dass diese deutung nicht zwingend ist. Das wort ist daher zu streichen.

Ubii s. 33. Es muss erst bewiesen werden, dass dieser name, der sich unter keltischen findet, germanisch ist. Müllenhoff deutet ihn als die 'üppigen, reichen'. Da also verschiedene auffassungen möglich sind, so könnte er für einen spottnamen nur dann gehalten werden, wenn sich zweifellose andere beispiele ergeben haben.

Bastarnae, Basternae 'blendlinge' s. 37. Darüber s. oben s. 142 f.

Σούλωνες : ***Sciri*** s. 39. 46. Nach Much sind *Σούλωνες* klar und deutlich die 'schmutzigen' oder die 'unsaubern'. Der name ist nur bei Ptolemaeus überliefert, so dass man ganz von der frage absehen kann, ob er bei dieser bedeutung nicht **Sulwones* oder **Salwones* lauten müsste. Er ist jedenfalls zu streichen.

Καλούκωνες 'die hurer' s. 57 ist schon wegen der lautlichen schwierigkeiten nicht mit got. *kalkjō*, *kalkinassus* zu verbinden. Im übrigen vgl. man Kossinna, Beitr. 20, 295 und 278

und streiche diesen deutungsversuch. Germanisch ist der name überhaupt nicht.

Fōsi 'foecundi' ist von Much, Zs. fda. 39, 46 selbst aufgegeben und jedenfalls zu streichen. Ebenso die bemerkung: 'der eine name scheint also den begriff des anderen in üblem sinne fortzusetzen.'

Thuringi 'die wagenden', *Tulingi* 'die tragenden' s. 65. Diese deutungen sind morphologisch höchst bedenklich, vgl. oben s. 143[1]. Zu irgend welcher stütze können sie nicht dienen.

Naristi : *Varisti* 'die tapfersten : die feigsten' s. 73. *Varisti* braucht natürlich nicht 'fugax' zu bedeuten. Vgl. weiter oben s. 137 f.

Δανδοῦτοι s. 80 wird in *Δανδοῦγοι* geändert und dann als 'dandies' erklärt. Der name ist widerum nur bei Ptolemaeus überliefert, daher schon von vornherein zu streichen. Sehr schön ist die bemerkung: 'wir können also hier ein altes wortspiel erraten: wie die Cherusken »*dandugai*« hiessen die Chatten »*handugai*«'. Man sieht, wie weit sich Muchs phantasie versteigt. Jedenfalls ist dieser satz sonst bei ihm nicht übertroffen.[1])

**Euþungōz* : **Marwingōz* 'floridi : languidi' s. 85. Ich halte die deutungsversuche Muchs auch in diesem falle nicht für beweisend. Vor allen dingen ist es fraglich, ob seine auffassung des suffixes richtig ist. *Μαρουίγγοι* ist übrigens wider nur bei Ptolemaeus überliefert. Dass das spätere *Maurungi* derselbe name name ist, muss erst gesichert werden.

Κουρίωνες s. 86 ist wider nur bei Ptolemaeus überliefert und wahrscheinlich ein keltischer name.

Ἰντουεργοι 'perversi, pravi' oder 'furiosi, furibundi' s. 92. Da nach Much selbst verschiedene deutungen möglich sind, ist auf diesen widerum nur von Ptolemaeus überlieferten namen nichts zu geben.

Οὐαργίωνες s. 94. Widerum nur bei Ptolemaeus. Daher zu streichen.

Vangiones s. 107. Zu diesem bisher als '*wang*-bewohner' — slav. *poljane*, ital. *Campāni* — verstandenen namen bemerkt

[1]) Ich verweise beiläufig auf das New Engl. Dict. 3, 25, aus dem sich ergibt, dass dass das wort *dandy* schwerlich überhaupt zu etymologischen deutungen herangezogen werden darf. E. S.]

Much: 'allein ein name »gefildbewohner« passt schlecht zu allen den germanischen stammnamen der umgebung, zu **Innœrjonez*, **Inþwergōz*, **Wargjonez*, **Kurjonez* u. s. w., die sämmtlich persönlich charakterisieren.' Dies scheint mir mit voreingenommenheit geschrieben zu sein. Denn wie kann man vermuten, dass alle namen einer bestimmten gegend einen ähnlichen sinn haben müssten, da doch unter den germanischen 'so viele bedeutungsarten vertreten sind, dass es sich sofort von selbst verbietet, in unsern volksnamen von vornherein nur nach bestimmten bedeutungen zu suchen?' Um so mehr musste sich das hier verbieten, da widerum die ganze überlieferung höchst zweifelhaft, in einem falle entschieden falsch ist. Ausserdem passt der name für die örtlichkeit, und die ableitung aus got. *wāhs* ist morphologisch bedenklich.

Κορκοντοί 'die schwächlinge' s. 111. Dieser name ist nur bei Ptolemaeus überliefert. Er muss von Much erst verbessert werden, und dann wird ein neuisländisches wort zur deutung herangezogen. Ich denke, dass auch dieser name sicher zu streichen ist.

Marsi, Marsingi s. 112. Da dieser name auf italischem boden widerkehrt, so ist eine deutung aus dem germanischen schon an und für sich zweifelhaft. Zudem ist Muchs etymologischer versuch nichts weniger als einleuchtend; daher kann auch dieses wort nicht zum beweise des vorkommens von spottnamen dienen.

Λακριγγοί s. 117 ist durch Muchs deutungsversuch keineswegs aufgehellt.

Κάμποι, Ῥακάτριαι 'die knebelbärte' und 'die rasierten' s. 121 ff. gibt Much Zs. fda. 39, 41 ff. selbst wider auf, und wenn der mantel fällt, muss auch der herzog nach; es wird dann auch das land *Scoringa* nicht mehr das 'geschorene' oder das land der 'geschorenen' sein.

Quadi wird von *quad* 'böse' abgeleitet, s. 127; 'der üble sinn von md. *quât,* nnl. *kwaad* »böse, hässlich, verderbt«, mengl. *cwed* »schlimm« wird uns dagegen nach dem, was sich uns über die germanischen volksnamen im allgemeinen schon ergeben hat, nicht abhalten können, gerade aus diesem worte denjenigen der Quaden zu erklären.' Da sich uns bei genauerer betrachtung noch nichts ergeben hat, so werden wir auch

dieser deutung nicht ohne weiteres zustimmen, sondern abwarten, ob wir sichere stützen für eine solche annahme finden.

Bructeri 'die aufrührerischen' oder 'die widersetzlichen' s. 144 zu *Tencteri* 'die treuen' s. 145. Muchs deutung jenes ersten namens hat für mich nichts überzeugendes, und für andere wol auch nicht. Es handelt sich nur um möglichkeiten, denn zwingend ist auch die ableitung des zweiten namens nicht. 'Der gegensatz, der in den *Bructeri*, *Tencteri* zum ausdruck kommt, hat offenbar in ereignissen seinen grund, die sich noch im dunkel der vorzeit abspielten.' Da auch wir in dieses dunkel nicht eindringen können, so ist es gewiesener, auch dieses namenpaar für dunkel zu halten. Und das dunkel kann ja nichts zur erhellung beitragen, höchstens könnte umgekehrt das licht sich selbst und die finsternis erhellen.

Batavi : *Chamavi* 'die tüchtigen : die kraftlosen' s. 148 sind neuerdings Zs. fda. 39, 21 zu tieren unbekannter art und zu hammeln geworden, so dass wir auch dieses paar wider streichen müssen. Im übrigen sind sie wahrscheinlich keltischen ursprungs.

Cugerni : *Cuberni* s. 157. Darüber s. oben s. 138 f. Auch hier verweist Much auf die vielen an einander anklingenden doppelnamen germanischer stämme, was sich uns nicht bestätigt hat. Da die betr. namen inschriftlich überliefert sind, ist es erst recht unwahrscheinlich, dass wir es mit spottnamen zu tun haben.

Grudii : *Nervii* s. 171. Dieses paar ist ganz sicher zu streichen, da die deutung von *Grudii* sich nur auf das einmal belegte got. *wairþan usgrudja* stützt.

Φαραδεινοί s. 187 ist wider nur bei Ptolemaeus überliefert und daher zu streichen.

Lemovii s. 189 ist einzig bei Tacitus überliefert und ist schon seines suffixes wegen verdächtig.

Turcilingi s. 190 'die weichlinge, die schwächlinge, die schwindsüchtigen'. Es ist sehr vertrauenerweckend, wenn sich Much bei der deutung dieses namens auf ein einmal bei Otfrid belegtes *zorkolōn* 'schwer erkrankt darniederliegen' stützen muss.

Reudigni : *Myrȝinȝas* s. 194. Auch von den für diese namen gegebenen etymologien wird Much nicht behaupten wollen, dass sie gerade schlagend seien. Mir ist eine deutung

'leute von rötlicher, blühender gesichtsfarbe' so unwahrscheinlich als möglich, da man diesen ausdruck wol allen germanischen stämmen hätte beilegen können. Ein solcher name hätte nur von nichtgermanischen völkern kommen können.

Σιγούλωνες : *Μουγίλωνες* s. 199. Der erste name ist nur bei Ptolemaeus, der zweite bei Strabo überliefert; daher ist dieses paar von vornherein zu streichen. Ausserdem bieten einige handschriften *Διγούλωνες*, was vielleicht vorzuziehen ist, vgl. Holz 28. Auf die etymologien brauche ich nicht weiter einzugehen.

Κοβανδοί : *Βύτωνες* s. 200 ist natürlich zu streichen, vgl. Much selbst Beitr. 17, 203 und Zs. fda. 39, 37.

Eudoses Tac. : *Φουνδούσιοι* Ptol. s. 206. Dies ist eine der vorzüglicheren etymologien. *Eudoses* sind nach Much 'die echten', **Fundusjōz* 'die findelkinder'. Die tatsachen liegen folgendermassen: Caesar erwähnt unter den hilfsscharen des Ariovist BG. 1, 37 *Sedusii* und *Harudes*. Tac. nennt *Eudoses*, und die handschriften des Orosius, der die stelle nach Caesar widergibt, bieten *Eduses, Edures, Eudures*. Es ist also höchst wahrscheinlich bei Caesar *Eudusii* herzustellen. Ptolemaeus bietet nun *Φουνδούσιοι* und *Χαροῦδες*. Kaspar Zeuss hat nun wol nicht lange gezweifelt, dass die ptolemaeische überlieferung verderbt sein müsse, und er hat daher den antiken geographen corrigiert, und J. Grimm und Müllenhoff haben sich dem angeschlossen. Ich halte es nicht mit Much für viel zu gewagt, die handschriftliche lesart zu ändern, sondern für das einzige richtige. Denn wenn in einem lateinischen text etwa F für E geschrieben war, so wurden aus den *Eudusii* eben *Fudusii*, und von hier zu dem ptolemaeischen *Φουνδούσιοι*, neben dem auch *Φουνούσιοι* überliefert, ist der weg nicht mehr weit. Daraus ergibt sich übrigens mit grosser wahrscheinlichkeit, dass Tacitus mit seinen *Eudōses* hier nicht die quelle des Ptolemaeus sein wird, wie Holz als möglichkeit annimmt.

Die 'findelkinder' wären wir also glücklich los, und damit wären wir denn auch am ende unserer kritik angelangt. Was hat sich von Muchs annahmen als stichhaltig erwiesen? Nichts, rein gar nichts. Wenn wirklich einmal ein name ein spottname sein sollte, so ist ein solches vorkommen so vereinzelt und nicht zur aufstellung derartiger behauptungen

geeignet, wie Much sie gewagt hat. Eine schwalbe macht auch hier noch keinen sommer.

Ich kann mir, denke ich, die besprechung der 'tiernamen' ersparen. Auch hier ist die methode nicht anders, und wir erhalten in folge dessen auch dieselben resultate, wie bei dem vorhergehenden versuch, nämlich keine. Dass mein ablehnendes urteil über Muchs deutungen berechtigt war, glaube ich aber einigermassen begründet zu haben.

Wir wollen nun sehen, ob es mit Muchs polemik gegen den andern teil meines kleinen aufsatzes besser bestellt ist, als mit seinen deutungen der germanischen völkernamen. Wenn er nun auch hier in der verwerfung von einzelheiten entschieden recht hat, so muss er doch auf der anderen seite meinen grundgedanken bestehen lassen. Denn im grunde wendet er gegen die zusammenstellungen, die ich Beitr. 18, 511 ff. gegeben habe, nur ein, dass sie zu einem teil richtig, aber nicht neu, zum anderen neu, aber nicht richtig seien. Nun habe ich mit keinem worte behauptet, dass meine aufstellungen neu seien: sie liegen z. t. so auf der hand, dass ich mir die citate für die urheber der betr. deutungen glaubte sparen zu können, die ja ausserdem in dem bekämpften aufsatz Muchs z. t. zu finden waren. Wenn ich gerade bei der gleichung *Ingaevōnes* — *Ἀχαιοί* die autoren citierte, so lag bei mir der subjective grund vor, dass ich lange nach den mir nicht mehr in der erinnerung haftenden urhebern gesucht hatte, wobei ich mich schliesslich doch noch geirrt habe, denn nicht Laistner und Johansson sind die geistigen urheber dieser schönen gleichung, sie ist schon von Fick in seiner Ilias ausgesprochen. Ursprünglich stand auch hier in meinem manuscript kein name, und daher muss ich Muchs bemerkungen zurückweisen. Will man einen wissenschaftlichen streit führen, so kann man die arbeiten eines andern schlecht und mangelhaft finden, man darf aber nicht beleidigungen oder verdächtigungen von dessen charakter aussprechen oder zwischen den zeilen lesen lassen.

Ich komme nun noch einmal auf die namen zurück, denn Much schiesst in seiner polemik weit über das ziel hinaus. Ueber den methodischen fehler 'der vernachlässigung der bedeutungen' habe ich schon oben gesprochen.

Im übrigen möchte ich Much verraten, dass ich meine ganze auffassung durchaus nicht für neu halte, sie ist vielmehr die bei fluss-, orts- und bergnamen bisher allgemein geübte. Da diese worte das schicksal der völkernamen teilen, im allgemeinen nicht deutbar zu sein, so hat man sich von jeher bemüht, die geographische verbreitung eines bestimmten namens festzustellen, um daraus sichrere schlüsse zu ziehen als aus der etymologie der namen.

Much erkennt folgende gleichungen an:

1. *Veneti* 'die Wenden' = gall. *Veneti, Venelli* = *Veneti* in Oberitalien. Wenn **Venetoi* wirklich, wie Much vermutet, ursprünglich 'die freunde, die stammesgenossen' bedeutet hätte, so hätte ein solcher name doch nur dann an verschiedenen punkten selbständig zum volksnamen werden können, wenn in den einzelnen sprachen das wort noch lebte. Da es aber in keinem einzigen dialekte erhalten ist, so hat die angedeutete möglichkeit ebensowenig wert wie die gegebene etymologie. Auch im germanischen hätte ein solcher name nicht neu entstehen können, abgesehen von der unwahrscheinlichkeit, dass die Germanen die Slaven als 'freunde' oder 'stammesgenossen' bezeichnet hätten. Tatsächlich findet sich der name bei den Germanen, den Kelten, in Oberitalien, wobei ich von den paphlagonischen *Enetern* ganz absehe. Was er beweisen soll, beweist dieser name also vollständig, nämlich das vorkommen ein und desselben namens bei indogermanischen völkern, die nicht derselben engern sprachgemeinschaft angehören. Er geht daher in sehr alte zeit zurück, und es ist sehr zweifelhaft, ob wir ihn jemals werden verstehen können. Wenn ich mich überhaupt für einen etymologisierungsversuch entscheiden soll, so würde ich mich der ansicht Lidéns, Beitr. 15, 522 zuneigen, der in dem stamm unseres wortes die bedeutung 'wasser' sieht. Die Slaven haben zwar nicht am meere gesessen, der stamm, den die Germanen **Veneti* nannten, kann aber seinen wohnsitz an seen oder einem flusse gehabt haben. Jedenfalls sitzen die gallischen *Veneter* wie die italischen am meer. Aber es ist überhaupt unwahrscheinlich, dass die bedeutung noch gefühlt wurde. Ob der name der *Vandali* zu dem der *Veneter* zu stellen ist, will ich jetzt selbst als frage bezeichnen, aber wenn Much meint, die deutung des namens *Vandalen* als 'die

gewanten' oder 'die wandelbaren' sei vollkommen befriedigend, so konnte er das nur sagen, weil er in etymologischen dingen leicht zu befriedigen ist. Mit dem stamme *venet* lässt sich aber *vand* sehr wol vereinigen, wenn man ablaut annimmt. Wenn nun auch der name *Vindeliker* aus dem keltischen abgeleitet werden kann, so ist es noch nicht bewiesen, dass er auch daraus abgeleitet werden muss. Es steht hier genau so wie mit dem wort *Hercynia*, das früher mit Zeuss ohne bedenken aus dem keltischen abgeleitet wurde. Jedenfalls wird die bedeutsamkeit der drei obengenannten völkernamen nicht davon berührt, wenn wir diesen namen nicht vergleichen dürften.

2. *Burgundiones — Brigantes*, von Kluge zuerst zusammengestellt, erkennt Much gleichfalls an. Dieses namenspaar ist besonders deshalb wichtig, weil es alle zeichen einzelsprachlicher entwicklung zeigt, demnach kaum von den Kelten zu den Germanen gekommen sein kann. Dass beide völker das alte wort **bhrĝhn̥t* besessen und erst in ihrer sonderentwicklung als volksnamen gebraucht hätten, ist kaum glaublich. Fehlte nun aber das arische und keltische wort, so würde Much das germanische wort wahrscheinlich von **burg* ableiten, wie er ähnliches in einem anderen fall getan hat, s. u. Dass die nur einmal von Strabo erwähnten **Βριγάντιοι** 'leicht nur nach der ragenden bergstadt *Bregenz, Brigantium* benannt sein können', ist möglich, berührt aber widerum mein princip gar nicht.

3. Germ. **Βουργίωνες** — kelt. *Brigiani*. Ich schliesse diese gleichung, mit der sich Much noch nicht beschäftigt hat, gleich hier an, um die trefflichkeit seiner methode zu zeigen. Er vergleicht den germ. namen mit got. *baurgjans* '**πολῖται**', und diese deutung entrollt ihm das bild eines in befestigten burgen über eine zinspflichtige bevölkerung herschenden Germanenstammes (s. 126). Dass dies ein anachronismus ist, braucht man wol nicht zu sagen. Much übersieht, dass hier eine andere bedeutung wahrscheinlicher ist, die durch das genau entsprechende keltische wort nahe gelegt wird. Auch germ. *burg* aus urgerm. **brg* — kelt. *brig* kann 'berg' geheissen haben, und die **Βουργίωνες** werden, falls dieser name überhaupt richtig überliefert ist, zu einfachen bergbewohnern. Da nun

burg im germanischen schon eine verengte bedeutung hat, so müssen wir für diesen namen ein verhältnismässig hohes alter annehmen; er illustriert im übrigen Muchs methode aufs beste, die bedeutung der germanischen völkernamen aus worten späterer überlieferung zu erhellen.

4. Keltisch *Cassi*, *Casses* wurde bisher mit dem germanischen *Chatti* verglichen. Das ist nach den forschungen W. Braunes, IF. 4, 341 bedenklich. Jedenfalls stimmt aber der name *Hessen* aus **Hassioi* genau mit gall. *Cassioi*, das neben *-casses*, allerdings in schlechter überlieferung, auftritt. Auf die verschiedene flexion können wir aber überhaupt wenig gewicht legen. Der zusammenhang von *Chatti* mit *Cassi* bleibt natürlich bestehen, beides sind participia mit den wechselnden suffixen *-no* und *-to*. Dieses namenpaar braucht indessen nicht in die urzeit zurückzugehen, kann vielmehr bei den Germanen von den Kelten übernommen sein.

5. **Καῦκοι** — *Chauci*. Der germ. name hängt höchst wahrscheinlich mit dem adjectivum **hauhaz* zusammen, und man könnte ihn daher als junge bildung auffassen. Da aber auf keltischem boden **kaukos* als adjectivum, wie es scheint, nicht mehr belegt ist, so dürfte die verwendung des wortes als völkername wider recht alt sein. Dazu habe ich auch das dakische **Καυκοήνσιοι** gestellt, was Much wegen der endung beanstandet. Da diese aber in vielen namen auftritt, vgl. **Πρεδανήνσιοι**, **Ῥαταχήνσιοι**, **Καυκοήνσιοι**, **Βουριδεήνσιοι**, **Κοτήνσιοι**, **Ἀλβοκήνσιοι** u. s. w., so können wir es mit analogischer oder gelehrter ausdehnung einer nur in einzelnen fällen berechtigten endung zu tun haben, und darum gehörte der name an die betreffende stelle.

6. *Corii* — *Harii* hatte ich zu den oben unter 1. 2. 4. 5 genannten gleichungen gestellt. Möglicherweise hat die namen auch schon ein anderer verglichen, ich mache jedenfalls keinen anspruch auf priorität. Mir scheint die entsprechung sicher, namentlich in verbindung mit dem vorhergehenden. Nun belehrt mich aber Much, dass *Tricorii*, *Petrocorii* 'die drei- und vierschärler' seien, und sich ein volk mit namen 'die heere' oder dessen angehöriger 'ein heer' hiesse, sich nicht denken lasse. Allerdings nicht, wenn diese bemerkungen richtig wären: sie gründen sich aber auf lauter falsche voraussetz-

ungen. Zunächst ist die bedeutung von *Tricorii* aus einem irischen *cuire* < **korio* 'schar' erschlossen, die natürlich für die gallische zeit nicht massgebend sein kann. Ir. *cuire* stimmt vielmehr genau mit got. *harjis* m., ahd. *heri* n., stamm **harjo-* überein, und wird die 'kriegerschar' sein. Das germanische wort ist, wie schon von Kluge, Et. wb.[3] richtig angegeben wird, als *i̯o*-stamm eine secundäre ableitung von einem primären worte **koros* 'krieg', es bedeutet also 'was zum kriege gehört', **kori̯os* m. 'der krieger', **kori̯om* n. das collectivum dazu 'die kriegerschar'. Wenn wir demnach unter *Harii* nach alter auffassung 'krieger' verstehen, so unterliegt doch eine zusammensetzung mit *tri-* und *petro-* keinen schwierigkeiten weiter. Es ist eine zusammensetzung mit zahlworten, auf deren bedeutung ich Beitr. 17, 512 anm. verwiesen habe. Anstatt nun diese naheliegende vergleichung anzuerkennen, verweist Much auch jetzt noch auf das von ihm Beitr. 17, 28 gebotene. Hier wird ein mhd. *herge* angezogen, das nur 'hure' heisst. Zu diesem wort gehört weiter got. *hōrs*. Der üble sinn dieser sippe brauche aber nicht urgermanisch zu sein. Zur begründung verweist M. auf lat. *cārus* u. s. w. Kluges bedenken aber, die er aus semasiologischen gründen gegen diese gleichung vorgebracht hat, werden mit keinem wort erwähnt. Sie sind um so gerechtfertigter, als derselbe stamm im slav.-lit. mit der gleichen bedeutung wie im germ. vorliegt, abulg. *kŭrŭva*, lit. *kùrva* 'hure'. Demnach ist die ausbildung dieser bedeutung aller wahrscheinlichkeit nach älter als die germanische sonderentwicklung, und die *Harii* blieben 'die hurer'.

Auch hier wird vermutlich die verwendung des wortes **kori̯oi* als völkername älter sein, als die sonderentwicklung des germano-keltischen, weil beide sprachen das wort in der vorausgesetzten bedeutung nicht mehr kennen. Im übrigen verlieren Muchs einwände schon deshalb ihren wert, weil es wahrscheinlich ein einfaches kelt. *korii* gab. Ptolemaeus nennt **Κουρίωνες** in seiner zweiten völkerreihe vor den **Χαιτούωροι** und **Παρμαικάμποι**. Ist der name richtig überliefert, so ist er natürlich mit Zeuss s. 121 für keltisch zu halten. Muchs ableitung aus dem gotischen *kaúrus* hat absolut nichts überzeugendes. Ebenso steckt der stamm in '*coriosolites*'.

Damit haben wir, wenn ich von den *Cassi* absehe, 4 sichere keltisch-germanische gleichungen, nämlich *Veneti* — *Venedi*, *Brigantes* — *Burgundiōnes*, [*Brigiāni* — *Βουργίωνες*], *Καῦκοι* — *Chauci*, *Corii* — *Harii*: eine zahl, die genügen dürfte, um den satz zu begründen, dass völkernamen älter sein können, als die germanische oder keltische sonderentwicklung.

Zwischen Germanen und Italikern findet sich die sichere gleichung *Ambrōnes* — *Umbri*. Ihr name ist durch den hinweis auf aind. *ambhas* n. 'gewalt, furchtbarkeit', *ambhr̥ṇás* 'gewaltig, schrecklich' keineswegs gedeutet. Eine sichere anknüpfung weiss ich nicht. Jedenfalls geht aus den lautverhältnissen hervor, dass der name germanischen, nicht keltischen charakter trägt, da der ablaut *om*—*m̥* vorliegt. Da wir also eine sichere berührung zwischen Italikern und Germanen finden, wird man unbedenklich ital. *Marsi* mit germ. *Marsi*, *Marsigni* vergleichen. Die germ. formen verhalten sich wie *-duri* in *Hermunduri* zu *Thuringi*. Und wenn man *Marrucini* aus **Marsucini* herleiten darf, so erinnert das doch auffällig an germ. *Marsaci*, bei dem ich eine entstehung aus **Mársacni* in erwägung ziehe.

Die zuerst von Fick aufgestellte germanisch-griechische gleichung *Ingaevōnes* — *Ἀχαιοί* hat insofern einige schwierigkeiten, als die germanische form wahrscheinlich als *Inguaeones* anzusetzen ist, und wir daher im griechischen ein *φ* erwarten müssten. Indessen sind die acten über die geschichte der velare im griechischen noch nicht geschlossen, und ich erinnere für unsern fall an lat. *anguilla* gr. *ἔγχελυς*. Jedenfalls kann man keines der beiden worte etymologisieren, und ich bin vorläufig nicht geneigt, diese verlockende gleichung aufzugeben.

Unter germanischen stämmen nennt Ptolemaeus auch *Δοῦνοι* oder nach anderer lesart *Διδοῦνοι*, mit dem schon Much den thrakischen namen *Θύνοι* verglichen hat, dazu vielleicht auch *Θουνάται* (Tomaschek, Die alten Thraker 1, 24). Wenn wir uns wirklich auf Ptolemaeus stützen dürften, so hätten wir widerum ein namenpaar in verschiedenen gegenden vor uns, ohne dass wir der bedeutung näher kommen könnten. Denn die verbindung mit gr. *θύνειν* 'sich heftig bewegen' scheint mir unsicher, und sie ist morphologisch jedenfalls nicht klar,

Eine gewisse berechtigung teilt Much auch der gleichung zu: brit. *Bibroci* : thrak. ***Βέβρυκες*** : ***Βρευκοι,*** die Strabo in Pannonien nennt, dazu vielleicht noch ***Βρύκαι*** oder ***Βρυκεῖς, ἔθνος Θρᾴκης,*** vgl. Much, Beitr. 20, 10. Den etymologisierungsversuchen Muchs muss ich widerum die vollständigste skepsis entgegensetzen. Jene namen als 'biber' zu deuten, gienge eben nur an, wenn der stamm *bebro* mit *k*-suffix erweitert mit der bedeutung 'biber' vorläge.

Βέβρυκες lässt sich vielmehr nur als 'die braunen' verstehen, = aind. *babhruças,* wenn durchaus etymologisiert sein muss. Freilich braucht man den namen ***Φρύγες*** nicht notwendig dazuzustellen, da die deutung Tomascheks dieses namens '*homines frugi*' morphologisch nicht weiter anstössig ist. Aber passt das für einen völkernamen? Ueber das verhältnis von ***Βρίγες*** zu ***Φρύγες, Βρῦγες*** sind wir noch nicht genügend aufgeklärt. Tomaschek, Die alten Thraker 1.29 führt noch an ***Βρίγες καὶ Βρίγαντες, οἱ στρατευόμενοι οἰκέται*** im heere des Brutus (Plut. Brut. 45). Dieses ***Βρίγαντες*** erinnert ja so auffällig an kelt. *Brigantes,* dass man es für dasselbe wort halten möchte, und deshalb darf man auch daran denken, in ***Βρίγες*** ein anderes wort als in ***Φρύγες*** zu sehen. Es ist sehr wol möglich, dass die form ***Φρύγες*** in einzelnen gegenden zu ***Βρίγες*** geworden, und auf diese weise mit einem anderen ursprünglichen ***Βρίγες*** = **Brges* zusammengefallen ist. Wir können ja weder sagen, welcher sprache ein solcher name angehört, noch welche lautgesetze auf ihn anzuwenden sind. Natürlich handelt es sich hier nur um möglichkeiten.

Hermunduri — Thuringi. Von diesen namen behauptet Much, Beitr. 20, 17, sie seien etymologisch durchsichtig unter hinweis auf seine Beitr. 17, 65 gegebene erklärung **þuringōz* 'die wagenden', die mehr als gewagt ist. *-duri* zu *Thuringi* verhält sich allem anschein nach wie *Marsi* : *Marsigni.* Man muss also, um die etymologie zu finden, von dem ersten worte ausgehen, und die ist trotz Zeuss s. 103. Henning, Runendenkmäler 98. Wrede, Spr. d. Ostg. 77 mir nicht klar, jedenfalls ist sie nicht zu beweisen. Da wir nun im gall. einen namen *Turones* antreffen, so dürfte die gleichung *-duri, Thuringi* : *Turones* mit grosser wahrscheinlichkeit zu den obengenannten hinzukommen. Schon verschiedentlich konnten wir ablaut consta-

tieren, vgl. *Βρεῦκοι*, *Βροῦκοι*, *Bibrōces*, *Βέβρυκες*, *Ambrones*, *Ymbre*; daher wird man auch die mit dem stamm *teur, taur* gebildeten namen wenigstens vermutungsweise heranziehen. Dass in dem stamm *teur, taur* das indog. 'stier' steckt, ist mir trotz Muchs ausführungen nicht erwiesen. Bei Ptolemaeus steht ein volk *Τευριοχαῖμαι*, also auch hier die ablautsstufe mit *eu-*, wenn die lesart gesichert wäre.

Triboci habe ich mit *Κοιστοβῶκοι* und *Φωκέες* verglichen: aber *bōk*, so belehrt mich Much, hätte im keltischen *bāk* ergeben. Das ist eine ganz richtige bemerkung, nur schade, dass sie hier keinen sinn hat, da ja das *o* kurz ist und demnach ablaut vorliegen wird. Im übrigen ist auch diese gleichung nichts weniger als neu. Auch Holder stellt im Altkeltischen sprachschatz *Triboci* zu *bōk*, und vergleicht fragend dakisch *Costoboci*, *Costobocae*, *Coistoboc(ensis regis)*. In der silbe *tri-* sehe ich auch jetzt noch lieber das zahlwort *drei*, und nicht die partikel kymr. *tre*, *try*.

Nervii — *Nahanarvali*. v. Grienberger, Beitr. 19, 530 f. schlägt vor *Nārvali* zu lesen, wodurch sich der name noch enger mit *Nervii* verbindet. Seine eigene etymologische deutung als *nārvali* 'die manngewaltigen' ist morphologisch bedenklich. Im übrigen erhebt sich gegen seine auffassung der handschriftlichen lesung das eine bedenken, ob *ā* vor *r* + *v* damals noch bestehen konnte. Derselbe name ist *Nervii* und *Narvali* natürlich nicht.

Usipites. Hier wäre anlass gewesen, mich zu berichtigen; da Much es nicht getan hat, muss ich es selber tun. Ich habe mich durch Muchs deutung 'die guten reiter' bestechen lassen. Aber diese ist bei genauerer betrachtung sehr unwahrscheinlich. Schon mit der überlieferung ist es eigentümlich bestellt. Caesar kennt nur *Usipites*, Tacitus in der hauptsache nur *Usipi*, und nur einmal kommt bei ihm und Martialis 6, 60 *Usipii* vor. Da nun die Römer bei der unterscheidung von *o-* und *i̯o*-stämmen eigentlich recht genau sind, so ist es wahrscheinlich, dass neben *Usipites* nur *Usipi* zu recht besteht. Zunächst wird man danach *-etes* als die bei den Kelten auch sonst geläufige endung von völkernamen abtrennen. Schon Zeuss verglich das verhältnis von *Venones* : *Vennonetes*. Auf der anderen seite finden wir in Britannien

einen stammnamen *Epidioi,* den schon Much herangezogen hat. Aber es ist doch sehr auffallend, dass dieser name ein *d* enthält, und in der ersten silbe ein *e* steht. Wir müssten *Usepides* erwarten. Schwierig ist auch die erklärung des *us* statt *ves-*; die von Much angeführten fälle eines wechsels von *u-* und *ve-* genügen nicht zur aufhellung, und daher scheint mir die etymologie im ganzen recht bedenklich.

Ich gehe nicht auf die andern fälle ein, da die frage durch solche einzelne bemerkungen nicht gelöst wird. Sie erfordert ein ganz anderes eindringen. Aber ich gebe zum schluss noch einmal einen überblick über die streitfrage. Much hat eine deutung der germanischen völkernamen in grossem umfange versucht. Ich halte diesen versuch im einzelnen wie im ganzen für verfehlt, und ich glaube mein urteil genügend begründet zu haben. Much hat sich eine aufgabe gestellt, die mit den mitteln, die er anwendet, nicht zu lösen ist. Was nützen deutungsversuche, die sich auf unsichere lesarten stützen, oder die doch nur zu einem 'vielleicht' führen, wenn man sie nicht unbedingt verwerfen muss? Das was wir erreichen können, ist leicht zusammengefasst. Wir können einzelne volksnamen formell auf lebende worte anderer sprachen beziehen. Damit ist uns aber die bedeutung noch nicht bekannt. Die können wir nur erraten. Auf der anderen seite ist es viel wichtiger, die verbreitung einzelner volksnamen zu bestimmen. Es finden sich dieselben namen oder bildungen von demselben stamm bei Kelten und Germanen, bei Germanen und Italikern, Germanen und Griechen. Es kann daher als sicher erwiesen angesehen werden, dass einige volksnamen älter sind, als die einzelsprachliche sonderentwicklung, und daher können es auch andere sein, von denen wir dies nicht bestimmt zu sagen vermögen.

Die aufgabe der forschung ist: die namen nicht zu isolieren, wie man die germanischen worte nicht von denen der verwanten sprachen losreissen darf, sondern in dem weitesten umfange ihre erklärung zu versuchen, d. h. genau die methode einschlagen, die bei orts-, berg- und flussnamen bisher allgemein geübt ist. Wenn man aber etymologisieren will, so muss man wenigstens mit den grundbegriffen der sprache vertraut sein, man muss klare ansichten von dem leben der sprache besitzen

und z. b. primäre und secundäre ableitungen unterscheiden können. Dass Much dies nicht weiss, glaube ich genügend gezeigt zu haben, vor seinen etymologien brauche ich aber nur die unkundigen zu warnen, denn unter den kundigen kann ja kein zweifel über ihren wert bestehen.

LEIPZIG-GOHLIS. H. HIRT.

ZUR GOTISCHEN LAUTLEHRE.

Nur in wenigen fällen weicht die schreibung der gotischen handschriften von der festgelegten orthographie ab. Wenn aber dann wirklich einmal *ei* für *ē*, *ō* für *u* u. s. w. eintritt, so bedürfen diese fälle besonderer aufmerksamkeit. Man behauptet nun zwar allgemein und das mit recht, got. *ē* sei ein geschlossener laut gewesen, und deshalb habe *ei* als schreibung für ihn eintreten können, aber es fragt sich, ob nicht im einzelnen ein besonderer grund für die schreibungen zu ermitteln ist.

Paul hat neuerdings[1]) vermutet (IF. 4, 334), dass in *hiri* und *hirjats* ein *i*-umlaut des *e* vorliege, und schon früher habe ich angenommen, dass got. *ē* in unbetonter silbe aus *ai* = *ǣ* ebenfalls durch *i*-umlaut entstanden sei, vgl. *azētizo, fahēþs, awēþi.*

Diese annahmen würden gestützt werden, wenn sich auch für das eintreten von *ei* für *ē* eine regel ermitteln liesse, die auf eine wirkung des *i* hinwiese.

ei für *ē* steht nun in folgenden fällen[2]):

1. *afleitan* Mt. 9, 6, *afleitanda* L. 5, 20, *afleitana* L. 16, 18, *fraleitan* Mc. 15, 9, *fraleitais* L. 2, 29, *leitaidau* R. 12, 19 Car.; *greitan* Mc. 14, 72, *greitandei* Lc. 7, 38, *greitai* Joh. 11, 31, *greitandein* Joh. 11, 33, *greitiþ* Joh. 16, 20; *ni teikais* Col. 2, 21; *anasaisleip* Luc. 8, 23, doch ist das *i* im C. arg. getilgt, wenn auch noch spuren bleiben.

---

[1]) Freilich mit äusserst geringer wahrscheinlichkeit. E. S.]

[2]) Das material entnehme ich Leo Meyers Gothischer sprache s. 604 und 536. Ausserdem hat mir herr prof. Sievers eigene sammlungen zur verfügung gestellt, so dass hoffentlich nichts übersehen ist.



2. *speidizei* Mt. 27, 64; *qeins* L. 1, 5 (es folgt *is*). *qeins* L. 2, 5 (es folgt *wisandein*); *leiki* L. 4, 23, *leikeis* L. 5, 31, Col. 4, 14 B (*lēkeis* Cod. Tur.), *leikinōn* L. 5, 15, *leikinodēdi* L. 6, 7, *galeikinōdōs* L. 8, 2, *galeikinōn* L. 8, 43, *leikinōndans* L. 9, 6, *leikinassus* L. 9, 11; *manaseidai* L. 9, 13, *manaseiþs* Joh. 14, 17. 19; *galeiweiþ* Joh. 6, 64; *weiseis* Joh. 11, 32, *weisjau* Neh. 5, 14, *weisum* Neh. 5, 15. 17. 6, 17. 18 (im Nehemia kommt eine form *wēs-* überhaupt nicht vor, sonst ist aber regelrecht *ē* geschrieben); *usmeitum* 2. Cor. 1, 12 B; *gagreiftai* 2. Cor. 8, 12; *faheid* L. 2, 10 (es folgt *mikila*), *faheidai* L. 8, 13; *akeitis* Mc. 15, 36; *bireikjai* Cor. 1, 30 (*birekjai* L. 8, 23); *bireikeim* Cor. 2, 11. 26 (8 mal) von Leo Meyer noch angeführt, hat wol altes *ei*.

3. Im absoluten auslaut (ich führe hier das folgende wort mit an): *þizei ist* Mc. 14, 69, *þizei is* Mc. 14, 70, *þizei us-* Gal. 2, 4 B, *þizei gamaudei* 2. Tim. 2, 14 B, *þizei, wairþiþ* 2. Tim. 21 B; *dalei usfulljada* L. 3, 5; *izei, ibai* Joh. 7, 50; *fareisaiei, iþ* L. 5, 33, *fareisaiei galaubida* Skeir. 8, 4; *iudaiei þai* Joh. 11, 45, *iudaiei jah* Joh. 12, 11; *duþei ni* L. 7, 7; *hidrei.* L. 9, 41; *gardei inn* L. 10, 5; *waurdei jah* L. 20, 20; *swarei anst* 2. Cor. 6, 1 (*swarē* A); *izei bidai* 2. Cor. 9, 14; *þizeiei* Ph. 3, 19 A; *þandei aban* L. 1, 34; *þandei ufarskafts* R. 11, 16; *þandei guþ* R. 11, 21; *þandei frauja* L. 16, 3; *þandei mēl* G. 6, 10; *þandei allaim* Phil. 1, 18.

Dazu kommen folgende fälle, in denen *i* für *ē* geschrieben ist:

duatsniwun Mc. 6, 53; *azitizō* Mc. 10, 25; *birusjōs* L. 2, 41; *qimi* L. 7, 3; *qiþeina*; *digandin* R. 9, 20?; *wisum* Eph. 2, 3 B; *spidistaim* 1. Tim. 4, 1 B; *galagidideina* L. 5, 18; *usdaudēdideina* Joh. 18, 36; *arbaidēdidjau* Gal. 4, 11 A; *mahtidē* L. 14, 29; *usbauhtidē* Gal. 4, 5 A; *frawaurhti, þōs* R. 7, 5.

Im ganzen sind das 78 fälle, wenn man von *saisleip* und *bireikjai* u. s. w. absieht, die zwar keine durchgehende regel, aber doch eine gewisse regelmässigkeit erkennen lassen: 38 mal steht *ei* oder *i* für *e* vor erhaltenem *j, i, ei* der folgenden silbe desselben oder des nächsten wortes. In 5 fällen folgt zwar kein *i*, aber die worte flectieren nach der *i*-declination: *manaseiþs* Joh. 14, 17. 19, *manaseidai* L. 9, 13, *gagreiftai* 2. Cor. 8, 12, *faheidai* L. 8, 13 könnten also sehr wol analogisch beeinflusst sein. Das könnte auch für *qeins* und *faheid* gelten. 12 mal steht *ei, i* vor einem folgenden *u* desselben oder des nächsten wortes. Die übrig bleibenden fälle sind noch besonderer art. *leitan* kommt allein 6 mal vor, ohne dass einmal *i* oder *u* folgt, *greitan* 5 mal, einmal folgt *i, teikais* einmal. Man könnte hier an $\bar{e}^2$ = ahd. *ie* denken. Lit. heisst es *léidmi, léidžiu* 'lasse'. Für *gretan* und *tekan* lässt sich nichts sicheres ermitteln. *þandei* erscheint 6 mal, *þandē* 14 mal, nur zweimal folgt *u* im folgenden worte. Man könnte daran denken, die

endungen zu trennen. Wechseln doch auch *niba* und *nibai*. Lässt man diese fälle bei seite, so steht in wurzelsilben *ei*, *i* für *ē* nur vor folgendem *i* oder *u* oder in worten der *i*-declination, denn *digandin* wird wol *deigandin* sein, im ganzen in 34 fällen. Im auslaut ist die regel nicht durchgeführt, aber die wirkung des *i* zeigt sich doch deutlich.

Die schreibung *ē* für *ei* ist seltener, und hauptsächlich nur in endsilben zu belegen. Die fälle sind:

1. In wurzelsilben: *spēwands* Mc. 7, 33; *wēhsa* Mc. 8, 26. 27; *skērein* 1. Cor. 14, 26 A; *andabēt* 2. Cor. 2, 6 A; *hlēprastakeins* Joh. 7, 2 neben *hleipra*.

2. In endsilben: *qēnēs* Eph. 5, 22, 24; *blōtandē fraujan* L. 2, 37; *frumē mēlida* 1. Cor. subscr. A; *anawiljē izwara* Th. 4, 5 AB; *faurþizē hana* M. 14, 72; *miþþanē gawandidēdun* L. 2, 43; *þanē gardei* L. 10, 5; *þōzē sēhun* L. 19, 37, *izē gaf* 1. Cor. 15, 57 A; *izē ist* Eph. 1, 14 A, *izē nēhva* Eph. 2, 17 A; *izē ist* Eph. 4, 15; *akē biþē* Gal. 2. 14 B; *þizē bidja* Eph. 3, 13 AB, *þizē hausidēdup* Phil. 2, 26 u. s. w.

Man sieht sofort, dass hier von einer regel nichts zu spüren ist.

LEIPZIG-GOHLIS. H. HIRT.

RUNENSTUDIEN.

I.

Die urgermanischen runen.

In welche zeit die runenschrift der uns erhaltenen denkmale zurückreicht, welches alphabet ihr zu grunde gelegt ward, wie sie sich in verschiedenen epochen und bei verschiedenen stämmen entwickelt hat: all diese fragen hat Wimmers grosses werk man darf wol sagen endgiltig beantwortet. Man mag in einigen einzelfragen mit ihm rechten — wie ich denn von seiner herleitung einzelner zeichen nicht überzeugt bin, auch wo nicht die gleich zu entwickelnden erwägungen mitsprechen — aber im ganzen werden seine ergebnisse schwerlich anzufechten sein. Wer so grosses leistete, durfte anderes völlig bei seite schieben. Den wichtigsten und grössten teil der geschichte der runenschrift hat Wimmer aufgestellt; auf die problematische urgeschichte hat er nicht eingehen mögen. Wie die runen aussahen, die bei den Germanen vor erfindung unseres fuþarks, vor dem dritten jahrhundert n. Chr. (Wimmer s. 176) im gebrauch waren, darüber hat er keine vermutung geäussert. Dennoch ist uns doch aber durch Tacitus und andere zeugnisse ausdrücklich verbürgt, dass es vor jener grossen tat, vor der nachbildung des römischen alphabets durch einen genialen praeceptor Germaniae, urgermanische runen gab. Dass auch diese auf die römischen buchstaben zurückgiengen, hat allerdings L. Geiger (Zur entwickelungsgeschichte der menschheit s. 62) angenommen: 'auch die runen sind ohne zweifel eine wahrscheinlich schon in früher zeit über Massilia zu den Galliern und von da zu den Germanen gekommene entwickelungsform aus derselben quelle wie die italischen alphabete' (eine anmerkung beweist, dass er an die taciteischen runen denkt). Huldigt man dieser anschauung, so

käme man zu der theorie, die erhaltenen altgerm. runen seien nichts anders als die fortsetzung urgermanischer nachbildungen von römischen schriftzeichen, und dem sog. 'erfinder des runenalphabets' fiele somit nur das verdienst der auswahl und anordnung zu. Auf den ersten blick mag diese erklärung etwas bestechendes haben; auch könnten die Germanen des ersten jahrhunderts aus ihrem handels- und grenzverkehr mit den Römern solche zeichen sich wol zurecht gemacht haben, so gut wie etwa ein Cherokee-indianer englische buchstaben für die sprache seines eigenen stammes zurechtschneidet (Geiger a. a. o. s. 63). Nun hat aber Wimmer nachgewiesen, dass das gemeingerm. runenalphabet von dem jüngeren lateinischen alphabet abstammt (s. 137), und seine zeichen können also wenigstens im ganzen (bewahrungen aus älterer zeit sind möglich) frühestens am ende des zweiten jahrhunderts gebildet sein (ebd. s. 176, vgl. s. 54). Die runenschrift von der die Germania berichtet, kann sonach nicht mit dem um etwa ein jahrhundert jüngeren von Wimmer erwiesenen uralphabet zusammenfallen.

Auf der andern seite müssen wir uns hüten, jede verbindung zwischen beiden vorschnell abzuleugnen. Man könnte etwa behaupten, die losrunen seien willkürliche zeichen gewesen, die gar keinen vergleich mit festen buchstaben zuliessen. Willkürlich oder nicht: sie müssen eine bestimmte bedeutung gehabt haben, um das deuten und wahrsagen zu ermöglichen; sie müssen allermindestens im verlauf jahrhundertelangen gebrauchs eine bestimmte bedeutung erlangt haben. Nicht die bedeutung einzelner silben- oder lautzeichen: dagegen spricht alles, was wir von der entstehung der schrift, von ihrer entwickelung bei irgend einem volke wissen. Der lautschrift gieng ganz gewis eine ideographische voraus. Eine bestimmte rune — nehmen wir einmal an, sie habe die form der rune Týr gehabt — bedeutete keinesfalls den buchstaben T, sondern sie bedeutete etwa 'kriegsruhm', wofür jedes beliebige synonym der wortreichen altgermanischen dichtersprache eintreten konnte. Aber eben gerade weil die ältesten runen ideogramme gewesen sein müssen, liegt ihre verbindung mit den historisch bezeugten klar zu tage. Die runennamen, über deren rein germanischen ursprung kein

zweifel herscht und deren gemeingermanischer charakter durch die übereinstimmung der gotischen, altenglischen und nordischen benennungen (Wimmer s. 140) völlig sichergestellt ist — diese runennamen deuten mit grösster bestimmtheit auf eine ursprüngliche verwendung der runen zur bezeichnung bestimmter begriffe, und wie alle alten zeugnisse hierzu stimmen, haben Müllenhoffs und v. Liliencrons schöne abhandlungen dargetan und im einzelnen erläutert. Und zweifelt man schliesslich trotz alledem an einer continuität von dem eigentlichen runenstab zum buchstaben des gemeingerm. alphabets, so steht allermindestens die analogie des taciteischen berichts und des späteren gebrauchs für die in ihn eingeritzten notae fest (Sievers in Pauls Grundr. 1, 239 § 2) und lässt einen völligen bruch in der tradition vom älteren zum jüngeren los- und schriftgebrauch als fast undenkbar erscheinen.

Diese erwägungen machen, wie mir scheint, zweierlei dinge wahrscheinlich: erstens dass die runen der ältesten zeit (ich nenne sie die 'urgermanischen' zum unterschied von den 'altgermanischen' der historischen alphabete) mit den uns erhaltenen in einer gewissen verbindung standen, und zweitens, dass sie mit ihnen durchaus nicht zusammenfielen. Viel ist mit dieser wahrscheinlichkeit aber nicht gewonnen, wenn wir von den urrunen kein deutlicheres bild erhalten können.

Welche mittel stehen uns nun zu gebote, das aussehen der urgermanischen runen, wie sie z. b. die berühmte stelle des Tacitus (Germ. cap. 10) beschreibt, zu erschliessen?

Nicht ganz wenige, meine ich, und die ziemlich weit gelangen lassen.

Erstens sind eine anzahl altgermanischer runen nicht mit gleicher sicherheit wie die andern aus dem lat. alphabet abzuleiten (Wimmer s. 112 f.), und es liegt also die möglichkeit vor, dass wir hier rudimente aus dem ältesten runengebrauch besitzen.

Zweitens hat Ulfilas in sein von den runen sonst unabhängig gemachtes alphabet zwei runenzeichen aufgenommen. Diese selbst sind allerdings dem altgermanischen, nachrömischen alphabet entnommen (Wimmer s. 270), welches der gotische bischof mitsammt den alten namen vorfand (ebd. s. 72).

Dass er aber die beiden zeichen übernahm, könnte für eine ursprüngliche, vom späteren fuþark unabhängige verwendung sprechen.

Drittens gestattet die art, wie die lat. zeichen für das germ. schreiben geändert werden, schlüsse auf die vorrömische art; denn material und verwendung haben sich schwerlich, ja die verwendung gewis nicht mit der bildung des neuen alphabets geändert.

Viertens lassen auch die ältesten zeugnisse über die runen bei genauer interpretation schlüsse über die form der zeichen zu.

Fünftens besitzen wir möglicherweise noch überlebsel der ältesten runen.

Sechstens darf man die analogie anderer auf etwa gleicher altersstufe stehender völker heranziehen.

Ich habe mich hier überall so vorsichtig wie möglich ausgedrückt, und ich lege auch nicht allen argumenten gleiches gewicht bei; einige halte ich allerdings für schwerwiegend, und besonders scheint mir noch ihr zusammenstimmen bedeutungsvoll.

Bei weitem der wichtigste punkt scheint mir der erste. Wimmer (s. 112 f.) zählt anfangs sieben zeichen auf, deren ursprung aus der lat. schrift mindestens nicht von vornherein klar sei: die runen für *ʒ, w, ʀ* und *n͡g*, die in unsern inschriften ganz allgemein begegnen, sowie die für *j* und *p* sammt der ihrer bedeutung nach unsichern dreizehnten rune, die nur selten oder gar nicht im gebrauch als eigentliche buchstaben nachgewiesen werden können. Aber von der vorstellung beherscht, alle germ. runen müssten von römischen buchstaben herstammen, hat er schliesslich doch alle aus dem lat. alphabet abgeleitet. Man kann es in seinem buch selbst verfolgen, wie er von kritischem zweifel zu immer grösserer siegesgewisheit gelangt; aber er erzwingt sein ergebnis zum teil ziemlich gewaltsam und kommt denn auch (s. 136) für die zeichen für *ʒ*, *n͡g* sowie auch für *m* auf seine bedenken zurück. Dabei sind (wie schon im eingang angedeutet) diese fälle nicht einmal die einzigen, in denen die herleitung aus dem lat. alphabet erzwungen scheint. Ich zähle alle fälle auf, in denen ich zweifel an diesem ursprung hege.

a) Das zeichen für *þ* hat Wimmer (s. 107) aus lat. **D** hergeleitet. Dies ist von vornherein sehr möglich. Denn urgerm. fehlt der laut *d*, ebenso wie *g*, *b*. Während man aber für *ȝ* und *ƀ* einfach die zeichen von lat. *g* und *b* nehmen konnte, hatte man hier zwei laute zu versorgen; da nahm man (nach Wimmer) für das häufigere *þ* das lat. *d* und bildete für das seltenere *đ* ein neues zeichen durch verdoppelung. Das alles hat viel für sich. Aber — man sieht nicht recht den grund zur änderung. Wenn lat. **F** im germ. runenalphabet umgeformt wird, so ist jeder strich des neuen zeichens motiviert. Die runenschrift meidet wagerechte linien und lässt den querstrich nicht über den hauptstab gehen, beides aus technischen gründen. Möglich war also zweierlei: man konnte die querstriche schräg nach oben, oder schräg nach unten legen, beide mal unter gleichzeitiger verkürzung des oberen. Die erste möglichkeit war aber schon für lat. **A** in anspruch genommen — nebenbei bemerkt ein fingerzeig dafür, dass der erfinder der germ. runenschrift tatsächlich von einem in richtiger folge aufgezeichneten alphabet ausgieng (und daher **A** vor **F** bildete), nicht aber sich die zeichen zusammensuchte; es blieb also nur die zweite. Oder wenn lat. **V** umgedreht wurde, so mag man dies mit Wimmer (s. 105) ebenso wie bei lat. **L** mit bequemlichkeitsgründen erklären, 'da man offenbar viel leichter und genauer die runischen zeichen für **L** und **V** wird einritzen können, wo der nebenstrich von der spitze des hauptstabes ausgeht, als die lateinischen'; [1]) oder man kann auch den grund in der gefährlichen ähnlichkeit finden, die beide lat. buchstaben mit der *k*-rune besassen. Hier dagegen, beim *þ*, sieht man schlechterdings keine ursache, weshalb der hauptstab über den winkel gezogen werden musste. Ein schräg nach unten gerichteter keil, wie er sich bei geringer drehung des lat. eckigen **D** ergeben hätte, konnte ruhig bleiben: er bildet ja in der ebenfalls eingeritzten und eingehauenen keilschrift das grundelement; und wandelte man den bogen des gerundet geschriebenen **D** in einen winkel — wie das sonst widerholt geschah — so konnte dies zeichen unverändert bleiben.

---

[1]) Ich bin hier wie an vielen andern stellen genötigt, die buchstabenformen — sogar bei der widergabe von sätzen Wimmers — durch umschreibung und beschreibung zu ersetzen, da sie in der druckerei leider fehlten.

Nun ist aber gerade *þurs*, der runenname von *þ*, durch die berühmte beschwörung in Skirnisfǫr (Müllenhoff und Liliencron, Zur runenlehre s. 22. 56; meine Altgerm. poesie s. 48) als altes zauberzeichen belegt, und die magische verwendung der ältesten runen steht ja fest. Ich möchte daher annehmen: das zeichen, das später *þ* bedeutet, war bereits in urgerm. zeit rune für *þurs* (und synonyma), und wurde in das neue alphabet (mit anlehnung an lat. **D**) aufgenommen. Daher auch die variation der rundbogigen rune neben der winkeligen. Sie widerlegt Wimmers argument aus der angeblichen analogie der *k*-rune: wenn diese aus lat. **C** hergestellt ward, sollte der bogen vermieden werden, der bei dem rundbogigen *þ* blieb, bei dem eckigen zeichen gar nicht erst vorhanden war.

b) Grössere wahrscheinlichkeit hat Wimmers ableitung bei eben dieser *k*-rune aus lat. **C**; aber auch hier ist keine sicherheit. Es liegt nämlich wider eine unerklärliche veränderung vor: das zeichen, das sonst regelrecht aus lat. **C** durch verwinkelung des bogens hervorgeht, ist ausserdem verkleinert. Weshalb? Praktisch war das nicht, und die volle grösse war sehr gut möglich, so gut wie bei der verdoppelung des winkels in der *ʒ*-rune. Aber es mag wider die gefahr der verwechselung mit ähnlichen zeichen mitgespielt haben. Genügender grund, Wimmers etymologie des buchstabens abzulehnen, liegt also nicht vor.

c) Für geradezu unmöglich halte ich diese dagegen bei der *ʒ*-rune. Wimmer (s. 113 f.) erklärt das zeichen als verdoppelung der *k*-rune, wobei schon die widerherstellung der ursprünglichen grösse befremden müsste. Dass das zeichen mit lat. **X** zusammenfällt, hält er erst für zufällig, wie die ähnlichkeit zwischen lat. **M** und runisch **E** oder lat. **F** und runisch **A** (a. a. o. 114—115); zuletzt entscheidet er sich aber doch dafür, lat. **X** habe für die verdoppelung der *k*-rune als vorbild gedient (s. 138, vgl. s. 120). Mit recht hält Henning (Die deutschen runendenkmäler s. 154) dies nicht für glaublich. Lat. **X** lag dem laut nach fern; *ʒ* und *k* aber stehen für die naive lautphysiologie der Urgermanen sich nicht nah genug, um zwillinge zu bilden wie *þ* und *đ*, die sogar unter bestimmten bedingungen die stellen tauschten.

d) Kaum grössere wahrscheinlichkeit hat Wimmers her-

leitung der *w*-rune (s. 119 f. 227 f.). Er führt es auf lat. **Q** zurück. ‘Dieser buchstabe wird ja in verbindung mit *v* mit dem laute ausgesprochen, der auf jeden fall auf das nächste dem germ. *w* entsprach, und es lag daher nahe, den buchstaben **Q** selbst, der sonst in der runenschrift keine verwendung finden konnte, mit der bedeutung *w* aufzunehmen.’ Aber weshalb konnte denn das *q* nicht aufgenommen werden? schleppt doch noch unser alphabet sogar das lat. *y* mit sich herum. Und wenn der erfinder durchaus nur einfache zeichen übernehmen wollte, so mag man ihm vielleicht die analyse des doppellauts noch zugestehen, ob aber auch die lautphysiologische feinheit, die das *w* darin hört? — Diese mehr psychologischen bedenken treten aber weit zurück hinter der technischen frage, wie denn aus lat. **Q** das runische *w*-zeichen werden konnte. Wimmer meint: ‘sollte **Q** zum gebrauch für die runenschrift umgebildet werden, so ist es klar, dass das gewählte runische zeichen so nahe wie möglich lag, wenn man nicht eine form wählen wollte, die mit der *o*-rune zusammenfiel’ (a. a. o. s. 120). Aber weshalb wählte man denn nicht hier die form der *o*-rune? das lat. **O** hätte ja einfach durch verwinkelung seiner bogen (wie in der *n͡g*-rune, oder auch mit anderer lage der winkel) adaptiert werden können. Und wenn man doch das lat. **Q** benutzte, warum gab man ihm eine gestalt, die der *þ*-rune so nahe rückte? Aus lat. **Q** wäre nach den regeln runischer umformung so etwas wie eine schräg von links nach rechts liegende windfahne geworden: durchaus keine unmögliche form. Oder auch ein längliches viereck mit einer diagonale von links nach rechts, was sehr brauchbar gewesen wäre. — Ich glaube hier wider an eine urrune und werde durch den umstand bestärkt, dass die runennamen von *ʒ* und *w* — ‘gabe’ und ‘erwartung’ — ein altes antithetisches paar bilden (vgl. meine Altgerm. poesie s. 24).

e) Aehnlich wie bei *þ* steht es bei *n*. Es ist wider eine alte hauptrune, als notrune auf den nagel geritzt und gewis oft ursprünglich da gemeint, wo später ein kreuz eingeritzt wurde. Es ist der gegenstand von Wimmers gewaltsamster etymologie. **N** in seinen beiden formen hätte leicht mit **H** in seinen beiden gestalten verwechselt werden können: ‘so gab man ihm die ein-

fachere form der *n*-rune, indem die beiden senkrechten stäbe im **N** zu éinem vereinigt und der querstrich mitten hindurch gezogen wurde' (s. 105. 106). In dieser weise könnte man auch den für *a* verwanten stern aus lat. **N**, ja fast jedes zeichen aus jedem ableiten. Die gefahr der verwechselung war bei **N** und **H** keineswegs grösser als bei den runen für *þ* und *w*, die gleichzeitig geduldet wurden, und geringer als bei denen für *u* und *r*, die auf der spange von Charnay neben einander stehen. Sollte das **N** aber von **H** differenziert werden, so hätte eins der üblichen unterscheidungsmittel angewant werden müssen, verkürzung oder verlängerung, neuer querstrich oder dergleichen.

Mit dem *ȝ*-zeichen teilt die *n*-rune die bevorzugung, in ags. handschriften gern verziert und ausgemalt zu werden: es sind die beiden wichtigsten begriffe des armen schreibers, das geschenk und die not.

f) Eine sehr schwierige rune ist die dreizehnte. Ob sie nun *h* bedeutet, wie Sievers in seiner runentabelle fragend vorschlägt, ob einen zwischen *e* und *i* stehenden laut, wie Henning (a. a. o. 66 f.) will, ob die rune endlich von anfang an kein lautzeichen war, wie Wimmer (s. 135, vgl. s. 210) annimmt: das alles hilft wenig zur erklärung der form. Henning sucht zwar (a. a. o. s. 154) aus seiner lautierung auch eine etymologie zu gewinnen, indem er es für ein differenziertes **I** hält. Allein wie ein differenziertes **I** in der runenschrift aussah, das zeigt meines erachtens die vorhergehende rune: die für *j*, welche Wimmer (s. 126 f.) ziemlich unwahrscheinlich aus lat. **G** ableitet; sie dürfte wol aus **I** durch verdoppelung gewonnen sein wie die für *ð* aus der für *þ*. Da **H** und **N** mit ihren beiden formen des verbundenen doppelstrichs bereits genommen waren, blieb nur diese form der doppelsetzung übrig. Wimmers eigene herleitung aus **Y** haben auch Henning (a. a. o.) und Sievers (a. a. o. s. 247) bezweifelt. Der grosse dänische philolog meint auch hier, dass der runenfinder nur in den setzkasten der lateinischen lettern gegriffen haben könnte, wo er denn noch **Y** übrig fand. 'Lat. **Y** konnte nach dem grundsatz der runenschriften, dass die nebenstriche sich niemals über den hauptstrich erheben, die form der *t*-rune annehmen, da aber lat. **T** gerade in dieser form umgebildet war, so lagen die formen der dreizehnten rune nahe, wo der eine arm des

lat. **Y** an die spitze, der andere an den fuss des hauptstabes gefügt wurde' (a. a. o. s. 136). Ich kann mich mit dieser anschauung nicht befreunden, als seien die altgerm. runen durch eine art stäbchenspiel geschaffen worden; wie mir scheint, sind die veränderungen doch immer aus notwendiger anpassung zu erklären: zunächst lag gewis immer die absicht genauer nachbildung vor. Ein **Y** mit kleinem nach rechts steigendem schrägstrich wäre ja als pendant zu der *a*-rune, die diesen querstrich zweimal zeigt, leicht und ohne misverständnis herzustellen gewesen. Sonach vermute ich auch hier wider aufnahme aus einem vorrömischen zeichenvorrat.

g) Auch das zeichen für *p* gehört zu den runen, deren lat. ursprung Sievers (a. a. o.) für zweifelhaft hält. Ihn machen die vielen nebenformen bedenklich. Die urform, die Wimmer (s. 116 f.) erschliesst, ist nirgends belegt; hätte sie aber existiert, so sieht man nicht ein, weshalb sie sich nicht hätte halten sollen; sie passt sehr gut zu dem typus der runen für *l, R, a.* Und diese urform wird wider aus lat. **P** hergeleitet; weshalb sollte man aber dann das lat. **P** zu *w* gemacht haben? — Henning aber (s. 159) verfährt hier wie sonst Wimmer: er erklärt das zeichen für ein lat. **B** 'mit aufgeklappten seitenästen' und hält die form auf dem Themsemesser für die ursprüngliche. Hier scheint ein nebeneinander mehrerer ältester formen die schwierigkeiten am besten zu heben, und ich möchte das zeichen der spange von Charnay und dasjenige des Themsemessers für diese matrizen halten, in denen später mit bewusster anpassung an lat. **B** oder auch direct durch differenzierung aus runischem *b* das zeichen von Vadstena und anderer späterer schriften gegossen wurde.

h) Die für die geschichte der runologie so bedeutsame rune *R* ist wider von Wimmer nicht mit überzeugender sicherheit auf lat. ursprung zurückgeführt worden (Sievers a. a. o.). Es steht fest, dass das zeichen ursprünglich stimmhaftes *s* bedeutet. 'Auf jeden fall haben die germ. völker, als das runenalphabet gebildet wurde, den unterschied zwischen dem stimmlosen und stimmhaften *s*-laute so stark gefühlt, dass sie dafür die beiden zeichen .... bildeten, die ganz genau dieselben laute wie Wulfilas *s* und *z* ausgedrückt haben' (Wimmer s. 131). Unter diesen umständen scheinen zwei möglich-

keiten von vornherein wahrscheinlich: differenzierung aus dem run. *s*-zeichen (welches unzweifelhaft auf lat. **S** zurückgeht) oder bildung aus lat. **Z**. Wimmer nimmt das letztere an: 'indem die querstriche von der mitte des stabes ausgiengen', sei lat. **Z** zu der urgerm. *z*-rune geworden. Wider kann ich mich nicht zu einer derartigen etymologie bekennen, die mir mechanisch und gewaltsam scheint wie gewisse herleitungen einer strophenform aus der andern. Man lasse ein kind das lat. **Z** nachzeichnen oder in holz kratzen: nie und nimmer wird eine der beiden formen unserer *R*-rune dabei entstehen. Ein bild wie ein in starker schräge geneigtes **N** oder wie ein lat. **E** ohne oberen querstrich hätte daraus werden können (das letztere nach analogie des von Wimmer angezogenen runischen *f* aus lat. **F**), — ein zeichen wie die fünfzehnte rune aber nur wenn man 'hölzchen quer auf hölzchen' legt. Ebensowenig ist aber aus dem blitzartigen lat. **S**-zeichen unser schluss-*R* abzuleiten. All das gilt auch für die etwaige urform mit winkeln oben und unten am stamm, zu deren annahme ich übrigens keine notwendigkeit sehe; die burgundische rune dieser form kann vielmehr der neigung zur symmetrie ihren ursprung verdanken, die in verschiedenen jüngeren variationen stärker hervortritt (vgl. Wimmer s. 130). Henning, der gegen Wimmer diese urform, aber mit ihm den ursprung aus lat. **Z** annimmt, legt eine vulgäre form des letzteren (a. a. o. s. 154) zu grunde, ohne eine motivierung ihrer umgestaltung auch nur zu versuchen. — Die rune teilt übrigens mit der für *p* die starke variabilität; auch ist anzumerken, wie früh und gern sie in binderunen eingeht (Wimmer s. 129).

i) Trotz einiger bedenken dürfte es bei der *e*-rune mit dem lat. ursprung sein bewenden haben. Zwar wenn Wimmer (s. 100) es aus griech.-lat. **E** ableitet, welches gesenkt wäre, so kann er selbst nicht die grosse verschiedenheit von ausgangs- und endpunkt leugnen (s. 102) und kommt deshalb auf den vorschlag, es lieber auf die specifisch lat. buchstabenform zweier parallelstriche **II** zurückzuführen. Hiergegen wäre nun vom standpunkt der runischen technik nichts zu erinnern, denn eine verbindung der beiden stäbe war (zur unterscheidung von doppelt gesetztem *i*) nötig, und die einfachste, durch

einen schrägen halbstrich, war schon in der *h*-rune und nach unserer erklärung auch in der *j*-rune vorausgenommen. Dazu liegt uns ein anderer versuch, aus den beiden parallelstrichen einen buchstaben zu bilden, noch vor: in verschiedenen nord. inschriften sehen wir sie oben durch einen querbalken verbunden: ∏ (Wimmer s. 98 anm.). Allein es bleibt seltsam, dass die runenschrift das lat. **M** für *e* benutzt haben und sich so in die lage versetzt haben soll, die rune für *m* erst durch differenzierung zu bilden. Obwol hier sich sogar Henning (s. 155) der deutung Wimmers anschliesst, möchte ich lieber an eine differenzierung aus *i* denken; das germ. *e* bewegt sich ja fortwährend zu *i* hin und Ulfilas schreibt *ei* für *ii* = *î*. Man hätte also das *e* durch doppeltes *i* ausgedrückt, und die horizontale, welche von der technik verworfen worden, in einen winkel gebrochen. Aber auch bei dieser annahme bleibt die rune aus dem lat. alphabet entlehnt, was überdies bei vocalen von vornherein grössere wahrscheinlichkeit hat als rein runischer ursprung.

k) Die ing-rune nimmt eine sonderstellung schon dadurch ein, dass sie silbischen wert gehabt zu haben scheint. Wimmer sieht in ihrem zeichen eine verdoppelung des zeichens für *k* im entgegengesetzten sinn als sie in der rune für *ʒ* vorgenommen ist. Diese differenzierungen hätten in denen von *þ* und *ð* eine analogie. — Dass aus dem klang des gutturalen *n͡g* die verwantschaft mit *ʒ* und *k* herausgehört wurde, lässt sich vielleicht noch annehmen. Befremdend aber ist, dass zum unterschied von allen anderen buchstaben diese aus zwei losen gliedern besteht. Die geschlossene form einer schräg liegenden raute kommt zwar vor (z. b. auf dem bracteaten von Vadstena), steht aber durchaus hinter der mit offenen winkeln zurück; auch die form mit zwei bogen (wie auf den inschriften von Thorsbjærg und Müncheberg, Wimmer s. 115) zeigt die türen offen. Ein grund zu dieser eigentümlichen erscheinung lässt sich im lat. (oder auch in dem von andern gerade hier angezogenen griech.) alphabet nicht finden; und die bequemlichkeit oder praktische rücksicht, die wir sonst als hauptgrund von änderungen anrufen müssen, hätte hier eher zur vereinigung der winkel (wie bei der *e*-rune zur verbindung der stäbe) als zur trennung raten müssen. Noch fällt auf, dass das zeichen in den deutschen inschriften und

auch der spange von Charnay fehlt. Endlich gehört ing wider zu den runen, die bei den Angelsachsen zierlich ausgemalt werden; die Salzburger handschrift und gar das Runenlied decorieren das zeichen mit sichtlicher liebe.

l) Die *o*-rune ist gewis mit Wimmer (s. 92) vom griech. lat. **O** abzuleiten und die schleife ist als ihre urform anzusehen (ebd. s. 107). Weshalb ward aber **O** geändert? Eine einfache eckige nachzeichnung wäre technisch sehr wol möglich gewesen: sie kommt ja (in der bedeutung *n͡g*) wirklich vor. Wimmer meint, die bildung der ing-rune sei grund der änderung. Muss man dann aber nicht wider fragen, weshalb nicht *o* gewahrt blieb und lieber *n͡g* differenziert wurde, wenn denn der unterschied der offenen und geschlossenen winkel nicht ausreichte? Es ist daher vielleicht auch bei der *o*-rune an mitwirkung eines urgerm. symbols zu denken, um so mehr, als wir diesem zeichen bei Ulfilas nochmals begegnen. —

Wir haben also in elf unter vierundzwanzig fällen gegen Wimmers herleitung altgermanischer aus lateinischen buchstaben bedenken äussern müssen. Durch eine zurückführung auf das griechische alphabet (die etwa bei runisch *k* und *n͡g* verlockend scheinen könnte) oder gar auf ein semitisches wird man diese zweifelhaften fälle nicht erledigen wollen; denn nicht nur hat Wimmer selbst diese annahme fast durchgehend schon widerlegt, sie verbietet sich auch von selbst. Dem gelehrten bibelübersetzer der zeiten darf man eine compilation aus dem griechischen, lateinischen und runischen alphabet wol zutrauen; für den unbekannten erfinder des dritten jahrhunderts hat sie keine glaublichkeit. Sollte er gar auf das phönicische zurückgegriffen haben, so würde er ein würdiger gesell jener mythographen, die mit der unerschöpflichsten gelehrsamkeit ihre Edden zusammengebraut haben sollen. Und mit der annahme eines älteren stadiums des altgerm. runenalphabets, die übrigens Wimmer (s. 139) mit recht ablehnt, wäre noch weniger zu helfen. Die einfachste und wahrscheinlichste lösung scheint mir daher die, die durch die analogie des runischen *o* und *u* bei Ulfilas an die hand gegeben sind: d a s s m a n n ä m l i c h d i e j e n i g e n r u n e n, d i e a u s l a t. b u c h s t a b e n n u r m i t g e w a l t s a m e m z w a n g a b- g e l e i t e t w e r d e n k ö n n e n, a u f e i n e ä l t e r e r u n e n s c h r i f t

zurückführt. Diese runenschrift des ersten und zweiten jahrhunderts n. Chr. würde man aber keinerlei recht haben, von der durch Tacitus bezeugten irgendwie zu unterscheiden. Wir würden also in den runenzeichen für *þ, k, ʒ, w, n, p, R, n͡g, o* und der dreizehnten rune mit grösserer oder geringerer wahrscheinlichkeit urgerm. runen sehen dürfen.

Ich halte mich für verpflichtet anzumerken, dass ich Wimmers buchstaben-etymologien nicht etwa erst im hinblick auf die 'urrunen' durchgegangen bin. Im gegenteil war es eben der zweifel an verschiedenen von ihm vorgebrachten oder citierten erklärungen, der mich erst auf den gedanken brachte, es könnten praehistorische runen noch im fuþark bewahrt sein, und der mir dadurch zu weiteren untersuchungen in dieser richtung anlass gab.

Da bot sich denn als zweiter anhalt jene auffällige bewahrung zweier historischer runen im ulfilanischen alphabet dar. Dass tatsächlich das *o* und *u* der gotischen bibel runisch sind, hat Wimmer (s. 268 f.) wol endgiltig erwiesen. Erklärt hat er die tatsache nicht. Man versteht wider nicht, weshalb Ulfilas *u* für *kw* nahm und nicht für *u* und sich so zwang, für das häufige *u* ein neues zeichen zu schaffen statt für das seltenere *q*. Man sieht ebensowenig, wozu er das lat.-griech. *o* verändern musste. Denn die furcht vor verwechselung mit ⊙ hätte doch viel leichter gebannt werden können, wenn der bischof die form mit strich statt punkt wählte; mochte selbst (nach Wimmer s. 269) zu seiner zeit das ⊙ allgemein sein, so konnte ihm doch dasjenige mit eingezeichneten strichen schwerlich ganz unbekannt bleiben. — Nun aber bilden *o* und *u*, wie sie in der gotischen sprache sich sehr naherücken, auch als runennamen ein paar: 'landbesitz' und 'jagdtier'. Es könnte den bischof gereizt haben, dem A und O des frommen christen dies O und U des landsüchtigen Goten gegenüberzustellen. Doch gebe ich das nur als lockere vermutung; worauf es ankommt, ist nur dies, dass Ulfilas ohne zwingenden grund zwei runen in sein alphabet aufnimmt. Dies ist, wie mir scheint, durch den gedanken an noch umlaufende alte ideogramme besser zu erklären als durch hinzuziehen des von dem bibelübersetzer sonst abgewiesenen runenalphabets.

Doch hier sind wir im unsichern. Auf festen boden gelangen wir, wenn wir das zeugnis der runischen technik befragen. Wir führten schon aus, dass nichts zu der annahme berechtigt, mit der einführung des runenalphabets sei eine wesentliche änderung in material und verwendung verbunden gewesen. Was daher der historische gebrauch über die runentechnik lehrt, das lässt sich auf die vorrömische zeit anwenden. Nun kennen wir die grundsätze, die bei der änderung der lat. buchstaben in anwendung kamen. Wimmer hat sie (besonders s. 137 ff.) festgestellt und Sievers (a. a. o. s. 246 § 14) übersichtlich formuliert. Uns geht hier folgendes an: 1) alle zeichen, ausser denen für *k* und *n͡g*, haben gleiche höhe (weil sie die breite des zum einritzen benutzten holzstabes auszufüllen hatten); 2) nur senkrechte und schräge striche werden geduldet, wagrechte nicht (weil sie der längsfaser des holzes parallel laufen und deshalb schwer zu erkennen sind); 3) bogen werden meist gebrochen, doch finden sie sich gerade auch in den ältesten inschriften; 4) überlange schrägstriche werden vermieden. — Wenn der erfinder des runenalphabets seine neuerungen vornahm, oder wenn vielleicht auch erst Wiwar, und wer sonst runen eingrub, seine vorzeichnung in dieser weise modificierte, so müssen diese regeln vor ihrer zeit erst recht gegolten haben. Nun finden wir allerdings gerade unter den von uns vermutungsweise angesetzten urrunen zwei ausnahmen von der ersten regel: run. *k* und *n͡g*. Aber gerade die erste regel kann leicht die jüngste sein, weil sie einen geregelten schreibgebrauch voraussetzt, auf den die stramm marschierenden linien römischer inschriften eingewirkt haben mögen; die alten felseninschriften konnten ungleiche länge vertragen. Dagegen fanden wir für die lat. herleitung dieser zeichen gerade in ihrer kürze eine schwierigkeit. Die drei andern regeln aber lassen sich für unsere urrunen sogar in einer gesteigerten form aussprechen. Wir können sie nämlich sämmtlich auf die combination zweier einfacher elemente zurückführen: ein grundstrich und ein oder zwei schrägstriche von halber länge machen ihr ganzes wesen aus; nur die beiden ulfilanischen vocale müssen wir ausscheiden. Also horizontalstriche werden so streng vermieden, dass sogar ein bestimmter winkel zwischen haupt- und nebenstrich gefordert wird; ein winkel aus zwei

halbstrichen ersetzt den bogen; der schrägstrich ist auf die halbe länge des grundstrichs beschränkt. — Diese regeln haben nun aber für die runen lat. ursprungs überwiegend keine brauchbarkeit. So bilden die erste und vierte rune einen andern typus, weil hier zwei nebenstriche vorhanden sind, die nicht von gleicher länge sind (beim *f* ist der untere, beim *a* der obere länger) und die parallel laufen und auf der gleichen seite des grundstrichs stehen. Ebensowenig stimmen diese regeln für runisch *k* oder *e*, die zwei grundstriche haben, oder für runisch *R* und *b*, die drei oder vier nebenstriche haben. Sie passen auch nicht auf run. *j* mit lauter kurzstrichen von zwei verschiedenen grössen, ebensowenig auf das *s*-zeichen. Aber allerdings gehorchen zwei runen lat. ursprungs diesen vorschriften: die runen für *t* und *l* sind durchaus vom selben zuschnitt wie die für *R* oder *n*. Und andererseits passen unsere regeln nicht auf die runen für *u* und *o*. Danach möchten wir annehmen, bei *t* und *l* sei eine alte rune in anpassung an lat. buchstaben aufgenommen, bei *u* und *o* aber unter denselben bedingungen dem lat. typus angenähert worden. Hierfür sprechen nun auch weitere anzeichen. Dass bei der *o*-rune einwirkung eines fremden vorbilds auf das lat. muster tätig scheint, haben wir schon ausgeführt. Die *t*-rune aber ist das berühmte *tíres tácen*, eine starke zauberrune (Liliencron, Zur runenlehre s. 63. Müllenhoff, ebd. s. 36). Es ist wider eine im ags. Runenlied und in der Salzburger handschrift mit kleinen ornamenten bedeckte rune: sie wird auf dem stein von Krogstad durch die dreizehnte rune ersetzt (Wimmer s. 212), ebenfalls wahrscheinlich eine rune von magischer bedeutung. All das spricht dafür, dass in der *t*-rune direct, in denen für *u* und *o* entfernter alte runenbilder enthalten sind; *l* läuft mit, ohne dass für oder gegen die existenz einer solchen vorrune etwas gesagt werden könnte. —

Hat es nun aber irgend etwas zu bedeuten, wenn für die angeblichen urrunen sich besondere regeln formulieren lassen?

Wir giengen davon aus, dass diese regeln in knapperer und strengerer form das gleiche lehren, was loser noch für die historischen runen gilt. Das wäre nun von unserm standpunkt aus leicht begreiflich. Zwischen der alten, urgermanischen runentechnik und der lateinischen schreibung war ein

compromiss nötig: man bewahrte die alten vorschriften, so weit sie eben bei durchführung des fremden vorbildes noch bewahrt werden konnten. So etwa, wie nach der herschenden meinung die alte taktmessung beim übergang von stabreim zu endreim sich erhielt. Aber so weit stimmt das wol trefflich zu unserer meinung, bringt aber für sie kaum ein neues argument; obwol es immerhin beachtung verdient, dass diejenigen runen, bei denen Wimmers etymologie uns bedenklich schien, fast alle von der strengen observanz sind und zu denen, deren lat. ursprung unangefochten bleibt, fast keine. Die tatsache rückt aber in ein ganz anderes licht, wenn wir sie von den ältesten zeugnissen über die herstellung der runen beleuchten lassen.

Virgam frugiferæ arbori decisam in surculos amputant, sagt Tacitus (Germ. 10, 2 f.) *eosque notis quibusdam discretos super candidam vestem temere ac fortuito spargunt.* Der runenstab wird mit runen versehen; denn dass die *notæ* den runen entsprechen, wird im gegensatz zu Wimmer (s. 67 anm.) allgemein angenommen, und in der tat scheint die analogie des späteren gebrauches zwingend. Aber über die *virga decisa* habe ich meine eigenen gedanken. Sie 'zerlegen sie in stäbchen', wie Müllenhoff (Zur runenlehre s. 28) übersetzt, und versehen nun diese stäbchen mit runen: sie ritzen zeichen in das harte holz. Diese (durch viele andere stellen, besonders die der lex Frisionum a. a. o. 33 f.) sichergestellte übung habe ich schon früher (Altgerm. poesie s. 495) durch genauere interpretation von Skirn. 36 weiter aufzuhellen gesucht. *Þurs ríst ek þér,* sagt der götterbote, *ok þrjá stafi ... svá ek þat af ríst, sem ek þat á reist, ef gørask þarfar þess* (ich citiere nach Hildebrand). Ich kann den ersten vers nicht anders verstehen, als dass Skirnir bereits einen *þurs*-stab in der hand hält, in den er die incantamenta hineingräbt, so aber, dass er sie auch wider wegschaben kann. Die rune ist ein totes holz, bis sie durch ein individuelles zeichen lebendig gemacht wird, etwa wie eine urkunde ein nichtiges stück papier bleibt, bis sie durch eine unterschrift zu einem wichtigen document wird, und bestände der act ihrer vollendung auch nur in dem éinen füllstrich karolingischer könige. Das *þ* ist der *surculus,* in den ein auf Gerðr bezügliches zeichen eingeritzt werden muss — gerade

wie bei den Friesen (a. a. o.) der angeklagte den zein *signo suo* versieht. Aber weiter — den *surculus* hat Skirnir nicht gemacht, er hat ihn im walde gesucht und gefunden (Skirn. 32). Auch diese stelle kann, wie mir scheint, nur éine erklärung finden: er geht in den wald und sucht, bis er ein reis von der form der *þurs*-rune findet. Und ganz ebenso hat der gott der weisheit selbst seine runen 'aufgenommen', als er am baum hieng.

Mit andern worten: die ursprünglichen losrunen schafft nicht der mensch, sondern der gott bietet sie ihm als frucht des baumes. Zweiglein von bestimmter form sind die ältesten runen. Später werden sie nachgeahmt, indem der priester eine rute in mehrere zeine zerlegt; ursprünglich aber musste man sie finden. Bei der weissagung für das volk können sie dann unverändert geschüttelt und gedeutet werden; bei zauberischer anwendung auf bestimmte personen ist es nötig, dass der hauptstab mit persönlichen *notis quibusdam* belebt wird; vgl. Hav. 155, wo die formel *svá ek ríst* widerkehrt. Diese *notae* waren unzweifelhaft nichts anderes als wider dieselben runen, vermutlich mit bezug auf den namen gewählt: bei einem 'Siegfried' etwa eine 'sieg' bedeutende rune. Genau ebenso führen die geschlechter ja eben selbst oft den einen namensteil wie eine hauptrune durch, während der andere die individuelle beziehung gibt: Sieg-mund, Sieg-fried. Genau ebenso trägt im alliterationsvers der hauptstab seine nebenstäbe, in der ljóþahátt-strophe wider der hauptvers seine nebenverse.

Ist diese auffassung richtig — die ich wider unabhängig von der frage der Wimmerschen buchstaben-analysen gewonnen habe — so hat allerdings der umstand nicht wenig zu bedeuten, dass jene oben formulierten regeln auf unsere vermeintlichen urrunen passen. Denn wir sehen nun: es sind eben einfach solche figuren, wie sie entstehen, wenn die reiser auf den boden fallen oder auf dem tuch geschüttelt werden. Stäbchen und winkel, aber keine bogen; ausserdem gelten, seit das kunstmässige *amputare in surculos* aufgekommen, bestimmte gesetze für die längenverhältnisse, die zahl der nebenstäbe. Ich habe mir das vergnügen gemacht, in unserm gärtchen den *gambantein* zu suchen, und fand was ich suchte. Ich dachte dabei an meine kinderjahre, als wir die äpfelschalen

hinter uns warfen und aus der figur den anfangsbuchstaben der künftigen braut prophezeiten. Auch diese form der wahrsagung kann ich nach eigener erfahrung nur empfehlen; freilich ergab sich das mir bestimmte *E* am leichtesten und häufigsten.

Für die urälteste deutung der runen wird wol doch die auffassung derselben als typischer bilder den ausschlag gegeben haben. Ich will die wege nicht wandern, vor denen Wimmer (s. 142) warnt; aber dass diese ursprünglichen ideogramme der Germanen so gut wie etwa die der Aegypter (Brugsch, Ueber bildung und entwicklung der schrift s. 49) stilisierte abbildungen der wichtigsten dinge waren, das scheint fast psychologische notwendigkeit (vgl. Grosse, Anfänge der kunst s. 113 f.). Die *t*-rune mag einen pfeil vorgestellt haben, die für *n* einen von einem geschoss durchbohrten mann, oder wie sonst: wir wissen das nicht. Aber dass es etwas bedeutete, dass die runennamen wenigstens in vielen fällen noch eine erinnerung an diese bedeutung bewahren, das glaube ich allerdings behaupten zu dürfen.

Auch das lässt sich aus der analogie aller schriftanfänge mit ziemlicher bestimmtheit erschliessen, dass die runen in der urzeit vorzugsweise der eigentumsbezeichnung dienten, gerade wie die *nota* auf der *virga* unserer deutung nach die rune dem einzelnen zueignet. Solche eigentumszeichen fehlen den primitivsten verhältnissen nicht, wie Andree (Ethnographische parallelen und vergleiche, neue folge s. 74 f. Grosse a. a. o. s. 130 f.) ausführlich dargetan hat. Und durch diesen gebrauch der naturvölker sind uns möglicherweise directe zeugnissse für die vorrömischen runen aufbewahrt.

Bei den Lappen hat v. Düben (Om Lappland och Lapparne s. 317) hausmarken aufgezeichnet. Er bemerkt dazu: 'ihre anwendung ist sehr alt; aber es muss bezweifelt werden, ob sie von ihrer eigenen erfindung sind.' Dieser zweifel ist in seinem urteil über den culturzustand der Lappen begründet, besonders auch in dem umstand, dass noch heute diese eigentumsmarken die einzige spur von schriftzeichen bei den betreffenden stämmen sind. Und allerdings lässt sich schwer annehmen, dass ein volk, das selbsttätig bis zur eigentumsbezeichnung gelangt ist, jahrhunderte lang nicht weiter vorrückt. Sind diese zeichen nun aber entlehnt, so können sie

nur von den skandinavischen nachbarn stammen. Nun findet sich aber wenigstens in den mitgeteilten proben keine spur von einfluss der lateinischen schrift. Wol aber zeigt sich eine so überraschende ähnlichkeit mit unsern runen, dass ich beim ersten anblick der abbildung bei Andree augenblicklich den gedanken hatte: hier müssen die runen mitgespielt haben! Zwar unsere regeln für die urrunen gelten nicht: die notwenkeit genauer personalbezeichnung hat überall neue querstrichlein beigesetzt, so dass die marken manchmal an die verzierten altenglischen runen erinnern. Auch fehlt es nicht an kleinen bogen, und auch nicht an zeichen, die keinerlei berührung mit den runen aufweisen. Ein mit variationen auftretendes TT wird man kaum mit dem *e* von Torsbjærg und Strårup zusammenbringen dürfen, eine dem runischen *a* genau gleichende marke, so verführerisch es ist, nicht mit der vierten rune; denn in beiden fällen spricht alle wahrscheinlichkeit für lat. ursprung der germanischen rune. Dann kann sie aber von den Lappen nicht entlehnt sein, denn ihre berührung mit den Skandinaviern fand in den ersten jahrhunderten unserer zeitrechnung ihr ende (Thomsen, Ueber den einfluss der germ. sprachen auf die finnisch-lappischen s. 121). Nun kann man gewis einwenden, so gut wie diese beiden zeichen unter den lappischen hausmarken stehen, ohne von dem *e* und *a* der Germanen zu stammen, so gut könnten die der *ʒ*- und *þ*-rune gleichenden zeichnungen, denen wir dort begegnen, vom fuþark unabhängig sein. Die möglichkeit will ich um so weniger bestreiten, als ich selbst die naturwüchsigkeit derartiger zeichen nachher noch geltend machen will. Bedenkt man aber, dass ein vorurteilsfreier beobachter (v. Düben) sofort an entlehnung gedacht hat, und ferner, wie viel germanischer borg bei den Lappen in worten, in der metrik, in der mythologie, in der dichtung erwiesen oder wahrscheinlich gemacht ist, so wird man sich doch bei jener betrachtung nicht beruhigen. Bei näherer prüfung scheinen denn auch die von v. Düben mitgeteilten zeichen in zwei systeme zu zerfallen. Das eine arbeitet in allerprimitivster weise mit geraden strichen von unbestimmter länge und anordnung: ein galgen mit oder ohne darüber schwebenden zweiten querbalken, ein stehender winkel mit geraden hörnern u. s. w. Auch unser bericht-

erstatter scheint die so gestalteten ersten sieben marken von den andern unterschieden zu haben, indem er sie eben in einer besondern gruppe voranstellte; doch gesellen wir ihnen noch die der vierten rune gleichende marke bei. Dann aber finden wir zeichen, in denen ein geregeltes verhältnis von haupt- und nebenstrich die grundzeichnung bildet, an die dann nur (wie in den ags. decorationen) die specialisierenden kleinstriche und bogen treten. Trennen wir diese specialisierenden *notae* ab, so bleiben die runenzeichen *ʒ, þ, t* (wie auf dem speer von Kovel), *n*, schluss-*R*, vielleicht auch *u* übrig. Einige figuren sind völlig nach art der nordischen binderunen gebildet, die ja schon in den allerältesten inschriften begegnen (Wimmer s. 168) und wider. als nordische eigentümlichkeit, ein gewicht in die wagschale für entlehnung von den Skandinaviern legen: wenn bei Goten und Deutschen solche verbindungen nicht erhalten sind, wäre ihre selbständige entwickelung bei den Lappen befremdend. Eine marke sieht z. b. wie eine binderune aus *w* und *R* aus, eine andere fügt die zeichen *t, e, u* zu einer künstlichen ligatur zusammen. v. Middendorf, der das erstere zeichen widerholt, bringt noch verwickeltere combinationen (Beiträge zur kenntnis des russischen reiches 11, 181) und fügt hinzu: 'in der südlichen hälfte schienen mir die bogenstriche zu verschwinden, dagegen haken, ypsilon-figuren, kreuze und sterne die oberhand zu haben.' Da wäre also die runenart noch treuer gewahrt, denn die jüngere *k*-rune ist ja eine ypsilon-figur, die für *n* ein kreuz, und ein stern kommt in mehrfacher verwendung vor.

Ich widerhole es: möglich ist, dass unsere problematischen urrunen, so wie sie sich in den germ. runen für *þ, ʒ, t, R, n, u* verraten, auch hier erhalten wären. Eine combination bestimmter linien widerholt sich aber freilich leicht, zumal in den ältesten verhältnissen. Ich sehe deshalb mit bedacht davon ab, in den späteren hausmarken, steinmetzzeichen u. dgl. runische überreste aufzusuchen. Denn dort stünde einer etwaigen übereinstimmung kein argument zur seite, das gegen ihre zufälligkeit spräche; hier aber spricht vieles gegen selbständige erfindung der Lappen. Und deshalb könnten von der urgerm. schrift so gut wie von der urgerm. sprache durch die starre entwickelungslosigkeit dieses volkes uns spuren erhalten sein.

Schöner wäre es freilich, wenn uns aus der zeit der taciteischen runen direct denkmäler erhalten wären. Dass sie fehlen, wird man natürlich nicht als beweis gegen ihre einstige existenz anführen können; wie wenig hat aus sehr viel späterer zeit 'lärm und staub zweier eroberungen', derer durch die Römerwelt und derer durch das christentum, überdauert! Aber wenigstens fehlt es uns nicht ganz an nachrichten über ihr aussehen. Dem Tacitus ward berichtet, ***monumenta et tumulos quosdam Græcis literis inscriptos in confinio Germaniæ Ræticæque adhuc extare*** (Germ. 3, 16). Der kritische Römer war sehr bedenklich, und gewis müssen wir widerholen: ***ex ingenio suo quisque demat vel addat fidem.*** Wenn es noch jetzt begegnet, dass erfahrene runenforscher buchstaben lesen, wo nur verzierungen oder risse, kratze, streifen vorhanden sind, so konnte den gewährsmännern des ruhmreichen vaters deutscher altertumskunde sicher das gleiche begegnen, und dass sie unbekannte zeichen schlankweg 'griechisch' fanden, ist ihnen auch zuzutrauen. Indes bestätigen experimente ihre aussage. Auf meine bitte hat mein verehrter freund prof. Otto Schroeder mir des beispiels halber aufgemalt, wie etwa die inschrift ***'Vlixi' adiecto Laertæ patris nomine*** zur zeit des Tacitus in griechischer lapidarschrift ausgesehen hätte (obwol die Germania nicht gerade bei dieser widmungsschrift die griechischen buchstaben meldet). Denkt man sich die schrift ein wenig verwischt, so wirkt sie in der tat ähnlich wie eine runenzeile. Aber wir haben sogar fast zwei jahrtausende nach Tacitus noch den von ihm erzählten umgekehrten fall gehabt, dass eine runeninschrift für griechisch gehalten wurde: eins der ältesten und merkwürdigsten runischen denkmäler, der goldring von Pietroassa, hat zweierlei verschiedene schöne lesungen in griechischer schrift gefunden: *χαῖϱε καὶ πῖνε* und *λύει ὃς εἶλε* (Henning s. 29 anm.); selbst ein kenner wie Mommsen hielt noch an den 'leicht verzogenen' griechischen worten fest. Unter dem eindruck dieser starken ähnlichkeit von griechischer und runischer schrift geschah es ja auch, dass man anfänglich allgemein das fuþark auf das griechische alphabet zurückführte (Wimmer s. 17). Da wir nun eine continuität von den urrunen zum altgerm. runenalphabet annehmen, würde schon diese ähnlichkeit auf die gestalt der ersteren schliessen lassen.

Nun trifft es sich aber überdies wie bei jenen regeln der runentechnik: was für die runen allgemein gilt, das hat auf die von uns ausgesonderte gruppe gesteigerte anwendung. Zwei charakteristische griechische zeichen, jenes lat. seltene, griechisch häufige, welches runisch *ȝ* gleicht, und das lat. fehlende, welches wie die *R*-rune aussieht, scheinen widerzukehren; run. *n* konnte als griech. *x*, run. *w* als griech. *r* aufgefasst werden; und war etwa auch das einfachste aller zeichen, der gerade strich schon vorhanden, so brauchte er nur vor einem *k*-zeichen zu stehen, um auch den anschein des griech. *k* hervorzurufen. Wir werden deshalb gut tun, auch an diesem zeugnis der aufmerksamen Römer nicht achtlos vorbeizugehn und dürfen die vermeintlichen griechischen zeichen vielleicht herzhaft als vorrunen ansprechen.

In letzter linie beruht freilich auch die ähnlichkeit zwischen dem griechischen alphabet und den runen nur auf der widerkehr derselben einfachsten elemente und combinationen. Weit entfernt, ein argument gegen unsere meinung zu bilden. macht dieser umstand vielmehr einen neuen stützpunkt für sie aus. Dass die alten Germanen 'runen', schriftzeichen oder schriftähnliche zeichen mit feststehender bedeutung besassen, ist bezeugt. Wie sollten da gerade sie auf andere mittel verfallen sein als alle anderen völker? Stab und winkel werden fast notwendig das ende auch der phantasievollsten ideogramme sein. Erst vor kurzem hat Grosse (Die anfänge der kunst s. 113 f.) die überraschende entdeckung gemacht, dass auch das 'geometrische ornament' nichts anders ist als 'abgekürzte, zum teil geradezu stilisierte abbildungen bestimmter ganz concreter gegenstände'. Es ist mit der schrift nicht anders. Material und handwerksrücksichten führen überall zu diesen geometrischen elementen; die erste buchstabenschrift ist die erste stenographie. Daher denn auch überall überraschende ähnlichkeiten. Eine zwischenstufe des runischen *a*-zeichens ist zufällig mit dem altlat. **A** identisch (Wimmer s. 99), die rune für *ȝ* gewis ohne inneren grund dem griech. und lat. zeichen für *ch* oder *x* gleich; ja sogar in der keilschrift kehrt **K** fast genau wider. Diese ähnlichkeiten sind so unvermeidlich wie die der werkzeuge: schaufel, hacke, pfeil finden sich immer wider, weil früher oder später die allein praktische form

durchdringt, und daher sehen sie auch unsern buchstaben ähnlich: die eine form der *m*-rune ist eine schaufel, die für *l* eine hacke, die für *t* ein pfeil. Wir könnten daher, auf Tacitus' aussagen allein gestützt, den versuch machen, von der ältesten germ. runenschrift ein bild zu entwerfen, ohne zu weit von dem abzukommen, was wir auf unserm wege erschlossen haben. Nur was in jener runenschrift nicht gestattet war, könnten wir nicht aus culturstand und analogie deducieren: dass etwa zeichen wie lat. **R** oder lat. **H** ihr gefehlt zu haben scheint, ist weder hieraus noch aus dem gebrauch der reiser zu erkennen. Um so mehr scheint es beachtung zu fordern, dass wir auch solche negativen eigenschaften von ihr glaubten aussagen zu dürfen; dies hebt die gruppe der runen für *þ, k, ʒ, w, n, s, p, ʀ, n͡g* deutlich aus dem gesammtvorat der runen heraus.

Schliesslich darf für unsere vermutungen wol auch noch ein völkerpsychologisches moment ins feld geführt werden. Nirgends finden wir bei den Germanen eine reform mit jenem radicalismus durchgeführt, den südlichere nationen wol dabei zeigen. Das römische imperium ward hier keineswegs so plötzlich und so streng eingeführt, wie etwa bei den Franzosen republik und kaiserreich; die reformation war nicht wie Chlodwigs und der seinen bekehrung das werk éines tages von Damaskus. Sollte es bei der grundlage aller bildung, bei der schrift anders sein? Gewis hat der geniale erfinder des altgerm. runenalphabets so wenig wie Luther oder Stein es verschmäht, nach möglichkeit alte aber noch lebenskräftige glieder des früheren systems in den neuen curs aufzunehmen; dadurch nur hat er es zu stande bringen können, dass in raschem siegeszug seine erfindung das gesammte vielgeteilte volk der Germanen eroberte.

Wir überschätzen die kraft unserer argumente nicht; und ihre beweiskraft verliert für den leser noch durch den ungünstigen umstand, dass wir die bilder durch umschreibungen ersetzen mussten. Vielleicht regen unsere vermutungen dennoch andere an, das einzige nachzuholen, was Wimmer auf seinen ruhmvollen entdeckungsfahrten durch die runenkunde älterer zeit zu erforschen übrig liess: die vorgeschichte des urgerm. runenalphabets.

BERLIN, 16. febr. 1896. RICHARD M. MEYER.

DIE GERMANISCHEN RUNENNAMEN.

1. Die gotischen buchstabennamen.[1])

Die gotischen alphabete und buchstabennamen der bekannten Salzburger handschrift, heute Wiener hofbibliothek codex 795, von denen Wilhelm Grimm in den Jahrbüchern der literatur band 43, Wien 1828, eine facsimilierte abbildung mitteilte, habe ich einer neuen vergleichung unterzogen und dabei folgendes festgestellt:

Der kleinfolio-codex ist in weisses pergament gebunden, vermutlich im 17. jh., doch ist dieser einband nur die erneuerung eines frühern, denn die aufschrift bl. Ia, welche den inhalt angibt, ist beträchtlich älter, sie gehört wol dem 14. jh. an. Sie lautet mit auflösung der kürzungen:

Hic sunt rescripti libri in hoc volumine contenti
Primo Epistole quedam albini
Secundo Orthograuia breuis
Item questiones Ewangeliorum Augustini
Item Augustinus super Epistolaȝ ad Romanos
Item questiones diuerse doctorum super epistolas pauli

[1]) Die arbeiten von Wilhelm Grimm, Ueber deutsche runen, Göttingen 1821, und Zur literatur der runen, Jahrbücher der literatur bd. 43 (Wien 1828); Massmann, Gotthica minora, Zs. fda. 1 (Leipzig 1841); Müllenhoff, Zur runenlehre, in der Allgem. monatsschrift für wissenschaft und literatur (Halle 1852); Kirchhoff, Das gothische runenalphabet, 2. aufl., Berlin 1854; Zacher, Das gothische alphabet Vulfilas und das runenalphabet, Leipzig 1855; Wimmer, Die runenschrift, deutsche ausgabe Berlin 1887, welche für die erklärung der germanischen runennamen vorzugsweise in betracht kommen, sind in der gegenwärtigen abhandlung immer vorausgesetzt, ohne dass ich aus ihrer kenntnis die verpflichtung abgeleitet hätte, dieselbe zu allen einzelheiten zu citieren, oder mich, wo ich nicht zustimme, mit denselben in eine vielfach längst gegenstandslos gewordene auseinandersetzung einzulassen.

Item Excerpta de diuersis tractatibus
sanctorum primum super Epistolaȝ ad Romanos
Item Explanacio Gladiorum qui dicuntur
in passione domini.
Item Epistole karoli ad Albinum.

Hievon interessiert uns nur der abschnitt *Orthographia brevis,* der aus zwei lagen zu je 8 blatt besteht und ein büchlein für sich bildet. mit dem alles andre einmal vereinigt worden ist. Den zwei quaternionen der *Orthographia,* die dem gelehrten freunde Karls des grossen *Alchwine,* pseud. *Flaccus Albinus,* zugeschrieben wird, herausgegeben nach der Salzburger und einer am ende verstümmelten Pariser hs. in Mignes Patrologiae cursus, Patres latini 101, col. 901—920, gehen zwei lagen zu je zwei bll. voraus, welche die auf I[a] indicierten *epistolae quaedam Albini* enthalten; es sind die briefe no. 71 und no. 296 bei Jaffé, Monumenta Alcuiniana s. 325 und 886, der erste beginnend fol. I[b] oben in blasser gelbbrauner kleiner schrift, die wol noch dem 9. jh. angehören könnte: *Dulciſſimo fratri & ſanctiſſimo praeſulj aquile albinuſ ſalutem | Praesagum nomen tibi inpoſuere parenteſ ......* und schliessend fol. IV[a], z. 14—16 v. o.: *uestram ſanctitatem In omnibuſ boniſ florere & ad | perpďuam dſ ihſ proficere faciat felicitatem | deſiderantiſſime frater in xpo.* Der zweite beginnend in unmittelbarem anschlusse z. 17: *Literis uestrae beatitudiniſ acceptiſ ſatiſ | me lďificauit facieſ illarum ......* und schliessend fol. IV[b] unten: *omnia quęcumque faciaſ proſperata tibi ſint | ad ſalutem. & mei memor ualďo ſanctiſſime pater.*

Aquila, an den der erste brief gerichtet ist, ist *Arn,* der bruder Alchwines, der erste erzbischof von Salzburg.

Fol. V[a] oben beginnt die *Orthographia brevis* mit dem distichon in halbuncialis (rot):

Me Legat anTiquas uuLt qui proferre LoqueLas.
Me qui non sequitur uuLt sene Lege Loqui.

Das zweispaltig geschriebene lateinische wörterverzeichnis beginnt mit

A&ernuſ a&aſ aequitaſ

und schliesst fol XVIII[b] unten mit

Ueſpere quae Luceſſit in prima ſabbatiſ.

Fol. XIX[a] stehen *Formae Litterarum secundum grecos*

(halbuncialis, rot), ein griechisches alphabet mit lautwerten in lateinischen lettern *a, b* u. s. w. und mit den griechischen buchstabennamen *alpha, bita* ... und zahlenwerten in worten *mia, dia* ... und ziffern.

XIX[b] spalte 1 steht ein griechisches syllabar:

be	*bi*	*by*	*bu*
Bai	*Bei*	*Boi*	*Boy*

durchgeführt bis *Ψ*, wobei aber *P* übergangen ist.

Die zweite spalte enthält in zwei verticalreihen zahlen der arithmetischen reihe durchgeführt in ihren typischen combinationen von *11 XI* bis *900 DCCCC 910 DCCCX.*

Zwischen beiden spalten oben eingerückt stehen die griechischen diphthonge mit ihren lautwerten.

Da die zahl 900 ganz richtig umschrieben ist, so kann die auslassung einer hundert *C* in der letzten zahl nur auf einem versehen beruhen.

Ob man aus dem umstande, dass die zahlen bis 910 gehen, schliessen darf, dass diese zahl als jahreszahl und als terminus a quo für die zusammenschreibung der *Orthographia brevis,* der *Formae litterarum secundum Grecos,* sowie der auf XX[a] folgenden angelsächsischen runenreihe zu betrachten sei, halte ich für zweifelhaft, sicher aber ist, dass diese drei stücke im 10. jh. zu gleicher zeit und nach einem plane zusammengetragen worden seien, denn sie sind nicht nur inhaltlich verwant, sondern, was hier mehr ins gewicht fällt, auch äusserlich von gleicher erscheinungsform, die buchstaben, zahlen und runen in rubro ausgefertigt, die schrift von gleichem ansehen.

Fol. XX[a] steht in zwei verticalreihen *f* bis *ſ* und *t* bis *y*, die grössere rechte hälfte der seite leer lassend, das ags. fuþark, runen mit übergeschriebenen lautwerten und beigesetzten namen.

Da nun die vorgebundenen 4 blätter briefe Alchwines enthalten und die *Orthographia brevis* selbst diesem gelehrten Angelsachsen zugeschrieben wird, so ist es gewis wahrscheinlich, dass auch die runenreihe auf mitteilungen Alchwines beruhe, um so mehr, als ihre namen, wie sich zeigen wird, northumbrischen charakter besitzen, Alchwine aber, der 766 vorsteher der schule zu York war und 782 an den hof Karls des grossen berufen wurde, in der tat in Northumberland, 735, geboren ist.

Diesen auf den zwei quaternionen zusammengeschriebenen stücken gegenüber repräsentieren sich die Gotica auf bl. XX [a] und XX [b] als spätere, nicht im plane des ursprünglichen abschreibers gelegene nachträge.

Man sollte wol glauben, dass diese nachträge in Salzburg selbst gemacht worden seien, aber dass der gelehrte aus dem anfange des 10. jh. dieselben auch concipiert habe, ist nicht glaublich, da wir sehen werden, dass das ursprüngliche concept der Gotica unsrer hs. nur auf grund der mitteilungen eines der gotischen sprache aus lebendiger überlieferung kundigen mannes verfasst werden konnte.

Am unteren rande des bl. XX [a] steht, von der späteren beschneidung des buches stark mitgenommen, eine reihe römischer zahlen, von deren letzter, der v allerdings nur noch ein teil erhalten ist.

Setzt man für diese zahlen

.v.
XX . I . XI . V . I . XVIII . XX . VIIII . VII . I . XVIII . XV . XVII . I . V .
XX
XVIII . XI . I . XII . I . XVIIII . [v],

in denen man sofort einen chiffrierten satz vermutet, die entsprechenden buchstaben nach der reihenfolge des lateinischen alphabetes ein, so erhält man die lesung *ualeas uigeas praesul amate.* Dieser satz gehört nicht dem schreiber der gotischen nachträge, der sich einer dunkleren tinte bediente, sondern dem der ags. runenreihe beziehungsweise dem des ganzen büchleins Orthographia brevis an und mag wol einen gruss an die persönlichkeit enthalten, in deren interesse das buch oder die copie angefertigt worden ist.[1]) Dem copisten letzter hand fallen gewis auch die unbedeutenden graphischen unsicherheiten zu, so die schreibung *luȝ* für *Inȝ*, bei welcher wir übrigens das *l* noch immer als oberlanges *I* fassen könnten, auf dem es ja auch wirklich beruhen muss.

Ich gehe nun zu den Goticis des bl. XX über.

[1]) Es wäre denkbar, dass dieser gruss von Alchwine an Arn gerichtet sei und die sendung des büchleins Orthographia brevis zu begleiten bestimmt gewesen wäre. In der tat bedient sich Alchwine in seinen briefen an Arn öfter der freilich sehr allgemeinen formel *ualeas uigeas.*



XX[a] an der seite der ags. runen und zwar entsprechend dem *f* bis *h* der ersten, und *t* bis zum raume zwischen *æ* und *a* der zweiten reihe, also in der ausdehnung von neun bez. acht runen, stehen die 16 ersten zeichen eines got. alphabets in gotischer reihenfolge **A** bis **U**.[1]) Ich bezeichne diesen torso als alphabet a. Nach aussen davon, ganz am rande und zwar etwas höher als das got. **A**, steht nochmal ein gotisches **J**, obwol dasselbe schon unten vor dem **U** seinen richtigen platz gefunden hat. Dieses **J** der verticalreihe steht auf rasur, und eine grössere radierte stelle erstreckt sich auch vom **A** bis **G** der verticalreihe nach rechts bis zu dem alleinstehenden **J**.

Dabei steht das **B** selbst auf der rasur, nicht aber das **A** und **G**. Ich schliesse daraus, dass der schreiber ursprünglich die gotischen buchstaben in zwei horizontalreihen, **A** bis **J** und darunter **U** bis ende, oder wenigstens einem teile der zweiten hälfte des alphabetes, angeschrieben hatte, dann aber es vorzog die buchstaben in verticaler reihe anzusetzen und das früher geschriebene zu radieren, wobei das **J** am rande zufällig stehen blieb. Der raum von **A** bis **J** in der horizontalreihe reicht für die dazwischenfallenden 13 buchstaben, wenn sie gedrängt werden, immerhin aus. Warum der schreiber das alphabet in der verticalreihe unvollendet gelassen habe, lässt sich aus dem, was die hs. selbst zu schliessen erlaubt, nicht ausmachen.

Fol. XX[b] links oben stehen zunächst in gotischer schrift die kürzungen *fā þo xāus* | *xāus*, wobei zu bemerken ist, dass
.rpi
die beiden kürzungen *xāus* aus verschiedenen gotischen alphabeten entnommen sind und dass die erste von der zweiten durch einen verticalstrich gesonderte eine ligatur von *a* und *u* enthält.

Darunter am äussern rande herablaufend steht abermals ein gotisches alphabet in gotischer reihenfolge, alphabet b, fortgeführt von **A** bis **W** und in zweiter verticalreihe beendigt von **F** bis **O**. Die dritte verticalreihe enthält ein gotisches alphabet in wesentlich lateinischer reihenfolge, alphabet c, und diesem alphabete entsprechen die beigesetzten buchstabennamen.

[1]) **Mit steinschrift sind im folgenden die gotischen buchstabenzeichen angedeutet, die der druckerei fehlen.**



Beim **A** dieses zweiten hat der schreiber auch noch den lautwert *a* angegeben, was er aber bei den folgenden buchstaben nicht fortsetzte.

Massgebend für die auffassung dieses dritten alphabetes als eines in lateinischer ordnung verfassten ist vor allem die stellung des **F** am fünften platze. Besonderheiten gegenüber dem eigentlichen lateinischen alphabete aber sind, dass an stelle des *c, g, o, u* die gotischen *g, j, u* und *w* (*y*) stehen, hinter welchem statt lat. *x, y, z* die gotischen buchstaben *o, x, z, hv, þ* das alphabet beschliessen.

Dies ist der stamm der anlage, und es kann nicht gezweifelt werden, dass das erste alphabet in gotischer folge auch zuerst auf das blatt gesetzt worden war, dann das in lateinischer folge, welches besser zusammen gedrängt in seiner ganzen verticalen ausdehnung nicht viel mehr raum beansprucht als die 21 buchstaben **A** bis **W** des ersten.

Aber mit diesen zwei alphabeten in drei verticalreihen ist es nicht abgetan, der schreiber hat noch mannigfache ergänzungen dazugefügt. So hat er das erste alphabet b, das doch in der zweiten verticalreihe schon abgeschlossen war, auch in der ersten reihe completiert und die zeichen **F** bis **O** angehängt, die er aber bemerkenswerter weise nicht aus dem identischen alphabete einfach copierte, sondern aus dem zweiten alphabete c entnahm, so dass also der schluss **F** bis **O** in den abweichenden formen des zweiten alphabetes an das erste angehängt erscheint. Dabei kam der schreiber aber mit dem raum ins gedränge und musste den letzten buchstaben **O** horizontal einrücken.

Ausserdem hat er dem schliessenden **O** der zweiten verticalreihe noch ein **Ï** folgen lassen und zum zweiten alphabete c bei **B, D, E, F, R** und **S** die varianten aus dem ersten (b) beigesetzt, ferner bei **A, H, L, U** und þ mit dem ersten versuche seiner copierung nicht zufrieden, das zeichen zweimal bez. dreimal hingesetzt, und zwar ganz sicher bevor er die namen schrieb, denn die verticale, in der diese herablaufen, ist bei **B** verschoben, der name *bercna* nach rechts hinausgedrängt.

Es erklären sich demnach, um ins einzelne zu gehen, das zweite **A** als correctur zum ersten, das dritte **B** als correctur zur variante, das dritte **U** als correctur zum ersten oder

zweiten **U**, das vierte **B**, welches der schreiber links vom stamme einflickte, abermals als variante, das þ endlich, das links an den zwischenraum von **H** und **Ï** herangerückt erscheint, als ein versuch, die lateinische reihe mit der gotischen zu verbinden, oder sie im sinne der letztern zu ergänzen.

Es ist also ohne weiteres der schluss gerechtfertigt, dass der compilator der alphabete zwei vorlagen gehabt habe, von denen die eine das got. alphabet in gotischer folge (b), die andre dasselbe in lateinischer folge (c) enthielt und dass dem letzteren die got. buchstabennamen beigeschrieben waren.

Aber auch noch eine dritte vorlage muss er gehabt haben, denn der torso des alphabetes a auf der vorhergehenden seite des blattes zeigt einen abweichenden schriftcharakter und nähert sich am meisten dem typus der gotischen bibelhand-handschriften. Das alphabet c enthält dagegen cursive elemente und in noch weiter gehendem masse das alphabet b.

Die ordnung des alphabetes c in lateinischer folge, in welcher got. *u* nur dann am richtigen lateinischen platze ist, wenn man es als *ŭ* fasst und *ŏ* ausspricht, und got. *ō* nur dann, wenn man es *ū* spricht, liefert meines erachtens einen sichern beweis, dass dieses alphabet von einem eines spätgotischen dialektes kundigen manne verfasst sein muss, und zwar unabhängig von den namen, denn das mit *u* verbunden gebliebene *ūraz* entspricht nicht als *ŏ* gesprochenem und deshalb an die stelle des latein. *o* gesetzten kurzem *u*, sondern langem.

Indem dieser Gote sich bestrebte seine buchstaben im sinne des lateinischen alphabetes zu ordnen, konnte er die buchstaben *a, b, —, d, e, f, —, h, i, k, l, m, n, —, p, q, r, s, t, —, —, x* (*χ*), ... *z* ohne weiteres auf ihren plätzen belassen, aber für *g*, dessen doppelte romanisch-latein. aussprache *g* und *j* ihm bekannt war, setzte er got. *j* ein und gab dem *g* den freien platz von *c*, ohne zweifel deshalb, weil romanische fortis *c* und germ. anlautender verschlusslaut *g* nicht weit von einander lagen. Sein zeichen für *w* (und *y*) setzt er an stelle des latein. *u*, ganz correct, denn lat. *u* ist auch consonantisch, und fügt danach den buchstaben *o* ein, den er *ū* sprach und deshalb als vocalisches *u* oder als länge *ū* nach dem consonantischen oder kurzen *u̯* folgen liess. Die anreihung von *ƕ* und *þ*

am ende des alphabetes begreift sich von selbst, das lateinische alphabet hatte für diese buchstaben keine stelle. In der zweiten spalte stehen vier ausgehobene stellen gotischen textes mit übergeschriebener ahd. erklärung, ein paar grammatische bemerkungen auf die gotische orthographie bezüglich und 11 gotische zahlen mit lateinischen parallelen.

Es ist zu bemerken, dass die gotischen zahlen in einem alphabete verfasst sind, das sich mit *c* deckt. Beweis dafür ist u. a. die abgerundete form des *s* in der zahl 230, die genau so in c sich findet, während b eine eckige form des griechischen *Σ* hat und a vermutlich die latein. form gehabt haben wird. Der schreiber hat sie uns leider vorenthalten.

Die lettern der textfragmente und der gotischen wörter in den grammatischen notizen aber gehören entschieden dem alphabet a an. Bezüglich der in spalte 1 übergeschriebenen kürzungen kann gesagt werden, dass *fā þo xāus* dem alphabet b, das zweite *xāus* aber c angehöre. Beweisend für das erstere ist die besondere form des *f*, welche sich nur in b findet und das eckige *Σ*, für das zweite aber das abgerundete sigma des alphabetes c.

Wir sind nunmehr in der lage anzugeben, was für den schreiber der gotischen notizen als unmittelbare oder mittelbare vorlage vorauszusetzen ist: drei alphabete mit fester ordnung, zwei in gotischer folge a und b, eins in lateinischer c. Zu dem ersten gehören die textfragmente und orthographischen notizen, zum zweiten drei kürzungen, zum dritten eine kürzung, die namen und die zahlen.

Die vier gotischen zeilen lauten in unserer lateinischen transcription:

waúrþunuþ-þan . afar
aíwaggêljô þaírh Lôkan
waúrþun afar þô
jah qêþun.

Zwischen *-þan* und *afar* in 1 steht ein deutlicher punkt. Beim **N** in *Lôkan* ist der zweite verticalstrich verwischt, aber doch ist der buchstabe in der hs. viel deutlicher als auf dem facsimile Grimms, worauf schon Massmann, Zs. fda. 1,297 hinweist.

Ueber diese gotischen zeilen ist in lateinischer schrift übergesetzt:

uuortun otan auar
euanz˙‾eliū ther Lucan.
uuorthun auar thuo
ia chuedant ia chuatun

wozu ich gegenüber dem facsimile bei Grimm hervorheben möchte, dass ich in 1 *uuortun*, nicht *uuartun, otan* und *auar*, sowie in 2 *Lucan* mit folgendem punkt, nicht *Lucam* hinreichend deutlich gelesen habe. Auch Massmann a. a. o. hat hier *n*, nicht *m* gesehen.

Die zweite zeile dieser ausgehobenen stellen enthält die überschrift eines gotischen Lucasevangeliums. *Aíwaggêljô þaírh Lôkan* entspricht genau dem *aíwaggêljô þaírh Lûkan anastôdeiþ* des Codex argent., unterscheidet sich aber in der orthographie, indem gotisches als *ū* gesprochenes **O** für richtiges **U** gesetzt ist. Der Codex argenteus selbst kann also die vorlage für diese stelle nicht gewesen sein. Das wird noch weiter durch zeile 1 erhärtet, zu welcher Lucas 9, 28 stimmt: *waúrþun þan afar þô waúrda swê dagôs ahtau* '*ἐγένετο δὲ μετὰ τοὺς λόγους τούτους ὡσεὶ ἡμέραι ὀκτώ*', 'factum est autem post haec verba fere dies octo', nur dass in der fassung der Salzburger hs. ein bedeutungsloses *uh* eingeschoben ist. Genau so ist Lucas 9, 27 *λέγω δὲ* durch *qiþuh-þan*, Lucas 9, 13 *εἶπεν δὲ* durch *þanuh qaþ*, aber Lucas 9, 20 *εἶπεν δὲ* oder 9, 23 *ἔλεγεν δὲ* durch blosses *qaþ þan* ausgedrückt. Es war dem belieben des übersetzers anheimgestellt, dieses *-uh* zu setzen oder es wegzulassen, und so steht, um noch weitere belege anzuführen, dem *qaþ þan* oder *frah þan ἐπηρώτησεν δὲ* Luc. 8, 30, oder *warþ þan ἐγένετο δὲ* Luc. 8, 22, ein *qaþuh þan εἶπεν δὲ* Luc. 7, 48, *wasuh þan ἦν δὲ* Luc. 8, 32, assimiliert *wasuþ-þan* (*χήρα*) *δὲ ἦν* Luc. 18, 3 gegenüber, und neben *bêrun þan* Luc. 8, 15 *προσέφερον δὲ* findet sich *wêsunuh-þan ἦσαν δὲ* Luc. 6, 39 und *wêsunuþ-þan* Marc. 15, 40, womit in allen fällen ein und dieselbe griech. conjunction *δὲ* übersetzt wird.

Für *waúrþun þan afar* des Cod. arg. hatte also das exemplar, welches hier vorlag, die fassung *waúrþunuþ-þan afar*. Wenn aber zeile 2 sicher, zeile 1 sehr wahrscheinlich dem Lucasevangelium angehört, so möchte man wol glauben, dass dies auch bezüglich der zeilen 3 und 4 der fall sei. In der tat scheint nichts näher zu liegen, als dass zeile 3 die worte

der stelle Lucas 9, 28 *waurþunuþ-þan afar þô* einfach um das im contexte folgende *þô* vermehrt widerholt, dabei aber diesmal die conjunction *-uþ-þan* auslässt, sei es als grammatische variierung, sei es — und auch das ist möglich — als textvariante, denn *ἐγένετο δὲ μετὰ τοὺς λόγους* ist auch mit *waúrþun afar þô waúrda* genügend übersetzt. Die vierte zeile *jah qêþun* steht Lucas 1, 61. 17, 5. 19, 25. 20, 2 im versanfange, Lucas 3, 12 in der versmitte, kann also jedesfalls auch aus diesem evangelisten citiert sein. Es ist ferner von wichtigkeit, dass der in den folgenden grammatischen notizen angeführte name *Gabriel* ausser bei Lucas 1, 19. 26 im neuen testamente überhaupt nicht und im alten nur bei Dan. als personenname vorkommt, so dass wir auch dieses citat auf Lucas beziehen dürfen. *Genuit* freilich kommt bei Lucas nicht vor, und auch *jah libaida* 'et vixit' nicht, aber es wäre dennoch möglich, dass dieses citat der grammatischen notizen aus Lucas stammt, wenn die hier vorausgesetzte übertragung des evangeliums in der stelle Luc. 2, 36 *sôh* (*Anna*) *framaldra dagê managaizê libandei miþ abin jêra sibun fram magaþein seinai αὕτη προβεβηκυῖα ἐν ἡμέραις πολλαῖς ζήσασα μετὰ ἀνδρὸς ἔτη ἑπτὰ ἀπὸ τῆς παρθενίας αὐτῆς* gleich dem lateinischen texte *haec processerat in diebus multis et vixerat cum viro suo annis septem a virginitate sua* sich nicht der participialconstruction, sondern des directen tempus, etwa **sôh was framaldra dagê managaizê jah libaida miþ abin* .... bedient hätte. Derselbe vorschlag könnte allesfalls auch für Luc. 15, 13 *jah jainar distahida þata swês seinata libands usstiuriba* gemacht werden, was in anderer fassung etwa auch **jah jainar distahida* .... *jah libaida usstiuriba* ausgedrückt worden sein konnte. Es scheint mir demnach ausserordentlich wahrscheinlich, dass sämmtliche ausgehobenen gotischen beispiele aus dem Lucasevangelium bezogen seien. Das latein. beispiel *genuit* aber ist wol ein frei erfundenes.

Es ist nun die frage, wie verhalten sich zu den gotischen zeilen die übergeschriebenen althochdeutschen erklärungen?

Fürs erste könnte man glauben, in denselben eine ahd. übersetzung vor sich zu haben, denn dass sie keine transliterierung seien, sieht jeder allerdings sofort. Das stimmte ja schon bei *uuortun* nicht, wo *uuaurthun* transliteriert sein

müsste, noch weniger bei *otan* zu *-uþ-þan*, *euangeliū* zu *aiuuaggeljo, ther* zu *thairh,* und auch im weitern nicht. Das kann also nicht beabsichtigt gewesen sein. Aber *wortun* ist keineswegs eine ahd. übersetzung des got. *waúrþun,* und ein ahd. *otan* ist ein durchaus unmögliches monstrum.

Aber für die beiden ersten zeilen stimmt so ziemlich genau das princip der phonetischen transcription, nur dass der schreiber got. *þ* zweimal durch ahd. *t* ausdrückt. Für phonetische transcription sprechen vor allem die dialektischen oder orthographischen eigentümlichkeiten *o* für *u* in *otan*, *ther* für **therh* mit verflüchtigtem *h* nach *r,*[1]) *ja* für *jah* gleichfalls mit verklungenem *h* am ende, *ū* als lautwert für got. *ō* in *Lūcan,* geschrieben *Lōkan,* eigentümlichkeiten der schreibung, die wir bekanntlich in got. wörtern bei latein. schriftstellern, zum teil aber auch schon in den got. bibelhss. finden. Vor allem ist *ther* beweisend, denn hier kann weder von transliterierung noch von deutscher übersetzung, sondern nur von phonetischer transcription die rede sein. In der dritten zeile *uuorthun auar thuo* ist das erste wort phonetische transcription, das letzte übersetzung, und zwar misverständliche übersetzung, indem der schreiber das got. pronomen *þô* 'haec' für die hd. conjunction *dô, duo* gehalten hat.

Bei *auar* für got. *afar* hält derselbe die mitte zwischen phonetischer übertragung und fehlerhafter übersetzung, da er mit *auar* wol den laut der got. praeposition richtig widergibt, zugleich aber an die deutsche conjunction *afar, auar* 'autem, iterum' denkt und bei seinem bemühen in den sinn des gotischen satzes einzudringen, zu der fehlerhaften auffassung '*factum est autem tunc*' gelangt, während derselbe '*factum est post haec*' bedeutet.

Was endlich die vierte zeile betrifft, *jah qêþun,* so ist es wider ganz klar, dass der schreiber gotisches *jah,* in dem er das *h* entweder gar nicht hörte, oder doch nach althochdeutschem lautstande nicht identificieren konnte, phonetisch umschrieb und, indem er dabei an sein eigenes *jâ* 'et, etiam' dachte, zugleich übersetzen will und dass er gleichfalls nach

---

[1]) Man vgl. dazu die namen *Wisumar* und *Erpamara* für **Wisumarhs* und **Aírpamarha* bei Jordanes.

dem verwanten lautbilde aus seiner eigenen sprache got. *qêþun* zuerst mit *chuedant* gibt, was er dann nachträglich, als ihm die incongruenz dieser formen irgendwie klar geworden war, in *chuatun* bessert.

Es ist demnach augenscheinlich, dass die übergeschriebenen zeilen, welche als reine übersetzung lauten müssten

***(joh) uuurtun dô after**
euuangelium duruh Lucan
uuurtun after diu
joh quâtun

oder als blosse phonetische umsetzung mit ahd. mitteln

***uuorthun uththan auar**
euuangelio therh Lukan
uuorthun auar tho
iah quethun,

so wie sie dastehen nichts anders sind, als ein gemisch von beidem, und dass sie auf dem zusammenwirken zweier grundsätze beruhen müssen. Dass nun diesen zwei grundsätzen auch zwei personen entsprechen, von denen die eine des gotischen aus mündlicher tradition kundig war, die andere des althochdeutschen, beide des lateinischen, und dass von diesen zwei personen die erste das gotische gelesen und vorgesprochen, die zweite sich bemüht habe dasselbe durch althochdeutsche worte auszudrücken, glaube ich, ist ein schluss, der kaum umgestossen werden dürfte.

Die grammatischen bemerkungen zerfallen in drei sätze:

1. ubi dicit / . ȝenuit . **J** ponitur
   ubi ȝabriel . **G** . ponunt & alia hiſ ſim̄.
2. ubi aſpirationē . ut dicitur
   ȝah libeda . **JAH LIBAIDA** .
3. diptonȝon . **AI** . ꝓ e . lonȝa
   p ch . **Q** . ponunt,

wobei man selbstverständlich den dritten zusammengezogenen satz, der zwei bemerkungen enthält, auch in zwei notizen zerfällen könnte, von denen die erste ohne praedicat stünde. Den ersten satz hat W. Grimm s. z. nicht verstanden, eher Massmann, der ihn (Zs. fda. 1, 298) nur kurz streift, sicher aber Diez, welcher Gramm. d. roman. spr. 1⁵, 291 darauf hinweist, dass die verschiedene aussprache von got. **J** und **G** an den parallelen von spätlatein. *g* vor hellem und dunklem vocal

demonstriert werden soll, dass also für *zenuit* im gegensatze zu *zabriel* die aussprache *jenuit* vorauszusetzen sei.

Der verfasser der notiz bewegt sich dabei auf dem boden der romanisch-lateinischen orthographie.

Der zweite satz ist völlig aphoristisch und dem sinne nach zu ergänzen *ubi aspirationem* (*dicunt* oder *producunt h ponitur*) *ut dicitur zah libeda* ..., denn dass unter aspiratio nur die setzung des hauchlautes, hier am silbenende, verstanden werden könne, liegt auf der hand. Die bemerkung ist lehrreich für die aussprache des got. *h* im auslaute. Sie konnte zur fraglichen zeit keinesfalls mehr die von χ, sondern nur die des blossen hauches gewesen sein. Dasselbe ist vermutlich auch für den inlaut anzunehmen, denn die schreibung *hiuma* neben *hiuhma* ist bei χ-qualität der gutturalis nicht gut verständlich. Auch die bekannten assimilationen des auslautenden got. *h* an den consonanten des folgenden wortes wie *jaþþan, þanuþþan, wasuþþan, jalliban, jaggatraua, jabbrusts, janni* u. a. (Braune, Got. gramm. 25) erklären sich nach meinen lautphysiologischen anschauungen besser bei *h* als bei χ-qualität des buchstabens.

Der satz *diptonzon* . **AI** . ꝑ *e* . *lonza* ist an sich verständlich. Lang *ē*, d. i. wol *ǣ*, war die gesprochene qualität, *ai* der graphische ausdruck, und graphisch, nicht lautlich, ist der terminus *diptongon* hier zu verstehen. Es ist zweifelhaft, ob diese bemerkung im sinne der latein. oder der ahd. orthographie zu fassen sei.

Sicher jedoch steht der verfasser beim letzten satze *p ch* . **Q** . *ponunt* auf dem boden nicht der latein., sondern der ahd. orthographie, denn er überträgt got. **Q** nicht durch *qu*, sondern durch sein ahd. *ch*, dem aber hier die qualität *chu* zugetraut werden muss.

Dies alles befestigt mir die ansicht, dass die notizen auf der gemeinsamen arbeit eines Goten und eines Deutschen beruhen, deren verkehrsmittel die lateinische sprache war. Nur ein Gote konnte wissen, dass *þaírh therh* zu lesen sei und nur ein Gote konnte durch seine aussprache *ŏ* für *ŭ* veranlassung geben, dass der deutsche schreiber *-uþþan* mit *-otan* übertrug.[1])

[1]) Gelegentlich *o* d. i. *ŏ* für *ŭ* auch in den bibelhss., vgl. Beitr. 18, 396.



Nur ein Deutscher, nicht so leicht ein Gote, der deutsch gelernt hatte, konnte den artikel *þô* fehlerhaft mit *thuo* übersetzen. Einen ganz gleichen fall bieten die Graeca derselben hs. Auch hier setzen die neugriechischen formen der aussprache, welche gleichfalls nicht transliterierung, sondern phonetische transcription sind, das vorsprechen von seiten eines Griechen voraus.

Auf die zahlen am fusse der grammatischen bemerkungen, die für meine betrachtungen nicht wesentlich sind, gehe ich nicht ein. Schon W. Grimm hat gezeigt, dass die fünf gotischen zahlen der ersten horizontalreihe aus dem fünften capitel der Genesis entnommen sind und dass sie der Septuaginta entsprechen, während die zu ihrer erläuterung darunter gesetzten lateinischen zahlen der Vulgata angehören, dass also die bezüglichen differenzen der beiden bibelübersetzungen hier aufs genaueste fortgepflanzt erscheinen. Die eine über der ersten zeile nachgetragene zahl wies Massmann (Zs. fda. 1, 302) gleichfalls aus dem 5. cap. der Genesis nach, und ebenso die zahlen 1 bis 3 und 6 bis 7 der zweiten reihe aus Ezechiel und 1, 2 Macc., während die 4., 5. und 9. zahl, sowie die lateinischen umschriften derselben, sich allerdings nicht zu voller befriedigung identificieren liessen.

Für die frage, aus welcher quelle die gotischen notizen der Salzburger hs. geflossen seien, bieten sich zwei wege, je nachdem wir uns entschliessen, die vermittlung der Gotica durch Arn oder durch Alchwine selbst besorgt zu denken.

Lebendige kenntnis der gotischen namen finden wir noch im 9. jh. bei Smaragdus, dem abt zu St. Michael an der Maas 805—824, einem spanischen (Massmann, Zs. fda. 1, 388 ff.) oder vielleicht südfranzösischen Goten, dessen falsche und zum teil nur auf grund des deutschen verständlichen etymologien, z. b. *altmir* 'vetulus mihi' u. ä., uns nicht zu beirren brauchen. Lebendige kenntnis des gotischen werden wir um diese zeit auch in Italien annehmen dürfen, wo nicht nur gotische personennamen bis ins 9. jh. fortleben, sondern die gotische nationalität einzelner personen urkundlich bezeugt wird, Brucker, Sprache der Langob. 3 f.

Und an Italien, wo s. z. die biblischen codices der Goten geschrieben wurden, deren mishandelte reste in klosterbiblio-

theken vergraben blieben, bis sie neuerdings zu unsrer kenntnis emportauchten, während Spanien uns an gotischen hss. gar nichts gegeben hat, werden wir in dem falle denken dürfen, wenn die Gotica durch Arn vermittelt sein sollten. Wir wissen, dass Arn, wie Alchwine, dem gelehrten kreise Karls des grossen angehörte und dass er selbst im jahre 798 in Italien war.

Verdanken wir aber Alchwine die ursprüngliche aufzeichnung der Gotica, und hiefür spricht seine notorische, wissenschaftliche betätigung, während wir von Arn nur wissen, dass er für Salzburg codices abschreiben liess, so dürfte es sich wol empfehlen an die Goten im südlichen Frankreich zu denken, mit deren geistlichkeit Alchwine briefliche und persönliche aus seiner amtlichen stellung erfliessende beziehungen unterhielt,[1]) und diese spur scheint mir im ganzen die verlässlichere zu sein. Für südfranzösische herkunft der notizen kann schliesslich auch die form *ʒaar* für got. *jēr* geltend gemacht werden, welche ein gesprochenes **jār* oder mindestens **jǣr* voraussetzt. Gelegentlichen übergang von got. *ē* zu *ā* finden wir aber nicht bei den italienischen noch bei den spanischen Goten, sondern nur bei den den südfranzösischen Goten benachbarten Burgunden.[2]) Wir werden demnach schliessen dürfen, dass die ursprüngliche aufzeichnung, welche der Salzburger zu grunde liegt, an der hand von angaben eines südfranzösischen Goten durch einen fränkischen Deutschen aus der umgebung Alchwines verfasst worden sei. Dafür, dass die eintragung im Salzburger codex im wesentlichen eine copie sei, sprechen innere und äussere gründe. Vor allem die zeit der niederschrift, welche notwendig nach anfertigung des buches Orthographia brevis, also gewis nach 910 zu setzen ist.

[1]) Vgl. die inhaltsangaben bei Jaffé, Monumenta Alcuiniana p. 384: *Alcuinus monachos Gothiae sive Septimaniae, a Laidrado electo Lugdunensi pontifice laudatos confirmat. Monet caveant Hispanorum errores* ... ca. 798. — p. 849: *Alcuinus Gothiae incolas cohortatur ne peccata sacerdotibus confiteri supersedeant.* ao. 804. — p. 538: *Alcuinus Laidrado Lugdunensi et Nefridio Narbonensi episcopis ac Benedicto Anianensi* ... ao. 800. — p. 552: *Alcuinus abbatibus et monachis Gothiae respondet* ... ao. 800. — p. 791: *Alcuinus monachos Gothiae ad bonos mores cohortatur.* ca. 801—4.

[2]) Leges Burgundionum Praefatio *Uuanaharii* neben *Uuenaharii* und formen auf *Uuina-*, LIV *faramannorum, faramannos* neben *feramannorum, feramannos.*



Im 10. jh. aber dürfte lebendige kenntnis der got. sprache nur noch bei den Krimgoten zu finden gewesen sein.

Ein äusserer grund ist wol die schreibung *euanz—eliū* mit deutlich ausgezogenem verbindungsstrich, wo der unmittelbare anschluss der buchstaben keineswegs durch platzmangel bedingt ist, sondern der absicht entspringt, das übergesetzte latein. wort mit dem darunter stehenden gotischen in räumlichen einklang zu bringen. Dessenungeachtet ist die form der ganzen eintragung, so wie sie uns vorliegt, nicht etwa als solche copiert, sondern ein original. Original gewis die ganze tabellarische anordnung der alphabete, original die nachbessernden varianten, das eingeflickte *þ* im alphabet c, der zweite abschluss des alphabetes b mit den zeichen aus c.

Ich wende mich nun zur erklärung der gotischen buchstabennamen. Sie lauten:

aza, a . bercna . zeuua . daaz . eyz . fe . zaar . haal . iiz . chozma . laaz . manna . noicz . uraz . pertra . quertra . reda . ſuzil . tyz . y, uuinne . utal . enzuz . ezec . uuaer . thyth, t & h.

aza ist mit einsetzung eines *h* in **ahsa* herzustellen und deckt sich dann genau mit dem gemeingermanischen, gotisch zufällig nicht bezeugten stf. **ahsō*, vorgerm. **aksā*, ahd. *ahsa* f. ‘axis’, *ahsala* f. ‘axilla’, ags. *eax, æx, ex*, nl. *as* ‘wagenachse’, urverwant mit skr. *ákša*, griech. ἄξων, lat. *axis*, asl. *osĭ*, lit. *aszìs*. *aza*, zu sprechen **aʒa*, unterdrückt das der dentalen spirans vorhergehende *h*. Assimilation *ss* < *hs* zeigen auch mnl. mnd. *asse*, und ob nun der gotische fall gleich diesem ein principieller oder nur ein facultativer sei, das ist für die erklärung des sprechmechanischen vorgangs gewis gleichgiltig. Schritt das *h*, welches im silbenanfange längst reiner hauchlaut geworden war, in derselben richtung auch im silbenauslaute fort, so waren die bedingungen der synkope bereits gegeben, und dass die antiken gewährsmänner, welche uns gotische namen überliefern, dieses *h* oft nicht mehr gehört haben, ist eine bekannte tatsache. Aber auch in den gotischen bibeltexten selbst ist es im inlaute zuweilen synkopiert, so in dem bereits citierten *hiuma* C. arg. zu Lucas 6, 17 für *hiuhma*, oder völlig zu unserm falle stimmend in *draus-nôs* acc. pl. Skeir. 50 gegen *drauhs-nôs* Joh. 6. 12. Wie stark oder schwach

der Gote das *h* in seinem **ahsa* gesprochen habe, der deutsche schreiber hat jedesfalls nur **assa* gehört, was er mit *aza* widergab. Das *z* ist hd. lautsubstitution für got. tonloses *s*, und so auch in allen folgenden fällen, wo es zumeist im auslaut steht. An transliterierung des got. tönenden *z* ist nicht zu denken, da got. *z* in dem umfange, wie hier, überhaupt nicht vorkommt und, wie sich im einklange mit den bereits gewonnenen ergebnissen noch weiter zeigen wird, von transliterierung überhaupt nicht die rede sein kann, sondern nur von nachschrift vorgesprochener wörter mit den mitteln der ahd. orthographie.

Der buchstabenname **ahsa* könnte gleich griech. *ἄξων* als swm. *n*-stamm, got. **ahsa, ahsins,* gefasst werden, doch lässt die übereinstimmung der germanischen belege des wortes mit grösserer wahrscheinlichkeit auf ein stf. **ahsa, ahsôs,* griech. im compos. *ἅμ-αξα* f. 'wagen' schliessen.

Der gotische buchstabenname ist ein durchaus selbständiger, eine directe verbindung desselben mit **ansuz, ós,* dem runischen namen des *a* bei Angelsachsen und Skandinaven, unmöglich. Nicht so sehr wegen des auslautes, denn gegen eine swm. form **ansa* wären keine bedenken zu erheben, als deshalb, weil der übergang von got. *an* > *ã, ā* vor *s* als ein durchaus unbezeugter nicht zugegeben werden kann.

Aus formen *Γινζιρίχος, Transamund* neben *Γιζέριχος, Thrasamundus* darf nicht geschlossen werden, dass in der gruppe vocal + *ns* die nasalis im späteren gotisch zu verklingen begann, weshalb die schreiber nasalis setzen konnten, wo keine am platze war, sondern dass eben dies ein romanischer process war, wonach die schreibungen mit falschem *n* auf falscher reduction eines Romanen beruhen. Die falsche reduction *Transamund* aus gesprochenem *Thrasamundus* hat also ihren grund in der richtigen reduction *transportare* aus gesprochenem *trasportare.*

Immerhin aber wäre es möglich, dass der ags. runenname *ós,* der im Runenlied ohne zweifel germ. **ansuz,* ags. *ós* pl. *és,* an. *áss* pl. *æsir* 'gott, halbgott' ist, was dann im norweg. runengedicht auf *óss* 'mündung' umgedeutet ist, während das isl. runengedicht die alte bedeutung 'gott' bewahrt, im angelsächsischen selbst schon umgedeutet und ursprünglich germ. **ansaz,* got. *ans,* isl. *áss* pl. *ásar* '*δοκός,* balken', mhd. *ens-* in

compp. gewesen wäre. Wir hätten dann in **ahsa* 'achse' und *ans* zwar nicht identische wörter, aber verwante begriffe. Doch nötigt nichts zur annahme dieser vermutung, da wir sogleich bei *thyth, thorn, thurs* drei von einander unabhängigen namen begegnen werden, und got. *ans* 'balken', wenn es überhaupt eine rolle spielte, auch umgekehrt zwischen **ansuz* und **ahsa* hätte vermitteln können.

bercna, got. **baírkna,* dessen *n* durch den isl. runennamen *bjarkan* stn. bewährt wird, ist denominativbildung zu *baírka* stf. 'birke'. Inwieweit diese den sinn verändert, ist gegenstand der überlegung. Jedesfalls verhält sie sich nicht viel anders wie die *nō*-erweiterungen von *s*-stämmen got. *arƕazna* und *hlaiwasnôs* plur., die ja gewis mit den ableitungen got. *drauhsna, faírzna,* ahd. *uohs(a)na* neben *uohasa, gouf(a)na,* Kluge, Nom. stammb. § 87, wesentlich zusammengehören. Und wie in den obigen got. erweiterungen mit *-nō* der sinn der neubildung sich von dem des primitivs nicht unterscheidet, so könnte auch **baírkna* nichts anders als eine bloss äusserlich erweiterte form von germ. **berkō(n)*, an. *björk,* ags. *beorc,* ahd. *bircha,* mhd. *birke* swf. sein und direct 'birke' bedeuten.[1]) Doch möchte man vorziehen, nach analogie der mit *l*-suffix gebildeten ahd. *eihhila,* mhd. *büechel,* nhd. *zirbel* auf die bedeutung 'birknuss' zu schliessen oder eine entwicklung zu 'birkenzweig, birkenreis' anzunehmen, welche für den nordischen repräsentanten des namens im norwegischen wie dem isländischen runengedichte so ziemlich gesichert ist, während Jonson, Oldnord. ordbog *bjarkan, björkun* n. mit der bedeutung 'frugten paa birketræet' ansetzt.

ʒeuua steht für **geua, geva* wie ahd. *auuar, hrëuue, hauuanares, frauualistun, ferneuuon* für *avar, hrëve, havanares, fravalistun, ferneron* (Braune, Ahd. gr.² s. 105 und Kögel, Literaturbl. f. germ. u. rom. phil. 8, 111). Da nun *ʒeuua* die aussprache **gëva* mit tönender spirans voraussetzt, so könnte man glauben, dass der ursprüngliche aufzeichner mit seiner vom ahd. *gëba, këpa* abweichenden orthographie das gotische *giba* mit tönender spirans im inlaute darzustellen versucht habe, aber

[1]) *pirchna* im ortsnamen *Pirchnawanch* des Indiculus Arnonis ist wol genit. pluralis des swf. *pircha.*



es ist wol wahrscheinlicher, dass die aussprache **gëva* seinem eigenen dialekte, der dann wol mfränk. gewesen sein mag, gemäss war.

daaz ist gotisch *dags,* ebenso *haal* got. *hagl* stn. und *laaz* got. **lagus.* Da der schreiber in allen drei fällen doppeltes *a* setzt, ganz so wie in *ȝaar* ahd. *iâr,* so ist jeder zweifel ausgeschlossen, dass er wirklich langes *ā* gehört habe und nichts anderes als eben dies habe ausdrücken wollen. Der fall vergleicht sich mit der schreibung des wandal. namens *Dāmīra,* der tochter des *Oageis,* d. i. **Háuhagais,* Anthol. lat. ed. Riese s. 231, dessen messung sich aus dem hexameter *Damira hic tumulo regalis clauditur infans* ergibt, so dass wir kaum zögern dürfen, ihn aus wandal. **Dagamīra* synkopiert zu denken. Da es dessenungeachtet schwer zu glauben ist, dass die schreibung *daaz* auf einem gehörten **daags* beruhe, d. h. dass schon im got. eine zu unserm nhd. *tāg* parallele längung des vocals eingetreten wäre, so glaube ich mit grösserem rechte annehmen zu dürfen, dass der schreiber das im got. worte *dags* d. i. **daghs* gesprochene spirantische *g* nicht percipiert habe, sondern es als pause auffasste **da'z* und, indem er die pause zum vocal schlug, zur setzung von doppel-*a* gelangte.

Genau derselbe fall liegt in *haal* vor, d. i. **ha'l, *haghl* mit spirantischem, nicht percipiertem *g.* Das got. wort ist gleich aisl. *hagl,* ags. *hæȝl* zu griech. *κάχληξ* 'kleiner stein', lat. *coclācae,* Noreen, Abriss 229, ohne mittelvocal gebildet, analog dem got. stn. *tagl.* W. Grimms aufstellung einer form **hagal* fürs gotische (Wien. jahrb. d. lit. 43, 9) ist nicht im geringsten gerechtfertigt, ebenso unrichtig ist Kirchhoffs wol aus dem stm. ahd. *hagal,* ags. *hæȝol, hæȝel* gefolgertes **hagls* (Das got. runenalphabet 41. 65). Von einer entstehung der form *haal* durch ausfall des *g* und zusammenrückung der beiden *a* könnte also nicht wol die rede sein.

Was endlich **lagus* betrifft, so ist zu bemerken, dass im dialekte der got. buchstabennamen das *u* der *u*-stämme synkopiert wird: *fe* statt **fehu.* Es ist daher gestattet, gleich isl. *lǫgr* 'wasser', ags. *laȝo,* ahd. *lagu-* in compp. (zu *lacus* nach Noreen, Abriss 131) auch den buchstabennamen *laaz,* d. i. **la'z* < **lagh's* auf einen gotischen *u*-stamm **lagus* zurückzuführen. Ein an sich mögliches *a*-thema statt des gemeingermanischen



u-themas zur voraussetzung des gotischen namens zu machen, sind wir demnach nicht bemüssigt.

Der name *eyz,* der dem *e* entspricht und daher mit diesem vocal anlauten muss, wonach sowol got. *ei* = *ī* als auch ahd. *ei* = *ai* auszuschliessen sind, zerfällt notwendig in ein zweisilbiges wort **ĕ-īs*, dessen endsilbe eher der von *haírdeis* als der von *harjis* oder *rimis* entsprechen wird. Dazwischen müssen ein oder zwei consonanten synkopiert sein, denn dass der complex wie er dasteht kein gotisches wort in alter echter form sei, ist ja gewis klar. Legen wir auf die tatsache gewicht, dass das *e* in den ags. runenalphabeten gemeinhin den alten namen des rosses **ĕhwaz* führt, (got. erhalten in *aíƕatundi* 'pferdezahn' sowie in den namen *Ewageis* und *Ewarix*), so gelangen wir leicht zu einer form **ĕhwīz,* got. **aíƕeis,* oder besser **aí-weis* < **aíȝ-weis* (da die *ȷos*-ableitung auch ursprüngliche suffix-betonung gehabt haben kann) als namen des buchstabens im sinne der orthographie bei Wulfila. Synkope des *h* finden wir in *aza, fe, uuaer,* solche des spirantischen *g* in position zwischen *a* und consonant haben wir soeben besprochen. Synkope des *w* werden wir bei *tyz* noch kennen lernen. Es hat also keine schwierigkeit, **ĕ-īs* auf **ĕ(h)-wīs* zurückzuführen, trotzdem die position des *w* hier eine andere ist, da sie in den silbenanlaut fällt. Seiner bedeutung nach könnte der name zu **aíhws* sich verhalten haben wie *eques, -itis* zu *equus,* also 'reiter'. Aber **aí(h)weis* kann auch eine prononciert masculine form sein, etwa zu einem plural **aíƕôs* 'stuten' oder zu einem dem ags. *eh* gemässen stn., und das möchte wol am zutreffendsten erscheinen. Wie nord. *fylkir* 'anführer' zu *fylki* 'schar' ist es gestattet die form **aí(h)weis* als 'beschäler' als 'das männliche tier der herde' aufzufassen. Bemerkenswert ist mlat. *eques* gleich 'equus'.

Germ. *-jaz* erscheint im got. als *-jis,* wenn es im silbenanlaut stand, und als contraction *ī* im silbeninlaut. Dies ist der wahre grund des unterschiedes von *niþ-jis, har-jis, andastaþ-jis, *tō-jis* gegen *haír-deis, *lē-keis, *as-neis, ragi-neis, faurastas-seis.* Es muss daher, wenn ich **ĕ-īs* ansetze, die alte silbentrennung **eh-wjaz* aufrecht erhalten bleiben, was bei **aih-weis* selbstverständlich, aber auch bei **aí-weis* leicht begreiflich ist.

Nur im vorübergehen bemerke ich, dass, wenn wir berechtigt wären **ē-wīs* aus **ēʒ-wīs* anzusetzen, wie got. *þē-wis* < **þēʒ-wis,* im buchstabennamen eine entsprechung zu aisl. *ǽger* < **ǣʒiaz* 'meer' (Noreen, Abriss 144. 178) gefunden werden könnte. Diese auffassung würde dadurch empfohlen, dass auch die namen der übrigen vocale *i, o, u* durch wörter mit längen dargestellt werden, *a* ausgenommen, wo das gotische unvermögend war, ein entsprechendes wort mit reinem *ā* zu bieten: *ā* in *āhtu-, āctumērus* aus *anhtu-,* wie got. *brāhta, faurahāh, unwāhs* u. a. (Noreen, Abriss 24 ff.) war ja wol noch nasaliert. Die einstimmigkeit der ags. alphabete und ihrer fortsetzungen in deutschen handschriften spricht aber doch entschieden gegen diese möglichkeit und für die zuerst vorgetragene auffassung, die sich ja schon geschichtlichen ansehens erfreut, nur dass die bisherigen erklärer sich mit dem *y* der endsilbe nicht zu benehmen wussten und es, wie Zacher 4, ganz falsch als *uu* = *w* fassten, während es im sinne der deutschen, nicht der gotischen orthographie bestimmt werden muss und hier selbstverständlich nur vocal, also *ī* sein kann.

In *fe,* statt *fehu,* got. *faíhu,* ist die unterdrückung des an das ende gestellten *h* nicht auffällig (man vergleiche oben *ther* für got. *þairh*), wol aber die vorausgegangene synkope des *u*. Der deutsche schreiber hatte einfach für got. auslautendes *h* kein ohr und schrieb es daher gar nicht, aber den vocal hätte er hören müssen, wenn er gesprochen worden wäre, und er hätte ihn unschwer durch *u* oder *o* ausdrücken können. Da wir zu *faíhu* (das im buchstabennamen gewis wie im ags. und den nordischen runenliedern nicht *pecus,* sondern *pecunia,* übereinstimmend mit 'τὰ χρήματα, pecuniae' Lucas 18, 24 bezeichnet) eine themavariante auf *a* oder consonant nicht kennen, so müssen wir uns wol bei der annahme beruhigen, dass hier wie in *laaz* das *u* der ableitung tatsächlich vollständig untergegangen sei.

In *ʒaar* setzt der schreiber das ahd. wort an stelle des got. *jēr,* vielleicht ein beweis dafür, dass der entsprechende dialekt den spätgotischen wandel *ē* > *ī* in dem worte nicht habe eintreten lassen, denn ein gesprochenes **jīr* hätte der hochdeutsche kaum verstanden. Ich setze also die lautqualität **jǣr* voraus,

welche vom gotischen *ē* und ahd. *ā* gleichweit abliegt und den sachverhalt nach beiden seiten hin vermittelt.

Die schreibung *iiz* got. **eis*, an. *íss*, ags. *ís*, ahd. *îs* stn. ist lehrreich. Sowol wegen der doppelschreibung des *i*, welche zeigt, dass der schreiber sich genauer widergabe des gehörten lautes beflissen habe, als auch wegen des auslautenden *z*, dessen qualität hier doch gewis die des tonlosen germ. *s* sein muss. Es ist schon von andern bemerkt, dass der buchstabenname zur wulfilanischen orthographie des langen *ī* = *ei* nicht passt, somit unabhängig von dieser aufgekommen sein muss.

chozma, got. **kusma* findet sich buchstäblich wider in nl. *kossem* m. 'die halswamme des rindes', De Wilde, Nederlandsch-hoogduitsch zakwoordenboek, und so schon bei Hoffmann von Fallersleben, Glossarium Belgicum s. 57: *kossem* 'pinguedo a mento dependens' aus Kiels wörterbuch 16. jh. Das aus dem mnl. nicht belegte wort ist vermutlich mit *sm*-suffix gebildet: **kosmon* < **kopsmŏn*, **kupsmŏn* wie ahd. *rosamo* 'aerugo' aus **rudsmon*. Die masculine form dieses wortes ist in nl. *kossem*, die feminine in nord. *kusma* erhalten. Für das nord. wort gibt Aasen, Norsk ordbog als zweite bedeutung 'en sygdom som yttrer sig ved hævelse i ansigtet, kinntaska' an. Da nun 'kinntaska' als eine krankheit beschrieben wird, welche starke geschwulst an den wangen mit sich führt, so ist es einleuchtend, dass das nord. *kusma* zwischen dem nl. *kossem*, dem es formell ganz nahe steht, und aisl. *kaun*, 'a sore, of wounds and scabs' Cleasby-Vigfusson, gleich griech. *βουβών*, aind. *gavīnī*, Noreen, Abriss 145, dem es begrifflich sich anschliesst, vermittelt. Und nicht nur das allein, denn isl. *kaun*, das sich zu *kossem* verhält wie etwa got. *dauns* zu österr. *dusmi* adj. 'dunstig', ist ohne zweifel eine wurzelverwante bildung, deren ursprüngliche bedeutung 'geschwulst' sein muss.

Jedes bedenken gegen die behauptete verwantschaft aber müssen die übrigen wörter der sippe mit *þ*-suffix zerstreuen, die ich übersichtlich zusammenstelle.

Nhd. *koder*, *köder* m. 'unterkinn, kropf', bair.-österr. *goder*, auch 'schlund, gurgel', älter nhd. *köder* n. 'unterkinn, vormagen der widerkäuer', mnd. nnd. *koder* m. dasselbe, im 16. jahrh. parasynanche *kader* 'utwendig halsgeswer', dann nhd. *koder*, *köder* m. (n.) 'zäher schleim, auswurf' als inhalt des halses (vgl.

später westfäl. *kwiärder* unter *qairþra*) DWb. 5, 1569 f., ferner got. *lausqiþrs* adj. 'mit leerem magen' beruhen sämmtlich auf einer *tro*-ableitung, germ. **ku-þra-, *que-þra-*.

Nhd. *koden* m. 'wamme bei tieren', ags. *cwiđ* stm., *cwiđa* swm. 'the womb, matrix, uterus', got. *qiþus* stm. '*κοιλία, μήτρα, στόμαχος*', isl. an. *kviđr* m. 'the womb, bauch, magen', schwed. dial. *kwiđ* m. 'buk, mage', ahd. *quiti* stm. 'vulva', nd. *kût* 'eingeweide, pulpa' gründen sich auf eine germ. *t*-ableitung mit wechselndem thema **kŭ-þa, *que-þu-*.

Hieher gehört auch nhd. *kuttel*, das sackartig herabhängende netz der eingeweide, pl. *kutteln* in compp. *kuttelbletz* m., *kutteldarm, kuttelfleck,* österr. *kudelkraut* und thüring. *küttel* m. 'sack, tasche' DWb. 5, sowie dessen primitiv nhd. *kutte,* österr. *kutten* f. 1) 'kappe, kaputze', 2) 'vulva', das auf eine ahd. form **chutta* swf. < **kuþjōn* zurückgehen wird.

Auch ags. *cweodo, cwidu, cwudu, cwuda, cudu,* gen. *-ues, -wes,* me. *quide, quede, code,* engl. *cŭd* 'inhalt des vormagens, der innere teil des schlundes, der köder', das Skeat zu *céowan* 'to chew' stellen möchte, gehört allem anscheine nach zur zweiten hier nachgewiesenen abteilung der sippe.

Daneben steht nun isl. *kaun* < **kau-na-* als *n*-ableitung mit gesteigerter ablautstufe gleich dem reduplicierten griech. *βου-βών* aus einer wurzel germ. **kŭ-, ku̯ĕ-,* vorgerm. **gu-, gu̯e-,* deren grundbedeutung wol 'schwellen, sich aufblähen' gewesen sein mag. Dass die begriffe 'geschwulst, kropf, wamme, tasche' in engster beziehung zu einander stehen, liegt auf der hand.

Bemerkenswert ist die ausschliesslich anatomische bedeutung der sippe als bezeichnung für taschenartige körperhöhlen und hautfalten. Welcher specielle sinn dem got. **kusma* swm. zukomme, lässt sich allerdings nicht sagen, am wahrscheinlichsten aber doch der von nl. *kossem* 'wamme', oder die von nord. *kusma* 'geschwulst'. Für das zweite spräche die gleichfalls pathologische bedeutung des isl. runennamens *kaun,* obzwar eine feste verbindlichkeit für das got. wort aus demselben gewis nicht abgeleitet werden kann.

Zum buchstabennamen *manna,* der mit dem got. swm. *manna* in denkbar genauester übereinstimmung steht, ist nichts zu sagen. Dass der name für **N** *noicz* mit dem norweg. isl. runennamen *nauđ*, ags. *naed* (d. i. anglisch *néd*) im fuþark der

Salzburger hs. und westsächsisch *nýd* im Runenliede, *naut* im Abecedarium nordmannicum, *nôt* in den runenalphabeten der deutschen tradition identisch sei, hat niemand in frage gestellt, allein es ist nicht sofort einzusehen, wie die tatsächlich gebotene form *noicz* sich zur vorauszusetzenden gotischen *nauþs* verhalte. Vor allem möchte ich bemerken, dass es methodisch angezeigt sei sich mit der da stehenden form abzufinden und jede emendation zu unterlassen, so lange es möglich ist mit derselben auszukommen. So ist die vorgeschlagene emendation von *c* zu *t* z. b. durchaus nicht gerechtfertigt. Das *c* in unserem worte ist ganz richtig gelesen, sieht genau so aus wie in *bercna, chozma* und unterscheidet sich mit seiner oberen nach rechts gekehrten rundung deutlich von den formen des *t* mit oberem nach beiden seiten sich erstreckenden querstrich. Wir haben es also mit einer combination *cz* zu tun, die sich gar nicht anders wie in ahd. *czala, magaczogo* verhält, d. h. eine blosse orthographische variation für die affricata *tz* ist.

Der diphthong *oi* verhält sich wie jene ahd. schreibung *ôi* für *ô* neben seltenem *ou*, die bei Braune, Ahd. gr.² § 46 anm. 3 aus Williram *bôichen, gelôibo, trôif, hôibet* nachgewiesen ist[1]) und die man kaum für etwas anderes als eine art umlautform von *ou* mit dem lautwerte *oü* oder *öü* halten kann, denn nur in diesem werte können *ouga* und *oiga* zusammentreffen.

Es erscheinen also im buchstabennamen *noicz* sowol die auslautende consonantenverbindung als der diphthong in ahd. lautgebung, und wie ahd. *tz* substitution für got. *þs*,[2]) so ist der diphthong *ôi* substitution des gotischen, der demgemäss zur vollständigen monophthongierung *ō* gewis nicht gelangt war. Derselbe hat am wahrscheinlichsten *ou* gelautet, wonach die gestalt des gotischen wortes im dialekte der buchstabennamen die von **nouþs* gewesen sein wird, welche mit den mitteln der ahd. orthographie ausgedrückt und durch den besonderen deutschen dialekt des schreibers beeinflusst zur

[1]) Auch in bair. urkunden gelegentlich *Hunthoipten, Loifenbach, Goizwin* Urkdb. d. l. o. d. Ens 1, 640. 651. 657, wo die beiden ersten *oi* mhd. *ou*, das letztere mhd. *ô* entspricht.

[2]) Dieselbe substitution findet sich über 700 jahre später im verzeichnis der krimgotischen wörter Busbeks: *statz* 'terra' für got. *staþs*.



schreibung *noicz* veranlassung gegeben hat. Da auch *oi* für altes *ou* ein merkmal insbesondere des mittelfränkischen ist, so gewinnen wir eine neue anzeige dafür, dass der ursprüngliche aufzeichner der namen diesem dialektgebiete angehört haben wird.

Der name *uraz* wurde bisher ohne widerspruch als got. stm. der *u*-declination **ūrus* mit der bedeutung des germ.-lat. *ūrus,* ahd. mhd. *ûr* stm. und *ûro, ûre* swm., ags. *úr,* engl. *owre,* aisl. *úrr, úri* erklärt. Ich zweifle nicht, dass die zurückführung des germ. wortes auf einen *u*-stamm **ūrus* wie got. *aúhsus,* daneben *aúhsa,* vollkommen in der ordnung sei, leugne aber, dass der name *uraz* damit identisch sein könne, da der dialekt der got. buchstabennamen auslautendes *u* synkopiert. Wenn wir in demselben *fe* und *laaz* statt **fehu* und **lagus* gefunden haben, so ist es wol nicht erlaubt in *uraz* einen *u*-stamm **ûrus* zu suchen.

Ich fasse demnach *uraz* gleich got. **ūras* als neutralen *s*-stamm, parallel zu den got. stämmen auf *-s* und *-is*, aber mit der vocalisierung, die in den stf. *arhvazna* und *hlaiwasnôs* plur. erhalten ist. Dabei bliebe die möglichkeit, dass **ūras* dasselbe wie **ūrus* bedeute, noch immer bestehen, da das *s* der neutralen stämme genuslose gattungsnamen von tieren bildet (**hrinþiz,* ahd. im ortsnamen *Rynderbach* neben *Hrindpach,* **kalbiz,* **lambiz,* finn. *lammas* < **lambaz*), sowie erweitert als charakteristischer consonant für das genus masc. erscheint (ahd. *fuhs, luhs* neben got. *faúho,* aschwed. *loœ*), so dass es wol angienge eine neutrale form **ūris,* **ūras* 'das auerrind' zu rechtfertigen.[1]) Es scheint mir aber, dass neutrales **ūras,* wulfil. **ūris* sich besser mit dem isl. namen des *u* (*úr* 'a drizzling rain', *úr er skýja grátr,* Wimmer, Runenschrift 282) vereinigen lasse, da für dieses wort neutrales genus direct bezeugt ist. Das wort ist germ. und baltisch belegbar (an. *úr* n., *ýr* f., schwed. dial. *ur, äur, åir* mn. 'urväder', isl. *úrigr* adj. 'wet', lit. *júrios* und *júrės* s. f. pl. 'haff, meer' vorzugsweise 'die Ost-

[1]) Aus ahd. *urs* in namen *Urs, Urso, Ursicin, Ursbert, Ursmar, Ursulf* oder *Urisesdorf, Ursesdorf, Ursberc* den bestand dieser neutralen form zu folgern geht indessen nicht an, da man wegen *Urisesdorf* > *Irsdorf* : **ŭr(ι)s* anzusetzen hat, das gewis nichts anders als directe entsprechung zu griech. ἀρσι- ist.

see', *Júra* nebenfluss des Memel), allerdings nicht als *s*-stamm, doch hat der ansatz eines solchen neben den vocalischen stämmen wol keine schwierigkeit. Das wort scheint mit griech. *οὖρον,* lat. *ūrīna* einerseits, wie mit ags. *wær* stn. 'meer', aisl. *ver* stn. 'the sea', ahd. *warid* 'wasserland, insel', skr. *vār, vāri* n. 'wasser', zend. *vāra* 'regen', ahd. *wuor, wuori* 'wasserleitung' andrerseits in verbindung zu stehen und die wechselnden formen der sippe auf wurzelvariation **əu̯ər* zu beruhen. In weiterer linie mag dieselbe wol mit der reihe **ŭd, u̯ĕd, u̯ŏd,* die unserm *wasser* und verwanten zu grunde liegt, zusammenhängen.

Die runennamen *pertra* und *quertra,*[1]) got. **paírþra* und **qaírþra* sind vollständig gleich gebildet, gehören also gewis auch einer und derselben bedeutungskategorie an. Als genus dürfen wir nach got. *hleiþra, hlēþra* '*σκηνή,* hütte, zelt', ahd. *blâtra,* femininum annehmen und eine swm. form *-a,* die an sich denkbar wäre, deshalb ausschliessen, weil diese bildung beim nominalsuffix *-tro,* germ. *-þra,* keine rolle zu spielen scheint. Die bedeutungskategorie der germ. *tro*-ableitungen ist die von nomina instrumenti, und es fällt mir insbesondere der anteil auf, welcher aus namen von körperteilen und organischen substanzen besteht. So got. *hairþra* stn. pl. '*σπλάγχνα,* eingeweide', ahd. *herderen* dat. pl. 'viscera', *inniherder* 'humor viscerum', *smalaherder* 'in inguine' Graff 4, 1030 f., ags. *herða* 'hode', ferner got. *smairþr* stn. '*πιότης,* fett', ahd. *smëro,* ags. *smeoro,* sowie das compositum *spaiskuldr* stn. 'speichel' zu *speiwan,* welches mit beziehung auf nhd. *kolster* m., ndd. *qualster* 'zäher brustschleim', *külstern* 'husten' wol in **spais-kuldr* zu trennen und als germ. *tro*-ableitung zu mhd. *quellen* stv. 'los, locker werden' zu erklären ist. Ich gehe zunächst von **qaírþra* aus und stelle es mit an. *kverk* f., nom. pl. *kverkr* und *kverkar* 'den af hagen og halsen dannede vinkel', pl. 'strube' Fritzner, Ordbog, nnorw. *kverk* m. 'strube, hals' Aasen, Norsk ordbog, isl. *kverk* f. 'the angle below the chin', pl. 'the throat' Cleasby-Vigfusson, ahd. *querca* 'gurgel, schlund', redupliciert *querechela* 'gurgula' Graff 4, 680, dän. *qværk* 'kehle, gurgel',

[1]) So, und nicht *quetra,* womit noch Wimmer operiert, steht über allen zweifel erhaben in der handschrift.



qværke 'kropf, drüsengeschwulst', schwed. dial. *kvärk* n. 'hals, strupe', aschwed. *qverk* 'hals' und *qverka* 'halssiukdom' Rietz, zusammen, das Fick 3[3], 41 unter eine wurzel germ. **kwar* (**kwer*) 'schlingen', lit. *gerù, gérti,* lett. *dzert* 'trinken', asl. **ger* in *žirą, žrêti,* lat. *vŏrus, vŏrare,* griech. *βορά, βιβρώσκω, γαργαρίζω, γοργύρη* stellt. Zu dieser sippe gehören nach Miklosich, Et. wörterb. die dentalen ableitungen **gerdêlĭ,* poln. *gardziel* 'schlund' und **gerdlo* > *žrêlo* > *žrŭlo* 'kehle, gurgel, hals, kropf der vögel', poln. *gardło,* neben den gutturalen bildungen lit. *gerklẽ* f. 'kehle, luftröhre' und *gurklīs* 'kropf'. Obwol diese formen mit german. **quer-þrō* sich nicht decken — am nächsten scheint lit. *ger-klẽ* mit suffix *-klẽ* < *-tlẽ* (?) zu stehen — so gehören sie doch mit dieser in eine reihe und gestatten die aufstellung eines mit **kwer-kō* und **kwer-klō* gleichbedeutenden nomens **kwer-þrō,* got. **qaírþra.* Dazu ist **paírþra* meiner überzeugung nach nur eine andere form mit *p* statt *q,* vorgerm. griech. *β* statt *γ* (*δ*), und das namenpaar wird demnach zwar nicht dasselbe, aber sicher zusammengehöriges und aus éinem grundbegriffe differenziertes bezeichnen, kurzum sich begrifflich verhalten wie griech. *φάρυγξ* und *λάρυγξ.*[1]) Ob diese beiden bedeutungen in den gotischen wörtern immer genau geschieden blieben, lässt sich freilich nicht sagen. Auch wir verstehen unter gurgel ganz allgemein die obere region der speiseröhre und der luftröhre, und dem oesophagus als dem 'schlund' steht in der volkssprache die trachea als 'unrechter schlund' gegenüber. In den buchstabennamen aber ist eine reinliche scheidung der begriffe allerdings anzunehmen und zwar mag etwa **qaírþra* 'rachen und speiseröhre', *paírþra* 'kehlkopf und luftröhre' bezeichnet haben. Ich schliesse das, weil ich den begriff **qaírþra* eigentlich 'die schlingerin' noch in dem formell so nahe liegenden ahd. *querdar* 'lockspeise, esca' erhalten finde. Denn *querdar* ist ohne zweifel

[1]) Wäre es wahr, dass, wie Wattenbach, Anleitung zur latein. palaeographie, 4. aufl. s. 56 behauptet, westgotisch ein und dasselbe zeichen für *p* und *q* gebraucht wird, so könnte man auch daraus eine verwantschaft der laute und der namen folgern. Allein Wattenbach mag sich geirrt haben: die schrifttafel bei Muñoz y Rivero, Paleografia visigoda, Madrid 1881, lehrt, dass beide zeichen principiell wol unterschieden sind, indem das *p* die schlinge immer nach, das *q* aber vor dem verticalstriche zeigt.

das 'zu verschlingende' und verhält sich bedeutungsgeschichtlich zum verbum wie unser *bissen* zu *beissen*.

Alle andern erklärungen führen nicht zum ziel, während bei der vorliegenden auch die zusammenstellung mit *δέλετρον*, *δέλεαρ* bestehen bleiben kann. Wir haben eben *δέλετρον* = **γέλετρον* anzusetzen und das wort mit der wurzel germ. *kal* 'schlingen', in ahd. *chëla, cëlur, chëlor* stm. *chëlero* swm. 'schlund, gurgel', *chëlch* 'kropf', lat. in *gula, ingluvies*, slav. *poglŭtati* zu verbinden. Auch *δέλετρον* ist demnach der zum hastigen verschlingen aufgesteckte bissen.

Diese betrachtungen führen auch dazu, das rätsel des ags. runennamens *peorð* zu lösen. *peorð* ist eine einfachere nebenform zu **paírþra* mit *t-* statt *tro*-suffix, die sich aus dem verhältnisse von got. *maurþr* stn. *φόνος*, ags. *morðor* stnm. zu an. as. *morð*, ahd. *mort*, ags. *morð* stnm., von got. *wulþr* stn. zu *wulþus* stm., ags. *hléoðor* stn. 'sound', ahd. *liodar* 'sonitus' zu got. *hliuþ* stn. 'ἡσυχία', isl. *hljóð* stn. 'hearing, silence etc.', ags. *fódor* zu engl. *food*, ags. *hróðor* und *hréð* m., ags. *beorðor* stn., engl. *birth*, ahd. *burt* stf. erläutert und gleich dem gotischen worte 'schlund, gurgel' bedeutet.

Es ist mir nicht zweifelhaft, dass die strophe des ags. Runenliedes, worin ich die lücke nach *wlancum* durch *werum* zu füllen vorschlage, indem sie mit den worten

> **peorð byþ symble pleȝa and hlehter**
> **wlancum ...., ðǽr wiȝan sittaþ**
> **on béorsele bliðe ætsomne.**

das geräuschvolle treiben der durstigen krieger im biersaale schildert, mit gutem grunde 'die gurgel' als den angelpunkt der unterhaltung hinstellt, wobei an die gewis alte sitte des bierceremoniells, des zutrinkens und vorkommens zu denken ist. Man vgl. auch unsere redensarten 'die gurgel waschen', 'die kehle netzen' im sinne von 'trinken'.

Da auch im ags. neben *peorð* die form *cweorð*[1]) existiert, so ist es sicher, dass auch das ags. namenpaar das verhältnis von *φάρυγξ* und *λάρυγξ* widerhole und zwar ursprünglich wol parallel mit dem gotischen. Im Runenliede aber scheint die

[1]) Im ags. Runenliede selbst, wo es aber nicht erläutert wird. Im northumbr. fuþark der Salzburger hs. fehlt es.



bedeutung beider von dem einen *peorð* an sich gezogen zu sein wie in unserm gurgel, d. h. wir haben eine rückläufige entwicklung der begrifflichen scheidung anzunehmen, derzufolge das eine wort *cweorð* entweder synonym oder unverständlich geworden sein muss.

Es scheint mir erforderlich zur befestigung dieser etymologie noch die mannigfaltigen bedeutungen unseres wortes *querder,* heute *köder,*[1]) unter einen gemeinsamen gesichtspunkt zu stellen.

Ahd. *querdar*[2]) hat nämlich ähnlich wie griech. *δέλετρον* 'die fackel' als zweite bedeutung 'lampendocht', deren verbindung mit dem begriffe 'lockspeise' nicht geringe schwierigkeiten entgegenzustehen scheinen. Bedeutet nun aber das germ. ursprüngliche neutrum **querþra-* got. **qaírþr* 'das schlingen', dann das femininum **qaírþra* 'das schlingende organ, den schlund' und eine andere form des nomens wider 'den zu verschlingenden bissen', so ist es kaum von der hand zu weisen, dass die bedeutung 'lampendocht' von einem vergleiche desselben mit dem schlundrohre ausgehen müsse, der sowol auf dem äussern ansehen beider beruhen kann, als auch auf dem bilde des einsaugens, in sich aufnehmens von flüssigkeit, hier vom getränke, dort vom öl der lampe.

Alle übrigen dialektischen bedeutungen sind davon einfach abgezweigt. So z. b. schweiz. *kärder* 'regenwurm', Stalder 2, 88, als häufig verwendete lockspeise beim fischfang, wo die meinung Grimms, Gramm. 3, 467, den sachverhalt auf den kopf stellt. Dasselbe gilt von den unter dem namen *querder, schlammquerder* und *quarder* bekannten kleinen fischen. Nemnich, Polyglottenlexicon bezeugt ausdrücklich, dass sie als angelköder verwendet werden. Westfäl. *querder, kwiärder, quedder* 'schleim', DWb. 5, 1569 geht von der bedeutung 'rachen, kehle' aus und setzt den inhalt für den ort. Etwas anderes ist es mit mnd. *querder,*

---

[1]) Amhd. *chorder, chordir,* mhd. *querder, kerder, korder, chörder* 'esca', nhd. *köder* mit verlust des *r* wie *fodern,* österr. *federn* zu *fordern* oder österr. *måder* = *marder* vermittelt durch frühnhd. *queder* s. DWb. 5, 1571.

[2]) *querder* stn. 'esca', *querdar* 'lichni, lincinos' Graff 4, 680, vgl. *linchinus* 'candela, ellychnium', *lichinus* idem quod 'ellychnium', *lichini* 'cicendelia, lucernae' .... *flamma (candelae) lichinum usque ad mappulam altaris absumpsit.* Du Cange. *ellychnium* griech. *ἐλλύχνιον* 'lampendocht',



querdel, quarder, korder n., jetzt *queder,* 'incirculum, einfassung eines kleidungsstückes' Schiller und Lübben, Mnd. wörterb., md. *querder, korder, körder* 'schusterfleck', nd. *quarder* 'band- oder bortenartiger saum am hemdärmel, hosenbund' DWb. 5, 1571, nord. *kvarde* m. 'bræmme, kant, bred borde' Aasen, schwed. *quard,* ndl. *koorde,* wo eine formübertragung auf das aus mlat. *cordo* 'cingulum, vitta', *cordulum* 'parvus cordo', *cordula* 'zona, cingulum' Du Cange, lat. *chorda* = *χορδή* 'darm, saite', insbes. auch 'fessel' entlehnte wort *korde, kordel* stattgefunden zu haben scheint. Es ist das ja deshalb wahrscheinlich, weil der begriff 'bandartiger saum, bund' dem mlat. *cordo* 'cingulum' viel näher steht, als den unter **qaírþra* erörterten begriffen, von denen aus eine brücke schwer zu finden wäre. Aber auch eine andere vermischung hat in den modernen wörtern dieser gruppe platz gegriffen, d. i. die mit dem bereits abgehandelten nhd. *koder, köder* 'unterkinn, kropf', welchem unser *köder* < *querder* 'lockspeise' äusserlich ganz gleich geworden ist. Ich stelle zum schlusse die abzweigung der begriffe in einer stammtafel zusammen:



Wegen des hier zuerst aufgezeigten beispieles von germ. *p* neben *q* im anlaute — Noreen, Abriss 149 kennt nur solche im in- und auslaute — sei es mir gestattet noch ein anderes nicht in den plan der untersuchung gehöriges namenpaar zu besprechen. Zugleich möchte ich hervorheben, dass meiner ansicht nach der wechsel $q > p$ doch wol kein germanischer genannt werden könne, sondern auf indog. wechsel von $g^2 > b$ beruhen müsse.

Constatieren wir neben einander die formen griech. *δέλεαρ, δέλετρον* (*δελ* für *δερ, δ* nach aeol. *βλῆρ* alte gutturalis zur wurzel *ger* Kluge, Et. wörterb.[5]) *γέργερος, γαργαρεών, gurges, gurgula, gurgulio,* skr. *gargara* m. 'strudel, schlund',

ferner griech. *βάραθρον*, ion. *βέρεθρον* 'schlund, abgrund', *βορά*, ion. *βορή* 'pabulum, esca, cibus', lat. *vŏrus, vŏrago*, so ist doch wol klar, dass der wechsel *gw* > *b* ein vorgermanischer sei und die doubletten got. *qaírþra, paírþra*, ags. *cweorð, peorð* nicht erst auf germanischem boden entstanden sein werden.

Dasselbe verhältnis glaube ich noch bei einem andern namenpaar von körperteilen aufzeigen zu können, und zwar in rhein. *pynte* 'veretrum' und *cunnte* 'vulva'. Was zunächst die form angeht, so erweisen nd. *pint* 'penis', aengl. *pyntyl* 'veretrum', ags. *pintel* 'virilitas' germanisch *p* und *t*, sowie auch aengl. *queint* 'pudendum muliebre', *cuntte* 'vulva', auch *cunte* und *counte*, engl. *cunt*, westfäl. *kunte*, mnl. *conte* 'vulva', afries. *kunta*, dän. dial. *kunte*, schwed. *kunnta* f., norweg. *kunta* Aasen, isl. *kunta* germanisch *k, qu* und *t* sichern, wonach es wol wahrscheinlich ist, dass mhd. *kunt* stf. 'cunnus' Morolf, aus dem nd. gebiet stamme, desgleichen in den erweiterten ausdrücken md. und hd. *quintipse*, oberd. oder rhein. *quinterne* Fischart, und dies um so mehr, als meines wissens beide ausdrücke dem bair. vollständig fehlen. Dazu kommt noch, dass das aus einer germ. form mit *p* und *t* umgestellte mhd. *zumpf, zumpfel* die regelrechte hochdeutsche verschiebung besitzt, somit auch seinerseits die consonanten *p* und *t* in den obigen aus dem DWb. hierher gesetzten beispielen als germanische sichert.

Wir haben demnach volles recht ein germanisches vorzugsweise im norden verbreitetes namenpaar **pint-*,[1]) **punt-* > **tump, zumpf* und **quint-*, **kunt-* anzusetzen, das man mit germ. *kwan* 'zeugen', lit. *gim̃ti* 'geboren werden', griech. *γίγνεσθαι*, lat. *gignere*, skr. *janati* 'zeugen', Fick 3³, 39 zusammenbringen darf.

Wie immer das wort zur sippe as. *kennian*, got. *qinō* 'femina', *qēns* 'uxor', ahd. *quena, chena*, mhd. *kone*, got. *kuni*, mhd. *künne* 1) stn. geschlecht, verwantschaft, 2) stfn. 'cunnus' (wol nicht aus lat. *cunnus* entlehnt, sondern begriffsübergang von geschlecht zu geschlechtsteil), engl. *quim* 'cunnus', Nemnich, Polyglottenlex. 2, 1084, sich verhalte, ob es eine primäre ableitung gleich den germ. tier- und pflanzennamen auf *t*, hd. *z* (mit mittelvocal- *-uz, -iz*), oder allenfalls eine secundäre diminutive bildung sei, vermag ich noch nicht sicher auszumachen,

[1]) Erhalten vielleicht in dem wandal. namen *Pinta*,

halte es aber doch für das wahrscheinlichste, dass germ.*quinta-, **kunta* direct zur verbalwurzel gehöre, also eine bildung wie ahd. *sterz,* an. *stertr,* ags. *steort,* die man am schicklichsten als 'geburts- oder zeugungsglied' deuten mag.

reda, got. **raida,* an. *reið,* ahd. *reita,* stf., auch *reiti,* 'currus, vereda, rheda, quadriga' d. i. 'wagen', aber auch 'kriegszug' insbesondere im comp. *herireita,* Graff 2, 478, an. *reið* f. 'the riding a horse' zeigt monophthongierung von *ai* > *ǟ.* Die deutung des namens, beziehungsweise der rune, ist im isl. und anorweg. runengedicht einheitlich als 'das reiten' überliefert und der text des ags. Runenliedes stimmt dazu. Es besteht kein anlass, für das got. wort an andere herleitung, etwa von *rēdan,* zu denken.

Die aus griech. *ἠέλιος,* dor. *ἀέλιος* d. i. *ἀϝέλιος* < *sāu̯elios* gefolgerte grundform **sāwel* gibt germ. **sṓwil,* **sṓuil,* got. *sauil.*

Die silbische trennung war im germanischen nicht **sṓ-wil,* sondern **sṓu̯-il* und wol schon vorgerm. **sāu̯-él,* nicht **sā-u̯él.* Ich schliesse das aus der got. vertretung *au* für *ōu̯,* denn es wäre nicht einzusehen warum, wenn *ā* in *ō* übergegangen war und das *w* erst nachträglich in einer sprachform *sō-wil* der synkope unterzogen wurde — ein vorgang, der übrigens für das gotische des 4. jh.'s ohnehin nicht einleuchtet — im gotischen nicht **sōĭl* stünde.

Ich halte es demnach für höchst wahrscheinlich, dass hier wie in anderen ähnlichen fällen, über die Noreen, Abriss 32 ff. handelt, das *u* in *ōu* < *ōw* bei folgendem consonanten synkopiert wurde und reines *ō* hinterliess, bei folgendem vocal aber mit *ō* diphthongisch vereinigt blieb.

Ich schlage demgemäss für *sau-il, stau-a, tau-i* die aussprache *sōu-il, stōu-a, tōu-i* vor mit deutlichem spiritus lenis im anlaut der zweiten silbe, also nicht **stō-u̯a* oder **stōu-u̯a.* Es scheint mir bei diesem germanischen langdiphthong höchst wahrscheinlich, dass die synkope des *u̯* im consonantischen verhältnis ein jüngerer process ist, so dass *tau-i, to-jis* (sprich **tōu-i, tō-jis*) gleichmässig auf **tōu-ja,* **tōu-jes* zurückgeht. Warum Wulfila für got. *ōu* nicht die buchstaben *ou,* sondern *au* gewählt hat, ist allerdings noch nicht genügend aufgeklärt. Es wäre aber immerhin möglich, dass die rücksicht auf silbisch

getrenntes *ōu* in *laí-lō-un* z. b. ihn abhielt diese combination zu wählen.

Das paradigma *tau-i, tō-jis* erklärt die form *suȝil* d. i. **sō-jil* des buchstabennamens, in welchem *ō* für *au, ōu* eintreten musste, sobald sich in der silbischen fuge **sōu-ïl* aus dem anlautenden *ĭ* eine secundäre palatale spirans *j* abgespalten hatte. Es ist also *sūȝil* mit der bekannten spätgotischen verdumpfung des *ō* > *ū* in jedem falle eine jüngere form als got. *sauil.*

Dieses *au* = *ōu* geht westgermanisch und westnordisch durch progressive assimilierung in *ū* über. Die zahlreichen doppelformen innerhalb ein und derselben sippe mit *ū* und *ō* entstammen, insofern sie nicht secundäre bildungen sind, einer zeit, wo für beides noch einheitlich *ōu* galt, und es ist lediglich ein ergebnis der eingetretenen oder unterlassenen synkope des *u,* ob wir im einzelfalle *ō* oder *ū,* got. *au,* sprich *ōu,* vor uns haben. Dabei werden allerdings lautphysiologische bedingungen mitgespielt haben und die erhaltung des diphthongs in **tōu-i* z. b. dárauf beruhen, dass die vocalische articulation nicht unterbrochen wird, die synkope des *u* in *tō-jis* aber darauf, dass die vocalische articulation des *ō* der stammsilbe und des *i* der endsilbe durch die enge des dazwischengestellten consonantischen *j* eine unterbrechung erleidet.

Die schreibung *ȝ* für *j, i* in *sūȝil* auf ags. schreibgebrauch zu beziehen ist nicht nötig, da *g* für *į* vor hellem vocal auch ahd. ganz in der ordnung ist; vgl. *bigiht* = **bijiht* u. a., Braune, Ahd. gr.[2] s. 86.

Tyz ist seinem lautwerte nach in **tīs* umzusetzen und erweist sich als entsprechung zu got. **teiws* mit synkope des *w.* Das wort nord. *tívar* pl. 'götter', ahd. **Zîo,* **Zîwes,* erhalten in *Zîestac* 'dies Martis' Graff 5, 578, vermutlich auch in *Cyuuari* = *Suapa* Wessobrunner hs., Zeuss, Die Deutschen 149, und als hd. runenname *Zîu,* germ. **tīwaz* < **teiwaz,* ist bekanntlich gleich kelt. und apreuss. *deivos,* lit. *diẽwas,* lett. *deews,* lat. *deus* und *dīvus.*

Es lässt sich wol annehmen, dass gotisches *a* nach *j* in unbetonten endsilben den weg zu *e,* d. i. lautqualität *ä,* eingeschlagen habe. So in den volksnamen *merens* und *mordens* bei Jordanes, deren *-ens* auf *-jens,* sprich *-jäns,* zurückzuführen

ist, so in *sunjai-* (d. i. **sunjä-*) statt *sunja-* des *Sunjaifriþas, Suniefridus* der urkunde von Neapel.

Demnach hat die reconstruction des runennamens *uuinne* zu got. *winja,* vermittelt durch eine aussprache **wín-i̯ä* keinerlei schwierigkeit. Wenn wir nun dafür *uuin-ne* mit deutlicher consonantengemination finden, so können wir nur urteilen, dass wider der einfluss der ahd. auffassung sich offenbare, indem der schreiber statt des gotischen, von seinem eigenen nur durch eine feine nuance geschiedenen, wortes eben das letztere in die reihe der namen gesetzt hat.

Es ist also keine frage, dass der name gleich got. *winja* stf. '*νομή*, weide, futter', ahd. *uuinne* 'cauma, pastum' Graff 1, 882 sei, dessen ursprüngliche bedeutung noch spät mhd. in dem formelhaften tautologischen *wunn und waid* oder alternativen *wun oder waid* 'wiesenland' Oesterr. weistümer 1, v$_2$, vi (register) sich fortsetzt.

Der doppelte wert des zeichens Y bei Wulfila, regelrecht *w,* in fremdwörtern aber griech. *y* (*þymiamins* Luc. 1, 10, *Tyreis* etc.), war dem aufzeichner beziehungsweise seinem gewährsmanne wol bekannt, und es ist sehr beachtenswert, dass er nur für den germanischen lautwert einen namen hat, nicht für *y,* das er erläuternd nebenhin setzt.

utal für got. *ōþal* ist wider so deutlich wie möglich phonetische schreibung nach dem gehör mit spätgotischem *ū* für *ō* und deutschem ersatz des *þ* durch *t.*

Während das *u* in den endsilben der got. buchstaben, wie wir gesehen haben, synkopiert wird, ist das *w* in *enguz,* d. i. got. **iggws* erhalten und durch *u* ausgedrückt. Diese substitution hat nichts auffallendes, denn **iggws* zerfällt in **ígg-ẁs* und das *w* ist silbenbildend. Der deutsche schreiber konnte dasselbe nicht anders als durch *u* geben, da er das silbische *w* des got. **wraí-qẁs, *gaí-dẁ, saí-ẁs, *wrás-qẁ, *lá-si-ẁs* (germ. **lú-si-wàz*) nicht besass und in seiner eigenen sprache dafür durchgängig *u* und *o* eingeführt hatte, also **sǣ́-ò* u. dgl. m. Immerhin aber ist die erhaltung des *w* in diesem falle mit bezug auf die synkope in dem ganz ähnlich gebauten **Teiws* > *Tyz,* sprich **tī's,* bemerkenswert. Die differenz kann nur darin liegen, dass das silbenbildende *w* in **iggws* postconsonantisch, in **Teiws* nach langem vocal steht.

Die verschiedenheit der position wird genügen jene der form zu erklären, und die annahme, dass *enguz* wie die got. adjectiva *aggwus, manwus, þlaqus, hnasqus* auf eine form *iggwus* zurückgehe, ist eine überflüssige.

Iggws* ist der alte heros eponymus der *Inguaeones*, ags. *Inȝ*[1]) und wenn sein name dem got. **X griech. χ beigelegt ist, so beruht dies darauf, dass der verfasser des alphabetes den namen der *ng*-rune, welcher durch die transcription des *ng* nach griechischer weise durch *gg* zur freien verfügung gestellt war, auf das eines namens bedürftige, weil im runischen alphabete nicht vorkommende χ übertrug, nicht als ob dasselbe nach griech. oder got. aussprache im namen enthalten wäre, sondern weil er eine begriffliche berührung zwischen *Xristus*, dem sohne gottes, und dem göttlichen helden **Ingwaz*, dem sohne des *Mannus*, gefunden haben mochte.

Die gleichung ags. *Inȝ*, griech. ἔγχος 'speer, lanze' bei Noreen, Abriss 13 ist, wenn wirklich beide wörter zusammengehören, doch keine vollkommene, da ἔγχος neutraler *s*-stamm ist.

ezec hat in der tat *c* am ende, eine lesung *ezet* ist graphisch nicht gerechtfertigt.

An dieser stelle allein entspricht das zeichen *z* gotischem *z*, d. i. intervocalischem, tönendem *s*, und wenn der ahd. schreiber nicht vorgezogen hat dieses got. *z*, das ihm vorgesprochen als *s* erscheinen musste, eben durch dieses sein *s* widerzugeben, während die schreibung *ezec* in seinem sinne eigentlich eine aussprache **essec* repräsentiert, so können wir ihm nur die

---

[1]) *Inguiomeres*, got. **Iggwija-mêrs*, neben *Inguaeones*, got. **Iggwaians* beruht entweder auf contraction des diphthongs zu *ē* mit secundärer erhöhung zu *ī* wie urnord. *hrōrēr* < **hrōzaiaz*, Sievers, Berichte d. kgl. sächs. gesellsch. d. wiss. 1894, s. 139, oder schliesst sich direct an urgerm. **Ingwējo-mēriz*, worin *ēj̨* > *īj̨* > *ī* syncopiert wurde. Dass der erste teil des namens überhaupt mit germ. **ingwējaz* identisch sei, bezweifle ich nicht. Die verschiedenheit der behandlung in *Ínguiomḗres* und *Ínguǽones* ergibt sich aus der verschiedenheit der positionen, indem das suffix *-ējo-* im ersten falle völlig tonlos in der senkung steht, im zweiten eines nebentones teilhaftig ist. Dasselbe suffix, welches Sievers an einer reihe von nord. eigennamen nachweist, möchte ich auch für röm. germ. *framea* ansetzen, dessen *e* besser aus *ę, ae*, also germ. *framaiđ* stf., denn aus *i* germ. **framjđ* sich erklärt.

absicht, das graphische zeichen darzustellen, zutrauen, ganz so wie er bei *thyth* gotisches *th* setzt!, während er sonst, wo es ihm nicht auf das zeichen, sondern auf den laut ankommt, dafür deutsches *t* substituiert. Mit den bisher geleisteten deutungen des wortes ist nichts anzufangen. Vor allem ist sicher, dass in *ez-* gotischer anlaut stecken muss. Dazu passt, da sich kein wort mit anlautendem *ēz-* findet, einzig und allein got. *aiz* stn. Mc. 6, 8 ‘χαλκός, aes’, dessen *ai* wie in *reda* zu *ǟ* monophthongiert ist. Dann aber kann, da *ec* wol kein selbständiges wort, sondern ein suffix sein wird, die qualität dieser silbe nur als *ĕc, ëc* got. *-ik* ermittelt werden, und wir gelangen zu einer neutralen diminutivbildung **aizik*, ahd. etwa **êrih*, deren sinn, da wir got. *aiz* hier als ‘geld’ verstehen, nur der von ‘geldstück, münze’ gewesen sein kann. Ein neutrales diminutivum ist mhd. *nôzich* zu *nôz*. Die bildung schliesst sich also an die tiernamen auf *-uh*, (*-oh*), *-ah*, welche gewis diminutiva sind, da neben ihnen bekanntlich auch einfachere formen bestehen, z. b. ahd. *chranuh* gegen ags. *cran*, sowie an die bildungen *ermihha*, *fulihha* und die adjectiva *altih*, *luttic*, *litik*.

An griech. *ζῆτα*, das nach der neugriech. aussprache *zita* geschrieben sein müsste und zufälligerweise in derselben Salzburger handschrift im abschnitte Formae litterarum secund. Grecos tatsächlich so steht, ist in keinem betrachte zu denken. Das verbietet schon die ganz unzweifelhafte lesung *c*, nicht *t*, am ende des wortes.

Da der buchstabenname für got. *ƕ* (*uuaer*) notwendig mit *ƕ* anlauten muss, so ist es völlig klar, dass man denselben zu **hwaer* zu ergänzen habe, dessen anlautendes *h* der hochdeutsche schreiber, da es seinem sprachgebrauche nicht mehr gemäss war, nicht percipiert und nicht geschrieben hat. Wenn wir wissen (Braune, Ahd. gramm.[2] s. 120), dass die hochdeutschen schreiber schon in der zweiten hälfte des 8. jh.'s in der setzung des *h* vor *w* wie vor *n*, *l*, *r* unsicher werden und insbesondere der schwund des *h* vor *w* am frühesten eintritt, so gewinnen wir einen anhalt für den terminus post quem der ursprünglichen aufzeichnung dieser gotischen namen. Dieselbe muss nach 750 und kann, da auch sonst nichts dagegen spricht, noch in der zweiten hälfte des 8. jh.'s geschehen sein, d. i. wäh-

rend der regierungszeit Karls des grossen. Mit Karls des grossen bemühungen um wissenschaft und literatur wird also wol jene alte aufzeichnung überhaupt zusammenhängen, die der Salzburger schreiber des 10. jh.'s benützt hat. Die erklärung des runennamens bei Kirchhoff 46: got. **ƕaír* stn. gleich dem stm. isl. *hverr,* pl. *hverar,* ags. *hwer,* pl. *hweras* 'a kettle, pot, lebes, cucuma', ahd. *hwër,* pl. *hwëra,* an. auch 'warme quelle', *hveravatn* 'das wasser einer solchen' Jonson, Oldnord. ordbog, darf zu den längst gesicherten ergebnissen der forschung gezählt werden.

Da wir nun wissen, dass *y* lang *ī* ausdrückt, dürfen wir den namen *thyth* nicht mehr auf das got. neutrum *þiuþ* zurückführen, was, allen erfahrungen auf dem gebiete der gotischen spätformen in Italien und Spanien zuwider, jene monophthongierung des *iu* > *ü* voraussetzte, die wir aus dem mhd. kennen.[1])

So vorzüglich der begriff *þiuþ* 'das gute', pl. 'die güter', gegensatz *unþiuþ* 'das böse', woher die verba *þiuþjan* 'segnen' und *unþiuþjan* 'fluchen', für den namen passte, der dann mit *noicz,* **nauþs* sich contrastieren liesse, so kann ich doch der von Kirchhoff begründeten meinung nicht beitreten und lege eine form got. **þeiþ* zu grunde. An eine form **þēþ* mit echtem *ē* denke ich weniger, da es nicht direct erwiesen ist, dass in dem dialekte unserer buchstabennamen got. *ê* die bewegung zu *î* mitgemacht habe. Wenigstens *ʒaar* für *jêr,* **jǣr,* wenn es auch das deutsche wort ist, liefert keinen beweis dafür, ja wol eher dagegen.

Halten wir uns an *þeiþ,* so entspricht, so weit ich sehe, nur isl., an. *þíðr, þíð, þítt* adj. 'not ice-bound, thawed', *meðan áin er þíð* 'whilst the river is open', nord. *tid* adj. 'iisfri, ufrossen' Aasen, *þiðinn* part. eines verlorenen stv. *þíða, þeið* 'to melt, thaw' Cleasby-Vigfusson, nord. *tida* 'optøe, smelte, giøre fri for iis, især om solen' Aasen, schwed. dial. *tia* 'tina, töa upp, smälta' auch *tejda upp,* woher *tiväder* n. 'töväder' Rietz, auf deutschem boden wol in *Thidela* fl. n. 'Deilbach' rgbz. Düsseldorf, sowie in den namen *Thitinesheim* 'Deidesheim' und *Thidinesberch* Förstem., Namenb. 2^2, 1439. 463 f.

---

[1]) Wir hätten vielmehr eine schreibung **thioth* oder **theoth* zu erwarten.



Ein neutrum got. **þeiþ* wird also wol 'das tauen' oder 'das tauwetter' oder 'die jahreszeit des tauens' bezeichnen.

Die möglichkeit, dass das schliessende *th* nach gelegentlichem ahd. brauche für *ht* stünde, ist deshalb zu verneinen, weil die femininen und masculinen german. ableitungen auf *ti* und *tu* im gotischen ein schliessendes nominativ-*s* erforderten, neutra dieser bildung aber nicht vorkommen. Die neutralen auf *ta* aber, wie *sund, brond, frost* etc., haben mit ausnahme jener aus offener wurzel die tiefstufe. Man hätte bei geschlossener wurzel **þĭh* eine form **þĭhts* oder **þĭht*, die dann got. wider **þaíht-* sein müsste, gleich den masc. und fem. auf *ti* und *tu*: *ustaúhts, fralusts, lists, wulþus, wahstus, lustus,* nicht **þīht* zu gewärtigen.

Es empfiehlt sich also, in **þī-þ* ein neutrales nomen aus offener wurzel wie ags. *cíð,* as. *kîð* stm., mhd. *kît* stn., urgerm. **kī-þa* Brugmann, Grundriss 2, 1, 224, zu *kijan* oder wie got. *blôþ, neiþ, þiu-þ, hliu-þ,* an. *sá-ð* zu erkennen. Fasst man dasselbe nach an. ahd. *frost,* ags. *morð, ðroht, geðóht* als neutrales nomen actionis, so wird die gleichung **þeiþ* 'das tauen, tiväder' zu *þíðr* germ. **þīðaz* < **þī-þós* 'thawed' wie got. *hliuþ,* isl. *hljóð* stn. zum verbaladj. isl. *hljóðr* wol das richtige treffen.

Die reconstruction der buchstabennamen in dem vorausgesetzten spätgotischen dialekte führt demnach zu folgender von den bisherigen resultaten der forschung in manchen einzelheiten abweichenden reihe:

**ahsa, berkna, gëva, daghs, ëwīs, fëh, jœr, haghl, īs, kosma, laghs, manna, nouths, ūras, përthra, quërthra, rœda, sūjil, tīws, winjœ, ūthal, ëngws, œzëk, hwër, thīth,* oder in die sprach- und schriftformen des Wulfila übertragen:

**ahsa, baírkna, giba, dags, aíweis, faíhu, jêr, hagl, eis, kusma, lagus, manna, nauþs, ûris, paírþra, qaírþra, ráida, saúïl, teiws, winja, ôþal, iggws, áizik, ƕaír, þeiþ.*

Betrachten wir die orthographischen erscheinungen der aufzeichnung in ihrem zusammenhange, so ergeben sich folgende punkte. Der schreiber substituiert inlautendes und auslautendes gotisches *s* durch seine spirans *z*, welche ihm den got. laut genauer darzustellen schien als sein eigenes *s*. Nur im anlaute *sugil* behielt er *s* bei, sehr begreiflich, denn sein *z*

wäre in dieser position als affricata zu verstehen gewesen. Er schrieb also *eyz, iiz, chozma, uraz, tyz, enguz* und ebenso correct *aza, daaz, laaz,* denn, da er in diesen wörtern got. *h* und *gh* nicht vernommen hat, konnte er gleichfalls *z* in nachvocalischer stellung mit geltung der spirans, nicht der affricata ansetzen. Aber auch in *ezec* hat er die spirans *z* gesetzt und zwar sicher nicht im sinne der hochdeutschen affricata. Er konnte eine aussprache **etzek* weder gehört noch darzustellen beabsichtigt haben, sondern nur das lautbild eines vorgesprochenen **äsëk,* das er aber deshalb nicht mit *s* schrieb, weil er den buchstaben, dem der name zugehört, zu gleicher zeit in demselben ersichtlich machen wollte. Der schreiber substituiert ferner got. *þ* durch *t* in *pertra, quertra, utal,* widerum weil er, um den wert der got. tonlosen spirans *þ* auszudrücken, ein anderes zeichen nicht zur hand hatte, setzt aber *th* in *thyth,* wo er nach dem blossen gehör wahrscheinlich **tyd* geschrieben hätte, nicht ohne die geltung *t & h* ausdrücklich anzumerken. Die darstellung von got. *þs* durch *tz,* geschrieben *cz,* in *noicz,* ist nur die consequenz dieser beiden substitutionen.

Got. *h* hat der schreiber im in- und auslaute, sowie im anlaute vor *uu* nicht vernommen, er lässt es daher ganz unbezeichnet (*aza, fe, uuær*), ebensowenig got. spirantisches *gh* im inlaute vor *s* und *l,* das ihn zur doppelschreibung des vorhergehenden vocals veranlasst hat: *daaz, haal, laaz.*

Spirantisches *bh* im inlaute drückt er durch *uu* aus, *geuua,* und meint damit *v.*

Inlautendes *w* nach langem vocal hat er nicht gehört und deshalb auch nicht bezeichnet: *eyz, tyz.* In zwischenconsonantischer stellung substituierte er es mit *u*: *enguz.*

Die palatale spirans *j,* deren unterschied von seinem eigenen mehr vocalischem *i̯* dem schreiber ohne zweifel auffiel, drückt er durch *ʒ* aus: *ʒaar, suʒil,* doch ist es möglich, dass ihn bei *ʒaar,* wo wir entweder got. *ʒêr* oder ahd. *iâr* erwarteten, wider die absicht, graphisch darzustellen, zur wahl des *ʒ* veranlasst hat. So weit reichen die substitutionen in lautphysiologischer hinsicht. Der schreiber hat aber auch direct ahd. sprachformen substituiert, die im got. nicht begründet sind und die er, so wie er sie schrieb, nicht gehört haben kann. Dazu rechne ich *ā* für *ǣ* in *ʒaar, oi* für *ou* in

noicz uud *nn* für *nj* in *uuinne*. Dagegen ist es sehr wol möglich, dass die schreibung *ĕ* für got. *ĭ* in *ʒëuua, ënguz* und *ezëk* auf wirklichem *ē̈* statt *ĭ* des betreffenden got. dialektes beruhen, denn wenn auch der schreiber bei *ʒeuua* durch sein hd. *gëba, gëva* beeinflusst sein konnte, so war doch eine beeinflussung bei einem ihm ganz unbekannten worte wie *engus* nicht gut möglich.

WIEN. TH. VON GRIENBERGER.

ZU WOLFRAMS WILLEHALM.

Seit jahrzehnten hat sich die forschung vielfach um den text von Wolframs dichtungen bemüht, und doch werden uns diese immer wider in der gestalt vorgelegt, die ihnen Lachmann 1833 gegeben hat, als ob die deutsche philologie seither still gestanden hätte. Lachmann selbst dachte anders von seiner arbeit als deren spätere herausgeber: er war sich bewusst, dass 'noch genug nachzuglätten' und für einen nachfolger auf dem von ihm geebneten boden 'mit geringer anstrengung und in freier behaglichkeit immer noch viel bedeutendes zu schaffen' sei. Die herausgeber der neueren auflagen haben das nicht gelten lassen und keinem der vielen seither an den tag getretenen besserungsvorschläge aufnahme verstattet. Man mag zugeben, dass das in gewissem sinne auch ein berechtigter standpunkt ist: Lachmanns Wolframausgabe ist wirklich ein monumentales werk der deutschen philologie, das wol auch den späteren generationen in seiner ursprünglichen gestalt überliefert zu werden verdient. Um so lauter und entschiedener aber muss man bei dieser lage der dinge das verlangen nach einer neuen, dem gegenwärtigen stande unserer einsicht sowol, wie namentlich dem seit Lachmann ungemein vermehrten materiale entsprechenden ausgabe erheben, und die moderne germanistische wissenschaft wird sich der erfüllung dieser forderung nicht mehr allzu lange entziehen dürfen. Möglich, dass für den Parzival die ausbeute eine verhältnismässig geringe sein wird: der Titurel wird durch die verwertung des Münchener fundes auf weite strecken ein gänzlich verändertes aussehen erhalten, und nicht minder würde dem Willehalm eine neubearbeitung in sehr bedeutendem masse zu gute kommen, nachdem seither neben einer grossen menge von mehr oder minder wertvollen bruchstücken

auch vollständige und, so viel man aus den spärlichen mitteilungen ersehen kann, sehr wichtige hss. wie die Cölner und Efferdinger an den tag getreten sind.

Da, so viel mir bekannt, irgend welche aussicht auf die herstellung der geforderten neuen ausgabe vorläufig nicht besteht, mögen die nachfolgenden bemerkungen zur textkritik und erklärung des Willehalm nicht unwillkommen sein, zumal dies werk auch in bezug auf seinen text bisher das stiefkind der Wolframforschung gewesen ist, obwol Lachmann gerade bei ihm, wie mir scheint, nicht durchweg eine gleich glückliche hand gezeigt hat wie beim Parzival, und seine herstellungen hier häufiger und entschiedener anfechtbar sein dürften. Eine principielle erörterung über das hss.-verhältnis ist vermieden, weil sich ohne einsicht in das gesammte material nicht wesentlich über das von Paul, Beitr. 2, 318 ff. festgestellte hinauskommen lässt; Pauls beobachtungen finden übrigens im nachfolgenden vielfache bestätigung. Was an neugefundenen hss.-bruchstücken seither bekannt geworden ist, habe ich, soweit es mir zugänglich war und einschlägiges bot, zu verwerten gesucht.

2, 9 ouch hât dîn götlîchiu maht
den liehten tac, die trüeben naht
gezilt und underscheiden
mit der sunnen louft in beiden.

Dass in dem letzten verse *louft in* statt des von Lachmann gegen alle hss. eingesetzten *louften* zu lesen ist, hat Paul, Beitr. 2, 325 festgestellt; diese lesart wird auch durch das Wiener und das Heidelberger fragment gegeben, vgl. Germ. 16, 171. 32, 491. Paul bemerkt zur erklärung: ‘für den dativ *in beiden* bietet sich allerdings kaum eine andere beziehung dar als *wilt unde zam* in z. 8’. Er construiert also *den liehten tac, die trüeben naht* noch als object zu *underscheiden,* so dass man übersetzen müsste: ‘gott hat tag und nacht eingesetzt und für jene beiden, d. h. für die ganze creatur, mit dem laufe der sonne gesondert’. Es liegt aber doch näher, *in beiden* auf *tac* und *naht* zu beziehen und *underscheiden* absolut zu nehmen, wenn die wörterbücher auch keinen beleg für eine solche verwendungsweise des verbums beibringen. Weiter darf man dem *underscheiden* hier vielleicht den sinn unter-

legen, den das simplex so häufig hat, 'einen streit entscheiden, schlichten' (vgl. auch *underscheidenheit* bei Lexer 2, 1796); dass es echt wolframisch wäre, den wechsel zwischen tag und nacht als einen beständigen kampf aufzufassen, braucht kaum erst durch einen hinweis auf Parz. 423, 13 *sus wârn die zwên dâ inne bî der küneginne, unz daz der tac liez sînen strît* erhärtet zu werden. Es wäre also zu übersetzen: 'gott hat tag und nacht eingesetzt und ihren streit durch den lauf der sonne geschieden'.

15, 27 Provenzâl und Burgunjoys
und der rehten Franzoys
het er gehabt gerne mêr.
dô reit der schadehaften kêr
der marcgrâve unverzagt.

Diese interpunction, die Paul, Beitr. 2, 326 aus grammatischen gründen vorgeschlagen hat, wird auch unbedingt durch den sinn verlangt. Denn die verse sollen doch nicht, wie man nach Lachmanns interpunction annehmen müsste, die ziemlich banale bemerkung machen: 'der markgraf hätte gern mehr krieger gehabt, als er die unglückliche heerfahrt ritt', sondern sie sind zu interpretieren: 'der markgraf hätte gern mehr krieger gehabt. Da dies aber nicht der fall war, so (das bedeutet das *dô*) ritt er u. s. w.'. Statt *der schadehaften kêr* liest man übrigens doch wol besser mit mnp *den sch. k.*

16, 10 ir banier gâben schîn
von tiuren fremdeclichen sniten
nâch der gâmâne siten.
der schein dâ sölh wunder,
ach wênc, in kan besunder
mit zal iz niht bereiten.

Paul hat Beitr. 2, 326 diese schwierige stelle besprochen. Er möchte statt *gâmâne* lieber *gamanje* = *massenîe* lesen. Der vorschlag scheint mir nicht glücklich; der ausdruck 'nach art der hofgesellschaft' wäre nach v. 11 doch zu farblos und selbstverständlich, und man müsste wenigstens erwarten 'nach art einer besonders vornehmen gesellschaft'. Dagegen gibt *gâmâne* einen guten sinn (über den stein mag man sich bei Schade, Altd. wb.[2] im nachtrag unter *gamahiu* sp. 1341 ff. des näheren unterrichten): 'die baniere schimmerten in tausend farben'. Für die schreibung *gamanie* t, *gamânye* K, *gamaneye* l, an der

Paul anstoss nimmt, kann man auf die lateinische namensform *camaynus* Du Cange 2, 41, sowie auf 401, 8 verweisen, wo l, trotzdem das wort im reime steht, *gamange* schreibt. Für die folgenden zeilen hat Paul keinen vorschlag gemacht, aber mit recht darauf hingewiesen, dass Lachmanns conjectur ***ach wênc*** zu gewaltsam und der ausdruck für die situation zu stark ist. Die hss. haben statt ***ach wênc in kan***: ***an wechsen chan*** K, ***an wachsen chan*** m, ***an wahsen chan*** t; die lesarten ***Ane maze kan*** n und ***niemen chan*** op sind gewaltsame umdeutungen der unverstandenen überlieferung. Und auch ***iz niht*** v. 15 steht in keiner hs.: ***ich iuch*** schreiben Kln, ***ich eu*** mt, ***ez euch*** op. Die schwierigkeiten werden behoben, wenn man liest: ***ân wahs enkan besunder mit zal ich iuch bereiten.*** Diese lesart hält sich streng an die überlieferung, die besondere bedeutung, in der das wort ***wahs*** hier gebraucht ist, erklärt zugleich die teilweise verderbnis in den hss., und man bekommt einen verständigen, echt wolframischen gedanken: 'ohne rechentafel kann ich euch diese zahllosen, in den verschiedensten farben strahlenden baniere nicht vorrechnen, nicht aufzählen'. Für *wahs* = 'mit wachs überzogene schreibtafel' sehe man die belege bei Lexer 3, 642.

17, 11 wan sît sich kriuzewîs erbôt,
Jêsus von Nazarêt, dîn tôt, *u. s. w.*

Trotz des auseinandergehens der hss. dürfte *dem tôt* das richtige sein, denn es wäre sonderbar, wenn die beständig direct an das heer gerichtete anrede plötzlich durch diese apostrophe an Jesus unterbrochen würde.

18, 7. Die überlieferung weist auf *vor ander des heres fluot,* was auch für die versmessung vorzuziehen ist.

25, 21. Statt des kolons muss hier wol ein komma gesetzt werden, da v. 24 f. notwendig damit zu verbinden sind; v. 22 f. sind als zwischengedanke in klammer zu schliessen.

26, 25 ff. wird man besser so interpungieren: ***von Sêres Eskelabôn, der dicke tougenlîchen lôn von werder friuwendinne enphienc, swelhiu genâde an im begienc, der was nâch sîner minne wê.*** Der name (mit seinem relativsatze) ist wie so oft im nom. vorausgestellt und wird durch das ***im*** in v. 28 in dem ihm grammatisch zukommenden casus wider aufgenommen.

27, 10. Das aus K eingesetzte ***benennen*** hat nicht genug autorität gegenüber dem ***bechennen*** von mnopt (***erkennen*** lx).

33, 18 liuten und an orsen beiden
kôs man phelle tiure.

Ich wüsste nicht, wie man den dat. *liuten* erklären könnte, da *kiesen* doch höchstens mit einem reflexiven dat. im sinne von 'sich etwas aussuchen' vorkommt; auch könnte *an orsen beiden* schwerlich etwas anderes heissen als 'an beiden rossen', was hier gar keinen sinn gibt. In der tat haben *liuten* nur Ky gegen *Leut* lmnop; ausserdem steht in lop *und örss* (*orse* l) *an beiden*. Es ist offenbar zu lesen: *liute und ors, an beiden kôs man phelle tiure.*

43, 22 si megens uns jehen zunêre,
komen sis hin genozzen.
nein, si sint verflozzen
unser mark unz in den ort.

Die beiden letzten verse müssten übersetzt werden: 'nein, sie sind weggeschwommen bis in die letzte ecke unserer mark' (Mhd. wb. 3, 349a: 'von unserer mark weggeschwemmt', San Marte: 'ha nein! sie sind hinweggekehrt vom letzten ende unserer marken'). Es dürfte wol recht schwer fallen zu erklären, was denn hier unter der *mark* der heiden zu verstehen sei und wieso die neun von den heiden umfluteten französischen anführer von dieser *mark* 'weggeschwommen' sein sollen. Wirklich steht das rätselhafte *mark* in keiner hs.; die lesarten sind: *unser mære* Kt, *unser arke* l, *unserm verch* op, *unserm äreich* m, *Unserme riche* n. Das richtige haben offenbar lm; über das hier in betracht kommende *arke* sehe man Grimm, DWb. 1, 545. Schmeller, BWb. 1², 138; es bedeutet einen apparat zum fischfang. *vervliezen* hat hier offenbar die häufige bedeutung der composita mit *ver-* (Wilmanns, Gramm. 2, § 126, 6): 'einen falschen, unglücklichen weg schwimmen', 'sich verschwimmen'. Man bekommt also: *nein, si sint vervlozzen unserm ark unz in den ort* mit dem vortrefflichen sinne: 'sie können uns nicht entkommen, denn sie sind zu ihrem unglück in den äussersten zipfel unseres netzes hineingeschwommen'. Ganz ähnlich heisst es von Gahmurets streiten mit einem vom vogelfang entlehnten bilde Parz. 40, 26 *er was vor in ein netze : swaz drunder kom daz was beslagen*; vgl. auch Parz. 317, 28 von demselben *er was riuse und vengec vach : sîn manlîchez ellen kund den prîs wol gestellen* und ebd. 152, 4 von Keye *ich pin sîn* (des *prîses* der Cunnewâre) *vängec netze.*

44, 11 würde ich lieber nach *kinde* punkt, v. 12 nach *ingesinde* komma setzen: die täter sind doch für beide handlungen identisch und die häufung der schimpfwörter passt gut zu Terramers erregung.

44, 24 daz Arabeln des gezem,
ob ez geruochet Tervigant,
daz si diu kristenlîchen bant
und den touf unêre.
é si von Jêsus kêre,
ich sols ûf einer hürde é sehen,
diu fiuric sî : daz muoz geschehen.

V. 28 ist so nicht zu verstehen. Die aufgenommene lesart ist aus zwei verschiedenen überlieferungen combiniert: K schreibt *ê si zuo Jêsuse kêre,* während lmnopt lesen (*und*) *von Jêsus kêre.* Beide lesarten geben einen verständigen sinn: der unterschied ist offenbar der, dass K so interpungiert hat wie Lachmann, während lmnopt den vers zum vorangehenden ziehen und nach *kêre* interpungieren. Glatter ist die lesart von K (wobei *zuo Jêsuse kêren* natürlich nicht übersetzt werden dürfte 'zu Jesus übertreten', sondern 'sich im gebete an ihn wenden'), gleichwol ist lmnopt *und von Jêsus kêre* vorzuziehen. Denn abgesehen davon, dass K in seiner vereinzelung allen übrigen hss. gegenüber überhaupt keine genügende autorität hat, ist die entstehung seiner lesart leicht aus der der übrigen hss. zu erklären, nicht aber umgekehrt: K suchte ein correlativum zu dem *ê* in v. 29; *ich sols ûf einer hürde ê sehen* ist hier aber brachylogisch und echt wolframisch im sinne von: 'falls dies (die abwendung von Christus) nicht geschieht, will ich sie lieber verbrannt sehen'.

48, 16 will Paul, Beitr. 2, 323 statt *und* mit lmnopt *dô* setzen, indem *Jêsus* sonst nicht in die construction gebracht werden könnte. Lachmanns lesart liesse sich allenfalls verteidigen (oder besser gesagt, da das hss.-verhältnis gegen sie spricht: die lesart von K liesse sich erklären), wenn man *Jêsus* als dat. nähme und interpungierte: *der uns ime toufe wart und Jêsus an der süezen vart ime Jordân wart genennet, Krist, der nam* u. s. w. Allerdings ist *einem einen namen nennen* = 'jemand einen namen geben' im mhd. sonst nicht belegt, vgl. aber Tat. 7, 1 *uuard imo ginemnit namo Heilant* vocatum est nomen eius Jhesus.

75, 7. Dass statt *mînen* mit mpt *mînem* zu lesen ist, hat Paul, Beitr. 2, 326 bemerkt, und daran ändert nichts, dass auch

das meist zu K oder t stimmende Strassburger bruchstück *minen* schreibt (vgl. Germ. 25, 163). Die stelle wird ganz klar, wenn man interpungiert: *ey waz dû lasters hâst getân an mîner muoter al den goten (dîn zouber nams ûz ir geboten) und mînem vater Tybalt!*

97, 6 *Dô daz her gar verschehte ... daz si dehein rîterschaft ... weder sâhen noch enhôrten, ... Fâbors ... gap ieslîchem künege stat* u. s. w. Das Mhd. wb. 2b, 115a erklärt '*verschëhen* swv. aufhören zu rennen'; der satz mit *daz* sieht aber doch aus wie ein objectssatz, der ein transitives verbum voraussetzt. Die hss. gehen stark auseinander: *verschehte* steht anscheinend in Kmnt (und im Strassburger bruchstück, Germ. 25, 166), l hat *versehte*, o *besechte* (ebenso das Eltviller fragment *besehete*, Germ. 31, 212), p *bedechte*. Vielleicht hiess es ursprünglich *dô daz her verspehte* 'als es ausgekundschaftet hatte'; der rührende reim wäre ein einleuchtender grund für das auseinandergehen der hss., die denselben in verschiedener weise zu beseitigen suchten.

102, 7 ff. wird man besser nach v. 9 einen punkt, nach v. 11 ausrufszeichen setzen. Dass v. 12 zu lesen ist *ey waz ich hôhes funds hân vlorn*, hat Paul, Beitr. 2, 328 gezeigt, und die lesart des Eltviller bruchstücks *Ey waz ich hohis frundis* (so!) *han verlorn* Germ. 31, 212 bestätigt das. Man könnte auch die allein überlieferten ungekürzten formen *fundes* und *verlorn* beibehalten, wenn man sich die interjection als gewissermassen ausserhalb der versmessung stehend denkt. Uebrigens wird nach v. 12 besser komma gesetzt, denn die *manges heldes triuwe* ist eben der verlorene *funt*.

104, 14 *Der wer wurde an mich gebiten. Wer* steht nur in K, Jmnopt (und das Eltviller fragment, Germ. 31, 213) lesen *werche*, worauf auch *werden* l zurückgeht. Es liegt kein grund vor, von dieser viel besser bezeugten lesart abzuweichen; der sinn ist: 'mit solchen unternehmungen, mit der ausführung solcher geschäfte würde gewartet, bis ich dabei wäre', d. h. nur von mir liessest du dir minne erzeigen.

106, 14 swaz dâ wunders was geschehen
an den hôh rîchen werden,
gevohten ûf der erden
wart nie sô schadehafter strît
sît her von anegenges zît.

Wenn diese verse einen vernünftigen sinn geben sollen, müssen sie interpretiert werden: 'wie viele heidenkönige dort auch erschlagen wurden, die schlacht war doch unglücklich für die christen'. Diese interpretation ist sehr gezwungen: sie passt auch durchaus nicht zu der allgemeinen anschauung Wolframs, der den tod der trefflichen heidenfürsten durchgehends nicht weniger beklagenswert findet als den der christen, und sie passt vor allem nicht zu der speciellen situation, wo nur von der klage um die gefallenen heiden die rede ist. *Swaz* in v. 14 steht auch nur in K, Jlmnopt haben *waz* und das ist das richtige. Man setze hinter *wære* v. 12 einen punkt und lese weiter: *daz moht er ein niht gar gesehen, waz dâ wunders was geschehen an den hôhen rîchen werden. Gevohten ûf der erden wart nie* u. s. w. Dass auch im sinne des Terramer ein *wunder* an seinen scharen geschehen war, zeigt 107, 20 *selh wunder ist an mir geschehen, daz ein hant vol rîter mich hât nâch entworht.*

124, 22 mîn bruoder ungemach genuoc
het ân unsich erworben.

Hier müsste *ân unsich* erklärt werden 'ohne dass wir ihn dagegen schützten'. Vielleicht darf man Wolfram eine solche auffällige ausdrucksweise zutrauen, natürlicher wäre aber doch *an uns* (*unsich* steht nur in K) *erworben,* d. h. nach unserer von der alten sprache hier verschiedenen räumlichen anschauung des vorgangs: 'von uns' oder abstracter 'durch uns', nämlich durch unsere untätigkeit. *An uns* als acc. zu nehmen (wie Pass. K. 497, 89 *aller gûten lûte vrûntschaft er an sich erwarb*) geht wegen des *het* nicht an, es müsste dann *hât* heissen: 'er hat uns viel unheil gebracht'.

151, 2 der zende ûz zwispilte
ame schâchzabel ieslîch velt
mit cardamôm, den zwigelt
mit dem prüeven wære gezalt,
Terramêr und Tybalt
heten mangern rîter dâ.

Das Mhd. wb. 3, 508[a] übersetzt: 'wer in cardamomen auf jedes feld des schachbrettes das doppelte desjenigen setzte, was auf dem vorhergehenden felde liegt, das liesse sich, wenn man die gedoppelten summen zusammenzählte, bestimmt angeben'. Ich weiss nicht, wie man zu einer solchen übersetzung von v. 4 ff.

kommen kann und was das hier heissen soll. V. 2—3 sind klar (von San Marte freilich komisch misverstanden), *den* in v. 4 ist doch dat. pl. des relativpron., *κατὰ σύνεσιν* zu *cardamôm* (= kardamumkörner, vgl. *kardamuomen* u, *kunigen* op) construiert. Der sinn ist; 'wenn jemand ein schachbrett in der bekannten weise mit kardamumkörnern besetzte, deren gesammtsumme bei der schliesslichen zählung verdoppelt würde (oder auch, was dasselbe ist: von denen jedes korn doppelt gezählt würde), Terramer und Tybalt hatten gleichwol noch mehr ritter'.

157, 7 wem liez diu kiuschlîche zuht?

Was soll das heissen? Man könnte allenfalls analog der folgenden frage interpretieren: 'auf wen sollte sich die *kiuschlîche zuht* verlassen?', aber das müsste doch wenigstens heissen *wem liez sich d. k. z.?* — *diu* steht auch nur in K gegenüber *du* in lmnopt, und es ist zu lesen *wem liez(e) dû kiuschlîche zuht* = 'wo hast du deinen anstand gelassen?'. Ganz ebenso hat beispielsweise 171, 15 K unrichtig *diu* für das *du* der übrigen hss.

164, 26 hân ich von Terramêre
die hôhen flust ûf Alischanz,
ey beâs âmîs Vivîanz,
wie vil noch unsippiu wîp
dînen geflôrierten lîp
suln klagen durch die minne!

Was soll aber heissen: 'wenn ich den herben verlust durch T. erlitten habe, wie sehr sollen dann die frauen den V. beklagen!'? Die sache kommt durch andere interpunction in ordnung. Man setze hinter *leit* v. 23 punkt und lese weiter: *daz der unsin die wîpheit an mir niht entêre, hân ich von Terramêre die hôhen flust ûf Alischanz. Ey beâs âmîs* u. s. w.: 'um meinen hochmut zu demütigen, hat mich dies unglück getroffen: wie gross ist es doch!'.

165, 5 der was noch dîner tugende ein last.

Das natürlichere wäre jedenfalls *jugende,* wie auch in J steht (die angeführten lesarten sind nicht recht verständlich: was soll das '*tugende*' p?); der gedanke ist 67, 16 ff. näher ausgeführt.

169, 10 diu künegîn die alle nam,
die vieln dem künege an sînen fuoz.

In v. 11 liest man statt *die* besser mit lmop *und*; man bezieht

sonst *die* nur auf die fürsten, während doch, wie 170, 1 zeigt, auch die königin mit niederfällt.

199, 24 ist das *und* mit mnoptx zu streichen und nach *toufe* v. 23 ein punkt zu setzen. *diu küngîn sunderrotte phlac* u. s. w. müsste sonst noch mit als von der conj. *dâ* v. 18 eingeleiteter nebensatz aufgefasst werden, und besagte, dass die königin in Orleans angeworben hätte. Das ist nicht richtig, denn sie zieht erst mit dem könige dorthin.

215, 4 muss das *und* wol mit lopt gestrichen werden, indem durch den satz mit *daz* die *künfteclîche zît* erst die notwendige bestimmung erhält.

216, 23. Die überlieferung (lmnopt) spricht entschieden für *daz si muoz ouch ûf der verte sîn.* Man kann nach *schîn* v. 22 und nach *sîn* v. 23 komma setzen und den *daz*-satz *ἀπὸ κοινοῦ* construiert denken: als object zu *gap* und als subject zu *nimt und bringet.*

217, 19. *Mahumete* dürfte schwerlich irgendwo als nom.-form zu belegen sein; man lese doch ruhig *Mahmet* (wie auch alle hss. ausser n schreiben) : *bet.* (So auch das Münchner fragment, Zs. fdph. 13, 267.)

219, 18 sol Jêsus von Nazarêt
die porten hân gebrochen.
waz ist an mir gerochen
mit dem ungelouben dîn?

Die verse sind mir unverständlich. — Die ganze auseinandersetzung dreht sich darum, dass Terramer nicht glaubt, dass Christus kraft genug gehabt habe, die hölle zu brechen: v. 2 ff.: 'er hat sich selbst nicht zu helfen gewusst; ich traue ihm darum auch nicht zu, dass er Adam habe aus der hölle helfen können. Die hölle hat furchtbare schrecknisse'. Und nun muss es offenbar heissen: *sol Jêsus von Nazarêt die porten hân gebrochen? waz ist* u. s. w. = 'und der schwache Jesus soll ihre pforten gebrochen haben? das glaube ich nimmermehr; wofür werde ich gestraft, dass meine tochter solchen unsinn glaubt?'.

238, 24 ff. sind wol anders zu interpungieren, da sonst in einem satze zweimal gesagt wäre, dass die brüder Willehalm zu hilfe kommen: v. 26 *daz erm ze helfe möhte komen* und v. 29 *in sîns bruoder helfe*; auch ist jenes doch nicht gleichbedeutend mit einem *daz erm ze helfe kæme,* was man hier allein

erwarten dürfte. Man setze v. 25 statt des punktes ein komma und dafür punkt hinter *komen* v. 26 oder auch erst hinter *lande* v. 27: 'keiner konnte dem anderen ohne weiteres (ohne besondere ladung) zu hilfe kommen; jetzt waren sie gleichwol auf Willehalms bitten alle zu seiner unterstützung erschienen'.

Warum in 241, 21 f. *umbehaben* : *haben* statt des in sämmtlichen hss. ausschliesslich überlieferten *umbevân* : *hân* gesetzt ist, ist nicht abzusehen.

> 242, 18 ir schiltriemen sint nacket blôz
> und unverdecket von den breten.

Nur K hat *nachet,* alle übrigen hss. weisen auf *nâch* oder *nâhen,* und das ist das richtigere. Die übertreibung ist auch so noch stark genug: 'ihre schilde sind so zerhauen, dass sie beinahe überhaupt nicht mehr vorhanden sind'. Dieses 'beinahe' kann doch nicht gut fehlen.

> 247, 26 ir sitzet hie oder dort,
> parriert der rîter iuch beneben,
> dem sult ir die gebærde geben,
> daz iuwer kiusche im sî bekant.

Statt des als v. 27 in den text gesetzten wird unten vermutet: *parliert der rîter iu beneben,* was wol heissen soll: 'unterhält sich der ritter neben euch mit euch'. Nun steht *der riter* nur in Kl und ebenso das *dem* in v. 28 und *im* v. 29; mnoptz haben *die riter, den* und *in* (hier auch l *den*) und dementsprechend ist zu lesen *parriert die rîter iuch beneben! den sult ir* u. s. w., denn der satz ist als hauptsatz und nicht als bedingungssatz zu nehmen. Gyburc lehrt: 'mögt ihr wo immer sitzen, setzt die ritter zwischen euch, bildet mit ihnen bunte reihe und zeigt euch ihnen so u.s.w.'. In der tat wird dann 250, 30 *diu vrouwenlîche schar mit rîteren undersezzen.*

> 253, 12 ich was flust in beiden.
> an mir wuohs leide in unt uns.

Ich steht nur in z, Kmnop haben *ach,* l *ouch*; *leide* ist conjectur, sämmtliche hss. haben oder weisen auf *beide.* Man hat also zu lesen: *ach waz vlust in beiden an mir wuohs, beide in unt uns!* Die widerholung von *beide* macht sich für uns nicht besonders schön, ist aber durch die überlieferung unbedingt gesichert; man bedenke auch, dass das zweite *beide* in der verblassten formel *beide* — *und* steht. — Die vorgeschlagene



lesart wird bestätigt durch das Erbacher bruchstück, Zs. fda. 9, 190 *ach was vlûste in beiden. an mir w°hs bede in vnde vns.*, wo besonders der gen. *vlüste* deutlich zeigt, dass *was* hier als *waz* zu nehmen ist (vgl. deswegen auch 102, 12).

255, 3 wird man doch besser mit mt *mîner mâge* abhängig von *wer mêr* lesen statt des durch Kp nur schlecht bezeugten *mîne*. — no (und das Erbacher fragm., Zs. fda. 9, 191) mit der lesart *mînen m.* nehmen es weniger entsprechend als opposition zu *gein in*.

268, 24. *Dar mac ich niht gelîchen* nach Kntz scheint anschaulicher und nach den grundsätzen der kritik wahrscheinlicher. *Der* wie mop hat auch das Wiener bruchstück, Zs. fda. 17, 408.

292, 20 wird statt *sît wâriu milt des niht gebôt* besser mit lnoptxz (und dem Hallenser bruchstück, Zs. fdph. 8, 237) *sîn wâriu milt* u. s. w. gelesen. Tybalt wird uns, ganz Wolframs allgemeiner gesinnung entsprechend, oft genug als wirklich *milte* geschildert vgl. 294, 19. 342, 13. 354, 25, wie ihm ja selbst Gyburc das höchste lob spendet 310, 11 ff. — Dem schreiber der vorlage von Km mag der bekannte, fast gleichlautende vers Parz. 297, 20 im ohre geklungen haben.

296, 21. *Zer kappeln* loptz dürfte das richtigere sein, da auf Gloriette sich nur eine capelle befindet (vgl. 278, 7) und die kirche in der stadt verbrannt ist. Allerdings könnte *zer kirchen gên* formelhaft sein, nur würde man dann den artikel entbehren.

299, 13 Ein ieslich rîters êre
gedenke, als in nû lêre,
dô er daz swert enphienc, ein segen *u. s. w.*

Metrische gründe können nicht veranlassen, von dem allein überlieferten (*ein*) *ieslich rîter an sîne êre gedenke* u. s. w. abzuweichen.

302, 18 hie saz genuoc
fürsten die des jâhen,
swem daz kunde smâhen
daz Oransch wær von in erlôst,
daz im der næme bezzern trôst:
sine wolden ninder fürbaz varn
mit ir vartmüeden scharn.

Unter dem texte liest man zu v. 21 *wær unerlôst?* Lachmann

mag aus metrischen gründen zu dieser vermutung gekommen sein, sie passt aber absolut nicht zu dem ganz klaren sinne des überlieferten: 'viele fürsten meinten, wen das eine geringe, verächtliche tat dünke, dass sie Oransche befreit hätten, der möge sich nach einer besseren hilfe umsehen für seine weiter gehenden pläne. Sie wollten jedenfalls nicht weiter heerfahrten'.

303, 6 nu denket, helde, ir habt geholt
in Francrîche mangen prîs.

Geholt ist conjectur von Wackernagel; sämmtliche hss. schreiben *gedolt*, und es besteht kein grund davon abzuweichen, vgl. Parz. 311, 30 *sus het er werdekeit gedolt.*

316, 19 von Vriende den gesten
wil hiut ze schaden erglesten
der sterne ins marcrâven vanen.

Statt *ins* v. 21 ist gewis das durch lmnopt bezeugte und weit anschaulichere *ûz des* zu setzen, vgl. 364, 4 *si kêrten dâ der sterne schein ûz des marcrâven vanen,* ebenso 369, 15.

340, 7 die Jêsus helfe wolde leben
daz die dem tôde wurde gegeben.

Die stelle ist ein schönes beispiel zu der sammlung von Paul, Beitr. 2, 65. K liest: *swer wolde — daz der wurde,* Jlmnoptx *die wolden — daz die wæren*; das letztere ist als besser bezeugt vorzuziehen, aber auch K ist verständig und natürlich. Aus diesen beiden getrennten lesarten ist durch vermischung jene in den text gesetzte dritte, nirgends überlieferte lesart construiert und damit das höchst problematische *die* = *der* gewonnen.

343, 4 doch hât diu werdekeit ir vluht
nû lange an mir rezeiget.

Von mir wie lmnt statt *an mir* lesen, passt allein zu Wolframs sinnlich-anschaulicher ausdrucksweise.

381, 23 wol hete Aropatîn gestriten ...
al des marcrâven helfe.

Einen strîten = 'jemanden im streite bestehen' dürfte schwerlich zu belegen sein: lntz lesen auch richtig *an* statt *al* (entsprechend op *gein*). Lachmann nahm vielleicht auch den vorangehenden satz *swaz* ... *dâ mohten sîn* u. s. w. mit einer art *ἀπὸ κοινοῦ* als obj. zu *hete gestriten*; es ist aber ein einfacher concessivsatz: 'wie viele auch dem markgrafen zu hilfe gekommen

waren, A. hätte sie allein alle kampflich bestehen können'. — V. 27 *dô der Tüwingen ervaht* ist nur nach K hergestellt und enthält so eine sehr gezwungene und unpassende ironie; es ist gewis mit allen übrigen hss. zu lesen *dô der ze Tüwingen vaht.*

386, 22 durch daz die selben hervart
Josweizes dern swanen truoc,
und landes hêrrn mit im genuoc
mit dem wâpen was bevangen.

Demnach führten bloss der fähnrich und die mannen des J. sein wappen und nicht in erster linie er selbst? Und wie merkwürdig der ausdruck! Lachmann vermutet unten *Josweizes vener den swanen truoc,* aber das steht in keiner hs. und die sache ist viel einfacher. *Josweizzes dern* steht nur in K, lmopt haben *Joseweiz den* (analog *Josuweiz sulche* n, *Josuwayz den selben* z) und das ist das richtige. *Den swanen tragen* heisst eben nicht 'die fahne mit dem schwan tragen', sondern 'den schwan als wappen tragen' auf helm, schild, waffenrock, banier, kovertiure u.s.w., ganz wie es 401, 4 heisst *der truoc den visch, der den wurm ûf ir wâppenkleit gesniten,* ebenso 407, 6 und zum überfluss von eben unserem Josweiz 436, 22 *der den swanen truoc in vanen und ûf schilte.*

392, 10 sie dolten ach unde wê,
die mit Poydwîz kômen in den strît,
driu her den man vil prîses gît.

Im folgenden wird aber erzählt, dass nicht diese heidenscharen, sondern vielmehr die christen durch sie in arge bedrängnis kommen. Es ist das *die* in v. 11 mit lmopt zu streichen und anders zu interpungieren. Man setze nach v. 9 kolon und nach *wê* v. 10 punkt, denn v. 10 gehört als letzte zusammenfassung zu der vorausgegangenen betrachtung, dann geht die erzählung weiter: *Mit Poydwîz kômen in den strît driu her* u.s.w.

394, 9 in dûhte er hete wol erbiten
der die vaste vor im striten

d. h. 'er hatte trefflich gewartet auf die, die vor ihm kämpften'. Was soll dies hier heissen? — Man muss wol mit Km *den* statt *der* lesen und übersetzen: 'er glaubte denen, die vor ihm stritten, in ehrenvoller oder genügender weise eine frist zum kämpfen gegönnt zu haben und wollte nun überschauen, was sie in dieser zeit geleistet hätten'.

417, 22 lantgrâf von Dürngen Herman
het in ouch lihte ein ors gegeben.
daz kunder wol al sîn leben
halt an sô grôzem strîte,
swâ der gernde kom bezîte.

Den versen 24 ff. ist nur mühsam ein sinn abzugewinnen, man müsste an ein streiten der *gernden* denken: aber warum soll man zu diesem streite *bezîte* kommen? Wer rechtzeitig kommt, hat doch gerade den vorteil, dass er eben nicht um seine gabe zu streiten braucht! Nun steht (*sô*) *grôzem* nur in Kop, nahe stehen aber *grozen* t, *sulcheme* n. Ich zweifle gleichwol nicht, dass *so grozz* m, *groze* l das richtige bieten und v. 25 zu lesen ist: *halt ân* (*sô*) *grôze strîte. Halt* hat hier die bekannte concessive bedeutung und man hat jetzt einen vortrefflichen sinn: 'der landgraf hätte ihnen vielleicht auch ein ross gegeben, denn das verstand er vortrefflich auch ohne so gewaltige kämpfe (wie sie Rennewart um die rosse, die er verschenkte, führen musste), wenn der *gernde* sich nur rechtzeitig meldete.'. — Der pl. *strîte* begegnet gleich wider 418, 20.

438, 22 sîner manheit was umbetrogen
al der heiden admirât,
der werlîche genkert hât
vor sîner schiffunge an dem mer.

Mag man noch zugeben, dass man v o r der *schiffunge* ankern könne und nicht vielmehr a n derselben, so ist doch nicht abzusehen, was man unter *werlîche enkern* verstehen soll. Auch müsste man nach dieser lesart wol annehmen, dass Terramer sich bereits auf dem schiffe befindet, wohin er doch erst 443, 13 ff. gebracht wird. *Genkert* ist denn auch blosse conjectur und man hat mit sämmtlichen hss. zu lesen: *der wêrlîche gekêrt hât,* d. h. 'der sich nach der flucht zur verteidigung umgewant hat vor dem ankerplatze seiner flotte'. — Auch 440, 29 wird mit lm *v o r Terramêrs tragamunt* zu lesen sein, da sich die heiden v o r, nicht a u f ihm zur wehr stellen.

458, 12 nû haben manlichen muot!
nâch den gelîch denn maneger tuot

Nâch den scheint mir trotz der ausführungen von Stosch, Zs. fda. 38, 144 keineswegs das richtige; *den* steht nur in K, lmt haben *dir* und darauf weist auch das *der* in n, op geben sinnloses. *Nâch dir* ist also am besten bezeugt und wird auch

durch den sinn verlangt, da aller nachdruck auf dem vorbilde liegt, das Willehalm gibt, und seiner nachahmung durch das heer, wie das der markgraf selbst 460, 16 ff. entsprechend auseinandersetzt.

MÜNCHEN, 17. februar 1896. F. PANZER.

ZU HEINRICH VON MÜGELN.

Mit unserer kenntnis von Heinrich von Mügelns leben ist es bekanntlich sehr schlecht bestellt. Wir sind ausschliesslich auf das angewiesen, was wir aus seinen eigenen werken schliessen können. Unter den wenigen ergebnissen, die man auf diesem wege zu gewinnen glaubte, sind nun aber doch einige von recht zweifelhaftem wert: man hat oft mehr schliessen wollen, als man schliessen durfte.

I.

Vielfach finden wir Heinrich von Mügeln als kaiserlichen rat bezeichnet, so auch bei Lorenz (Deutschlands geschichtsquellen im mittelalter) und Friedjung (Kaiser Karl IV. und sein anteil am geistigen leben seiner zeit). Diese annahme geht zurück auf Schröer, der seine aufstellung (Wiener SB. 55, 453. 456) folgendermassen belegt: 'der kaiser fragt in Der meide cranz unseren dichter, welche von den meiden den preis verdiene. Da der dichter die antwort ablehnt, sagt der kaiser:

v. 721[1]) sint daz min rat
mir ratis stur versagit hat,
so muz ich nach dem besten sin
daz orteil selber teilen hin.'

Ich glaube, dieser stelle darf man keine beweiskraft zuschreiben; und wenn Schröer daraus schliessen will, Heinrich sei kaiserlicher rat gewesen, so kann man höchstens allenfalls zugeben, dass der schluss möglich ist; zwingend ist er aber

[1]) Bei Schröers zählung bleiben die verse der einleitung ausser betracht. Text normalisiert.

nicht; denn *rat* braucht nicht notwendig officieller titel zu sein, sondern kann einfach 'ratgeber' bedeuten, wie ich jeden nennen kann, den ich um rat angehe.

Betrachten wir die stelle aber nun auch im zusammenhang. Nachdem der kaiser die zwölf künste gehört hat, geht er (v. 651) *in einen rat* (= ratscollegium), der sich weigert das urteil abzugeben (v. 681); darauf wendet sich der kaiser an den dichter selbst (v. 703):

> Der keyser sprach 'von Mogelin
> Heinrich, was duncket dich sin?' (Gött. hs.)

Als auch dieser kein urteil abgeben will, folgen die oben citierten verse. In diesem zusammenhang ist es nun nach meiner ansicht ganz zweifellos, dass die verse 721 ff. nicht ausschliesslich auf Heinrich zu beziehen sind, dass also *rat* hier collectivum ist. Sodann ist auch jetzt nicht unbedingt nötig anzunehmen, dass der dichter v. 651 an eine officielle versammlung kaiserlicher räte gedacht hat; aber auch wenn er es getan hätte, dürften wir für Heinrich dies attribut doch nicht in anspruch nehmen, denn dieser wird in v. 703 ganz unzweideutig in gegensatz zu dem vorher erwähnten rat gesetzt; ihn fragt der kaiser erst, als er von jenem die gewünschte auskunft nicht erhalten hat, gleichsam als eine höhere instanz. Es ist ein kunstgriff des dichters, der es ihm ermöglicht, die entscheidung, die er als verfasser gibt, dem kaiser selbst in den mund zu legen. Aber wenn auch Schröers ansicht einen grösseren grad von wahrscheinlichkeit hätte, dürften wir uns dabei nicht beruhigen, so lange wir nicht anderweitige belege für sie hätten. An solchen fehlt es aber vollständig; in den urkunden Karls IV. ist weder von seiner ernennung etwas zu finden, noch geschieht seiner sonst jemals erwähnung, ja wir treffen seinen namen auch nicht ein einziges mal weder hier noch anderswo unter den zeugen an, was bei einem manne in der stellung eines kaiserlichen rates doch sehr auffällig wäre.

II.

Von einer 'amtswirkung' Heinrichs in Prag dürfen wir also mit Schröer nicht reden. Aber auch was wir über seine sonstigen schicksale wissen, ist sehr unsicher. Schröer nimmt zwar ganz unbesorgt einen zwölfjährigen aufenthalt in Prag

(1346—58), einen siebenjährigen bei Rudolf IV. (1358—65) an,[1]) und lässt ihn von da offenbar bis zu seinem tode bei Hertnit von Petou verweilen; einen aufenthalt in Ungarn zieht er gar nicht in betracht. Andere waren vorsichtiger, und mit recht. Denn seine werke, die auch für diese datierungen die einzige quelle sind, lassen wol mit sicherheit nahe beziehungen zu den eben genannten höfen erkennen, geben aber über die zeit, in die diese fallen, nur sehr wenig aufschluss. Der Hertnit von Petou gewidmete Valerius Maximus ist das einzige von Heinrich selbst datierte werk: *bei keiser Karlen ziten des virden, nach Christi geburt tusent jar in dem nun und sechzigsten jare.*

Schwieriger liegen die verhältnisse bei der Ungarischen chronik. Die deutsche fassung derselben ist dem herzog Rudolf IV. von Oesterreich gewidmet, der von 1358—65 regierte. Unter seiner regierung entstand der titel 'erzherzog', und zwar finden wir ihn zuerst am 18. juni 1359 in der lat. form *palatinus archidux*, deutsch in den urkunden *phallentz erczherczog*. So nannte sich Rudolf IV. bis zur Esslinger zusammenkunft (sept. 1360), bei der er sich dem kaiser gegenüber verpflichtete, keine ihm nicht zustehenden titel zu führen; von da an finden wir wider den einfachen titel 'herzog'. Später hat man sich nun offenbar dahin geeinigt, dass nur die bezeichnung *palatinus* unzulässig sei, und es erscheint deshalb seit ende 1361 der titel *archidux* ohne diesen zusatz wider regelmässig (vgl. Kürschner, Die urkunden herzog Rudolfs IV. von Oesterreich, Archiv für österr. geschichte 49, 1 ff.). Da nun Heinrich in seiner widmung Rudolf als 'herzog' bezeichnet und es nicht anzunehmen ist, dass er ihm den erzherzogtitel, so lange er ihn wirklich führte, vorenthalten hätte, so müssen wir schliessen, dass diese vorrede vor[2]) dem 18. juni 1359 oder zwischen sept. 1360 und ende 1361 geschrieben ist.

Zu einer genaueren bestimmung werden wir auf einem kleinen umweg gelangen, wenn wir die vorgeschichte der

[1]) Mit dieser zahl ist offenbar die zeit von Heinrichs aufenthalt bei Rudolf bezeichnet, die sich mit dessen regierungszeit nach Schröers ansicht deckt; dies ergibt sich auch aus seinen angaben auf s. 458, wo er irrtümlich Rudolfs tod sogar erst ins jahr 1368 setzt.

[2]) Als terminus post quem ist Rudolfs regierungsantritt 20. juli 1358 anzusetzen.

Ungarischen chronik betrachten. Wir besitzen nämlich von Heinrich von Mügeln noch eine zweite in leoninischen hexametern (Wilmanns, Ein lat. gedicht Heinrichs von Müglin, Zs. fda. 14, 155). Dadurch wird ein aufenthalt Heinrichs in Ungarn, den wir schon darnach annehmen müssten, dass er überhaupt sich mit ungarischer geschichte beschäftigte, zur gewisheit; denn diese lat. chronik ist dem könig Ludwig gewidmet. Als abfassungszeit nimmt Lorenz (1, 337 ff.) für diese die zweite hälfte der fünfziger jahre an (er sagt, sie sei gleichzeitig mit einer später zu erwähnenden lat. prosachronik vom jahre 1358 entstanden) und verlegt deshalb auch Heinrichs aufenthalt in Ungarn in diese zeit. Damit steht nicht im einklang, dass sich der verfasser in der vorrede als *iuvenis* bezeichnet, womit er offenbar seine jugend betonen will; denn dass er den classisch-lat. begriff dieses wortes im auge hat, ist schon an sich unwahrscheinlich, aber auch dem zusammenhange nach nicht recht anzunehmen. Da wir nun wissen, dass Heinrich bereits auf könig Johann († 1346) gedichtet hat, so kann er sich höchstens noch in der ersten hälfte der fünfziger jahre als *iuvenis* bezeichnet haben; wir müssen seinen aufenthalt in Ungarn also erheblich früher ansetzen als Lorenz, und dafür spricht auch die politische constellation jener zeit. König Ludwig heiratete 1346 Karls IV. älteste tochter[1]) Margarete; dies ereignis mag wol Heinrich an den ungarischen hof geführt haben, wo damals nach Suchenwirts zeugnis die dichter von allen gegenden zusammenströmten. Da die gereimte lat. chronik fragment geblieben ist, so dürfen wir keinen zu langen aufenthalt Heinrichs bei könig Ludwig annehmen; vielleicht liegt sogar eine unerwartet schnelle trennung vor. Veranlassung dazu konnte wol der bereits 1353 erfolgte tod der jungen königin und die darauf folgende entfremdung zwischen Böhmen und Ungarn sein. Halten wir zu diesen erwägungen das was über Heinrichs alter gesagt wurde, so werden wir überzeugt sein dürfen, kaum fehl zu gehen, wenn wir die abfassung der lat. chronik etwa in die jahre 1352/3 ansetzen.

Diese gereimte chronik hat nun sicher dem verfasser einer lat. prosaischen Ungarnchronik vom jahre 1358 (Chronicon

---

[1]) Nicht enkelin, wie Wilmanns s. 161 sagt.

pictum Vindobonense) vorgelegen, wie einzelne übereinstimmungen beweisen, für die eine gemeinschaftliche quelle nicht aufzufinden ist (vgl. E. Dümmler, Ueber die sage von den sieben Ungern, Nachrichten der kgl. ges. der wissenschaften zu Göttingen 1868, no. 18, 367 f.). Diese prosachronik widerum ist die directe vorlage zu Heinrichs deutscher Ungarnchronik, ja die übereinstimmungen sind so beträchtlich, dass sogar der gedanke, Heinrich habe auch jene verfasst, manches für sich hat. Liesse sich das beweisen, wofür allerdings kaum aussicht vorhanden ist, so wäre auch ein directer beweis geliefert, dass tatsächlich Heinrich damals nicht mehr in Ungarn weilte; es wäre doch sonst naheliegend gewesen, dieses werk auch könig Ludwig zu widmen, namentlich da die gereimte fassung fragment geblieben war. Dass Heinrich sein werk erst lateinisch geschrieben und dann selbst verdeutscht hätte, daran wäre nichts auffälliges. Für die datierung der deutschen Ungarnchronik gewinnen wir dadurch, mag die sache liegen wie sie will, so viel, dass wir uns in der frage nach ihrer vollendung für den zweiten zeitraum entscheiden müssen (sept. 1360 bis ende 1361), da die zeit bis mitte 1359 zu kurz wäre, um ein werk wie die Ungar. chronik, sei es nach eigener, sei es nach fremder vorlage, die selbst erst 1358 entstand, zu verdeutschen.

Zu absoluter sicherheit lässt sich in diesen fragen wol nie kommen, es ist deshalb misslich ein resultat zu ziehen; doch lohnt es sich wol, eine zusammenstellung dessen zu geben, was am wahrscheinlichsten und annehmbarsten ist. Dies wäre nach meiner ansicht folgendes:

vor 1346 aufenthalt in Prag (gedicht auf könig Johann),
zwischen 1346 und 1353 aufenthalt in Ungarn (etwa 1352/3 die ger. lat. Ungarnchronik für könig Ludwig),
(1358 Chronicon pictum Vindobonense?),
1360/1 deutsche Ungarnchronik für Rudolf IV.,
1369 Valerius Maximus für Hertnit von Petou.

In dieser aufzählung fehlt Der meide cranz. Die frage nach der abfassungszeit dieses werkes, die früher meist als so einfach betrachtet wurde, scheint mir am allerschwierigsten zu sein. Am häufigsten ist die auch von Schröer geteilte ansicht, dass Heinrichs aufenthalt bei Karl und die entstehung dieses gedichts all seinen verschiedenen wanderungen vorangehe. Dies

wird hinfällig durch die neue datierung seines ungarischen aufenthalts; denn für Der meide cranz können wir das jahr 1355 mit sicherheit als terminus post quem erschliessen, da Karl in dem gedicht stets als kaiser bezeichnet wird und seine krönung am 5. april 1355 stattfand. Aber auch zu der bisher üblichen späteren datierung des ungarischen aufenthalts will die ansicht Schröers nicht passen; denn wir müssten dann annehmen, dass in die zeit von 1355—1361 Der meide cranz, übersiedelung nach Ungarn, die ger. lat. Ungarnchronik, die übersiedelung nach Oesterreich und die deutsche Ungarnchronik fiele; dazu ist der zeitraum entschieden zu kurz. Deshalb hat auch Lorenz schon die entgegengesetzte ansicht aufgestellt, Der meide cranz sei während eines zweiten aufenthalts in Prag entstanden, den er nun viel später, sogar nach dem Valerius Maximus, ansetzt. Eine so späte datierung des zweiten Prager aufenthalts, denn einen solchen müssen wir ja nach dem bis jetzt gesagten unbedingt annehmen, haben wir jedoch nicht nötig. Fällt Heinrichs aufenthalt in Ungarn aus der zweiten hälfte der fünfziger jahre weg, so kommen wir mit der zeit nicht mehr ins gedränge; für die abfassung von Der meide cranz und der Ungarnchronik reichen die sechs jahre 1355–1361 aus. Wir dürften darnach als abfassungszeit für Der meide cranz wol die jahre 1355/6 annehmen. Strict zu erweisen ist das freilich nicht; denn auch eine spätere rückkehr Heinrichs nach Böhmen, etwa nach Rudolfs tod oder, wie Lorenz annimmt, noch später, ist nicht unmöglich. Den weg zu dieser annahme haben sich allerdings alle diejenigen versperrt, die die trennung Heinrichs von Karl auf ein zerwürfnis zurückführen wollen. Aber diese voraussetzung ist ganz müssig. Irgend ein anlass zu einer entzweiung oder gar irgend ein tatsächliches zeugnis dafür ist nicht aufzutreiben. Andererseits spricht sehr viel dagegen. Schon das eine wäre sehr auffällig, dass ein dichter, der etwa 1356 (vielleicht aber auch erst 1357)[1]) ein gedicht wie Der meide cranz schreibt, bereits 1358 oder 1359 in ungnade entlassen sein sollte. Es gibt sodann eine viel natürlichere erklärung für Heinrichs übersiedelung nach Oesterreich: sie mag wol die gleiche veranlassung

[1]) An diesen zahlen müssen ja alle, die an eine entzweiung glauben, unbedingt festhalten.



gehabt haben, wie einst Heinrichs wanderung nach Ungarn; denn auch herzog Rudolf war (seit 1353) Karls IV. schwiegersohn. Wenn nun auch in folge des gegensatzes zwischen den häusern Luxemburg und Habsburg und des oben erwähnten streites um den erzherzogtitel vorübergehend zwistigkeiten zwischen Karl und Rudolf entstanden, so lag eine derartige feindschaft doch nie vor, dass ein bei dem kaiser in ungnade gefallener bei diesem hätte zuflucht finden können. Um eine kleinigkeit hätte doch sicher Karl einem manne wie Heinrich seine gnade nicht entzogen; ein wirkliches vergehen musste ihn auch am hofe von Karls schwiegersohn unmöglich machen.[1])

Für die abfassung von Der meide cranz haben wir also die wahl zwischen den verschiedensten zeiträumen, unter denen wir, ohne in der lage zu sein, einen beweis zu führen, höchstens aus gründen der wahrscheinlichkeit einen bevorzugen können. Ich möchte mich darnach für die jahre gleich nach 1355 entscheiden, und zwar aus mehreren gründen. Erstens ist eine rückkehr Heinrichs nach Prag von Ungarn aus entschieden am plausibelsten, erklärt sich doch auch die übersiedelung zu Rudolf, Karls schwiegersohn, am besten, wenn er gerade vorher beim kaiser selbst gewesen ist. Zweitens scheinen mir auch gerade die jahre 1355—1357 am meisten geeignet gewesen zu sein, ein gelegenheitsgedicht wie Der meide cranz hervorzubringen; denn in diesen jahren liegt in mancher hinsicht der höhepunkt von Karls regierung; ich erinnere an die kaiserkrönung und die goldene bulle.

Aus der von Lorenz hervorgehobenen übereinstimmung einiger vergleiche in Der meide cranz und der lat. vorrede an könig Ludwig auf ein nahes zeitliches zusammentreffen beider schriften zu schliessen, was ja auch auf diese jahre führen würde, halte ich jedoch für voreilig. Redewendungen wie 'des christentums berg' sind durchaus charakteristisch für den geschmack jener ganzen zeit und werden fast formelhaft gebraucht. Wol aber kann für die datierung in diese jahre

[1]) Als einen beleg gegen die annahme eines zerwürfnisses zwischen Karl und Heinrich führt Schröer mit recht auch die unbefangene erwähnung des kaisers in der widmung des Val. Max. an Hertnit von Petou an (vgl. die oben s. 242 citierte stelle).

geltend gemacht werden, was Schröer (s. 474) bemerkt, dass nämlich Heinrich in seinem gedicht Von allen frîen kunsten einen ganz ähnlichen stoff behandelt hat und zwar nach Der meide cranz. Damit wird aber die andere bemerkung Schröers sehr zweifelhaft, die sammlung von Heinrichs werken, wie sie die Göttinger hs. enthält, sei während des dichters aufenthalt in Prag, also (nach Schröer) vor 1358 entstanden; denn diese enthält jenes gedicht Von allen frîen kunsten bereits. Ich weiss nicht, wie Schröer sich das zusammenreimt. In Prag wird jene sammlung allerdings entstanden sein, und zwar noch während Karls regierung, was daraus zu schliessen ist, dass gerade Der meide cranz an den schluss gestellt wurde: die absicht einer huldigung wird dadurch evident. Heinrich selbst war bei der sammlung jedoch kaum beteiligt, sonst wäre doch bei der offenbar angestrebten vollständigkeit das Cod. pal. germ. 693 enthaltene gedicht Septem artes, das sicher älter ist als Der meide cranz, schwerlich weggeblieben. Dass die allein in der Wiltener hs. überlieferten stücke während Heinrichs aufenthalt in Oesterreich und Steiermark entstanden sind, kann allerdings mit ziemlicher sicherheit angenommen werden; aus ihrem fehlen in G darf man jedoch deshalb nicht den schluss ziehen, dass sie jünger seien als diese sammlung. Das gleiche gilt für einige nur in der Kolmarer hs. enthaltenen strophen.

HEIDELBERG, december 1895. K. HELM.

NOCHMALS DAS TODESJAHR DES WULFILA.

In der Zs. fda. 40, 223 erhebt Martin einige neue bedenken gegen das, was ich Beitr. 20, 302 ff. über den ansatz von Wulfilas todesjahr erörtert hatte. Wenn ich jetzt noch einmal auf diese frage zurückkomme, so geschieht das hauptsächlich deshalb, weil ich in einem nicht unwesentlichen punkte eine ergänzung zu bringen habe, die wol auch geeignet ist, den einzigen etwas wesentlicheren einwand Martins zu beseitigen.

Ich hatte bereits in Pauls Grundr. 2a, 68 f. die zahlenangaben des Auxentius verdächtig gefunden, bei dessen 'sichtlichem bestreben, die lebensabschnitte seines helden mit bekannten epochen der biblischen geschichte zu parallelisieren'. Diesen gesichtspunkt hatte ich dann Beitr. 20, 303 f. weiter verfolgt, indem ich die stelle des Auxentius vorführte, in der dieser den Wulfila, der im 30. jahre bischof geworden, mit David vergleicht, der mit 30 jahren könig wurde, mit Joseph in Aegypten, der in gleichem alter hervortrat (*est manifestatus*), endlich mit Christus selbst, der mit 30 jahren das evangelium zu predigen anfieng. Ferner citierte ich daselbst einen zweiten, freilich fragmentarischen satz des Auxentius, nach dem auch die 40 jahre von Wulfilas bischoftum ihr vorbild haben: *ut et in hoc quorum sanctorum imitator erat* [*similis esset*] *quod quadraginta annorum spatium et tempus* u.s.w. Statt dessen lässt mich Martin a.a.o. s.223 sagen: 'Sievers meint, die zahl 40 sei abgerundet wegen des vergleichs mit Moses,[1]) könne also auch für 42 stehn'. Ich darf wol den leser bitten, sich selbst davon zu überzeugen, dass ich das nicht gesagt habe: von Moses ist überhaupt bei mir nicht die rede, sondern von David, Joseph, Christus, und das zunächst auch wider nur in bezug auf die 30, nicht in bezug auf die 40 jahre, ausser insofern sich aus dem zweiten satz des Auxentius etwa ein rückgreifen auf den ersten ergibt. Wie Martin bei dieser sachlage ernstlich auf Moses verfallen konnte, ist mir unklar, denn Auxentius vergleicht (Waitz s. 20) den Wulfila mit Moses nur wegen der führerschaft bei der auswanderung, aber nicht in bezug auf chronologische dinge.

Martin fährt dann fort: 'das wäre an sich wol möglich; aber Auxentius fügt ausdrücklich bei, dass Wulfila, nachdem er sieben jahre lang im Gotenland gewirkt, 33 weitere jahre im Römischen reich sein bistum verwaltet habe. Stimmte diese zahl nicht mit der wirklichkeit, warum hat er sie überhaupt angeführt und nicht vielmehr gesagt »die übrige zeit«'.

Ich gebe gern zu, dass das was ich Beitr. 20, 303 f. über das exempel 40 = 7 + 33 gesagt hatte, nicht genügt, um die sache über allen zweifel zu erheben. Aber es gibt eine sehr

[1]) Von mir gesperrt.

einfache lösung auch dieser schwierigkeit, auf die mich gleichzeitig H. Gelzer und F. Rühl freundlichst aufmerksam gemacht haben.

In allererster linie vergleicht Auxentius den Wulfila mit dem könig David: *et in hoc per gratiam Cristi imitator Cristi et sanctorum eius, ut quemadmodum sanctus David triginta annorum rex et profeta est constitutus ... ita et iste tamquam profeta est manifestatus* u.s.w. Wir dürfen somit auch den weiteren satz *ut et in hoc quorum sanctorum imitator erat* [*similis esset*] *quod quadraginta annorum spatium et tempus* ... in erster linie auf die im vorausgehenden ausdrücklich genannten vorbilder mit beziehen (dass Auxentius nicht auch noch anderes im sinne gehabt haben könne, soll damit nicht gesagt sein), also auch wider in erster linie mit auf David.

Nun wird Wulfila nach Auxentius mit 30 jahren bischof; nach siebenjähriger tätigkeit an seinem ersten wohnsitz wandert er aus, um noch 33 weitere jahre an einem zweiten sitze sein amt zu verwalten, so dass er also im ganzen 40 jahre lang bischof war.

Und David? Mit 30 jahren wird er könig; sieben jahre lang regiert er in Hebron; dann verlegt er seinen sitz nach Jerusalem, wo er noch 33 jahre weiter regiert, so dass die summe seiner regierungszeit 40 jahre beträgt. Die belegstellen sind folgende:

2 Reg. 2, 11. *Et fuit numerus dierum quos commoratus est David imperans in Hebron super domum Juda, septem annorum et sex mensium.*

2 Reg. 5, 4 f. *Filius triginta annorum erat David, cum regnare coepisset, et quadraginta annis regnavit. In Hebron regnavit super Judam septem annis et sex mensibus; in Jerusalem autem regnavit triginta tribus annis super omnem Israel et Judam.*

3 Reg. 3, 11. *Dies autem quibus regnavit David super Israel quadraginta anni sunt, in Hebron regnavit septem annis, in Jerusalem triginta tribus annis* (fast wörtlich widerholt 1 Par. 29, 27).

Von diesen stellen ist besonders die zweite, 2 Reg. 5, 4 f. wichtig, weil sie alles einschlägige material enthält, und interessant, weil sie zeigt, wie man schon damals selbst bei directer

aufrechnung kleine zeitdifferenzen (hier die sechs monate, die David über die sieben jahre hinaus in Hebron residierte) einfach unterschlug: 3 Reg. 3, 11 = 1 Par. 29, 27 sind denn diese sechs monate einfach ganz geschwunden.

Ich getraue mir danach zu behaupten: nicht nur die zahlen 30 und 40, sondern auch die zahlen 7 und 33 bei Auxentius sind verdächtig, weil sie sämmtlich der geschichte des als erster parallele zu Wulfila citierten David entnommen sein können und es vermutlich auch sind.

Im übrigen versage ich es mir, Martins einwände (die mir sämmtlich unerheblich scheinen) noch einmal ausführlich zu discutieren: ich halte eine solche discussion schon deswegen nicht für geboten, weil Martin selbst es nicht unternommen hat, auch nur eine einzige der grossen inneren schwierigkeiten zu beseitigen, die sich aus der datierung auf 381 ergeben. Nur einige äusserungen Martins möchte ich noch hervorheben, weil sie mir nicht genügend substantiiert zu sein scheinen.

Wenn Martin s. 224, z. 1 f. sagt 'nach Wulfilas tode ..., einem ereignis, das den kaiser von seiner bisherigen rücksicht auf die arianischen Goten abbrachte', so ist zu sagen, dass meines wissens keine quelle von einer solchen rücksichtnahme etwas berichtet: die ganze annahme ist nur eine folgerung aus der weiteren hypothese, dass Theodosius speciell den Wulfila im jahre 380/1 nach Constantinopel beschieden habe.

Ferner sagt Martin s. 224, z. 25 f., ich habe gemeint, 'diese quellen' (nämlich die griech. kirchenhistoriker) 'seien keineswegs dürftig'. Dem gegenüber wolle man sich überzeugen, dass ich Beitr. 20, 307 in der anm. gesagt habe: 'unsere quellen sind hier nichts weniger als dürftig'; dieses 'hier' aber bezieht sich lediglich auf die angaben über das aufkommen der secte der Psathyrianer, von der allein in der citierten anmerkung die rede ist. Martin hatte also, scheint mir, kein recht, mir hier ein gesammturteil über den wert unserer quellen im ganzen in den mund zu legen. Gewis sind diese quellen 'einseitig', wie Martin sagt: aber das ist Auxentius auch; sie sind 'anekdotenhaft': dafür ist Auxentius ein arger schematisierer; sie sind 'über fünfzig jahre später': aber Socrates und Sozomenos gehen doch sicher auf ältere traditionen zurück; 'auch lückenhaft sind sie gewis': das ist auch Auxentius.

Endlich noch eines. Martin möchte auch jetzt noch an Bessells ergänzung *psathyropolistas* für das von Waitz gelesene *p . . . ie . . . . . t . stas* festhalten (ich bitte dazu wegen der chronologischen schwierigkeiten Beitr. 20, 306, anm. nachzulesen), und sagt 'Sievers macht keinen gegenvorschlag'. Das ist gewis richtig, aber kein argument, denn man kann eine gemachte conjectur wol als falsch nachweisen, ohne dass man selbst im stande ist, eine jedermann befriedigende conjectur dafür zu bringen. Aber da die sache einmal angeregt ist, so will ich nun doch meine längst gehegte vermutung nicht mehr zurückhalten, dass dem sinne nach etwas wie *prepositos hereticos* dagestanden habe. Dieser ausdruck begegnet bei Maximin selbst (Waitz s. 23 *prefati pr*[*e*]*positi heretic*[*i*] fol. 327: sie müssen also doch irgendwo vorher schon einmal vorgekommen sein) und entspricht dem stehenden *οἱ προεστῶτες τῶν αἱρέσεων* der griech. quellen, das u. a. bei Sozomenos 7, 10 gerade da gebraucht ist, wo er von der berufung der haeretikersynode von 383 redet (*τοὺς προεστῶτας τῶν ἀκμαζουσῶν τότε αἱρέσεων συνεκάλεσεν*: von mir Beitr. 20, 317 citiert). Ob auch der wortlaut jener conjectur sich mit den lesbaren resten der hs. vereinigen lässt, darüber wird eine erneute prüfung der handschrift entscheiden müssen.

LEIPZIG-GOHLIS, 12. märz 1896. E. SIEVERS.

NACHTRAG

(zu oben s. 5 f.).

Durch die soeben erschienene februarnummer des Literaturblatts (1896, s. 57) werde ich darauf aufmerksam, dass französische gelehrte den richtigen sinn der *carmina gentilia* bei Thegan schon erkannt haben, wozu ihnen jedenfalls der umstand verhalf, dass noch heute im französischen *gentil* 'heidnisch' heisst und ihr sprachgefühl sie daher vor der misdeutung schützte, welcher die deutschen gelehrten verfielen. Nachdem schon Léon Gautier (Les épopées franç. 1, 72) das richtige

kurz gesagt hatte, bekämpft Godefroid Kurth in seinem buche 'Histoire poétique des Mérovingiens' (Paris 1893) s. 54[2] die vulgatansicht mit gründen, die sich zum teil mit meinen obigen ausführungen decken. Um so mehr darf man erwarten, dass nun auch in Deutschland die richtige auffassung jener stelle allgemein platz greift.

HEIDELBERG, 16. februar 1896. W. BRAUNE.

ZU ANDREAS 575.

In meiner bemerkung oben s. 12 bezweifelte ich die richtigkeit der lesung *eardȝyfu* Ps. 71, 10 und änderte deshalb den im Andreastexte überlieferten acc. sg. *ȝif* in *ȝife*. Zwar beweisen die von Wülker angeführten composita mit *ȝif* (*ȝifstól, -heal, -sceat*) nichts gegen das sexcenties belegte *ȝifu*, weil alle *ō*-stämme als erste compositionsglieder consonantisch ausgehen (natürlich ausser *éa*), aber im Beda 1, 7 liest man wirklich *mid þám ȝodcundan ȝyfe* (Wheloc s. 31, Smith s. 477, Miller s. 34, 17). Genannten zwei unabhängigen zeugen gegenüber wage ich es nicht mehr, das *ȝif* des Andreastextes in *ȝife* zu ändern.

P. J. COSIJN.

Notiz.

Herr dr. W. Nagl hat die redaction um die mitteilung gebeten, dass er in seiner zs. Deutsche mundarten 1, 75 ff. eine anzahl tatsächlicher berichtigungen zu dem Beitr. 19, 472 ff. veröffentlichten aufsatz von O. Brenner gegeben habe.

UEBER WIRNT VON GRAFENBERG UND DEN WIGALOIS.

Der im mittelalter viel gelesene, 1819 von Benecke herausgegebene Wigalois Wirnts von Grafenberg ist erst seit anfang der siebziger jahre literarisch genauer untersucht worden. Man stellte das verhältnis des werkes zu Hartmanns und Wolframs dichtungen fest und ermittelte mancherlei über die poetische technik des verfassers. Nebenher giengen textkritische arbeiten. Von germanisten und romanisten wurde ausserdem die frage nach der quelle des romans und seiner verwantschaft mit ähnlichen stoffen erörtert. Nur selten aber schenkte man dem leben des dichters eingehende aufmerksamkeit. Man begnügte sich zumeist damit, die biographischen angaben Beneckes, Lachmanns, Pfeiffers u. a. zu widerholen.

Die ergebnisse der literarhistorischen und textkritischen untersuchungen sind ohne zweifel im wesentlichen richtig. Dagegen scheinen mir die resultate der quellenforschung höchst unsicher. Sehr oft gründen sie sich auf annahmen, welche sowol den vorhandenen zeugnissen als der wahrscheinlichkeit überhaupt widersprechen. Auch die herschende ansicht über Wirnts lebensgang ist keineswegs genügend begründet. Ich will darum diese beiden noch am wenigsten aufgeklärten punkte von neuem prüfen. Schärfere kritik der zeugnisse und vermehrung des bisher bekannten materials wird, hoffe ich, zu grösserer sicherheit führen.

Das schon von andern forschern festgestellte nehme ich mit in die darstellung auf, so dass der leser hier alles, was für die beiden fragen von wichtigkeit ist, beisammen findet. Verweisungen werden das neue vom alten unterscheiden.

I. Die person des dichters und seine lebensverhältnisse.

Literatur.

Benecke, ausgabe s. VIII—XVII. — v. d. Hagen, Minnesinger 4, 168 f. 665. 866. 868. 883. — Pfeiffer, ausg. s. XII—XVII. — Gervinus, Lit.-gesch. 1[5], 568—575. — Wackernagel, Lit.-gesch. 1[2], 246. — Scherer, Lit.-gesch.[5] 186. 79 f. 735. — Vogt, Pauls Grundr. 1, 282. — Piper, Höfische epik 2, 202 f. — Goedeke, Grundr. 1[2], 101. — Koberstein-Bartsch 1, 173. — Oefele, Geschichte der grafen von Andechs, 1877. — Martin, Anz. fda. 8, 170.

§ 1. Die quellen.

Als quellen für das leben Wirnts sind bisher benutzt worden:

1) Der Wigalois selbst. Er liefert directe und indirecte zeugnisse.

2) Gelegentliche erwähnungen des autors und seines werkes durch andere dichter. In betracht kommen: Heinrich von dem Türlîn (Krône), Rudolf von Ems (Wilhelm, Alexander), auch Püterich von Reichertshausen (Ehrenbrief) und Ulrich Füetrer (gedicht über die ritter der tafelrunde). Andere bezüge ergeben nichts, so MSH. 3, 30 (4, 665a) und allgemeine nachahmungen seiner dichtung und art (Wigamur; Ulrich von dem Türlîn, Wh. 337, 24 u. a.).

3) Konrads von Würzburg erzählung *Der werlde lôn* (hg. von K. Roth), deren held Wirnt von Grafenberg ist.

4) Eine zuerst von Benecke (einl. s. XIII) mitgeteilte urkunde vom jahre 1217, in welcher ein *Wirt,* d. i. angeblich Wirnt, als zeuge auftritt.

Von diesen quellen ist die urkunde ohne weiteres zu streichen. In ihr (august 1217) sind *Otto dux Meraniae, Heinricus marchio Ystriae* zeugen 'da bischof Ecbert von Bamberg dem kloster St. Michaelsberg die eingelöste vogtei über gewisse güter desselben mit der auflage überträgt, am jahrestage das gedächtnis des bischofs, seines vaters *Bertholdi ducis Meranie* und seiner schwester, der königin Gertrud von Ungarn seligen angedenkens, mit gottesdienst, almosen und ergötzung der mönche zu begehen' (Oefele s. 179). Unter den zeugen stehen ausser den erwähnten noch Poppo der domprobst, Friedrich Walpoto, Heinrich von Sleten, Eberhart von Ketsindorf, Ekkenbert von Botenstein, Ailbrecht Wirt, Otto von Trupach.

Wirt ist nämlich hier nicht für Wirnt verschrieben, sondern gleich lat. *hospes* und gehört als epitheton zu Ailbrecht. Dieser Ailbrecht Wirt (Ailbrecht Hospes) ist ein glied der in meranischen urkunden oft vorkommenden familie Wirt, ministerialen der Meranier auf Wirsberg (Oefele s. 78 anm. 1); z. b. urkunde von 1207 Eberhart Hospes (Oefele s. 174), 1218 Eberhart Hospes (ebda. s. 180), 1234 Albrecht der Wirt (ebda. s. 194) u. ö.

Damit werden natürlich alle folgerungen hinfällig, welche man aus dem zeugnis der urkunde gezogen hat. Erstens fällt ein sehr wertvolles datum für die localisierung von *Grâvenberc.* Denn das fränkische *Grâvenberc* liegt zwar in der nachbarschaft von Trupach, aus der unterschrift darf aber nicht mehr geschlossen werden, Wirnt sei nachbar Ottos von Trupach gewesen (MSH. 4, 169a, anm. 3). Zweitens gibt es nun keinen objectiven grund, den dichter des Wigalois zu einem ministerialen und zwar im besondern der Meranier (vgl. unten § 7) zu machen. Drittens hebt die beseitigung des urkundlichen zeugnisses einen widerspruch in den quellen, den man freilich bisher stets übersehen hat. Denn Benecke (s. XIV) und wol die meisten nach ihm denken sich Wirnt als dienstmann der Meranier, während ihn Konrad v. 222 ausdrücklich als adligen und freien ritter bezeichnet.

Durch aufhebung jenes widerspruchs gewinnen andererseits Konrads aussagen sehr an wert. Wäre nämlich jenes *Wirt* des documents = *Wirnt,* stünde also des dichters name dort unter ministerialenunterschriften, so wäre er selbst auch ministeriale, und Konrad hätte mit seiner angabe unrecht. Denn man wird einer urkunde mehr glauben schenken als einer poetischen erzählung. Auch das was Konrad sonst noch mitteilt, lässt sich, wie unten in § 8 gezeigt werden wird, leicht mit anderweitig gesicherten tatsachen in einklang bringen, so dass von der seite her gegen den quellenwert dieses gedichts nichts mehr einzuwenden ist. Seine glaubwürdigkeit wird noch dadurch erhöht, dass sich Konrad wider auf schriftliche überlieferung beruft. Dabei ist wol zu bemerken, dass er sich nicht für den eigentlichen, moralischen inhalt des werkchens (v. 52 ff.) auf die autorität schriftlicher zeugnisse stützt, sondern sie gerade bei der schilderung des beneidens-

werten lebens Wirnts und bei anführung seines namens (v. 1—47) heranzieht. Die biographischen einzelheiten in den versen 146. 222. 228. 229. 230—235 stammen gewis aus denselben büchern. Es heisst nämlich

v. 44 ff. als uns diu buoch bewisten
und ichz von im (= *de eo; vgl.* 57) geschriben vant,
sus was der herre genant:
her Wirnt dâ von Grâvenberc.

Zu diesen büchern gehörte sicherlich der Wigalois, doch muss Konrad eins oder mehrere ausserdem gehabt haben, vielleicht ein verlornes werk Wirnts. Denn dass dieser nach dem Wigalois noch andere dichtungen verfasste, ist sehr wahrscheinlich. Vgl.

W. 298, 7 ff. mînen sin wil ich wenden
an ein ander: und wizzet daz,
diu (*sc. âventiure*) wirt von mir erriten baz.

Vermutlich hat der dichter im anschluss an seinen kreuzzug einen mehr geistlichen stoff bearbeitet (wie Hartmann den Gregor) und in der einleitung ähnlich wie dieser seine abkehr von der welt dargestellt und begründet. Das werk wird wenig bekannt geworden sein, da der Parzival und Tristan alsbald alles andere in schatten stellten.

Ueberdies mochte Konrad von den lebensverhältnissen des Grafenbergers und dessen literarischem ruhm durch mündliche überlieferung wissen. Vgl. dazu unten § 9.

Persönliches interesse an Wirnt, dazu weltflüchtige betrachtungen in dessen werken[1]) dürften Konrad dazu veranlasst haben, das motiv vom lohn der welt gerade auf ihn zu übertragen. Denn dass die person des dichters und die erzählung vom lohn der welt ursprünglich nichts mit einander zu tun haben, ist klar. Die legende ist viel älter.[2])

Die aufgezählten quellen gehören, wie man sieht, verschiedenen zeiten an, und vor allem spiegeln sie deutlich verschiedene phasen im leben unseres dichters wider. Die biographische darstellung hat dem rechnung zu tragen.

---

[1]) Vgl. Wig. 196, 39 ff.

[2]) MSH. 4, 598. Hagen, Ges.-ab. 3, CXIII. Walther 100, 24 (vgl. Wilmanns z. st.). Wilmanns, Leben Walthers 3, no. 422, anm.

§ 2. Name, heimat und stand.

Der dichter des Wigalois gibt seinen namen selbst an.[1]) Von den bekannten stellen streiche man

W. 149, 11 sag an, Wirnt, ist daz wâr?

weil richtiger *vriunt* zu lesen ist.[2]) Den dichter nennt bloss mit seinem personennamen Heinrich v. d. Türlîn

Krône 2942 als mîn herre Wirnde seit.
ebda. 2949 her Wirnde ist sô wârhaft ...

Vgl. Füetrer bei v. d. Hagen 4, 886[b]. Der name in verbindung mit dem des heimatsortes erscheint im Wigalois

9, 1 er heizet Wirnt von Grâvenberc
269, 30 : 32 alsô hât gemeistert dar
mit worten Wirnt von Grâvenberc.

Vgl. Wilh. MSH. 4, 868[b]. Alexander ebda. 866[b]. Püterich ebda. 883[b]. Konr. v. Würzburg 47. 101.

Dass dies *Grâvenberc,* wonach sich der dichter nennt, das heutige Gräfenberg in Baiern (NO. von Nürnberg, zwischen dieser stadt und Baireuth gelegen) sei, wird allgemein als sicher angenommen. Aber die urkunde darf nach § 1 nicht mehr dafür geltend gemacht werden. Aus den reimen ist nichts zu ersehen. Wirnts angeblich nahe beziehungen zu den herzögen von Meran, welche im östlichen Franken lehen und besitzungen hatten, beruhen, wie unten (§ 7) gezeigt wird, auf unrichtiger combination. Hingegen können andere orte gleiches namens im 13. jh. nachgewiesen werden (MSH. 4, 374[b] anm. 4). Es sind also sämmtliche bisher für die identität des fränkischen Gräfenberg mit dem *Grâvenberc* im Wigalois angeführten gründe hinfällig. Doch lässt sich ersatz schaffen.

Wirnt schildert in seinem roman die freuden des ritterspiels (Wig. 216, 10 ff.). Er erzählt dann im besondern von der kampflust und beutesucht der *ôsterherren. Würde genomen ein turnei von den ôsterherren* — nun haben von den hss. die meisten (darunter AB) *ûf daz sant,* eine (C, die Stuttgarter) *lant.* Nach dem von Heinzel und Schönbach erkannten verwantschaftsverhältnis ist Pfeiffers lesart *sant* die allein richtige. Sie wird durch Krône 2968 *die herren von eim sande*

[1]) Benecke, einleitung und wörterbuch.
[2]) Heinzel, Zs. fda. 21, 153.

(so Scholl!) gesichert. Denn Heinrich von dem Türlîn bezieht sich dort (v. 2938—88)[1]) deutlich auf die oben citierte stelle des Wigalois. Nun ist in der Krône, wie schon Haupt[2]) sah, offenbar zu lesen

die herren vonem Sande

und unter dem *Sant* höchst wahrscheinlich die besonders aus Wolfram (Wh. 4, 26. 30) bekannte sandige ebene südlich von Nürnberg zu verstehen, welche sich zu turnieren sehr eignete. Demnach hat man auch im Wigalois zu schreiben:

würde genomen ein turnei
von den ôsterherren ûf daz Sant.

Durch die anspielung Heinrichs wird die stelle erst klar und deutlich, die bedeutung 'turnierplatz' wäre doch zu allgemein und nichtssagend. Die beiden parteien, zwischen denen *diu gevaterschaft zetrant* wurde, sind demnach die herren vom Sande und wol die vom Osterland.[3])

Aus der erwähnung einer 'Sand' genannten ebene und der östlichen nachbarn der Franken, besonders auch daraus, dass der dichter öfter gelegenheit gehabt hat, turnieren auf jenem 'Sande' beizuwohnen (216, 27—30), darf man gewis folgern, dass das nahe bei einem solchen Sande, nämlich dem Nürnberger, gelegene *Grâvenberc* in Franken die heimat Wirnts gewesen ist.

Der dichter war ritterlichen standes: er wird *her* genannt und von Konrad ausdrücklich als ritter bezeichnet:

3 wie einem riter gelanc.

Vgl. ebda. 31. 130. 143. 168. 234. Er war sogar ritterbürtig, d. h. mindestens schon sein grossvater hatte das cingulum militare getragen. Dies folgt mittelbar aus den versen

Wig. 63, 29 f.. swer vil kûme wære kneht
der wil nu riter werden.

und ebda. 63, 35 ff. got müeze si vellen
die dem iemer swert geben

---

[1]) Vgl. Scholl zur stelle in den varianten.

[2]) Zu Nîth. XL, 3. Nach ihm Singer, Zs. fda. 38, 255.

[3]) Diese besserung und erklärung der Wigaloisstelle hat, worauf mich herr prof. Strauch aufmerksam macht, schon F. Niedner, Das deutsche turnier s. 15 f. gegeben.

der daz riterliche leben
niht behalten künne
unt der von sînem künne
niht darzuo sî geborn!
daz alte reht hab wir verlorn.

So spricht nur ein ritterbürtiger. Ja, Wirnt gehörte nicht wie viele seiner berühmten zeitgenossen (Hartmann, Wolfram, Walther u. a.) dem stand der hörigen ministerialen, sondern dem der freien an:

Konr. 222 der riter edel unde vrî.

§ 3. Bildung.

Entsprechend seiner kriegerischen bestimmung war die erziehung des dichters in erster linie eine ritterliche. Ausser den notwendigen waffenübungen lernte er

Konr. 26 ff. birsen, beizen unde jagen,
schâchzabel unde seitenspil.

Er verstand französisch, was nicht daraus hervorgeht, dass er einen französischen stoff bearbeitet hat (vgl. unten teil II), wol aber daraus, dass er den inhalt des französischen romans *Li fort Gawanides* kennt (Wig. 296, 15 ff.), obwol dessen text schwer verständlich ist (296, 4—12) und dass er sich zutraut, das werk ins deutsche zu übertragen (297, 2 ff.).[1]) Französische worte begegnen nicht oft, z. b. *foreis* 9, 38; *amîs* 240, 7; *kurtois* 251, 16; *kurtosîe* 292, 6; *amîe* 292, 5. Ihr auftreten beweist nicht viel; schon mehr, wenn der dichter eine übersetzung hinzufügt: 99, 11 ff. *Roymunt* — *Künegesberc,* 200, 33 f. *fianze* — *sicherheit.*

Ausser französischen kennt Wirnt deutsche dichtungen[2]): alle werke Hartmanns (48, 5. 163, 3—9. 165, 12), Wolframs Parzival 1—6 (163, 19—164, 2. 211, 20), Veldekes Eneide (73, 9—18), vielleicht den Lanzelet, dessen name in dieser von Ulrich von Zazichoven gebrauchten form vorkommt (250, 10. 244, 27. 257, 7. 287, 23).

Solche kenntnis deutscher literatur vermochte sich ein ritter jener zeit, wie Wolframs beispiel zeigt, auch ohne eigentliche schulbildung anzueignen, denn diese gedichte wurden oft in der gesellschaft vorgetragen (vgl. 73, 18). Wirnt besass je-

---

[1]) Mebes, Ueber den Wigalois, 1879, s. 20.

[2]) Bethge, Ueber Wirnt von Gravenberg, 1881, s. 31 ff.

doch ausser der allgemeinen ritterlichen bildung noch die specifisch gelehrte.

Er konnte lesen, was damals nicht jedermanns sache war. Vgl. 138, 7 *als wirz an den buochen lesen.* Ebenso 191, 26. Seinen Wigalois nennt er 298, 22 *ein buoch,* eine bezeichnung, die sich der ungelehrte Wolfram bekanntlich verbittet. Konrad führt ihn lesend ein:

55 ff. er het ein buoch in sîner hant,
daran er âventiure vant
von der minne geschriben.

Natürlich konnte er auch schreiben:

194, 29 sus schrîbe ich mit fremder hant,
ebda. 35 sô schribe ich baz dan ich noch hân.

Er verstand latein, hatte also vermutlich in einer klosterschule von den artes triviales mindestens die grammatik gelernt. Er bildet nämlich lateinische formen richtig und verrät bekanntschaft mit lateinischen autoren. Von formen sind zu belegen:

I. declination:

Singular: 9, 8 *Britania* (hs. AB, sonst frz. *Britanje*); 107, 5. 14. 110, 3 *Nereja*; 182, 13 *in Korinthia* (eine freilich falsche neubildnng): 191, 23 *salamandra*; 84, 9 *von Persia* (vgl. 73, 6): 191, 22 *in der grôzen Asia* (vgl. 257, 12. 272, 35. 205, 30. 235, 26. 283, 34. 286, 20); 226, 27. 230, 19 *Amêna* (dies ist doch wol auf lat. *Amoena* zurückzuführen, wobei durchgang durch das frz. anzunehmen sein dürfte. Uebrigens haben an der ersten stelle: A *Amena,* BC *Amene* [nach dem verhältnis der hss. ist letzteres richtig], an der zweiten C *Amene,* AB *Amena.* Hat Wirnt geschwankt?): 124, 10. 189, 38 *India*; 157, 31. 250, 31. 252, 14 *Libia*; 272, 39. 277, 40 *Ninive*; — plural: 191, 11 *die würme salamandrê* (: *sê*). 191, 18 (: *ê*).

II. declination:

Singular: nom. 30, 7 *Ovidius*: 211, 32 *epitafium*: — gen. 264, 22 (*spica*) *nardi*; — dat. 211, 13 *mit balsamo*: 234, 40 *ze Tyro.*

III. declination:

Singular: 190, 4. 260, 35 *adamas*: 200, 24 *Babylon* (sonst *Babylonie*): — plural: 212, 35 *thymiamata.*

Selbstverständlich können auch viele dieser lateinischen casus ohne annahme grammatischer tradition erklärt werden — so die nominative auf *-a* und *adamas* — aber die gleichmässige correctheit und die bevorzugung der antiken endung bei ländernamen wie *Asia, Persia* (klassisch *Persis*) etc., welche

in den schulschriftstellern häufig sind, entspringt doch wol aus gelehrter kenntnis.

Bekanntschaft mit der lateinischen literatur beweist die erwähnung des Ovidius (Martin a. a. o.):

30, 6 ff. hiet sich ie gevlizzen
Ovidius mit lobe dar,
ern möht si niht volloben gar.

Gemeint sind gewis die Amores, z. b. 1, 5. 9 preis der Corinna.

Ferner die erwähnung des korinthischen erzes (Martin a. a. o.) als des besten der welt 182, 11—16, eine stelle, die natürlich Wirnt zugesetzt hat. Man vergleiche z. b. Ovid, Met. 6, 416. Cic. Verr. 2, 4, 44 u. ö. Vielleicht sind auch *die würme salamandrê* (vgl. 191, 26) und das land *Mirmidon* (201, 29. 221, 3) anzuführen, ebenso das wort *gigant* 189, 10 (afrz. *geant*).

Wol auf lectüre biblischer bücher deutet

138, 2 ff. got der was erbarmic ie:
daz erzeiget er an maneger stete:
wan swer mit lûterm gebete
an in genâde suochet,
sîn barmunge in beruochet,
als wirz an den buochen lesen.

Doch sind, wie 262, 9 ff. zeigt, solche behauptungen nicht immer zuverlässig. Diese stelle von dem klagenden adler beruht auf ungenauer erinnerung an Offenb. 8, 13. 12, 12 und 14. 14, 6 u. ä. Nicht wahrscheinlich ist Martins meinung, die beschreibung Marriêns 178, 27 ff. und die namen *Pfetân* und *Gawanides* bewiesen gelehrte bildung für Wirnt. Erstere und letztere stammen sicherlich aus dem französischen. Denn Wirnt beruft sich für jene ausdrücklich auf seine quelle und 'Gawanides' wird Lifort (296, 15) d. i. *li fort* = der starke genannt! Uebrigens ist Marriên kein centaur, sondern ein seltsames untier von phantastischem bau.

§ 4. Wirnts lebensverhältnisse
(nach dem Wigalois).

Die von Benecke s. IX ausgesprochene ansicht, Wirnt sei, als er den Wigalois dichtete, noch jung gewesen, bestreitet Pfeiffer s. XIV: der allerwärts im gedichte hervortretende lebensernst, die gereifte erfahrung und menschenkenntnis, das verständige und besonnene urteil verböten dies anzunehmen.

Nun sind aber die reflexionen, die Wirnt seinem roman in menge einstreut, wirklich nicht von der art, dass sie reifer erfahrung entfliessen müssten. Andererseits hebt der dichter im Wigalois seinen mangel an übung und erfahrung so oft hervor, spricht so oft davon, dass er noch anfänger in der dichtkunst sei, dass man ihn schwerlich anders denken wird wie als jungen mann. Ich sammle die betreffenden stellen: durchschlagende kraft besitzt freilich keine von ihnen. Das meiste gewicht hat meines erachtens Wig. 7, 30 ff., also die zuletzt anzuführende.

Wirnt hat, seitdem ihm das verständnis für die bedeutung des rittertums aufgegangen ist (6, 27; vgl. 176, 31. 29, 32), danach gestrebt

6, 28 ff. wie ich mit mîner zungen daz
verdiente, daz die wîsen baz
mich mit ir gruoze hêten doch.

Er weiss wol (6, 4 *ich kan*; die klammer ist zu streichen, hinter *kan* ein komma), wie eine dichtung für kenner beschaffen sein muss und möchte eine solche hervorbringen (6, 5), aber er besitzt die kraft und technik dazu noch nicht (6, 4 *ich möhte*; 6, 23 *der hât des mêr denn ich getân*). Denn

6, 16 f. ich bin noch ganzer sinne hol:
des sprich ich nâch kindes site.

D. h. ich habe noch nicht den vollen künstlerischen verstand und rede daher ungeschickt wie ein kind. Auch das gespräch zwischen Wirnt und seinem *sin* dürfte hier anzuführen sein.

149, 9 ff. dô frâgte mich mîn kranker sin
(des ich gar âne zwîvel bin)
'sag an, vriunt, ist daz wâr:
mac iemen âne guot gar
al der werlde genæme sîn?'
des antwurt ich dem sinne mîn:
'zwâre, jâ! des dunket mich'.

Der geist wird als *kranc* bezeichnet, d. i. schwach, unerfahren. Vgl. auch unten § 5.

Konrad nennt den dichter, als ihm die Werlt erscheint, einen jungen mann:

v. 146 f. wan derselbe jungelinc
si mit ougen nie gesach.

Danach müsste dieser zur zeit, als er den Wigalois schrieb,

noch sehr jugendlich gewesen sein. Freilich ist zu bedenken, dass Konrad nicht geschichte bietet, sondern poesie. Möglich, dass er seinen helden, um aus ihm einen typus glänzender weltlichkeit zu machen, etwas verjüngt hat. Wig. 7, 30 bezieht sich aber das *tumber man* gewis auf die person des dichters: seine jugend dürfe selbst für ältere kein grund sein, guten rat von ihm zu verschmähen. —

Wirnt war höchst wahrscheinlich ritter, als er die dichterische laufbahn einschlug. Er sagt es im Wigalois nirgends ausdrücklich, aber sein auftreten dem publicum gegenüber und sein urteil über die angelegenheiten des ritterstandes führen zu dieser annahme. Durfte schon ein knappe in der gesellschaft auftreten? Durfte ein junger knappe vor älteren standesgenossen so über den wert seiner worte sprechen?

7, 15 ff. si wellent, daz daz iht witze sîn,
swer rôtez golt under diu swin
werfe und edel gesteine.

7, 22 ff. swer guote rede minne
und die gerne hœre sagen,
der sol mit zühten gedagen
und merke si rehte: daz ist im guot.

Ebenso 8, 20 ff. er bewillet sich mit der bôsheit
als sich daz swin mit horwe tuot.
zem besten rihtet iuwern muot.
nu volget mir, ez wirt iu guot.

Die vorwürfe, welche er den rittern seiner zeit wegen ihrer pflichtvergessenheit (59, 2—14), habsucht und rohheit (63, 15—28), zudringlichkeit und klatschsucht (64, 14—65, 11), ungerechtigkeit, untreue und gier (261, 19 bis 262, 5), den vornehmen herren aber wegen ihrer leichtfertigkeit in der beförderung von rittern (63, 35—64, 1) macht, können nicht wol aus dem munde eines knappen kommen. Und 57, 33—58, 4 schliesst er sich und andere durch die worte *unser, uns, wir* zusammen, rechnet sich also, wie es scheint, selbst zu den rittern. Dagegen kann auf grund von 194, 28 ff. kein einwand erhoben werden: z. 32 ist *kneht,* was schon Benecke im wörterbuch erkannt hat, = ritter.

Dass sich Wirnt zur zeit seiner arbeit am Wigalois einer behaglichen wolhabenheit erfreut habe (Pfeiffer s. XII anm.), ist sehr unwahrscheinlich. Die gesellschaft, in der wir den freien

ritter antreffen, geht keinesfalls auf Grafenberg ein und aus. Wirnt hat also anlass gehabt, sei es für alle zeit, sei es nur für einige jahre, die heimat zu verlassen und anderswo sein heil zu versuchen. Er hat ohne zweifel dienste genommen. Das wolwollen der leute will er durch seine kunst erwerben, weil er es durch sein vermögen nicht kann:

149, 21 ff. ich wil zuo den besten gên
und wil mit mîner kunst begên
und mit mînen zühten daz
daz ich in gevalle baz
danne ein guotes rîcher man,
der deheiner slahte fuoge kan.

Wie andere unbemittelte dichter jener zeit preist er die *milte* (275, 19—33. 280, 37. 38), klagt über *erge* (297, 20), und die bemerkungen 275, 30. 297, 21 sprechen nicht gerade dafür, dass er in günstigen verhältnissen lebte. Dahin gehört wol auch 7, 14 *des ist mîn leben iemer swach.* Wirnts materielle lage unterscheidet sich also kaum von der anderer, nicht freier ritter, welche bei irgend einem vornehmen herren im dienste standen.

§ 5. Wirnt und die dichtkunst (nach dem Wigalois).

Wirnt hat schon früh den entschluss gefasst, sich durch sein dichterisches talent eine lebensstellung zu erwerben, vielleicht angeregt durch den erfolg der dichtungen Hartmanns von Aue. Denn weder der Parzival noch der Tristan waren, wie sich zeigen wird, erschienen, als er sich ans werk machte (vgl. unten § 6).

6, 24 ff.
man sol mir des genâde sagen,
daz ich her in mînen tagen
mich dar ûf geflizzen hân,
sît ich mich guotes alrêst versan,
wie ich mit mîner zungen daz
verdiente, daz die wîsen baz
mich mit ir gruoze hêten doch.

Er begibt sich daher wol an einen hof und sucht dienste:

149, 19 ff.
nu hœre, daz wil ich dir (*sc.* sin) sagen,
wie ich ir (*sc. der leute*) minne wil bejagen.
ich wil zuo den besten gên
und wil mit mîner kunst begên
und mit mînen zühten daz
daz ich in gevalle baz
danne ein guotes rîcher man,
der deheiner slahte fuoge kan.
'daz lâ sîn', sprach der sin.
'sît ich dir sô nütze bin,
ich frum dich als ich beste kan:
dan gezwîvel niemer an.'

Besonders dem ruhm des tapferen ritters will er dienen, also die ritterliche, neue dichtung pflegen:

9, 32 ff. von dem mir nie guot geschach (*hier sc. Artus*),
dem wil ich doch sprechen guot,
ob er daz beste gerne tuot:
daz was von kinde ie mîn muot.

Längere zeit hat er für sich gelesen und kenntnisse gesammelt, aber *grôz unheil* und *bœser sin* (7, 3) haben ihn doch noch immer von der ausführung seiner literarischen pläne abgehalten:

7, 1 ff. des bin ich erlâzen noch.
daz machet mîn grôz unheil
und mîn bœser sin ein teil.

Dieser 'böse sinn' ist vermutlich unentschlossenheit oder auch bequemlichkeit (*bœser gemach* 7, 12; vgl. 77, 15) gewesen. Solche denkart ist verwerflich (*bœse*), denn ebensowenig wie ein reicher geizhals mit dem vielen gelde, das er aufgehäuft hat, etwas ausrichten kann, wenn er es im kasten lässt, statt zu *teilen unde geben*, ebensowenig hat er bis jetzt mit seinem ungenutzten talent etwas erreicht; ja sein untätiges schweigen hat ihm einen schaden getan, der auf seine lebensverhältnisse dauernd nachteilig wirken wird:

7, 12 ff. wand ich durch mînen bœsen gemach
mînen schaden übersach,
des ist mîn leben iemer swach.

Der sinn der verse ist nicht klar. Der dichter hat sich vielleicht dadurch um eine bessere lebensstellung gebracht, die ihm zu teil geworden wäre, wenn er sich rechtzeitig als dichter und vorleser für die gesellschaft ausgewiesen hätte.

Jetzt will er aber hervortreten:

8, 24 f. mîn kunst diu was verborgen ie,
die wold ich nu offen hie, ...

und zwar bringt er den Wigalois als ersten versuch:

8, 40 wan ditz ist sîn êrstez werc.

Freilich das ideal, das ihm vorschwebt, kann er noch nicht erreichen: so möge man wenigstens den guten willen anerkennen:

6, 3 ff.
wær ich ein alsô wîser man,
daz ich wol möhte, als ich doch kan,
gesprechen nâch des herzen gir:
leider, nu geswîchent mir
beidiu zunge und ouch der sin,
daz ich der rede niht meister bin,
die ich ze sprechen willen hân.

wan daz ichz dar ûf hân getân,
daz ich mînen willen hie
gerne erzeigte (weste ich wie)
daz ez die wîsen diuhte guot.
got gebe mir sin und in den muot,
daz si mirz vervâhen wol.
ich bin noch ganzer sinne hol:
des sprich ich nâch kindes site.
erziuge ich hie iht guotes mite,
ob mîn geist gefüeget daz,
des sol man mir danken baz
denn eime sinnerîchen man
der meister ist und sprechen kan:
der hât des mêr denn ich getân.

Auch am schluss des romans, nach längerer kunstübung, fühlt er sich noch nicht als meister:

296, 4 ff.
... des (*Lifort Gawanides*) âventiure
mir zuo wilde wære,
ze krump und ze swære
von sô wunderlîcher geschihte
daz ichz mit mînem getihte
niemer triuwe errecken.
er muoz die sinne entecken
swer si ze rehte tihten wil:
daz mære ist hôher sinne ein zil.

ebda. 29 ff. dise âventiure neme sich an
ein sô künstiger man
der wildiu wort künne zamen.

ebda. 40 f. mich hât von ir verdrungen
mîn krankiu kunst und mîn sin.

Doch ist sein selbstvertrauen schon merklich gestiegen:

297, 3 ff.
swie kranker kunst ich doch sî,
ich belibe der âventiure bî:
diuhte mîn werc die wîsen guot
und funde ich ein sô reinen muot,
der mich dâ zuo beriete,
mîn zunge si verschriete
und begunde si wider lîmen
mit ganzen niuwen rîmen.
als ich wæne, desn vinde ich niht.

Also auf das interesse des publicums, welches ihn zur fortsetzung der arbeit ansporneu würde (297, 6 f.), hofft er nicht, aber dennoch erklärt er:

298, 7 ff. mînen sin wil ich wenden
an ein ander: und wizzet daz,
diu wirt von mir erriten baz.

Diese bemerkungen, welche deutlich das schwanken eines debütierenden anfängers zwischen hoher meinung von seinem können und besorgnis vor der kritik abspiegeln, zeigen, dass Wirnt für ein verwöhntes und kunstverständiges publicum schrieb. An dem hof, wo er lebte, muss ein angeregter literarischer kreis von rittern und damen bestanden haben. Wirnt erwähnt selbst 139, 7 *guote* (d. i. vornehme) *liute,* welche oft von Artus (9, 23 gewis aus Hartmann), von Eneas und Dido (73, 18 aus Veldeke) und andern helden haben *sagen* hören und die auf wahre d. i. quellenmässige darstellung wert legen (8, 33 f. 298, 2 ff.).

§ 6. Zeit der abfassung des Wigalois.

Literatur.

Benecke s. XII (um 1212). — Lachmann zu Wolfr. XIX. Walth. 20, 4. Iw. 1328. 4533 (1206—11). — Pfeiffer s. XIV (1208—10). — Vogt a. a. o. (1204—10). — Piper s. 203 (um 1205). — Bethge, Wirnt v. Grafenberg s. 16 (um 1204—5).

Die chronologie des Wigalois kann nur mittelbar durch combination festgestellt werden. Es kommen dabei folgende momente in betracht.

1) Wie schon Benecke bemerkt hat, weist die überlieferung den roman in den anfang, mindestens das erste viertel des 13. jh.'s. Denn die schriftzüge der Cölner hs. tragen noch den charakter des 12. jh.'s (in der ersten hand).

2) Es ist sicher, dass Wirnt bis zur mitte seines werkes zwar alle dichtungen Hartmanns, nicht aber den Parzival benutzt, also wol noch nicht kennt. Erst etwa von s. 136 ab offenbart sich in sprache und anspielungen kenntnis dieses romans, und zwar nur kenntnis der ersten 6 bücher, welche, wie man annimmt, zuerst und besonders herausgegeben worden sind. Nun hat Wolfram am 7. buch des Parzival entweder seit ende 1203 oder anfang 1204 gedichtet, also gewis die bücher 1—6 spätestens mitte 1203 abgeschlossen (vgl. auch Bethge s. 16). Ehe diese nun bekannt wurden, ehe Wirnt eine abschrift in die hände bekam und gelesen hatte, werden eine reihe von monaten vergangen sein. Aber spätestens für anfang 1204 darf man bei ihm bekanntschaft mit Wolfram annehmen. Kenntnis des Tristan findet sich nirgends. Hartmann lebt noch (163, 5).

3) Heinrich von dem Türlîn kennt den Wigalois und nennt seinen verfasser in der Krône (um 1220).

4) Nun erwähnt Wirnt 206, 37 ff., dass er bei gelegenheit des todes *eines vil edeln fürsten von Merân* die jammerklage von *frouwen, geborn von der hœhsten art, diu ie in der werlde wart* gehört habe (207, 11 *ich hôrte dâ* [sc. am todesort] *mangen grôzen slac* ...). Von meranischen fürsten kommen nur in betracht Berthold IV. († 12. aug. 1204) und sein sohn Otto VII. († 7. mai 1237, Benecke s. XI), allenfalls noch dessen bruder Heinrich IV († 18. juli 1228 zu Windischgrätz). Die erwähnung der vornehmen frauen bei dem tode, worauf man seit Benecke den nachdruck zu legen pflegt, führt zu keiner näheren be-

stimmung. Denn — was Benecke und die andern nach ihm übersehen haben — die tochter Bertholds IV., Agnes, gemahlin könig Philipp Augusts von Frankreich, starb schon im juli 1201, konnte also 1204 nicht mehr den tod ihres vaters beklagen, Gertrud aber, die dritte tochter, welche mit Andreas, herzog von Kroatien und Dalmatien vermählt war, wurde erst 1205 königin von Ungarn. Man darf also von den meranischen verwanten nur herzoginnen, gräfinnen und äbtissinnen unter den edeln frauen suchen. Deren erwähnung aber entscheidet für keinen der in frage kommenden fürsten, wie ein blick auf Oefeles stammtafel des geschlechtes lehrt. Beweisend ist dagegen die heranziehung des unter no. 1—3 erörterten, weil danach der Wigalois keinesfalls bis in die dreissiger oder gar vierziger jahre herabgerückt werden kann. Der fürst, von dem der dichter spricht, ist also in der tat Berthold IV., und das ereignis fällt auf den 12. august 1204. Die stelle gibt ein wichtiges datum für Wirnts werk.

Von Benecke stammt die annahme, der Grafenberger habe als knappe zu jener zeit am hof des Meraniers gedient und das ereignis liege vor dem Wigalois. Aber der todesfall hat nicht vor der abfassung des romans, sondern relativ kurze zeit vor niederschrift jener verse selbst stattgefunden, trifft also mitten in die arbeit hinein. Denn der dichter schreibt sichtlich unter dem lebhaften eindruck des ereignisses (Bethge s. 16). Ausserdem heisst es

207, 17 ff.
wan du (*sc. Krist*) sô bescheiden bist,
daz du der reinen wîbe klagen
und sîne nôt niht solt vertragen.
gedenke bî dîner menscheit
wie brœde süeze ir leben treit
und gip, daz wir verdienen hie
die fröude die dehein ôre nie
gehôrte noch nie ouge gesach,
noch nie munt dâ von gesprach
daz sich iht gelîche dar.
herre, nim dîner geschepfede war
ê dan si verzwîvele gar.

Die *geschepfede* sind die frauen. Das präsens *treit*, die schilderung des noch ganz frisch dauernden schmerzes und der verzweiflung der frauen beweist, dass die stelle bald nach dem ableben des herzogs abgefasst ist. Ja ich möchte glauben, dass das traurige ereignis genau zwischen die verse Wigalois 206, 33 und 206, 34 fällt, dass also der roman schon bis zu jenem punkt vorgerückt war, als Wirnt sich an den ort begeben musste, wo Berthold im sterben lag. Denn warum

vergleicht der dichter die klage beim tod des fürsten gerade mit der beim tod der Japhite und nicht des Roaz (197, 9 ff.)? Es wäre doch viel passender gewesen, den abschnitt 206, 34 ff. etwa hinter 198, 32 oder 201, 13 anzubringen. Dann hätte sich eine wirkungsvolle parallele zwischen der klage der witwe und ihrer frauen um den verstorbenen gemahl und dem jammer der weiblichen angehörigen Bertholds ziehen lassen. Wirnt tat es nicht, weil er damals, als er die verzweiflung der Japhite und ihrer dienerinnen schilderte, von dem tode des meranischen herzogs wol noch nichts wusste.

Die verse 206, 35 ff. sind also — das darf man nunmehr mit zuversicht behaupten — ende des jahres 1204, bald nach dem 12. august geschrieben worden.

Den terminus ad quem hat man auf grund von Konrads erzählung ins jahr 1228 (kreuzzug Friedrichs II.) gelegt. Er lässt sich aber noch um zwanzig jahre hinaufrücken, wenn man einige bisher übersehene stellen beachtet.

Nach den eben gewonnenen daten ist der Wigalois in der zeit des krieges zwischen Philipp von Schwaben und Otto gedichtet. Philipp war am 6. märz, Otto am 9. juni 1198 gewählt, der erstere dann am 8. september, der andere am 12. juli desselben jahres zum könig gekrönt worden. Der gegensatz beider könige dauerte bis zur ermordung Philipps am 21. juni 1208 in Bamberg. Erst dann erfolgte am 11. nov. 1208 die allgemeine anerkennung Ottos und am 4. oct. 1209 die kaiserkrönung zu Rom. Von 1197—1208 gab es also in Deutschland kein anerkanntes oberhaupt, keinen kaiser.

Diese zeitumstände spiegeln sich im Wigalois deutlich ab.

64, 14 ff. bî denselben zîten
was daz gewonelîch,
si wære arm ode rîch,
dazs wol mohte durch ir muot
rîten swar si dûhte guot
umbesprochen und âne leit ...

ebda. 23 ff. nu ist die welt valschaft
unde ist âne meisterschaft
beidiu liute unde lant.

D. h. in den alten, guten zeiten waren die wege sicher, weil ein starkes regiment alle bösen im zaum hielt, jetzt aber ist die welt schlimm und leute und land (= das reich) ohne

obersten herrn. *Meisterschaft* ist höchste gewalt, d. i. die des kaisers.

Deutlich weist auf die kaiserlose zeit

96, 10 ff. ez ist ein berc, der beste
den ie dehein man gesach.
ez wære dehein wîp sô swach,
sine behielt ez (*sc.* daz hûs) mit lîhter wer
iemer vor des küneges her.

Die worte v. 13. 14 stehen zwar in der rede Nerejas, doch hat sie Wirnt natürlich zugesetzt. Sie stammen nicht etwa aus seiner frz. quelle, beziehen sich also nicht auf den frz. könig; denn der roman ist, wie meine untersuchung im andern teil lehrt, ohne schriftliche vorlage ausgearbeitet worden. *Des küneges her* ist das heer des deutschen königs. Da Wirnt hier auf die höchste ihm bekannte macht anspielen will, so erwartet man nach der sonstigen gewohnheit der mhd. dichter *des keisers her.* Diesen ausdruck konnte der deutsche aber nicht wählen, weil es eben zur zeit, als er dies schrieb, keinen kaiser, sondern nur zwei sich befehdende könige gab.

Ohne so specielle deutung zu erlauben, weisen noch andere stellen unverkennbar auf die zeiten der unaufhörlichen reichswirren hin.

261, 34—263, 1 steht eine lange klage über die not der gegenwart: das recht wird in den staub getreten, die treue ist dahin und untreue herscht, die zeiten haben sich ganz verändert, mit jedem jahr wird der zustand schlimmer, habsucht und todsünde überall. Die menschen sind von gott verflucht, denn ehrgeiz und sucht nach geld hat ihren sinn betrogen und von gottes geboten abgelenkt. Ebendahin zielt der schluss:

297, 12 ff.
ôwê der jæmerlîcher geschiht
daz diu werlt niht fröuden hât.
ir hœhstez leben mit grimme stât:
daz ist riters orden.
ich bin wol innen worden
daz der werlde fröude sinket
und ir êre hinket.
daz prüevet in diu gîtekheit,
diu bœsen muot und erge treit.
ôwê daz ist mîn herzeleit!

Ferner 63, 15—64, 4, wo über die räuberische kampfart der ritter geklagt und darüber gescholten wird, dass so viel unwürdige elemente in den stand eindringen. Bei den fortwährenden kriegen ist das sehr begreiflich.

Das ergebnis der bisherigen untersuchung ist: von den ca. 300 seiten des Wigalois in Pfeiffers ausgabe sind sicher zwei drittel, nämlich mindestens 6, 1—207, 29, bis ende 1204, der rest zweifellos noch vor ende 1209 niedergeschrieben worden.

Unsicher, aber doch der mitteilung wert, sind einige genauere daten, welche man durch combination für gewisse teile der dichtung gewinnen kann.

Ungefähr 1700 verse vor der stelle 206, 35 (Bertholds tod), nämlich von s. 163 ab, macht sich plötzlich im Wigalois, wie man bemerkt hat, der einfluss Wolframs geltend. Nun hat Wirnt den Parzival höchst wahrscheinlich schon anfang 1204 oder früher kennen gelernt. Darum fallen die verse Wig. s. 163—206 vermutlich ins jahr 1204 und war bis anfang dieses jahres mindestens die hälfte des romans fertig. Uebrigens erhellt, dass der Wigalois für die chronologie des Parzival wichtiger ist als der Parzival für die des Wigalois. Denn es ist sicher, dass alles was Wirnt von diesem werke Wolframs bis s. 207, 29 kennt, vor ende 1204, alles worauf er überhaupt in seinem roman anspielt, vor 1209 veröffentlicht sein muss.

Ist das eben gesagte richtig, so werden die der seite 163 zunächst vorausgehenden teile ins jahr 1203 (allenfalls 1204) gehören, also vielleicht auch die schon oben herangezogene stelle

96, 10 ff. ez ist ein berc, der beste
den ie dehein man gesach.
ez wære dehein wîp sô swach,
sine behielt ez mit lîhter wer
iemer vor des küneges her.

Es handelt sich um eine burg, welche so günstig liegt, dass sie ein weib leicht sogar gegen das gewaltige heer des deutschen königs halten würde. Zunächst liegt in dem ausdruck *des küneges her* nichts als ein allgemeiner hinweis auf die dem könig überhaupt zur verfügung stehende grosse kriegsmacht. Ist die stelle aber 1203 (zur not könnte man auch 1204 ansetzen) niedergeschrieben, so enthält sie vielleicht — diese vermutung ist natürlich ganz unsicher — eine besondere historische beziehung.

Im jahre 1203 zog, wie man weiss, Philipp vom Rhein her

gegen den landgrafen Hermann von Thüringen und belagerte im sommer Erfurt mit heeresmacht. Vgl. Böhmer-Ficker, Reg. imp. 5, 1, s. 26 (mai 1203): *Philippus dux* (!) *Suevie exercitu valido congregato intravit Thuringiam.* Er kämpfte dort gegen das heer des landgrafen, des königs von Böhmen und des pfalzgrafen Heinrich, wurde dann von den verbündeten in Erfurt eingeschlossen und die stadt nun von diesen belagert. Jetzt erst kommt Otto dazu (im august). Uebrigens veranstaltete Philipp im nächsten jahr (juli 1204) wider einen zug gegen Thüringen: *ipso anno circa Julium mensem Philippus rex* (!) *contracto maximo exercitu Thuringiam intrat, quandam civitatem lantgravii Wizense nomine obsidione vallat* (ebda. s. 28). Diese belagerung dauerte sechs wochen und war vergeblich. Otto liess sich damals überhaupt nicht sehen. Ist nun die oben citierte stelle auf die belagerung von Erfurt (allenfalls auch Weissensee) zu beziehen, so fiele sie in den sommer 1203 (bez. sommer 1204) und der könig wäre der Staufer Philipp, zu dessen partei dann Wirnt und sein herr gehörte.

Für die chronologie des Wigalois ergeben sich also folgende daten:

s. 1—96 vor juni 1203 (?),
s. 96—163 juni 1203 (?) bis winter 1203/4 (?),
s. 163—207 etwa 1204,
s. 207 bis ende etwa 1205, sicher vor 1209.

Der durchschnittswert, welcher ziemlich genau sein dürfte, wären die zahlen 1202—5.

Kenner heraldischer dinge können vielleicht einzelnes noch aus den zahlreichen wappenbeschreibungen im Wigalois folgern. Die stellen sind: 15, 24. 51, 5 (vgl. 83, 3—5). 62, 26. 80, 14. 102, 38. 145, 28. 159, 14. 169, 31. 189, 21. 219, 2. 234, 32. 267, 15. 271, 6. 272, 29. 277, 39. 278, 8. 15. 281, 36. Manches wird aus der wirklichkeit genommen sein.

§ 7. Wirnt und die familie derer von Meran.

Wo befand sich der dichter, als er am Wigalois arbeitete? Aus den literarischen verhältnissen jener zeit folgt, dass ihm irgend ein gönner die abfassung des romans aufgetragen und mindestens für die dauer unterhalt gewährt hat. Nun schloss Benecke aus den versen 206, 37—207, 28, Wirnt habe beim

tode herzog Bertholds IV. von Meran als edelknabe an dessen hof gedient und hielt ihn auf grund der § 1 erwähnten urkunde für einen fränkischen ministerialen dieses fürsten.

Das zeugnis der urkunde ist aber schon oben beseitigt und Beneckes ansicht durch § 6 und § 2 widerlegt. Auch kann nicht nachgewiesen werden, dass Grafenberg zu dem fränkischen besitz oder lehen der Meranier gehörte: Oefeles sehr genaue darstellung kennt es wenigstens nicht (vgl. s. 73 ff.). Was man über das verhältnis Wirnts zur familie derer von Meran erfährt, ist also nicht mehr, als jene Wigaloisstelle hergibt: andere daten fehlen gänzlich.

Lässt sich nun aber aus ihr ein dienstverhältnis des Grafenbergers zu den herzögen von Meran folgern?

Es heisst im Wigalois

206, 34 ff.

Vierzic was der frouwen (*sc. der toten Japhite, Roaz' frau*).
dar under mohte man schouwen
vil grôzen jâmer unde klage.
für wâr ich iu ein mære sage:
ich wil gelîchen dirre nôt (*sc. dem schmerz um den tod der Japhite*)
eines vil edeln fürsten tôt
von Merân, dâ ich jâmer sach
und von klage den ungemach
von der werlde wunne (*d. i. von so schönen damen*),
ez möhte diu liehte sunne
ir schîn dâ von (*sc. von dem* ungemach) verlorn hân.
daz tâten frouwen wolgetân,
geborn von der hœhsten art
diu ie in der werlde wart.
dâ was solch jâmer unde klage.
ob ich mîn herze hie ganzez trage,
daz ich des niht gelouben mac.
ich hôrte dâ manegen grôzen slac
von reiner frouwen herzen.
diu truogen jâmers smerzen
umbe des edeln fürsten tôt.
sî sîn sêle in deheiner nôt,
dâ nim si ûz, vil reiner Krist!
wan du sô bescheiden bist,
daz du der reinen wîbe klagen
und sîne nôt niht solt vertragen.
gedenke bî dîner menscheit
wie brœde süeze ir leben treit,
und gip, daz wir verdienen hie
die fröude, die dehein ôre nie
gehôrte noch nie ouge gesach
noch nie munt dâ von gesprach
daz sich iht gelîche dar.
herre, nim dîner geschepfde war
ê dan si verzwîvele gar.
Got müeze im dort genædic sîn!

Dies hat Wirnt nach § 6 sehr bald, vielleicht sogar unmittelbar nach dem todesfall niedergeschrieben. Nun befindet sich das publicum, zu welchem der dichter spricht, somit wol auch der gönner, nicht an dem orte, wo der herzog gestorben ist: das lehrt das mehrmals widerholte hinweisende *dâ* (207,8.11). Die zuhörer sind auch nicht beim ableben des fürsten zugegen gewesen. Wirnt erzählt ihnen das was er am hofe gesehen

hat, als etwas neues (206, 39 ff.). Nach dem sinn der verse muss also der Grafenberger von der burg in Ostfranken, wo er sich im dienste eines herrn aufhielt, dorthin gereist sein wo Berthold starb, und zwar gewis nicht auf eigene hand, sondern im gefolge seines gönners. Es ist daher ganz unwahrscheinlich, dass er im dienste Bertholds IV. gestanden habe.

Auch die art, wie der herzog erwähnt wird, spricht dagegen. Der dichter setzt in dem ganzen abschnitt deutlich voraus, dass sich seine zuhörer für die meranische familie interessieren und deren angelegenheiten kennen. Daher hat das *eines* in v. 206, 39

> eines vil edeln fürsten tôt
> von Merân ...,

worauf mich herr professor Burdach aufmerksam macht, zweifellos die hervorhebende, deiktische bedeutung: 'jenes edeln fürsten, den ihr kennt'. Dies hervorhebende, auf etwas ferner stehendes hinweisende *ein* bezeichnet aber nicht sowol ein näheres persönliches verhältnis, als vielmehr einen gewissen abstand zwischen dem genannten und dem sprecher. Wäre Berthold Wirnts lehensherr gewesen, so hätte dieser schwerlich unterlassen, seine engen beziehungen zu jenem durch ein hinzugefügtes *mînes herren* oder dgl. anzudeuten.

Folgende combination entspricht dem inhalt der stelle besser als die bisher übliche.

Berthold IV. starb am 12. august 1204. Die nekrologien (bei Oefele) schweigen über den ort seines todes. Der herzog wird darum auf seinen hauptbesitzungen in Baiern, schwerlich in Franken gestorben sein. Andernfalls würde sich, wie üblich, an genannter stelle darüber eine notiz finden. Bei dem ableben des herzogs sind *frouwen von der hœhsten art* zugegen. Darunter hat man, wie schon erkannt ist, seine nächsten angehörigen: töchter, schwestern und schwiegertöchter zu verstehen. Aus der anwesenheit mehrerer verwanten darf man gewis schliessen, dass Berthold nicht unerwartet, sondern nach längerem krankenlager (man könnte auch an ein fest denken) verschied. Natürlich waren dann auch die männlichen angehörigen der familie anwesend. Nun hatte Eckbert, Bertholds dritter sohn, seit 1203 den bischofsstuhl von Bamberg inne. Hätte Wirnt bei diesem in diensten gestanden, so dürfte der

anlass seiner reise von Franken an den hof der Meranier in Baiern klar sein.

Aber diese vermutung würde nicht erklären, warum der dichter gerade den frauen der familie so innige teilnahme widmet. Denn man darf nicht übersehen: das, worauf es in dem abschnitt ankommt, ist die klage der *frouwen*, nicht der tod des fürsten. Die stelle ist zu dem zweck eingefügt, den schmerz und jammer der vertrauten Japhites durch vorführung eines ereignisses aus der gegenwart zu erläutern. Daher wird nur wenig über den todesfall gesagt (206, 39. 40. 207, 14. 29), sehr viel aber über die klage jener damen (207, 1—13. 20—28), ja um ihretwillen besonders soll Christus mit der seele des verstorbenen erbarmen haben (207, 15—19: diese galante wendung ist auch sonst im Artusroman zu finden)! Ausserdem scheint mir die stelle 207, 20 ff. darauf hinzudeuten, dass Wirnt auch nach seiner rückkehr vom hofe der Meranier in Baiern die edeln frauen oder wenigstens eine von ihnen öfters sah. Das praesens *treit* und das *ê dan si verzwîvele gar* machen es sehr wahrscheinlich, dass er aus eigner anschauung spricht. Und das herzliche gebet um trost für sie, welches in den citierten versen ausgesprochen wird, legt die annahme eines persönlichen verhältnisses zu diesen *frouwen* oder einer von ihnen nahe genug.

Wie man auch diesen beziehungen gerecht werden kann, zeigt § 9.

§ 8. Spätere lebensverhältnisse Wirnts (nach Konrad von Würzburg).

Wirnt erscheint im Wigalois zwar in fester beziehung zu irgend einem hof in Ostfranken und dadurch vor der not mancher standesgenossen gesichert, aber er hat doch wol keine behagliche und sichere existenz (oben s. 264). Konrads dichtung zeigt ihn dagegen in sehr günstigen verhältnissen. Der dichter hat mit seinem streben, den ruhm der welt zu erlangen, erfolg gehabt: mit ritterlichen taten und durch seine poesie hat er überall lob geerntet (v. 10—12), ja sein leben wird sogar in allen deutschen landen als ein ideales, ritterliches dasein bewundert (13—15). Wolhabend, in allen weltlichen freuden lebend, turnierlustig, den damen hold tritt er auf (16—51).

Nun hat gewis Konrad der tendenz seiner erzählung zu liebe das 'wunschleben' des helden in den schönsten farben gemalt, damit nachher der gegensatz um so wirksamer hervortrete. Aber es kann doch nicht bezweifelt werden, dass die überlieferung und allgemeine meinung über den Grafenberger, welche Konrad vorfand, derartig war, dass sie die verbindung der allegorie mit seiner person erlaubte. Die berufung auf schriftliche nachrichten gerade zur begründung dieses punktes, worüber in § 1 gehandelt ist, braucht man nicht zu verdächtigen. Es muss sich also in Wirnts verhältnissen ein umschwung zum besseren vollzogen haben. Jedenfalls hat er nun eine sichere stellung, vermutlich ein lehen, welches etwas einbrachte.

Er hat sich verheiratet: 228 werden weib und kinder erwähnt.

Plötzlich erkennt er die eitelkeit der welt:

v. 230 ff. Er nam daz kriuze an sîn gewant
und huop sich über daz wilde mer
und half dem edeln gotes her
strîten an die heidenschaft.
dâ wart der riter tugenthaft
an stæter buoze vunden.

Unter dem hier erwähnten kreuzzug versteht man allgemein den von 1228/9, den letzten deutschen.

Nun ist der dichter, als ihm die Welt erscheint, noch ein junger mann nach Konrads zeugnis:

146 ff. wan derselbe jungelinc
si mit ougen nie gesach.

Bald nach dieser unterhaltung mit der 'Welt' (*zehant*) hat er das kreuz genommen (v. 224—29). Als Wirnt am Wigalois arbeitete (1202—5), war er gewis noch jung, aber wol schon ritter, etwa angehender zwanziger: dann kann er um 1228 unmöglich noch *jungelinc* heissen.

Will man seine teilnahme an dem kreuzzug Friedrichs II. durchaus halten, so kann man darauf hinweisen, dass der kaiser und mit ihm viele andere schon 1215 das kreuz nahmen. Dann wäre der dichter anfang der dreissiger gewesen, ein alter, welches zu Konrads schilderung vortrefflich passt. Aber die erzählung rückt kreuznahme und kreuzzug nahe zu einander.

222 ff.
der riter edel unde vrî,
dô er diz wunder ane sach,
zehant sîn herze im des verjach,
er wære gar verwâzen
swer sich wolde lâzen
an ir (*sc. der welt*) dienste vinden.
von wîben und von kinden
schiet er sich al dâ zehant.
er nam daz kriuze an sîn gewant
und huop sich über daz wilde mer ...

Ausserdem war Friedrichs II. kreuzzug durchaus unblutig, da der kaiser die heiligen orte schnell durch vertrag erwarb, so dass die verse 232 f.

und half dem edeln gotes her
strîten an die heidenschaft

nicht gerade passend wären. Meine bedenken würden natürlich von keinem belang sein, wenn auch nur irgend ein noch so geringfügiges argument für diesen kreuzzug beigebracht werden könnte, denn Konrads werk ist eben ein gedicht und keine chronik. Da das aber nicht der fall ist, so scheint es mir auf jeden fall richtiger, auch diese kleinen anstösse durch eine andere ebenso mögliche, ja aus andern gründen wahrscheinlichere annahme zu beseitigen.

Röhricht, Die Deutschen im heiligen lande (1894) s. 103 nimmt, ohne dafür einen grund anzugeben, vielleicht durch misverständnis der einleitung Beneckes an, Wirnt habe den kreuzzug von 1217 mitgemacht und 1219 vor Damiette gekämpft. An diesem beteiligten sich unter andern Leopold VI. von Oesterreich, herzog Ludwig von Baiern, Andreas von Ungarn, dann aber die mächtigsten herren von Ostfranken (Röhricht a. a. o.): herzog Otto II. von Meran, graf Poppo VII. von Henneberg, graf Ludwig II. von Rieneck (Zs. fdph. 7, 310), der freilich kurz vor antritt des zuges starb, bischof Eckbert von Bamberg (Stein, Gesch. Frankens 1, 264. Röhricht a. a. o. s. 98. Zs. fdph. 7, 304). 1227—29 sind Ostfranken im kreuzheer nur spärlich vertreten.[1]) Da sich nun für den kreuzzug von 1217 auf eine starke beteiligung fränkischer herren im gefolge der oben genannten mit sicherheit schliessen lässt, so hat Wirnt wol an diesem teil genommen.

Der dichter nahm also kurz vor 1217 das kreuz und trat 1217 seine fahrt nach dem heiligen lande an. Wie lange er

[1]) So viel ich sehe nur ein graf von Castel.

dort blieb, ob er überhaupt vor Damiette mitkämpfte, ist unbekannt. Auch braucht er dort nicht gefallen zu sein. Konrad sagt nur

> 236 ff. er schuof daz zallen stunden,
> dô im der lîp erstorben was,
> daz im diu sêle dort genas,

d. h. er hat sich durch die kreuzfahrt die seligkeit nach seinem tode erworben. Er kann also sehr wol zurückgekehrt sein und in seiner heimat weiter gelebt haben.

§ 9. Wirnt und die grafen von Henneberg.

Die frage nach dem aufenthaltsort Wirnts und dem herren, welchem er diente, erscheint jetzt nicht ganz müssig. Folgende antwort dünkt mich die relativ wahrscheinlichste. Von irgend welcher sicherheit ist natürlich keine rede.

1. Wirnts aufenthalt ist wol nun mit bestimmtheit nach Ostfranken zu verlegen. Dort war seine heimat, die turniere, in denen die herren vom Sande sich mit den Osterherren massen, kannte er aus eigner anschauung, und die anspielung auf die belagerung von Erfurt im jahre 1203 war, wenn sie wirklich in den worten liegt, nur für ein publicum verständlich, welches über die ereignisse in Thüringen genau bescheid wusste.

2. Der dichter befindet sich offenbar am hof eines herrn und in einem kreise, der literarische interessen hat.

3. Sein herr hat, wenn man die von mir s. 271 angenommene, freilich sehr unsichere beziehung anerkennt, schon 1203 der staufischen sache angehangen, also zu einer zeit, wo es mit derselben ziemlich bedenklich stand.

4. Von den fränkischen herren sind die herzöge von Meran gewis ausgeschlossen: die art, wie der dichter den tod Bertholds neben der klage der frauen erwähnt, zeigt, dass ein dienstverhältnis zu jenem fürsten nicht stattgefunden hat.

5. Wirnt ist aber bei seinem ableben zugegen gewesen, vermutlich im gefolge eines seiner angehörigen.

6. Aus der langen abschweifung 206, 37—207, 28 geht hervor, dass der dichter für die vornehmen frauen, Bertholds verwante, die über den todesfall jammern und fast verzweifeln wollen, innige teilnahme empfunden hat und — worauf es

ankommt — auch noch empfindet. Er betont, dass sie noch immer bittern schmerz tragen (*treit,* präsens) und sich noch immer wie verzweifelnde gebärden (*ê si* [sc. *diu geschepfede*] *verzwîvele gar*). Diese ausdrucksweise ist nur verständlich, wenn irgend welche persönliche beziehungen zu diesen frauen oder einer von ihnen vorliegen und wenn das publicum des Wigalois weiss, um wen es sich handelt.

Es ist höchst merkwürdig, dass Konrad von Würzburg gerade Wirnt von Grafenberg, der doch wol, als jener ein knabe war, noch lebte, zum helden einer moralisch-allegorischen dichtung macht. Hat er in einem verlornen werke Wirnts ein motiv gefunden, das sich zu dieser erzählung ausgestalten liess, so bleibt immer sehr eigentümlich, dass er den vollen namen beibehielt, den namen eines dichters, der an berühmtheit hinter Hartmann und Wolfram zurückstand. Hat er aber, was nicht unwahrscheinlich ist, die legende vom lohn der welt erst auf Wirnt übertragen, so ist es noch auffallender. Unbedingt muss ein persönliches, nicht ein literarisches interesse sei es Konrads, sei es seines publicums den anstoss zu dieser eigenartigen leistung gegeben haben. Der allgemeine hinweis darauf, dass beide dichter landsleute waren, genügt entschieden nicht: die beziehung ist ohne zweifel enger gewesen. Hat Wirnt vielleicht einmal in Würzburg gelebt? Dann mochte dieser umstand den anlass geboten haben, die erinnerung an den lebensfrohen dichter in jener stadt zu bewahren.

8. Wirnt hat 1217 vermutlich mit seinem herrn einen kreuzzug unternommen.

Eine combination, die alle die aufgezählten momente in sich aufnimmt, ist möglich, nämlich die annahme: Wirnt hat am hof der grafen von Henneberg eine stellung gefunden.

Dies geschlecht war eines der mächtigsten in Ostfranken. Ihr gebiet grenzte im norden und nordosten an Thüringen, im süden und südosten an das bistum Würzburg, die grafschaft Wiltberg und die meranischen lande, im westen an das gebiet der abtei Fulda. Ausserdem besassen die Henneberger[1]) schon im 12. jh. die burggrafschaft von Würz-

[1]) Stein, Gesch. Frankens 1, 230 f.



burg. Im anfang des 13. jh.'s sind drei brüder bekannt: der älteste Berthold II., graf von Henneberg und burggraf von Würzburg, der andere Poppo VII. (genannt von Strüphe), der dritte Otto (genannt von Botenlauben). Ihre mutter war Sophia, schwester Bertholds IV. von Meran. Von den drei brüdern ist der jüngste der bekannte minnesinger, was auf literarische interessen der familie schliessen lässt. Der älteste, Berthold II., stirbt 1211 oder 1212 und hinterlässt einen unmündigen sohn, Berthold III. So lange dieser lebt, führt Poppo die regentschaft; als jener als knabe 1215 (? sicher vor 1219)[1]) stirbt, fällt die herschaft diesem zu. Er nennt sich nun graf von Henneberg und burggraf von Würzburg. Beide brüder, Berthold wie Poppo, waren eifrige anhänger der Staufer.[2]) Jener unterstützte Philipp 'und von ihm liefert die geschichte weiter kein datum, als dass er in dem damaligen streite um die deutsche krone auf könig Philipps seite stand und ihm in den jahren 1200 und 1204 in einigen feldzügen wider den gegenkönig Otto IV. und dessen anhänger, den landgrafen Hermann von Thüringen begleitet habe',[3]) eine nachricht, die zwar nicht zu controlieren ist, aber wol begründet sein mag. 1216 nahm Poppo das kreuz[4]) und 1217 gieng er nach dem heiligen lande.

War nun Wirnt am hofe des staufisch gesinnten Berthold II., der auf schloss Henneberg (sw. von Meiningen) residierte, so erklärt sich die bekanntschaft seines publicums mit den verhältnissen des benachbarten Thüringen um 1203. Es erklärt sich auch, wie der dichter beim ableben Bertholds IV., des oheims seines herrn, zugegen sein konnte, und warum er nicht diesem, sondern gerade den vornehmen frauen, den verwanten des fürsten, seine innige teilnahme zuwendet: unter ihnen befand sich auch die mutter seines herrn, Sophia, die schwester des herzogs, die er auch nach dem traurigen ereignis auf schloss Henneberg zu sehen gelegenheit hatte. Nach dem aussterben der älteren linie übernimmt Poppo VII. die herschaft. Seinem kreuzzugsgelübde muss sich Wirnt anschliessen, 1217

[1]) Stein, Gesch. Frankens 1, 256.
[2]) Schultes, Diplom. geschichte des gräfl. hauses Henneberg 1, 60.
[3]) Schultes, ebda. 1, 51.
[4]) Schultes, ebda. 1, 60.

begleitet er ihn nach dem orient. Da nun die Henneberger zugleich burggrafen von Würzburg waren, so hat der Grafenberger von ihnen vielleicht in dieser stadt ein lehen[1]) gehabt, so dass damit auch die beziehung zu Konrad hergestellt wäre (vgl. auch unten § 54 schluss).

II. Ueber die quelle des Wigalois.

Literatur.

Benecke s. XVII—XX. — Pfeiffer s. XVIII. XIX. — Meissner, Wirnt v. Gr. Diss. Bresl. 1874 (s. 19 ff.). — Mebes, Ueber den Wigalois W.'s v. Gr. und seine afrz. quelle. Programm Neumünster 1879. — Bethge, Wirnt v. Gr. 1881. (Recens. Martin, Anz. 8, 170. Bötticher, Zs. fdph. 14, 117 ff.) — E. Kölbing, Engl. Stud. 1, 121—169. (Rec. Stengel, Zs. f. rom. ph. 1, 486.) — G. Paris, Histoire littéraire XXX, s. 194—96. — Mennung, Der Bel Inconnu des Renaut de Beaujeu. Diss. Halle 1890 (s. 56 ff.). (Rec. Bethge, Anz. 17, 304. Kaluza, Litbl. f. germ. u. rom. ph. 1891, no. 3. Romania 20, 297 ff.). — Kaluza, Libeaus Desconus 1890 (s. CXXXI ff.). (Rec. Suchier, Lit. Cbl. 1891, s. 792.) [— W. H. Schofield, Studies on the Libeaus Desconus, in den Studies and notes in philology and literature, Boston 1895, bd. 4, ist mir erst während des druckes zugegangen und konnte daher nicht mehr benutzt werden.]

§ 10. Die selbstzeugnisse des dichters.

Ueber die quelle, aus welcher Wirnt den stoff für seinen Wigalois schöpfte, gibt er folgendes an:

297, 22 ff.
ich wil daz mære volenden hie,
als michz ein knappe wizzen lie
der mir ez ze tihten gunde.
niwan eines von sînem munde(!)
enpfie ich die âventiure.
dâ von was mir tiure
daz mære an manegen enden.

Das besagt: während sonst die mhd. dichter nach einer schriftlichen vorlage arbeiteten, hat Wirnt keine zur verfügung gehabt. Den inhalt seiner erzählung verdankt er ausschliesslich der bereitwilligkeit eines knappen (seines knappen?), welcher ihm denselben mündlich überlieferte, so gut er ihn im gedächtnis hatte. Die folge war, dass dem dichter an vielen stellen einzelheiten, vielleicht auch wichtige momente der handlung fehlten. Gerade die letzten verse beweisen, dass der gewährsmann nach der erinnerung berichtete, ohne eine handschrift zu grunde zu legen. Wirnt lehnt zugleich mit

[1]) Lehen der Henneberger in Würzburg, vgl. Schultes, Histor. statistische beschreibung 2, 29. 47. 52. 53. 55—58 (im urkundenbuch daselbst).



diesen worten benutzung anderer quellen als den bericht jenes knappen ausdrücklich ab.

Man muss danach voraussetzen, dass der Wigalois viele von Wirnt hinzugetane einzelne züge enthält und darin von der urquelle abweicht, dass er also nach den begriffen der gesellschaft des 13. jh.'s nicht so 'wahr' d. i. quellengetreu sein konnte wie etwa Hartmanns Iwein. Das gesteht der dichter mit bedauern selbst ein:

8, 31 ff. nu wil ich iu ein mære
sagen, als ez mir ist geseit.
ze einer ganzen wârheit
trûwe ich ez niht bringen.

Diesen fehler seines erstlingswerkes, der sich nur durch die besonderen verhältnisse entschuldigen lässt, wird er später vermeiden:

298, 7 ff. mînen sin wil ich wenden
an ein ander: und wizzet daz,
diu wirt von mir erriten baz (*sc. als Wigalois*).

Wie viel nun in der prosaerzählung des knappen fehlte und was, ob bloss schmückendes beiwerk. ob wesentliche bestandstücke der handlung, — das lässt sich von vorn herein und bloss aus dem gedicht nicht entscheiden. So viel aber ist klar, dem dichter schien der bericht seines gewährsmannes verständig und reichhaltig genug, um ihn statt einer schriftlichen quelle gebrauchen zu können. Auf eine bearbeitung ganz dürftiger und zusammenhangsloser reminiscenzen wäre er keinesfalls eingegangen.

Selbstverständlich hat sich Wirnt, ehe er zu dichten begann, die ganze geschichte einmal vortragen lassen. Er musste sich doch — zumal bei der ungünstigen sachlage, da ihm nichts schriftliches erreichbar war — über den verlauf der erzählung und die anordnung des stoffes klar werden, ehe er an die ausarbeitung selbst gehen konnte. Vgl.

8, 31 f. (einleitung) nu wil ich iu ein mære
sagen, als ez mir ist geseit.

Beim abfassen der einzelnen teile liess er sich den quellenbericht vom knappen ein oder mehrere male widerholen, um nichts auszulassen. Dies folgt aus den stellen

35, 10 ff. als ichz ofte han vernomen,

in daz lant moht niemen komen
ern hiet den gürtel ...
43, 6 als ichz ofte hân vernomen.
20, 15 ff. ez enquæme ouch niemer für mînen munt,
hiet mirz ein knappe niht geseit
ze einer ganzen wârheit,
wider den ich alle wile streit,

d. i. dem ich es immerzu abgestritten habe, bis ich mich doch durch seine widerholten versicherungen von der wahrheit des factums überzeugen musste. Wir erkennen aus den worten einen lebhaften meinungsaustausch des dichters und seines gewährsmannes.

Auch sonst nimmt Wirnt noch bezug auf seine quelle. Ich stelle alle verse dieser art (einschliesslich der schon herangezogenen) der reihe nach zusammen.

8, 32 sagen, als ez mir ist geseit
9, 36 als ichz vernomen hân
10, 19 als uns diu âventiure seit
20, 16 hiet mirz ein knappe niht [geseit
23, 24 ... sô man saget
24, 2 als uns diu âventiure seit
30, 25 weinende, als mir ist gesaget
35, 10 als ichz ofte hân vernomen
43, 6 als ichz ofte hân vernomen
48, 28 als ez ist geseit mir
162, 37 als uns diu âventiure seit
173, 33 als ich sîn bewîset bin
178, 22 ... als mir ist geseit.
178, 37 als uns diu âventiure giht
203, 13 als uns diu âventiure seit
211, 15 .. als mir ist geseit
232, 5 als uns diu âventiure giht
232, 30 der herre wart mir sus genant
236, 18 sus saget diu âventiure mir
243, 36 ff. Darumbe enweiz ich anders niht,
wan als diu âventiure giht
diu mirz kunt hât getân:
diu saget uns: ...
250, 14 nâch der âventiure sage
265, 3 als ich ez vernomen hân
(? *geht vielleicht auf andere berichte, nicht auf den des knappen*)
266, 15 als uns diu âventiure seit
268, 1 uns enhabe diu âventiure gelogen
268, 25 als uns diu âventiure seit
271, 19 als ez ist gesaget mir
295, 26 ezn liege diu âventiure mir
298, 1 ff. als michz ein knappe wizzen lie,
der mir ez ze tihten gunde.
niwan eines von sînem munde
enpfie ich die âventiure.

Die liste bestätigt, was schon oben aus den herausgehobenen stellen gefolgert worden ist, eine mündliche erzählung als grundlage des Wigalois: 13 mal findet sich die neutrale wendung '*diu âventiure*' sagt, 15 mal aber wird ausdrücklich auf mündlichen bericht verwiesen. Ferner stehen

auf s. 1—100	2 citate der ersten,	8 der letzten art,
s. 101—200	2 „ „ „	2 „ „ „
s. 201—298	9 „ „ „	5 „ „ „

d. h. zuerst deutet Wirnt gewissenhafter auf die beschaffenheit seiner quelle hin, allmählich wird er gleichgiltiger, gegen ende überwiegen die geläufigen, indifferenten ausdrücke die genauen, welche anfangs bevorzugt werden.

Nirgends liest man also wendungen wie *als ich las, geschriben vant*, nie ist von einem wälschen *buoch* u. dgl. die rede, während auf die dem dichter handschriftlich zu gebote stehende lateinische und deutsche literatur öfter in dieser weise angespielt wird:

138, 7 als wirz an den buochen (*bibel*) lesen.

Dieselben worte 191, 26 (wol auf lateinische bücher zu beziehen).

10, 29 als ez von im geschriben stêt (*über Artus*),

eine stelle, die wahrscheinlich auf Hartmann geht. Vgl. 9, 5.

Demnach stimmen Wirnts gelegentliche quellencitate mit den am anfang dieses paragraphen beleuchteten angaben durchaus überein. Die glaubwürdigkeit der letzteren ist also nicht anzuzweifeln. Damit ist eine basis für den ansatz der untersuchung gegeben.

Merkwürdiger weise sind die citate im hauptstück des romans, dem grossen abenteuer von Korntin, am seltensten (4), vorher und nachher am häufigsten. Es wird schwerlich mehr als zufall sein. Mennung zieht s. 60 f. daraus unzulässige folgerungen.

Uebrigens hat dieser irrtümlicher weise 6 stellen als hinweise auf die quelle des werkes aufgefasst. Dieselben (no. 9. 11. 13. 14. 15. 20 seiner tabelle auf s. 64) sind wider zu streichen. Ein citat ist von ihm übersehen worden.

Nach dem gesagten darf man grundsätzlich Wirnts aussagen über seine quelle so lange glauben schenken, als nicht unzweideutige beweise für ihre unwahrheit beigebracht sind.[1]) Ich werde die folgende untersuchung durchaus nach diesem grundsatz führen. Der erfolg wird seine richtigkeit bestätigen.

§ 11. Stand der quellenforschung.

Das original aus dem der vortrag des knappen floss, ist natürlich ein französischer Artusroman gewesen. Dies geht

[1]) Vgl. auch Bethge s. 28, der freilich nicht danach verfährt.

— um eine einzelheit anzuführen — unter anderem auch daraus hervor, dass Wirnt an den stellen 211, 34 und 213, 36 nicht wie man erwartet heidnisch und deutsch, sondern *heidenisch und franzois* schreiben bez. sprechen lässt. Er schreibt eben vom standpunkt der quelle aus. Der gewährsmann hatte diesen roman O irgendwo gelesen (in Frankreich vortragen hören?).

Ein Artusroman, der dem mhd. Wigalois inhaltlich entspräche, existiert unter den bis jetzt bekannt gewordenen afrz. denkmälern nicht; das original der dichtung Wirnts ist also wol verloren gegangen. Demnach besitzt der deutsche Wigalois ausser seinem eigenen wert noch den, dass er eine nicht mehr erhaltene afrz. Artusdichtung repräsentiert.

Wirklich haben sich auch eine reihe von gelehrten direct oder indirect für diese ansicht ausgesprochen. So Benecke (s. XIX f.): 'mehrere namen ... weisen ... bestimmt auf ein französisches vorbild hin. Ob übrigens das französische gedicht verloren oder noch vorhanden ist, ... diese und mehrere fragen der art erwarten von künftigen nachforschungen ihre entscheidung' (vgl. auch s. XXII). Ebenso Pfeiffer s. XV, welcher meint, dass Wirnt jener quellenerzählung, 'sofern sie tatsachen betraf, treu gefolgt sein wird'. Diese auch von Gervinus, Wackernagel u. a. gebilligte ansicht blieb in geltung, bis 1860 durch Hippeau der Desconëu des Renaut de Beaujeu veröffentlicht wurde. Die vielen beziehungen, welche dieser roman zum Wigalois hat, liessen allmählich die überzeugung an boden gewinnen, Wirnt habe ihn mittelbar oder auch unmittelbar, d. h. in einer handschrift benutzt.

Zunächst freilich blieb die ältere anschauung bestehen. So bei Gervinus, Lit.[5] s. 569, Wackernagel-Martin 1, 246 anm. 16[a], Scherer (?), Mussafia in Eberts Jahrb. 4, 418, P. Meyer, Flamenca s. 287, note 1.

Etwas modificiert wurde sie von Meissner, dessen arbeit aber darum kaum in betracht kommt, weil sie, obwol 1874 erschienen, Hippeaus ausgabe von 1860 nicht heranzieht (s. 6 anm. 2). Misverständnis der stellen 297, 22—298, 6 (wo Meissner die aussage der zwei letzten zeilen ganz übersieht) und 296, 4 bis 297, 10 veranlasst ihn zu der annahme, Wirnt habe einen

schriftlichen 'niederschlag' bearbeitet, der die abenteuer von Gawein und Florie, Wigalois und Lifort Gawanides enthielt (s. 21). Da er der französischen sprache unkundig gewesen, habe ihm sein knappe dies buch (prosa?) verdeutschend vorgelesen (s. 23).

Erst Mebes schlug in der quellenforschung neue bahnen ein. Das resultat seiner betrachtungen fasst er in folgende vier thesen übersichtlich zusammen (s. 4):

'1) Die verse 1523—3286 (Pfeiffer s. 43, 14—87, 21) des Wigalois lassen sich inhaltlich und zum teil wörtlich mit den versen 1—315, 2471—2726 und 687—1850 des Bel Inconnu von Renaut de Beaujeu identificieren.

2) Die verse 1—1523 und 3287—11708 des Wigalois sind inhaltlich vollständig verschieden von v. 1851—6122 des Bel Inconnu. Diese beiden teile, 1—1523 und 2387—11709, scheinen nach der mündlichen erzählung des knappen, der den inhalt des Bel Inconnu von R. de B. einmal erzählen gehört, aber fast vollständig vergessen zu haben scheint und sich nur hin und wider ganz dunkel an die darstellung Beaujeus erinnert, gedichtet worden zu sein.

3) W. v. Gr. muss den ersten teil des Bel Inconnu v. 1—315, 2471—2726, 687—1859 in einer handschrift besessen haben.

4) Der Bel Inconnu von Beaujeu ist als die frz. quelle zu betrachten, die der knappe wie Wirnt v. Gr. gekannt haben.'

Zum beweise stellt Mebes s. 5 ff. die inhaltsangaben des Wigalois und Desconëu gegenüber und zeigt, wie weit beide romane im stoff übereinstimmen. Er hat damit die sache entschieden gefördert, geschadet hat er aber durch die sehr unzuverlässige art der vergleichung. Denn seine nachfolger haben offenbar mit seinen tabellen gearbeitet, da sich niemand gegen sie, sondern nur gegen die weitgehenden folgerungen erklärt, welche er daraus zieht. Da also die jetzt allgemein verbreitete annahme von der benutzung Renauts durch Wirnt in der inhaltsvergleichung von Mebes wurzelt, so mögen hier einige kritische bemerkungen über deren wert platz finden.

S. 5b gibt der verfasser an, Gawein unterrichte den eben angekommenen ritter in höfischer sitte. Renauts *en lui n'avoit que ensignier* (v. 103) heisst aber 'er war sehr fein gebildet'.

Im text steht also genau das gegenteil von dem, was Mebes in seine tabelle aufgenommen hat.

Ebda.: der zwerg sitze auf demselben pferd, welches Helie reitet. Davon sagt Renaut nichts. Der zwerg hat offenbar ein eigenes pferd.

S. 5[a]: Wigalois ist nicht ritter, sondern wird ausdrücklich als knappe bezeichnet (Pfeiffer s. 43, 14).

Ebda.: der zwerg steht immer hinter der jungfrau, wohin sie auch reitet (48, 30). Von sitzen ist keine rede.

Ebda.: Gawein begleitet Wigalois nicht erst eine strecke wegs und waffnet ihn dann, sondern: Wigalois verabschiedet sich von Artus, verlässt den speisesaal, geht mit Gawein dahin, wo die waffen liegen, lässt sich waffnen und macht sich dann auf den weg.

S. 7[b]: es wird vom kampf des riesen mittelst eines baumastes kein wort berichtet. Jener braucht nur seine keule. Desc. 28, 766, was Mebes offenbar misversteht, bedeutet 'er hatte einen knüttel (d. i. eine keule) vom holz des mispelbaumes'.

S. 9[b] ist zweimal fälschlich Helie für Margerie gesetzt.

Auf einem groben fehler beruht die behauptung einer übereinstimmung der situationen s. 9[b] unten. Verf. glaubt, der sperber befinde sich in einem zelt mitten auf dem platz, könne sprechen wie der papagei im Wigalois und fordere die jungfrau auf, den preis zu nehmen, da er ihr allein zukomme. In wahrheit sagt Renaut folgendes v. 1674: 'der platz war schön und anmutig. Mitten auf demselben war ein durch pfropfung veredelter baum (*ente*: Mebes verwechselt dies wort mit *tente* = zelt) gepflanzt, der stets in blüte stand. Eine goldene vogelstange (*perche*) war daran befestigt, auf welcher der sperber sass.' Hinter 1681 ist ein komma, hinter 1682 ein punkt zu setzen. Die worte 1683 ff. gehen natürlich auf den ritter und nicht auf den sperber: 'sobald dieser ihn (den sperber) erblickt, ruft er Margerie: kommt weiter heran, süsse freundin, und nehmt den sperber' u. s. w. *Venez* kann Desconëu sagen, weil er vorausgeritten ist (1671 f.), sich also dem vogel näher befindet als die nachfolgende *amie*.

Durch solche ungenaue und oft fehlerhafte widergabe des inhalts beider romane gewinnt Mebes eine ganze reihe von übereinstimmungen in den texten, die tatsächlich nicht vor-

handen sind, und man kann sich nicht wundern, dass die meinung von der nahen verwantschaft beider dichtungen im anschluss an diese tabellen so tiefe wurzeln geschlagen hat. Ich will die kritik der Mebes'schen vergleichung nicht fortsetzen, nur so viel bemerke ich zum schluss, dass die auf s. 10 (unten) und 11 (oben) gegebene kurze zusammenfassung der wichtigsten parallelen völlig wertlos ist, da sie fast in jedem satz eine ungenauigkeit oder einen fehler enthält.

Die hypothese von Mebes, welche mit handschriftlicher benutzung des Desconëu durch Wirnt operiert, ersetzte Bethge 1881 durch eine neue. Er hat es nicht unternommen, die vergleichungstabelle seines vorgängers genauer zu prüfen, sondern widerlegt nur mit allgemeinen gründen. Er kommt zu der überzeugung: Renauts gedicht ist Wirnts quelle. Dieser kannte es nur aus der einmaligen (s. 77) erzählung eines knappen. Eben daraus erklären sich die zahlreichen abweichungen des Wigalois vom Desconëu. Denn was der gewährsmann vergessen hatte, ersetzte eigene erfindung; ausserdem aber wurde viel aus moralischen gründen (!) fortgelassen und zur ausfüllung zusätze gemacht, wofür motive aus Hartmann, Wolfram, Ulrich von Zazikhoven benutzt sind. Eine ältere bearbeitung des Inconnustoffes gab es nicht (s. 20; vgl. auch seine recension von Mennung).

Bethge weist also eine auch nur unvollständige handschrift als quelle Wirnts ab. In den abweichungen des Wigalois sieht er schlechthin eigene erfindung des Grafenbergers. Recht hat verf. ohne zweifel in seiner polemik gegen Mebes, im übrigen fördert seine arbeit nicht. Wertvoll sind aber die aus Försters collation der Desconëuhandschrift beigebrachten berichtigungen znm texte Hippeaus.

Bethges hypothese wird gebilligt von Martin; G. Paris spricht sich (s. 196 u.) gegen die arbeit aus, bleibt aber unentschieden. Im allgemeinen hat die ansicht des verf.'s billigung gefunden: Vogts und Pipers zusammenfassende darstellungen nehmen sie auf.

Mennung gibt Mebes zu, dass Wig. 1928—56 mit Desc. 2487—2514 im inhalt und ausdruck übereinstimme. Er meint, Wirnt habe diese verse Renauts ziemlich getreu übertragen, sei also im besitz von etwas handschriftlichem gewesen. Das-

selbe müsse überall da angenommen werden, wo die ähnlichkeit seiner und der frz. quelle in die augen falle, für das übrige habe man mündlichen bericht vorauszusetzen. Seine hypothese prüft er (s. 58. 61) an W. 53, 24—55 und 102, 24—104, 28: diese verse gehen, wie er meint, auf D 2487 ff. und 2615 ff. zurück. Einerseits folge Wirnt hier einer schriftlichen (fragmentarisch erhaltenen!) vorlage, andererseits der erzählung des knappen, die so unklar war, dass der dichter die zusammengehörigkeit der stellen nicht erkannte.

Man wird zugeben, dass sich alle diese untersuchungen zu sehr im allgemeinen bewegen. Sie sind weder so eingehend, dass man sich aus ihnen eine sichere ansicht bilden könnte, noch ihre constructionen so einfach und einleuchtend, dass sie in übereinstimmung mit den selbstzeugnissen des dichters und den literarischen gepflogenheiten des angehenden 13. jh.'s stünden. Es wäre überflüssig, sie im einzelnen zu widerlegen, die kritische untersuchung muss voraussetzungslos von neuem aufgenommen werden.

Die frage lautet: ist Wirnts Wigalois der repräsentant eines verlornen bez. noch nicht bekannten afrz. Artusromans oder ist er irgendwie aus Renauts Desconëu geflossen? Die dritte möglichkeit, dass Wirnt ausser Renaut noch einen andern, unbekannten afrz. roman benutzt habe, liegt nach dem in § 10 ermittelten ganz fern (vgl. s. 281 f.). Im ersten fall kann die erzählung des knappen quellengetreu gewesen sein und alles tatsächliche des originals wol bewahrt haben, im andern war sie unklar, unvollständig und unzuverlässig, so dass der deutsche dichter selbständig ergänzen und allerlei neu erfinden musste.

Zur beantwortung sind W(igalois) und D(esconëu) unbefangen bis ins einzelne zu vergleichen und ist festzustellen

erstens: welche stücke sind in beiden texten vergleichbar, welche nicht?

zweitens: beruhen die beziehungen der vergleichbaren teile notwendig oder auch nur wahrscheinlich auf unmittelbarer abhängigkeit, oder ist nur ein mittelbarer zusammenhang nachweisbar?

drittens: sind die nicht vergleichbaren abschnitte des Wigalois auf grund von reminiscenzen an Renauts Desconëu

gedichtet bez. ganz frei erfunden, oder müssen sie aus einer von D verschiedenen quelle geflossen sein?

Nach diesen drei fragen gliedert sich die folgende untersuchung.

I. Wigalois und Desconëu im allgemeinen.

§ 12. Zur composition der Artusromane.

Hält man die französischen und die nach ihrem muster gearbeiteten deutschen Artusromane gegen 'volkstümliche' dichtungen namentlich älterer zeit (vor Chrestien und Hartmann), z. b. Rolandslied, Rother, Nibelungen, auch Tristan u. ä., so bemerkt man leicht, dass sie nach ganz andern grundsätzen als diese componiert sind. In den volkstümlichen dichtungen bilden fast alle momente wesentliche bestandstücke einer fortlaufenden handlung, teile, die man nicht beliebig auslassen, umstellen oder durch solche anderen inhalts ersetzen kann. Im Artusroman hängen dagegen die stücke selten innerlich zusammen. Meist liegt eine ziemlich einfache fabel zu grunde und wird durch episodische einschübe systematisch aufgeschwellt. Diese episoden sind gewöhnlich kleine, in sich abgeschlossene abenteuer, die durch deutlich erkennbare nähte mit der grunderzählung verbunden werden und die, ohne den gang der handlung zu stören, herausgenommmen oder durch andere ersetzt werden können. Auch ist ihre reihenfolge meist willkürlich: ob ein ritter erst mit einem drachen, dann mit einem riesen, schliesslich mit einem zwerge kämpft oder umgekehrt, ist ganz gleich. Ebenso steht es dem dichter frei, zwei, drei, fünf oder mehr episoden anzubringen. Je jünger die romane sind, um so mehr nimmt die zahl dieser einschübe zu.

Will man den gegensatz beider kunstgattungen kurz bezeichnen, so kann man sagen: das epos hat eine historisch verknüpfende, der Artusroman eine episodenhafte technik — eine formel, die natürlich das wesen beider nicht erschöpfen soll.

Die episodischen bestandteile werden in typischer weise eingeführt. Der ritter schlägt plötzlich absichtlich oder unabsichtlich einen schmalen seitenweg ein, er hört gerade jemand schreien, er sieht mit einem mal eine person über den weg eilen oder auf der strasse reiten u.s.w. Am ende kehrt der

dichter gern mit worten, welche die digression deutlich abschliessen, zur haupthandlung zurück.

Zuweilen bildet die grundfabel nur den rahmen und der hauptteil des romans besteht aus solchen lose verbundenen abenteuern episodischen charakters (z. b. Yvain, Erec). Der schwerpunkt fällt dann in diese zu einem complex zusammengeschobenen, episodenhaften momente.

Ein durchgehender gedanke, dem sich die teile des ganzen unterordnen, ist wol nur ausnahmsweise vorhanden, doch erkennt man zuweilen deutlich, dass die handlung auf eine art bewährung des helden in verschiedenartigen abenteuern oder verschiedenen lebensstellungen (vasall — könig) abzielt. Meist geht die grund- oder rahmenfabel vom hof des Artus aus und kehrt wider dahin zurück, indem der held seine würdigkeit, der tafelrunde anzugehören, aufs glänzendste rechtfertigt. Die grundschemata werden auch erweitert, so weit ich sehe, nicht gern durch motivwiderholung (wie in der Gudrun, Orendel, Rother, Salman u. a.). Im Erec hat freilich der in die Enidenfabel eingesetzte abenteuercomplex zwei teile derart, dass der zweite eine art steigernder widerholung des ersten bildet.

Dem volkstümlichen und Artusgedicht gemeinsam ist die technik der ergänzung nach vorn durch eine 'vorgeschichte', nach hinten durch eine fortsetzung: vgl. Lanzelet, Perceval in der vorauszusetzenden Kyotredaction, Nib.-lied und Klage.

Speciell dem Artusroman eigen scheint die abenteuerverschränkung nach dem schema ABABA, d. h. eine fabel setzt ein, ehe die andere zum abschluss gelangt ist, wobei aber A und B innerlich vollkommen unabhängig sind.

Ich habe nicht die absicht, durch diese allgemeinen und keineswegs genügenden bemerkungen das angeschlagene thema zu erschöpfen. Dies würde nur eine systematische durcharbeitung von mehr Artusromanen, als ich augenblicklich übersehe, ermöglichen. Ich will hier nur darauf hingewiesen haben, dass dem Artusroman eine ganz eigene einschachtelungstechnik zukommt und zwar als bewusste compositionsmanier.[1])

[1]) Für Chrestien werde ich die frage genauer untersuchen.



In jedem Artusroman stehen sich also zwei arten von motiven, meist scharf von einander abgehoben, gegenüber:

1) die welche sich zur grund- bez. rahmenerzählung vereinigen (hauptmotive). Je nach ihrer bedeutung für dieselbe sind sie primär oder secundär,

2) die welche in die reihe der ersteren eingefügt, aber dem inhalt nach meist ganz selbständig sind (episodenmotive).

Darum lässt sich auch wol von jedem Artusroman ein genaues, übersichtliches schema anfertigen, dessen herausstellung zugleich wichtige einblicke in die entstehung des werkes möglich machen kann.

Das episodenmaterial ist im ganzen sehr einförmig. Kämpfe mit drachen, riesen, unhöflichen wirten, zwergen, erwerbung eines als preis ausgesetzten sperbers, begegnungen mit waldmenschen, liebesnächte mit feen u. s. w. kehren in vielen variationen wider, so dass man sich versucht fühlt, in den motiven der matière de Bretagne eine durchgehende scheidung zwischen haupt- und episodenmotiven vorzunehmen. Das unternehmen würde, glaube ich, nicht resultatlos verlaufen.

Eben wegen der leichten auslösbarkeit ist der inhalt der episoden gleichsam freies eigentum der dichter. Ein episodisches motiv wird mehr oder weniger genau nachgebildet oder direct entlehnt, so dass diese romanteile überall ähnliche züge aufweisen. Will man also über verwantschaft von Artusromanen etwas aussagen, so ist es geraten, sich vorher klar zu machen, ob die übereinstimmungen in die episoden oder in die hauptfabel fallen. Eine nur auf erstere gestützte annahme kann sehr bestechend und doch recht unsicher sein.

Es ist daher in unserem falle zweckmässig festzustellen, ob im Desconëu und Wigalois die haupt- oder die episodenmotive mehr beziehungen darbieten. Zur entscheidung dieser frage und gleichzeitig zur erläuterung des eben vorgetragenen folgen die analysen beider romane.

§ 13. Die composition des Wigalois.

Den mittelpunkt der Wigaloiserzählung bildet das grosse abenteuer von Korentin. Mit den dazu gehörigen ereignissen, die gleich vor dem abenteuer im engeren sinne liegen,

und denen, die ihm als seine notwendigen consequenzen folgen, reicht es etwa von s. 95, 30—250, 14. Seiner bedeutung entsprechend nimmt es mehr als die hälfte des textes (298 ss. bei Pfeiffer) in anspruch.

Dieses ganze enthält einen vorbereitenden teil, der sich vor und auf der burg Roymunt abspielt. Er umfasst 95, 30 ff.: die erst hier gegebene, allgemeine aufklärung über die voraussetzungen der zu bestehenden kämpfe in form einer erzählung der Nereja an Wigalois, 102, 21 ff.: empfang, aufenthalt auf der burg und abschied. Den abschluss bildet die hochzeit des Wigalois und der Larie 215 ff. Das mittelstück, welches die eigentlichen gefahren und kämpfe bringt, hat zwei teile: der erste erzählt das drachenabenteuer, der andere die kämpfe vor und auf burg Glois. Beide haben im roman nichts mit einander zu tun, denn die erreichung der zauberburg ist, wie die situation deutlich zeigt, nicht an die erlegung des drachen geknüpft, sie sind aber äusserlich mit einander durch das vorgeschobene stück s. 117, 16—126, 38 verbunden, welches das zusammentreffen des helden mit den seelen der von Roaz ermordeten Korentiner und die dabei empfangenen erklärungen, prophezeiungen und vorschriften erzählt. Nach diesen muss Wigalois erst den drachen, dann den zauberer bekämpfen.

Dieser ganze abenteuercomplex weist nur ein episodenmotiv auf (161, 30—168, 40 begegnung mit dem starken waldweib). Alle andern motive reihen sich folgerichtig an einander an. —

Vor dem eben umschriebenen hauptstück, d. i. 95, 30—250, 14, stehen zwei einleitende (secundäre) hauptmotive, die den zusammenhang mit der Artussage herstellen: ankunft und hilfsgesuch der botin Nereja bei Artus 48, 13—50, 38, und die reise Nerejas und des Wigalois zur burg Laries 50, 39—95, 29. Aehnliche handlungen werden in der Artussage viel verwendet, z. b. Mulle sans frein, Krône; vgl. auch Kundrie im Parzival. Es ist eine typische form, den Artusritter zu 'seiner aventiure' zu bringen.

Das zweite dieser einleitungsmotive erweitern 5 episoden. Sie sind zwar an sich willkürlich gewählt, verdanken aber einer richtigen künstlerischen erwägung ihre aufnahme in die erzählung, einer erwägung, auf die Wirnt indirect hindeutet. In Korentin wartet auf den ritter

49, 18 ff. ein grôziu âventiure:
diu ist vil ungehiure
und bitter glîch dem tôde gar,

Wigalois aber ist noch jung und seine tapferkeit nicht erprobt. Die kämpfe der episoden sollen sie zeigen und dadurch im hörer das vertrauen auf seine stärke wachrufen. Ganz geschickt stellt der dichter dar, wie in der tat das zutrauen der anfangs zweifelnden botin immer mehr wächst, und wirkt dadurch mittelbar, ohne directe hinweise auf den hörer.

Nachdem sich Wigalois zuerst vor der botin durch die episodischen abenteuer als wackerer kämpe, durch das hauptabenteuer als glänzender held bewährt hat, muss er sich zum schluss s. 250, 15 ff. in der eigenschaft als könig und heerführer auszeichnen (bis 287, 20).

Nach der dreifachen bewährung wendet sich die hauptfabel zum hof des Artus zurück: Artus erkennt Wigalois als helden und könig an.

Den abschluss bildet die erzählung von der heimkehr nach Korentin und der bericht über die glückliche regierung des helden, verbunden mit persönlichen bemerkungen des dichters. —

Dieser ganzen masse, deren thema die bewährung des Wigalois ist, wird noch eine vorgeschichte beigegeben. Sie handelt von den eltern des helden, Gawein und Florie, und von seiner jugend. Beide abschnitte sind zweiteilig: der erste berichtet, wie Gawein nach Galois (oder Syrien: der dichter widerspricht sich) kam, wie er dort Florie kennen lernt und heiratet; der zweite erzählt die jugend des sohnes beider, die dieser zunächst in Syrien-Galois, dann am hof des Artus zubringt.

Der roman beginnt mit einer einleitung rein persönlichen inhalts.

Selbstverständlich ist die sorgfältige gliederung des ganzen beabsichtigt. Hat der Wigalois eine im wesentlichen entsprechende quelle gehabt, so sind die grundzüge der anordnung freilich das verdienst des französischen dichters, aber Wirnt hat sie doch erkannt und planvoll nachgeahmt. Er hat also sehr sorgsam gearbeitet. Ich gebe im folgenden paragraphen die disposition des romans.

§ 14. Fortsetzung.

Die disposition des Wigalois.

Einleitung.

Bitte des dichters um nachsicht und aufmerksamkeit 5,1—9,4

Vorgeschichte.

Die eltern des helden (9,5—35,35)

1. Jorams[1]) abenteuer [9,5—23,16]
    - a. Schilderung des hofes Artus' . . . 9,5—11,26
    - b. Jorams bitte. Der zaubergürtel . . 11,27—16,10
    - c. Herausforderung und erste kämpfe . 16,11—17,29 (Kaii, Didones, Segremors, Miljanz)
    - d. Gaweins niederlage. . . . . 17,30—19,37
    - e. Ritt in Jorams land. Ankunft . . 19,38—23,16
2. Gawein und Florie [23,17—35,35]
    - a. Erste begegnung. Heirat . . . . 23,17—30,34 (Beschreibung der jungfrau!)
    - b. Gawein im lande Flories . . . . 30,35—31,28 (Das glücksrad!)
    - c. Gaweins abschied von Florie und reise zu Artus . . . . 31,29—34,22
    - d. Mislungener versuch der rückkehr . 34,23—35,35

Wigalois.

A. Wigalois' jugend (35,36—48,12)

1. Wigalois bei der mutter [35,36—40,26]
    - a. Höfische erziehung . . . . 35,36—37,8
    - b. Tatendrang. Abreise . . . . . . 37,9—40,26
2. Wigalois am hofe des Artus zu Karidol [40,27 —48,12]
    - a. Erste nachricht von Artus . . . . 40,27—42,6
    - b. Ankunft des knappen am hof. Ehrenstein 42,7—45,12
    - c. Wigalois und Gawein. Schwertleite. Aufnahme in die tafelrunde . . . . . . 45,13—48,12

B. Wigalois' bewährung (48,13—287,20)

I. Wigalois' taten bis zum hauptabenteuer

[1]) Der name Joram stammt offenbar aus der Bibel, vgl. 2 Kön. 8, 28, wo Joram, könig von Israel, gegen Hasael von Syrien zieht. Daher wol auch die verbindung Jorams mit Syrien.

1. Hilfsgesuch der Larie durch ihre botin Nereja. Wigalois' bitte an Artus und ihre gewährung. Zorn der botin . . . . 48,13—50,38
2. Reise des helden und der botin (mit dem zwerg) zur burg der Larie . . . . 50,39—95,32
   Wigalois' abschied. Die botin nimmt seine begleitung widerwillig an (50,39—53,23)

Episode α: erlegung eines ungastlichen ritters 53,24—55,29

   Nachtquartier im walde (55,30—56,14)

Episode β: befreiung einer jungfrau aus der gewalt zweier riesen 56,15—59,39

   Rücksichtslosigkeit der Nereja. W.'s höfliche bitte. Fortsetzung der reise (59,40—60,22)

Episode γ: gewinnung eines hündchens 60,23—64,4

   Fortsetzung der reise ohne widerspruch der botin (64,5—11)

Episode δ: besiegung Hoiers von Mansfeld. Zurückweisung der heiratsanträge Elamies 64,12—86,30

   Mildere stimmung der begleiterin. Weiterreise (86,31—87,32)

Episode ε: tötung Schaffiluns von Medarie, der auch das abenteuer von Korentin bestehen wollte 87,33—95,33

   Völlige aussöhnung der botin mit ihrem begleiter (95,24—32)

II. Das grosse abenteuer von Korentin

𝔄. Vorbereitung.

1. W. vor der burg Roymunt [95,33—104,28]
   a. Nerejas erzählung: ermordung des königs durch Roaz von Glois. Lage der dinge 95,33—102,20
   b. W.'s tjost mit dem truchsess 102,21—104,28
2. W. auf der burg [104,29—117,39]
   a. Empfang auf der burg. Liebe zu Larien 104,29—112,30
   b. Nachtruhe. Das brennende schloss 112,31—114,25
   c. Aufbruch zum abenteuer. Zaubersegen. Messe. Wunderbrot. Zutraulichkeit des tieres . . . . 114,26—117,39

𝔅. Das abenteuer.

1. Einleitung: der spuk der burg Korentin [117,40—126,38]
    a. W. von dem tier ins land Korentin geführt 117,40—118,34
    b. Tjost mit den feurigen rittern . 118,35—120,4
    c. Verwandlung des tiers auf dem anger. Klage der seele. Angabe der zu bestehenden gefahren (drachenkampf, Roaz) und prophezeiung des sieges. Zauberblüte, heilige lanze. W. erfährt, dass der berühmte Gawein sein vater ist . . . . 120,5—126,38
2. Die kämpfe [126,39—215,5]
    a. Der drachenkampf . . . . . 126,39—161,25
        a′ Der sieg . . . . 126,39—136,21
            α. Die verzweiflung der frau Morals (126,39—130,3)
            β. Erlegung des wurms Pfetan. Rettung des grafen Moral. Unglück des helden (130,4—133,36)
            γ. Heimkehr des geretteten (133,37—136,21)
        b′ Unglück und rettung d. helden 136,22—155,5
            α. Der bewusstlose W. wird beraubt und bleibt für tot am see liegen (136,22—143,24)
            β. Botschaft der dame und rettung des helden (143,25—155,5)
        c′ Entschluss zur weiterreise. Abschied von Moral. Ausstattung mit einem wunderbaren harnisch . . . 155,6—161,25
    b. Die abenteuer vor dem eindringen in die burg Glois . . . . 161,26—186,33
        a′ Reise nach Glois . . . . 161,26—169,1

Episode ζ: gefahr durch die starke Ruel 161,30—168,36

        b′ Besiegung des zwerges Karrioz vor der brücke von Glois . . . . 169,2—173,27
        c′ Zaubernebel und schwerterrad. Stimme eines unsichtbaren wesens 173,28—178,24

d′ Das feuerwerfende ungeheuer Marrien. Stimme auf burg Glois . . 178,25—181,29
e′ Besiegung der burgwächter Garel von Mirmidone und Adan . . 181,30—186,33
c. Ereignisse in der burg . . . . 186,34—215,5
a′ Eindringen in die burg. Die jungfrauen mit fackeln . . . . . . 186,34—188,8
b′ Besiegung des Roaz. Tod der treuen Japhite . . . . 188,9—202,39
c′ Rettung des ohnmächtigen W. durch Adan. Liebesempfindungen. Belehrung der heiden. Begräbnis der Japhite. Huldigung derer auf Glois . . 202,40—215,5

𝔈. Besitzergreifung des landes und hochzeit.

1. W.'s rückkehr zu Moral. Dessen huldigung 215,6—222,13
2. Botschaft an Larie und deren ankunft auf Joraphas . . . . 222,14—231,24
3. Hoftag vor Korentin. Hochzeit. Belehrung der fürsten. Gaweins ankunft . . . . . 231,25—250,14

III. Die bestrafung Lions von Namur

1. Botschaft von der ermordung des Amire von Libia. Beschluss e. rachezuges. Aufsage an Lion 250,15—254,1
2. Tod der treuen Liamer. Botschaft an Lion. Rückkehr des boten nach Korentin . . . 254,2—263,26
3. Kriegsvorbereitungen in Korentin und reisemarsch gegen Lion . . . . 263,27—273,15
4. Bestattung Amires. Belagerung und eroberung von Namur. Tod Lions . . . . . 273,16—284,28
5. Belehnung Morals mit Namur. Bestattung Lions. Rückkehr der fremden in die heimat 284,29—287,20

C. Wigalois bei Artus (287,21—295,20)

1. Reise des W. an den hof des Artus. Botschaft vom tode der Florie . . . . 287,21—290,7
2. Ankunft und empfang in Nantasan . 290,8—292,14
3. Abschied von Artus und heimreise. Gaweins gute lehren . . . . 292,15—295,20

---

4. Schluss: glückliche regierung des Wigalois und der Larie. Ihr seliges ende . . . . . . 295,21—298,22

§ 15. Die composition des Desconëu.

Während im Wigalois durchaus die reihe der hauptmotive, d. i. die grundfabel das interesse fesselt, die episoden aber zurücktreten und ihrer bestimmung nach nur die idee der fabel heben, findet im Desconëu das gegenteil statt. Hier enthält die haupterzählung das hilfsgesuch der in eine schlange verwandelten jungfrau, ihre erlösung durch einen jungen ritter, der weder seinen namen noch den seines vaters kennt, und die vermählung der erlösten mit ihrem erretter. Aber aus der art, wie Renaut den stoff behandelt, sieht man, dass ihm nicht der inhalt dieser geschichte, sondern der der episoden, vor allem der welche von der fee as blanches mains handelt, die hauptsache ist. Diese werden so ausführlich erzählt und so reich mit einzelheiten ausgestattet, dass ihnen gegenüber die hauptfabel mager und trocken erscheint und fast zum rahmen herabsinkt. So entfällt auch die grössere hälfte der verssumme auf die episodischen teile: von den 6122 versen des Hippeau'schen textes kommen etwa 2850 (incl. einleitung und schluss) auf die hauptmotive, der rest auf die einschübe.

Mit dieser neigung des dichters hängt es zusammen, dass die episodischen stücke des Desconëu nicht so schablonenmässig wie im Wigalois in die handlung hineingesetzt, sondern kunstvoller mit ihr verbunden sind. Zuweilen hat sie Renaut sogar in mehrere teile zerlegt, welche durch die haupthandlung von einander getrennt werden. So ist die erzählung des Franzosen mannigfacher, die des Deutschen übersichtlicher.

Gleichwol gereicht diese manier dem werke Renauts nicht zum vorteil. Trotz der vielen schönen und anmutigen einzelheiten wird der eindruck des ganzen dadurch sehr beeinträchtigt, dass sich das hauptinteresse dem beiwerk zuwendet, ohne dass doch andererseits die grundfabel völlig zur blossen einfassung würde. Freilich war dies nach der meinung des publicums schwerlich ein fehler. Auch hat es möglicher weise besondere gründe, da der dichter ja, wie er mitteilt, eine ältere erzählung bearbeitet (vgl. 1, 4 f. 4, 70. 216, 6102). Absicht ist es auf jeden fall.

Die entzauberungsgeschichte, welche dem Desconëu zu grunde liegt, zerfällt in drei teile: I. hilfsgesuch der Helie und reise zur Gaste cité, II. der entzauberungskuss, III. ver-

mählung Guinglains mit der erlösten Esmerée. In I und III knüpft die handlung an den hof des Artus an. Voran steht die darstellung von Guinglains erstem auftreten am hof des bretonischen königs.

Der erste und letzte dieser teile ist nun durch einschub von episoden kunstvoll geschwellt; es sind deren sieben, wenn man das zusammengehörige vereinigt:

α besiegung des Blioblieris
β besiegung der drei genossen desselben
γ riesen-, δ bracken-, ε sperber- } abenteuer
ζ Guinglain und die fee as blanches mains
η der ungastliche wirt.

Von diesen ist β in zwei stücke zerlegt, so dass β' von β'' durch γ getrennt wird, ζ dagegen in drei, von denen ζ' im ersten, ζ'' und ζ''' im dritten hauptteil platz gefunden haben. Dabei wird die fee als gegenfigur zur Blonde Esmerée benutzt: ihr zu liebe muss sich der held gegen eine vermählung mit dieser sträuben, eine vermählung, mit welcher die entzauberungsgeschichte ursprünglich sicher schloss und zwar ohne weiteres.

Das alte schimmert noch stark durch, denn nach dem turnier findet Guinglain plötzlich geschmack an Esmerée, von seiner liebe zu der verlassenen fee ist keine rede mehr, und die heirat wird ohne lange erörterungen vollzogen (s. 214, v. 6049 ff.). Zwar will Renaut den helden zu der fee zurückbringen, wenn ihm die geliebte freundlich entgegenkomme, doch hat er den plan nicht ausgeführt.

Auch η spielt stark in die haupterzählung hinein. Dafür ist das beliebte und in vielen variationen umlaufende episodenmotiv vom ungastlichen wirt benutzt, dieser wirt aber gleichzeitig zum seneschall der zu erlösenden dame gemacht. Die ursprüngliche selbständigkeit der motive offenbart sich jedoch sofort. 88, 2490 rät Helie dem helden ab, bei Lampars einzukehren. Sie kennt dessen unfreundliche gewohnheit, redet aber im übrigen von ihm so, als ob sie seine person nicht das mindeste angienge, und das abenteuer wird weiter geführt, als sei es ein episodisches wie der kampf mit Giflet. Aber

plötzlich umarmen sich Lampars und Helie und feiern ein fröhliches widersehen (95, 2681 ff.), eine scene, die nach dem was vorausgegangen ist, sehr überraschend wirkt. So gehört diese partie halb zu den episoden-, halb zu den hauptmotiven. Vermutlich hatte schon die quelle von D die verbindung vollzogen.

Eine vor- und jugendgeschichte fehlt dem Desconëu.

§ 16. Fortsetzung.
Die disposition des Desconëu.

Einleitung.

Veranlassung der dichtung . . . . 1,1—10

Li Biaus Desconëus.

Einleitung.

1. Krönungsfeierlichkeit am hof des Artus zu Charlion im august . . . . 2,11—4,70
2. Ankunft des helden. Die bitte. Name: Li Biaus Desconëus . . . . 4,71—6,132

I. Desconëu vor dem hauptabenteuer (6,133—96,2718)

1. Hilfsgesuch der botin. D.'s bitte an Artus und gewährung. Aufnahme in die tafelrunde. Zorn der botin . . . . 6,133—10,256
2. Reise des helden (mit Robert) und Helies (mit dem zwerg) zur Gaste cité . . . . . . 10,257—96,2718

Abschied des D. vom hof. Bitte der botin, er möge umkehren. Gemeinsame reise (10,257—12,316)

Episode α: besiegung des Blioblieris am Gué perilleus 12,317—18,480

Lobrede des zwergs auf D. Bedauern der botin, dass D. nicht umkehren will. Weiterreise (18,481—19,510)

Episode β': die drei genossen des Blioblieris verfolgen D., um ihren herrn zu rächen 19,511—21,586

Nachtquartier im walde (22,587—23,622)

Episode γ: kampf mit den zwei riesen trotz abredens der Helie. Beide erlegt. Befreiung der Clarie 23,623—29,810

Helie bittet um verzeihung. Erzählung der Clarie. Abendessen (29,811—34,946)

Episode β'': die drei genossen des Blioblieris einzeln besiegt. Clarie dem einen anvertraut 34,947—44,1219

Fortsetzung der reise (44,1220—45,1264)

Episode δ: gewinnung eines brackens durch überwindung des Orgueillous de la lande 45,1265—53,1476

Fortsetzung der reise (53,1477—1485)

Episode ε: gewinnung des sperbers von Giflet li fius Do für Margerie. Quartier auf jenes burg 53,1486—64,1802

Fortsetzung der reise mit Giflet und Margerie. Erkennungsscene zwischen ihr und Helie. Abschied und weiterreise (64,1803—66,1854)

Episode ζ': D. und die fee as blanches mains.

1. Malgiers li Gris, hüter der Isle d'or, besiegt. Die fee bietet D. ihre hand an 66,1855—78,2195
2. Anträge der fee. Plan der Helie 78,2196—83,2342
3. Der nächtliche besuch. Heimliche entfernung des helden 83,2343—87,2460

Weiterreise (87,2461—2470)

Episode η: besiegung des Lampars nach mehrfacher tjost 88,2471—95,2679

Lampars entpuppt sich als seneschall der Blonde Esmerée. Herberge (95,2680—96,2718)[1])

II. Li fiers baisiers (hauptabenteuer) (96,2719—122,3427)

1. Einleitung: reise von Lampars' burg zur Cité gaste. Verhaltungsmassregeln. Abschied 96,2719—100,2827[2])
2. Das abenteuer . . . . 100,2828—115,3226
   a. Ritt durch die verödete stadt. Die spielleute im palast . . . . 100,2828[3])—103,2901
   b. Kampf mit dem ersten zauberer (Eurain). Das gefährliche gemach. Dunkelheit. Neuer lärm der spielleute . . . . . . 103,2902—105,2962
   c. Erlegung des zweiten zauberers (Mabon) auf seinem zauberross (einhorn). Lärm der spielleute. Dunkelheit . . . . . 105,2963—110,3100
   d. Der kuss der schlange. Der held erfährt seinen namen und abstammung . . 110,3101—115,3226
3. Schluss . . . . 115,3227—122,3427

Erzählung der Blonde Esmerée. Ihr heiratsantrag von Guinglain ausweichend beantwortet.

---

[1]) Hinter 2717 ist im text eine lücke. [2]) Hinter 2827 punkt.
[3]) Hinter 2828 komma.

III. Guinglains ausflüchte, entfernung und schliessliche vermählung mit Esmerée (122,3428—216,6102)

1. Heiratsantrag der königin durch die fürsten. Guinglain fordert Artus' einwilligung. Aufforderung zu einer reise an den hof des Artus 122,3428—129,3629
2. Vorbereitungen zu dieser reise. Guinglains liebe zur fee. Roberts rat. Antritt der reise und abschied von Esmerée . . . . 129,3630—138,3873

Episode ζ'': G. bei der fee as blanches mains 138,3874—176,4960

1. Ankunft vor Isle d'or. Begegnung mit der dame. Zurückweisung und liebespein . . 138,3874—147,4127
2. Botschaft der dame. Freundlicher empfang und einladung auf das schloss . . . 147,4128—156,4391
3. Die liebesnacht . . . . 156,4392—175,4930
   a. Die standhaftigkeitsproben . . 156,4392—163,4576
   b. Botschaft und liebesfreuden .. 163,4577—170,4775
   c. Geständnisse der fee (zauberkünste und liebe zu G.) . . . . 170,4776—175,4930
4. Guinglain herr im land der fee . 175,4931—176,4960

3. Reise der Esmerée zu Artus. Ankunft und bitte. Beschluss eines turniers zwischen Chastel as puceles und Valedon . . . . 176,4961—185,5224

Episode ζ''': G. verlässt auf die nachricht von dem turnier die fee 185,5225—190,5360

4. Das turnier. G. der sieger. Rückkehr nach Londres . . . . 190,5361—213,6008
5. G.'s einwilligung in die vermählung mit Esmerée. Rückkehr nach Gales. Heirat. 213,6009—216,6102

Schluss: 216,6103—217,6122.

§ 17. Die vergleichbaren stücke von W und D.

Was in W und D vergleichbar ist, haben Mebes und Bethge im ganzen richtig erkannt. Mit bezug auf die eben mitgeteilten dispositionen sind es folgende stücke.

I. Hauptmotive.

1. Die erste ankunft des helden am hof des Artus und sein empfang daselbst: W 42,9–48,12 und D 4,71–6,132.
2. Das hilfsgesuch der botin, die bitte des helden und der zorn der botin: W 48,13—50,38 und D 6,133—10,256.

3. Das reisemotiv (anfänglich widerstreben der botin; später versöhnung): W 50,39—53,23; 55,30—56,14; 59,40—60,22; 64,5—11; 86,31—87,32; 95,24—32 und D 10,257—12,316; 18,481—19,510; 22,587—23,622; 29,811—34,946; 1220—1264; 1477—1485; 1803—1854; 2461—2470; 2680—2718.

II. Episoden.

1. Das riesenabenteuer: W 56,15—59,39 und D 623—810 (W β : D γ).
2. Das brackenabenteuer: W 60,23—64,4 und D 1265—1476 (W γ : D δ).
3. Sperber- bez. papageienabenteuer: W 64,12—86,30 und D 1486—1802 (W δ : D ε).

III. Kampf mit dem truchsess bez. seneschall: W 102,21—104,28 und D 2471—2679. Hinzugezogen ist auch W 53,24—55,29 (d. i. im wesentlichen W α : D η).

Keine entsprechung in D hat die vorgeschichte und jugend des Wigalois (bis 42,6) und keine in W die episoden von Blioblieris (α), seinen genossen (β) und der fee as blanches mains (ζ).

Schlechthin verschieden sind beiderseitig die hauptabenteuer und was zum schluss auf sie folgt. Denn die abschliessende heirat ist natürlich ein so gewöhnliches motiv, dass es nicht ins gewicht fällt. Nur éine beziehung hat man hier anzuerkennen: dass beide helden auf wunderbare weise über ihre abstammung aufgeklärt werden: W 126, 9 ff. und D 113, 3185.[1])

Prüft man nun die vergleichbaren partien beider romane auf ihre stellung im ganzen hin, so ergibt sich: die dichtungen weichen in den wichtigsten und interessantesten stücken (hauptabenteuer, liebesverhältnisse) durchaus von einander ab, sie bieten vergleichungspunkte nur in einigen secundären hauptmotiven, vor allem aber in drei episoden, zu denen noch motive aus einer vierten (oben unter no. III) treten, deren beziehung aber nicht sicher ist. Die grosse masse der ähnlichen züge fällt also in das episodenmaterial.

[1]) Vgl. auch Bethge s. 55. Was B. über die tiergestalt Jorels v. Korentin und die angebliche beziehung der beschreibung davon zur schilderung des zauberers in D sagt (s. 51 unten), beruht auf misverständnis des afrz. textes. Die verse D 2968 ff. beziehen sich natürlich auf das pferd, nicht auf die person des zauberers.

Von den einschüben stehen die drei unter no. II aufgezählten in gleicher ordnung hinter einander

W β D γ
γ δ
δ ε

Später folgt in beiden texten ein kampf mit dem truchsess bez. seneschall (D η), der aber sonst gar nichts übereinstimmendes bietet. Vor und zwischen die episoden fällt die erzählung der unter I erwähnten secundären hauptmotive.

Das episodenmotiv vom ungastlichen wirt ist dagegen verschieden gestellt: W α : D η (anfangsstück). Beziehungen im einzelnen sind nicht nachzuweisen.

Die ähnlichkeit des inhalts der stücke unter no. I und II und dazu die ähnlichkeit ihrer anordnung beweist, dass ein verhältnismässig enger zusammenhang zwischen W und D besteht. Blosse verwantschaft der motive im inhalt ohne gleichheit der reihenfolge und ohne die übereinstimmungen der einschliessenden haupterzählungen würde wenig bedeuten. Aus diesem grund ist auch die von andern behauptete nahe verwantschaft der unter III gegenüber gestellten partien schwerlich anzuerkennen, zumal im einzelnen parallelen fehlen. Möglich scheint mir nur eine allgemeine vergleichung von W α und D η.

Ist nun diese unleugbare beziehung des Wigalois zum Desconëu direct oder indirect, d. h. geht der Wigalois auf D als unmittelbare quelle zurück oder verdanken beide romane ihre parallelen der abhängigkeit von einer hinter ihnen liegenden afrz. erzählung? Man nimmt allgemein das erste an.

Wäre diese hypothese zutreffend, so ergäbe sich die wunderbare tatsache: der knappe hätte für das episodenhafte ein ziemlich gutes gedächtnis gehabt, die haupterzählung aber und die interessantesten stellen von D, ebenso die namen hätte er vollkommen vergessen; und diese ganz ungenügende erzählung, welche noch dazu bekannte motive enthielt (riesen- und sperberabenteuer, vgl. Erec), schien Wirnt ausreichend, darauf eine 'wenn auch nicht ganz quellengetreue' darstellung zu gründen!

Man wird zugeben, dass dies so unwahrscheinlich wie möglich ist. Einfacher wäre die annahme einer gemeinsamen

quelle, weil sich dann abweichungen und übereinstimmungen von selbst erklärten.

Stimmen nun wirklich W und D im inhalt so sehr überein, dass man ohne die voraussetzung unmittelbarer entlehnung nicht auskommt? Die antwort darauf ergeben folgende vergleichungstabellen.

II. Wigalois und Desconëu im besonderen.

§ 18. Die hauptmotive: Erstes auftreten des helden bei Artus. Die botin.

W 40, 27 ff.	D 2, 1 ff.
Ein knappe des Artus, der zu einem turnier vor Karidol einlädt, weist den jungen W. zum hof des königs.	Artus wird gekrönt und feiert im august zu Charlion ein grosses fest.
Neun tage darauf kommt W., unbewaffnet, als knappe gekleidet, zu ross dort an und nimmt auf dem ehrenstein platz. Artus, dadurch von dem wert des fremden überzeugt, geht sammt seinem gefolge zu ihm hin	Während des mahles reitet ein junger ritter vor ihn hin. Noch auf dem ross sitzend bittet er den könig, ihm gewährung der ersten bitte, die er aussprechen werde, zuzusagen. Artus willigt ein. Der ritter sitzt ab, wird entwaffnet und setzt sich mit zu tisch neben Gawein. Er zeigt sich als gebildeten und wolerzogenen mann.
und fragt ihn, wohin er wolle und wer er sei.	Darauf schickt Artus den schenken Beduier und lässt um seinen namen bitten. Der ritter antwortet:
Der junge knappe antwortet:	
herre, niwan her. *ichn kan iu niht gesagen wer* *ich von minem vater bin.*	*certes ne sai* *mais que tant dire vos en sai* *que biel fil m'apieloit ma mere;* *ne je ne sai se je oi pere.*
Er heisse *Gwi von Galois*, habe sich Artus zum herren erkoren und wolle bei ihm ritter werden.	
Artus gewährt ihm die bitte, nimmt ihn auf und empfiehlt ihn seinem vater Gawein, ohne dass beide etwas von ihrer verwantschaft ahnen.	Artus verwundert gibt ihm nun den namen *Li Biaus Desconëus.*
Gawein nimmt sich des knappen sehr an und lehrt ihn höfische zucht. W. bewährt sich in ritterlichem kampf und wird dann von Artus zum ritter gemacht. Bei diesem fest	

der schwertleite (pfingsten) wird W. in die tafelrunde aufgenommen. Ende des festes. Heimkehr der gäste. —

Ein jahr nach diesem fest sitzt Artus mit seinen rittern zu tisch. Da kommt eine vornehme jungfrau auf weissem ross. Auf dem ross hinter ihr steht ein zwerg (so berichtet der knappe!), welcher ein lied zu singen anhebt. Beschreibung der jungfrau.

Sie reitet vor den könig und redet ihn sofort *gezogenliche* an. Ihre herrin habe gerade sie an den hof des Artus geschickt, dies auf anraten ihrer freunde, und bitte um hilfe. Freilich erwarte den kämpfer ein grosses und schreckliches abenteuer. Schon mancher habe darin seinen tod gefunden.

W. erhebt sich sofort, und mit berufung auf Artus' gewohnheit, niemandem etwas zu versagen, ersucht er den könig um vorausgewährung der bitte, die er vortragen wolle.

Die ritter schweigen verwundert. Artus gewährt alles, was ihm nicht an die ehre gehe. W. bittet nun um die erlaubnis, das abenteuer zu übernehmen.

Artus bittet ihn wegen seiner jugend davon abzustehen. W. beharrt auf seiner forderung. Endlich willigt Artus ein.

[Vgl. W. 47, 6. S. oben.]

Das ist der jungfrau unlieb. Zornig reitet sie von dannen

[Vgl. 9, 220 aufnahme in die tafelrunde. S. unten.]

Noch vor beendigung dieses mahles erscheint am hofe eine jungfrau. Schilderung derselben. Sie reitet. Mit ihr reist ein zwerg, der nicht *vilains,* sondern *cortois* ist. Beschreibung desselben. Er treibt das pferd der dame mit einer geissel.

Die dame reitet vor den könig, begrüsst ihn und wird wider gegrüsst. Dann sagt sie: die tochter des königs Gringars entbiete ihm gruss und bitte um hilfe. Artus möge ihr seinen besten ritter schicken. Grosse ehre erwarte den, der *le fier baisier* wage. Ein minder tapferer[1]) solle sich nicht auf das abenteuer einlassen: der tod wäre sein los. — Die jungfrau heisst Helie.

Keiner der ritter meldet sich. Alle haben furcht. Aber Desconëu springt auf und bittet auf Artus' gegebenes versprechen bezug nehmend

um die erlaubnis das abenteuer zu übernehmen.

Artus weist ihn als zu jung zurück. D. mahnt dringend, den könig an sein wort erinnernd. Dieser willigt ein und nimmt den unbekannten ritter in die tafelrunde auf.

Die jungfrau protestiert. Den besten habe sie gewünscht,

[1]) D 189 f. lies: *mais pros que il li a mestier — onques* etc. Die construction ist anakoluthisch 'aber ein wackerer, der ihr dazu nötig ist — einen solchen hat sie niemals zum ritter gehabt' (Suchier).



ohne ein wort zu verlieren. Denn sie hält W. noch für zu jung.

Klagend, ohne auf W. zu warten, reitet sie zur halle hinaus, dem walde zu.

nicht den schlechtesten und jüngsten. Der könig verweist bedauernd auf den zwang seines gegebenen versprechens und sein königliches wort.

Da bricht die botin in verwünschungen und klagen aus und ruft den zwerg zur rückkehr.

Beide reiten schnell ab ohne auf D. zu warten. Der zwerg heisst Tidogolains.

Dass Wirnt für diese erzählung D nicht in einer handschrift benutzt hat, ist klar. Er hat viel mehr als Renaut (ehrenstein, ritterliche erziehung, schwertleite, zwei hoffeste), andererseits weicht seine darstellung im einzelnen fast durchweg von der französischen ab. Mit annahme einer anderen redaction von D als die erhaltene ist, wäre nichts gewonnen und die ganze hypothese auf eine noch unsicherere grundlage gestellt. Glaubt man dagegen mit Bethge, der Grafenberger habe hier nur aus mündlicher überlieferung nach Renaut geschöpft, so würden veränderungen nicht auffällig sein. Anstössig bliebe aber doch, dass die sache in W wesentlich anders liegt als in D.

In W — das darf man nicht übersehen — kennt der held seinen namen und die seiner eltern, nur über die person des Gawein, der sein vater ist, weiss er nichts. In D aber berichtet der ankömmling bloss das was Parzival über seine herkunft mitteilen kann, dann erhält er von Artus einen namen und erfährt erst später auf seltsame weise, dass er Guinglain, der sohn Gaweins und der fee Blanchemal ist. Es wäre wunderbar, wenn der gewährsmann Wirnts diesen charakteristischen zug, den die fortwährende widerholung des namens Li Biaus Desconëus in der erinnerung festhalten musste, vergessen hätte; und sollte er sogar den namen (bez. die namen) des helden aus dem gedächtnis verloren haben? Denn wenn etwas von einem solchen roman haftet, so doch wol dieses. Andererseits ist kein grund ersichtlich, warum Wirnt den namen durch einen andern ersetzt haben sollte.

Wigalois kommt überdies als knappe, also ohne ritterliche waffen an Artus' hof. Erst hier wird er ritter: eine würde, die zu erlangen er gerade dorthin geritten ist. Die erzählung

von Wigalois' ritterlicher erziehung und schwertleite knüpft folgerichtig an jenes motiv an, ebenso wie an diese die aufnahme in die tafelrunde, die übrigens durch die tugendprobe auf dem ehrenstein noch besonders motiviert wird. Desconëu dagegen ist schon ritter als er ankommt, seine feine bildung wird betont und die aufnahme in die tafelrunde erfolgt bei anderer gelegenheit als in W.

Ebenso abweichend wird das motiv der bitte behandelt: Wigalois bittet, als die botin ihr gesuch schon vorgetragen hat, Desconëu gleich bei der ankunft, ehe er vom pferd steigt. Dies folgt in beiden erzählungen aus der situation, ebenso wie bei Wirnt das doppelte hoffest für eines bei Renaut. Auf die differenz der namen Nereja und Helie ist auch hinzuweisen.

§ 19. Fortsetzung.
Ritter und botin.

Der übersicht wegen nehme ich in diesem paragraphen alles zusammen, was über das verhältnis von held und botin gesagt wird, mag es in der haupterzählung oder in episoden zu lesen sein.

W 50, 40 ff.

Als die jungfrau den hof verlässt, bringen die knappen Wigalois die waffen. Helmzierde ist ein goldenes rad.

Abschied vom könig und der massenie.

Gawein waffnet ihn dann selbst. Abschied von ihm. W. reitet allein der jungfrau schnell nach.

Der zwerg sieht den ritter kommen und sagt zur botin, es wäre besser gewesen, wenn sie auf W. gewartet hätte. Möglicher weise sei er ebenso tapfer und stark wie der beste am hofe des Artus. Unwillig antwortet sie, sie habe Gawein gewünscht, diesem unbekannten müsse sie ihre achtung versagen.

D 10, 257 ff.

Als D. die jungfrau wegreiten sieht, ruft er nach seinen waffen.[1] Gawein lässt sie bringen. Er wird gewaffnet. Von Gawein erhält er einen knappen.

Abschied vom könig und seinen rittern.

Mit dem knappen Robert reitet D. der jungfrau schnell nach.

[Vgl. unten s. 310.]

---

[1]) V. 258 lies: *n'a mie la parole mue* = wörtlich: 'er hat das wort nicht stumm'.

Inzwischen hat sich W. genähert und bittet höflich um die erlaubnis mit zu reisen.

Die jungfrau sieht den ritter und fragt ihn, wo er hin wolle. Er antwortet, er möchte mit ihr reiten und macht ihr zugleich einige vorstellungen über ihre unbegründeten beleidigungen.

Daz widerseite si im gar.

Sie schlägt ihm die bitte ab. Er sei zu jung für das abenteuer. Sie bittet, er möge zurückkehren.

Er erklärt, niemals werde er sich dazu verstehen.

[Vgl. oben s. 309.]

Der zwerg fällt ein, man dürfe von vorn herein von keinem schlecht denken. Wenn gott es wolle, so könne sich auch dieser junge mann als geeignet erweisen.

Endlich gibt sie seinen dringenden bitten nach und wird ein wenig milder. Sie reiten bis zum abend weiter.

Wider bittet die jungfrau, er möge umkehren. D. weigert sich. Sie reiten zusammen eine lange strecke weiter.

(Episode α: der unfreundliche wirt.)

(Episode α: Bliobleris.)

18, 481: lobrede des zwergs auf den helden. Helie ist aber von seiner stärke noch nicht überzeugt: er gehe dem tod entgegen.[1]

s'ert grans damages,
que moult est buens li siens corages.

Jener versichert, er werde nicht umkehren. Sie reiten weiter; die nacht steht bevor.

(Episode β': die drei genossen des Bliobleris.)

55, 31: Sie kommen auf eine wiese in der nähe eines waldes. Gesang der nachtigall. Nachtruhe.

22, 587: am abend kommen sie auf eine wiese im wald. Helie macht den vorschlag dort zu übernachten. Dies geschieht. Nachtruhe. Gesang der nachtigall.

Episode β: riesenabenteuer.

Ehe sie einschlafen, hören sie hilferufe. W. fragt die botin,

Episode γ: riesenabenteuer.

D. wacht auf und hört in der nähe[2]) ein geschrei. Das ge-

[1]) V. 495 lies: *aler,*.

[2]) V. 625 l.: *en la forest oi un brait* | *lons a IV arcies de trait* (so die hs.).

ob er hinreiten solle. Diese antwortet: *nu tuot als ir welt.*	schrei weckt auch Helie. Jener will zu hilfe eilen, sie aber sucht ihm erst seine vermutungen über den grund des geschreies auszureden,[1]) dann bittet sie ihn inständig zu bleiben: er habe ja so wie so genug gefahren für ihre dame zu bestehen. D. bittet doch um erlaubnis hinzureiten,[2]) sie will ihn aus besorgnis für sein leben nicht fortlassen.
Sofort reitet er allein ab. Sie und der zwerg bleiben zurück.	Er waffnet sich und reitet ab. Sie und der zwerg können nicht umhin zu folgen.
	26, 725: beim anblick der riesen sucht ihn Helie noch zurückzuhalten: sie kennt deren kraft.
	(Schluss der episode γ.)
	29, 811: fern im wald verborgen haben Helie und der zwerg dem kampf zugesehen. Sie ist voller angst gewesen. Nun macht ihr der zwerg vorwürfe über ihr betragen gegen einen so tapferen ritter. Helie gibt ihm recht, reitet zum D. und bittet ihn reuig um verzeihung. D. vergibt ihr. Weiterer aufenthalt im walde.
	Episode β'': die genossen des Bliobleris.
	36, 1000: beim anreiten der drei ritter tritt Helie für D. ein, indem sie jenen bei ihrer ehre ermahnt, einzeln mit ihm zu kämpfen. Später gürtet sie ihm den degen um, ihn an ihre dame erinnernd. Mit Clarie fleht sie zu gott für den sieg ihres begleiters und freut sich mit ihr, als er sieger bleibt.
Es ist tag.	Es wird tag.

[1]) V. 639 streiche das fragezeichen. Die worte des D. schliessen mit 640. 641 spricht Helie.

[2]) V. 665 lies: *voise.*"



59, 28: inzwischen ist die jungfrau, ohne sich um W. zu kümmern, weiter geritten. Denn es ist ihr sehr unangenehm, dass der ritter mit ihr reitet. Seine taten erscheinen ihr im vergleich zu dem was seiner wartet, geringfügig.

W. reitet ihr nach und bittet höflich um die erlaubnis, diesen tag mit ihr reiten zu dürfen, denn er will nur mit ihrem willen folgen. Der zwerg tritt für ihn ein. Mit vieler mühe erlangt W. die erlaubnis.

44, 1220: vergnügt reiten alle vier weiter zur Gaste cité.

Episode γ: brackenabenteuer.

60, 29: die jungfrau freut sich über das hündchen. Froh ihr einen gefallen tun zu können, fängt es W. und gibt es ihr.

61, 18: dem eigentümer sagt die botin einfach, W. habe es ihr gegeben.

62, 16: Vergnügt reiten sie weiter.

(Schluss von γ.)

64, 5: sie reiten weiter.

Episode δ: brackenabenteuer.

46, 1286: Helie fängt das hündchen selbst, um es ihrer dame zu bringen, und reitet eilig weiter.

47, 1310: sie weigert sich energisch, es dem eigentümer widerzugeben. Auf die bitten ihres begleiters hört sie nicht.

Sie reiten weiter.

(Schluss von δ.)

53, 1483: sie reiten bis zum abend weiter.

Episode ε.

Episode δ: papageienabenteuer.

66, 10: W. will sehen, was der jammernden dame schmerz bereite. Seine begleiterin antwortet:

lieber herre,
nu tuot als ir gebietet:
wan swaz ir mir gerietet,
sô tæte ich doch nâch mîner kür.
Welt ir dar, sô rîtet für
unde ervart dâ swaz ir welt.

Sie ist von seiner *manheit* noch nicht überzeugt,

dâ von er allez über ir danc
nâch der âventiure reit ...
si vorhte sîner kintheit:
dâ von was ir sîn arbeit
und sîn rîten mit ir leit.

71, 8: nur mit widerstreben folgt sie ihm später zum kampf mit Hoier.

(Schluss von δ.)

86, 31: den von Elamie verschmähten papagei nebst zwerg und pferd nimmt sie froh in empfang. Obgleich sie immer noch nicht glaubt, dass W. das abenteuer bestehen werde, so macht sie ihm doch keine schwierigkeiten mehr und zürnt nicht länger.

65, 1827: Helie erkennt in Margerie eine verwante.

Weiterreise.

Weiterreise.

Episode ζ': fee as Blanches mains.

81, 2291: Helie treibt auf dem schloss der fee as blanches mains zur weiterreise. Ihr plan heimlich davonzugehen, wird angenommen. Weiterreise. Helie ist darüber sehr froh.

Episode η: Lampars.

[Vgl. unten?]

88, 2490: Helie rät dem helden sehr ab auf Galigan herberge zu suchen, da sie die gewohnheit des Lampars kennt. —

95, 2680: nach dem kampf erkennt Lampars die botin. Ihr bericht über den erfolg ihrer reise zu Artus. Sie zollt D. das höchste lob.

(Episode ε: Schaffilun von Medarie.)

95, 24: jetzt endlich überzeugt sich die jungfrau von dem werte ihres begleiters. Sie dankt ihm für die mühen, die er auf sich genommen hat, und gesteht ihm frei

mir geviel nie riter baz
dan ir an rehter manheit.

Sie erzählt ihm nun, was ihrer dame geschehen ist und was für gefahren zu bestehen sind.

103, 16: als der truchsess anreitet, rät sie W. ihm wenn möglich aus dem wege zu gehen.

[Vgl. oben?]

§ 20. Fortsetzung.

Die beziehungen zwischen W und D sind leicht zu erkennen. Aber die ähnlichkeit der verhältnisse Wigalois — Nereja und Desconëu — Helie darf nicht zu hoch angeschlagen werden. Denn das gesammtbild, welches der knappe aus Renauts werk von der figur der botin bekommen haben müsste, würde ein anderes gewesen sein als das das Wirnt zeichnet.

Das gemeinsame in den boten- und reisemotiven beider romane (von dem besonderen inhalt der episoden noch abgesehen) beschränkt sich auf folgende allgemeine züge: eine botin, welche von dem helden nichts wissen will, dann (unter zureden eines freundlichen zwerges) ihren zorn aufgibt und schliesslich den helden aufrichtig bewundert. Ihr gegenüber der junge ritter, höflich und freundlich, doch entschlossen das abenteuer zu bestehen. Beinahe alles einzelne aber und die art, wie die person der botin beiderseits in die handlung verflochten wird, ist gänzlich verschieden, und zwar so verschieden, dass nur unter annahme sehr schwacher erinnerung des knappen und sehr grosser selbständigkeit des deutschen dichters eine directe beziehung nicht ganz unwahrscheinlich würde. Was zwingt aber zu einer solchen annahme? In der tat nichts, wenn man die s. 305 f. erörterte allgemeine sachlage berücksichtigt.

Renauts Helie zeigt sich weit weniger schroff als Nereja. Sie reitet zwar ausser sich vom hofe weg, ist aber im grunde dem Desconëu wolgesinnt. Nur durch bitten und besorgte vorstellungen sucht sie ihn von seinem entschluss abzubringen, sie bedauert, dass er, ein so junger, wackerer held dem sicheren tode entgegen gehe — *s'ert grans damages!* Sie ist eine ängstliche natur. Schon nach dem riesenkampf erkennt sie reuig, dass sie ihrem begleiter unrecht getan hat, und bittet fussfällig um verzeihung. Von da ab tritt sie auch für den helden ein: auf ihre heftigen vorwürfe hin kämpfen die drei raubritter einzeln mit dem Desconëu, nicht zusammen, wie sie eigentlich beabsichtigen. — Das brackenabenteuer führt dem leser Helie als eine bei aller gutmütigkeit recht eigensinnige junge dame vor, die vernünftigen vorstellungen vollkommen unzugänglich den begleiter in neue händel verwickelt. Ueberhaupt hat Renaut die gestalt eng mit der erzählung verflochten. Sie wirkt hindernd oder

fördernd überall mit. Es ist im ganzen eine sehr glückliche figur, voller leben und bewegung. Der gedanke, die botin durch heldentaten des begleiters allmählich umzustimmen, tritt zwar auch im Desconëu auf, aber der umschwung in Helies gesinnung vollzieht sich schon nach dem zweiten sieg des helden, ganz ihrer milderen sinnesart entsprechend.

Nereja hat einen völlig anderen charakter und spielt dementsprechend im W. auch eine abweichende rolle. Sie ist im grund ihres wesens herb und zurückhaltend. Von wolwollen gegen Wigalois spürt man bis zum brackenabenteuer nichts, bis dahin ist sie mürrisch und rücksichtslos. In die handlung greift sie nirgends ein. Während der held mit den riesen kämpft, pflegt sie der ruhe, und reitet dann, ohne seine widerkehr abzuwarten, ohne weiteres fort. Ihre antworten sind immer sehr kurz und entbehren nie einer beimischung von spott. Im brackenabenteuer erscheint sie kühl: den eigentümer des hündchens weist sie trocken an ihren begleiter. Erst das geschenk, welches ihr Wigalois macht, stimmt sie etwas freundlicher. Von da ab sind ihre antworten auch weniger lakonisch, wenn sie gleich noch immer in ihrer ablehnenden haltung beharrt. Diese gibt sie erst nach der besiegung Hoiers auf; wirklich umgestimmt zeigt sie sich erst nach Schaffiluns überwindung. Es wird also im Wigalois mit bewusster kunst der bei Renaut nur anfangs benutzte gedanke durchgeführt: die episoden sollen den helden als geeignet erweisen, das gefährliche abenteuer von Korentin zu bestehen.

Ohne zweifel hat Renaut eine viel lebensvollere gestalt geschaffen als Wirnt, aber man darf nicht übersehen, dass sich beide dichter in ihrer auffassung vom charakter der botin bis zu ende treu bleiben.

Dass die eigenartige schilderung des Deutschen aus der des Franzosen geflossen sei, ist angesichts dieses unterschiedes nicht gerade wahrscheinlich. Beide verhalten sich vielmehr wie die texte zweier handschriften eines verlornen archetypus, welche beide mit geschick und consequenz redigiert worden sind.

Charakter und mitwirkung des zwerges ist in den romanen gleich, verschieden nur das äussere auftreten. In W. steht der zwerg hinter Nereja auf dem pferd und singt beim

einreiten in Artus' hof ein lied. Ein auffälliges bild! Darum hat es sich auch dem gedächtnis des knappen fest eingeprägt, was der dichter durch berufung auf seinen gewährsmann verrät. Ohne zweifel stammt es aus der urquelle. Das wird man um so eher glauben, als dieser hinweis der einzige im boten- und reisemotiv ist. Im Desconëu fehlt eine entsprechende schilderung!

Nun aber: hat der knappe diesen einzelnen zug behalten und hat er sich den allgemeinen charakter des zwergs sorgfältig eingeprägt (der zwerg ist in D. freundlich und höfisch, während sonst die zwerge tückisch und roh sind; vgl. Erec), so versteht man nicht, warum er die sympathische gestalt der Helie, die doch eine viel bedeutendere rolle spielt als jener, so ganz vergessen haben sollte.

Dasselbe würde von der person des knappen Robert gelten: auch diese fehlt in W.

§ 21. Die episoden: Das riesenabenteuer.

W 56, 15 ff.	D 23, 623 ff.
Die reisenden sind noch nicht eingeschlafen, da hören sie hilferufe.	Der held wacht auf und hört hilferufe. Darauf erwacht auch Helie.
Wigalois bittet die botin um die erlaubnis dorthin zu reiten, um zu sehen was es gebe. Nereja antwortet: 'tut was ihr wollt'.	Sie will ihm ausreden, dass da ein mensch um hilfe rufe, und sucht ihn, als er die absicht verrät hinzureiten, durch bitten und vorstellungen davon abzubringen. Vergebens.
Mitternacht ist vorbei. Der mond scheint. W. reitet der stimme nach durch den wald. Da sieht er, wie zwei riesen auf einer wiese an einem see versuchen, einer jungfrau gewalt anzutun. Sie sitzen an einem feuer und der eine hat das mädchen gerade mit beiden armen an sich gedrückt. Sie haben dieselbe dem Artus aus Karidol geraubt.	D. reitet gewaffnet mit Robert ab. Helie und der zwerg folgen. Sie sehen an einem feuer zwei hässliche riesen. Einer hält eine schöne jungfrau in seinen armen und will sie mit gewalt küssen.[1]) Der andere macht einen braten am feuer.[2]) Helie weiss, dass die riesen das land umher verwüstet haben. D. solle nicht mit ihnen kämpfen.

[1]) 770 l. *mius* (hs.). [2]) 773 l. *et aveuc son poivre faisoit* | .... (hs.). 774 ist ergänzung Hippeaus, die keinen sinn gibt.

Wigalois sticht dem einen riesen am feuer die lanze ins herz.	Desconëu reitet auf den einen, der die jungfrau plagt, zu und sticht ihm die lanze in die brust.[1] Der riese fällt ins feuer.
Der andere reisst einen dicken ast von einem baum. Wigalois sitzt sofort ab und läuft den riesen an. Dieser treibt ihn mit dem ast ins dickicht hinein. Hier ist ihm aber Wigalois überlegen.	Der andere schlägt mit seiner keule nach dem ritter.[2] Desconëu zu ross deckt sich und wirft sein ross zur seite, dann sprengt er gegen den riesen an und verwundet ihn mit der lanze in der seite. Dieser wendet sich gegen ihn, er aber weicht dem andringenden gegner sorgsam aus.[3] Der riese wird hitzig, haut gewaltig zu, so dass ihm die keule aus der hand fliegt.
Eine wunde macht den riesen kraftlos. Er ergibt sich und muss schwören, die jungfrau unversehrt wider zu Artus zu bringen.	Desconëu schlägt ihm alsbald mit dem schwert den schädel ein.
	Robert entwaffnet Desconëu. Helie bittet um verzeihung.
Dies geschieht. Wigalois eilt der Nereja nach, welche bei tagesanbruch davon geritten ist.	
[Vgl. oben.]	Die gerettete jungfrau heisst Clarie, ist schwester des Saigremors und von den riesen den ihrigen aus einem garten geraubt worden.
	In der höhle der riesen finden Robert und der zwerg lebensmittel. Die gesellschaft isst zu abend. Robert geht grasen, um die pferde füttern zu können.
[Vgl. oben. Einer der riesen bringt die jungfrau zu Artus.]	(Es folgt dann der bei Wirnt fehlende überfall durch die drei raubritter. Einer derselben muss nachher Clarie ihren verwanten zurückbringen.)

Auch hier weicht W im einzelnen stark von D ab. In D ist nur einer der riesen mit der jungfrau beschäftigt; der

[1]) 746 l. *l'a.*

[2]) 750 f.: Suchier vermutet: *li autres ... itant* \| *maçue au col se l' croit ferir.*

[3]) 774 f.: sinn: 'und diesen (Desc.) verlangt nicht nach der gesellschaft des riesen und er liebt auch nicht den kampf mit ihm.'

andere bereitet das essen. W schweigt hierüber: beide riesen *phlegent* der jungfrau. Abweichend wird auch der kampf mit dem zweiten riesen und der ausgang der episode erzählt. Endlich: in D wohnen beide riesen an der stelle, wo sie Desconëu trifft, und sind Helie als gefürchtete räuber bekannt, in W haben sie zufällig an jenem orte halt gemacht. Der kampf fällt in W in die frühen dämmerstunden, in D herscht tiefe nacht. Das abendessen im walde fehlt bei Wirnt.

Renaut hat also wider ein viel mannigfacheres und natürlicheres bild entworfen: bei Wirnt ist das abenteuer von schablonenhaftem zuschnitt.

§ 22. Fortsetzung. Das brackenabenteuer.

W 60, 23 ff.	D 45, 1265 ff.
Es läuft ein *bräkelîn* über den weg (ganz weiss, ein ohr fahl, eins rot). Die jungfrau freut sich über das tier. Froh ihr eine freude bereiten zu können, fängt es Wigalois und gibt es ihr.	Ein hirsch eilt über den weg,[1]) hinterher eine meute. Ein kleiner bracke (ganz weiss, das linke ohr schwarz, auf der rechten flanke ein schwarzer fleck[2])), der sich einen dorn in den fuss gestossen hat, bleibt vor Helie stehn. Sie steigt ab, nimmt ihn, steigt schnell wider auf und reitet weiter. Sie will das tier ihrer dame mitbringen.
Sie reiten weiter.	
Da kommt aus einem finstern wald ein mann (schwarzes haar, auf schwarzem ross), der dort gejagt hat. Er trägt einen mit riemen bewundenen stock in der hand. Er fragt Nereja, wer ihr den hund gegeben habe. Sie antwortet kurz: 'dieser ritter hier'.	Da sprengt ein jäger heran, mit horn und jagdspiess. Er sieht, wie Helie das hündchen verbirgt, und bittet sie, es frei zu lassen. Helie verweigert das rundweg, denn sie wolle das tier ihrer herrin schenken. Der jäger hält ihr ihr unrecht vor. Sie weigert sich noch mehr.
Der jäger verlangt von W., er solle seine begleiterin auffordern, den bracken niederzusetzen, andernfalls gehe es ihm ans leben.	Der ritter verlangt nun von Desconëu, er solle die jungfrau zur rückgabe des hundes veranlassen.

[1]) 1264 hinter *chevauchant* ein punkt. Hinter 1265 streiche das semikolon.

[2]) 1276 f. l. *orelle noire comme pois* | *celi qui fu au les senestre,* | *de l'autre part* ... (Suchier).

W	D
Wigalois will um solche kleinigkeit ehre und leben nicht gern aufs spiel setzen, aber gewalt und drohungen weicht er nicht.	Desconëu bittet Helie in diesem sinne, aber sie weigert sich energisch. Der jäger wirft nun dem ritter vor, er sei an der sache schuld und verlangt den hund von ihm. Jetzt weigert sich auch Desconëu, um nicht in den verdacht der feigheit zu kommen, obwol er die jungfrau noch einmal zur rückgabe auffordert, welche sie verweigert.
Zornig reitet der jäger wider ab und die gesellschaft setzt ihre reise fort.	Zornig reitet der jäger auf seine burg.
Gewaffnet kehrt der fremde zurück. Wigalois sieht ihn kommen, reitet ihm mit eingelegter lanze entgegen und rennt ihm den speer durch den leib. Tot bleibt der ritter auf dem felde liegen. Sein ross bindet Wigalois an einen baum.	Er lässt sich die waffen bringen und rüstet sich. Dann kehrt er zurück und fordert den ritter heraus. Kampf: tjost, in der die lanzen zersplittern. Schläge mit den schaftstümpfen. Langer schwertkampf. Ringkampf. Der fremde ergibt sich. Beide nennen ihre namen, der fremde ist Orgueillous de la lande. Er muss sich an dem hof des Artus stellen.
Weiterreise.	Weiterreise.

Auch hier sind nur die allgemeinsten züge der episoden vergleichbar, die ausführung weicht ganz ab.

§ 23. Fortsetzung.

Das papageien- bez. sperberabenteuer.

W 64, 12 ff.	D 53, 1486 ff.
Sie sehen eine jungfrau reiten. Beschreibung ihres anzugs. Sie jammert. Wigalois bittet Nereja um erlaubnis sich ihr zu nähern und zu fragen, warum sie klage. Er erhält dieselbe in ziemlich kühler form. Wigalois fragt die jungfrau nach dem grund ihrer klagen.	Vor einer burg Bel Leus (beschreibung derselben) trifft Desconëu am abend eine jungfrau. Beschreibung[1]) ihrer schönheit. In verzweiflung hat sie die burg verlassen, Desconëu fragt nach dem grund ihrer klagen.
Ihr ist der ihr von rechtswegen zukommende schönheitspreis: papagei, pferd und zwerg von einem starken ritter weggenommen worden. Die	Sie hat ihren geliebten verloren, der im kampf um einen sperber erschlagen ist. Dieser vogel ist ein preis für die schönste dame.

[1]) 1505 l. *dedens fu* (hs.). 1533 l. *argent* (hs.).

umstehenden ritter haben die gewalttat aus furcht nicht gehindert.

Wigalois erbietet sich, der jungfrau zu ihrem recht zu verhelfen.

Desconëu erbietet sich im kampf gegen den burgherrn den beweis ihrer schönheit zu liefern. Die jungfrau heisst Margerie.

Mit mühe wird Nereja beredet mitzureiten.

Sie kommen auf das gefilde, wo die ritter in schönen zelten liegen. Alles wundert sich und schaut sie an.

Von vielem volk begleitet und angegafft reiten sie auf die burg.

Es wäre überflüssig, die vergleichung weiter zu führen, denn von hier an weichen beide erzählungen so sehr von einander ab, dass von beeinflussung des einen romans durch den andern keine rede mehr sein kann. In W folgt der besuch des helden und der Elamie bei dem roten ritter, Hoier von Mansfeld, am andern morgen der kampf, in welchem dieser unterliegt. Er muss sich mit seiner geliebten als gefangener bei Artus stellen. In D folgt sofort nach der ankunft, am spätnachmittag, der kampf. Der besiegte Giflet li fius Do muss sich ebenfalls an den bretonischen hof begeben.

Wigalois reist nach dem sieg gleich weiter, Desconëu wird erst auf Giflets burg aufgenommen und gut bewirtet.

Weiter macht die erfreute Elamie dem Wigalois heiratsanträge; zurückgewiesen verschmäht sie auch den preis, den nun der held der botin verehrt. Umgekehrt schenkt in D Helie ihr hündchen der Margerie zu dem gewonnenen sperber; von heiratsanträgen ist keine rede.

Dass die sehr bedeutenden abweichungen des mhd. romans in dieser episode auf eigener erfindung Wirnts beruhen, indidirect also durch die mangelhaftigkeit der knappenerzählung veranlasst sein sollten, ist unwahrscheinlich. Nur der name 'Hoier von Mansfeld' muss zutat des deutschen dichters sein. Glücklicher weise kann die unmöglichkeit jener annahme hier schon direct bewiesen werden. Vgl. § 33 f.

§ 24. Der kampf mit dem truchsessen.

Man hat auch den kampf; welchen Wigalois mit dem truchsessen der Larie besteht, zu dem des Desconëu mit Lampars in beziehung gesetzt. Die schilderung trägt bei Renaut zur

hälfte den charakter einer episode, zur andern hälfte den eines bestandstücks der hauptfabel. Eingeleitet wird sie wie ein episodisches motiv, sie läuft aus in ein hauptmotiv.

Auch im deutschen roman kämpft der held mit dem truchsessen der dame, welcher er zu hilfe kommt. Dieser kampf besteht aber nur aus einer tjost — gleichsam einer probe des ankommenden ritters ohne ernstere folgen. Es ist wol möglich, dass der afrz. Wigalois, den ich voraussetze, den kampf mehr ausgeführt hatte, denn der besorgte rat der Nereja

103, 25 ff. vermîde er (*der truchsess*) iuch, sô ist mîn rât,
daz ir in gerne rîten lât,

passt nicht recht zu dem so kurzen zusammentreffen. Aber das motiv vom ungastlichen wirt, auf welches Renaut die erzählung aufbaut, war gewis nicht damit verbunden, da es bei Wirnt schon als episode α mit ganz abweichendem schluss auftritt. Vgl. auch unten § 42.

Nun hat Mennung s. 58 eine behauptung von Mebes wider aufgenommen, der meint, die verse W. 53,24—54,12 (aus episode α) stimmten wörtlich zu D. 88,2487—2514 (episode η).

W.	D.
Si sprach 'riter, râtet, wie	Li chevaliers dist: 'que ferons?
od wâ wir hînaht blîben	damoisele, herbergerons
dâ wir die naht vertrîben.'	en cest castel ici devant?'
'liebiu frouwe, swâ ir welt.'	Cele respondit maintenant:
si sprach 'ich weiz einen helt,	'Sire, fait ele, nenil mie.
des hûs ist hie nâhen bî.	de la aler n'aiés envie.
ichn weiz ab wie sîn name si:	car tant en ai oï parler,
wan ein dinc ist mir wol bekant:	que moult i fait mauvais aler.
ez ist umbe in sô gewant,	un usage vos en dirai,
er hât wunderlîche site,	dou castel que je moult bien sai.
dâ er sîn brôt fristet mite.	li borjois qu'en la vile sont
desn ist deheiner slahte rât,	ja homme ne herbergeront.
swer sô riters namen hât,	tot herbergent cis le signor;
wil er des nahtes dâ ruowe hân,	car il veut faire a tos honor,
ern müeze in eine bestân	et Lampars a a non li sire,
ûf dem velde mit riterschaft.	dont je vos veul l'usage dire.
und ist er danne sô manhaft	il ne herberge chevalier
daz er in überwindet,	qui viengne armé sur son destrier,
ich sag iu daz, er vindet	se premiers ne jostent andui,
von gemache dâ swes sîn herze gert:	tant qu'il l'abatra u il lui.
wande er wirt von im gewert	mais se Dius velt itant aider
sô guoter handelunge dâ	celui qui i vient herberger,
die niemen funde anderswâ.	que il abate le signor,

stichet ab in der wirt nider,
sô muoz er danne blôzer wider
scheiden gar ân sîne habe.
mich dunket guot, wir tuon uns abe
der ruowe und rîten anderswâ:
si ist ze bœsem gewinne dâ'.

ostel ara a grant honor;
et se li sires abat lui
si s'en retorne a grant anui
parmi la vile, sans cheval;
asés i suefre honte et mal.

Eine gewisse allgemeine ähnlichkeit muss man zugeben, aber ich finde sie nicht so bedeutend, dass man sogar an benutzung einer frz. handschrift durch Wirnt denken müsste.

In W fragt zuerst die botin, wo herberge genommen werden solle. Ihre rede ist hier ausnahmsweise ausführlich, am schluss unverkennbar spöttisch. Sie höhnt ihren begleiter indirect und hofft im stillen, von ihm bei dieser gelegenheit los zu kommen. Die burg des ritters ist nicht zu sehen, seinen namen kennt die botin nicht. Der kampf soll *ûf dem velde* geschehen.

In D liegt die betreffende burg vor den augen der reisenden, der held fragt zuerst, ob man dort herbergen könne. Helie kennt den namen und die gewohnheit des besitzers. Sie erzählt von dem verbot an die *borjois* (fehlt bei Wirnt), gäste aufzunehmen. Der kampf findet auf der burg unter ganz andern umständen statt. Die besiegten werden von den bürgern beschimpft (fehlt in W) und müssen ohne ihr ross, also zu fuss, davon gehen (in W verlieren sie all ihre habe, auch die rüstung).

Mennung übersieht bei einigen anklängen (aber was beweist wol *si sprach: fait ele?*) und bei einer gewissen ähnlichkeit der motive die verschiedenheit im einzelnen und wesentlichen. Die ähnlichkeit mancher wendungen folgt aus der verwantschaft der motive von selbst, episodenmotive aber waren freies eigentum der dichter: sind sie einander ähnlich, so folgt doch nichts für die verwantschaft der zugehörigen romane.

An unmittelbare abhängigkeit der texte zu denken verbietet auch der umstand, dass diese angeblich so nahe verwanten stellen in den romanen so weit auseinander gerückt sind. Die künstliche annahme Mennungs von einer fragmentarischen handschrift, deren blätter noch dazu in falscher reihenfolge gebunden gewesen (s. 62), kann man auf sich beruhen lassen.

Die vergleichung ergibt nichts weiter als etwa folgendes: die motive der episoden W α und D η sind ohne zweifel verwant, aber nicht direct, sondern höchstens indirect, also durch vermittlung von romanerzählungen, welche hinter W und D liegen.

§ 25. Verwantschaftsverhältnis des Wigalois und Desconëu.

Als resultat hat die bisher geführte untersuchung folgendes ergeben. Der Wigalois ist sicherlich irgendwie mit dem Desconëu verwant: das beweist die ähnlichkeit der composition (reihenfolge der episoden) und auch vieler charakteristischer züge des inhalts. Aber die beziehungen beider romane genügen in keiner weise die hypothese zu stützen oder auch nur zuzulassen, Wirnt habe Renauts werk selbst benutzt. Dagegen spricht alles für die ansicht, welche auch eine unbefangene würdigung der selbstzeugnisse Wirnts am nächsten legt, dass der mhd. Wigalois auf einen französischen (O) zurückgeht, der seinerseits die beziehungen zum Desconëu auf irgend eine weise vermittelt hat. Es hindert demnach nichts vorauszusetzen, dass W ein im ganzen treues abbild von O sei. Denn wenn der knappe den inhalt von O, so weit er mit dem entfernter verwanten D stimmt, so treu bewahrt hat, dass man sogar die züge dieses romans durchschimmern sieht, so wird er auch das nicht controlierbare gut im gedächtnis behalten haben — eine annahme, welche der dritte hauptteil meiner untersuchung vollkommen bestätigen wird.

Es fragt sich nun: wie hat man sich das verwantschaftsverhältnis von W und D zu denken?

Man kann annehmen, O habe ausser andern quellen auch den ersten teil von D benutzt:

D x. y, z u.s.w.
O
W

Oder: Renaut benutzte den anfang von O, indem er die hauptfabel (bez. die jugendgeschichte) stark kürzte, das Desconëumotiv einführte und die episoden teils herauswarf, teils vermehrte, teils umarbeitete, also:

```
   O
 ‾‾‾‾‾
W     D
```

Auch entfernterer zusammenhang von W und D ist möglich nach dem schema

```
   X
 ‾‾‾‾‾
O     D
¦
W
```

In diesem fall hätte es einen roman des 12. jh.'s X gegeben, dessen anfangsstück von O und D neu verwendet, aber in abweichender richtung ausgestaltet wurde. Ob zwischen X einerseits und O, D andererseits noch zwischenstufen anzusetzen wären, bliebe zu untersuchen.

Von diesen drei möglichkeiten scheint mir *die letzte die allein richtige*. Das lehrt schon die innere kritik der texte W und D.

Bei aufmerksamer lectüre findet man in beiden romanen eine ganze reihe grösserer, zumeist nur kleinerer widersprüche. Viele davon sind derart, dass sie nur dem kritiker zum bewusstsein kommen, dem zuhörer entgehen. Manche könnte eine bereitwillige interpretation durch irgend welche nachsichtigen hilfsannahmen beseitigen, aber eine wirklich scharfe und eindringende kritik muss sie doch als incorrectheiten anerkennen. Die meisten lassen keine entschuldigung zu. Der grund solcher widersprüche ist selten nachlässigkeit der erfindung oder vergesslichkeit, gewöhnlich ungenügende verarbeitung von quellenberichten.

Die literaturgeschichte der culturvölker liefert analoge beispiele in menge. Ein dichter oder historiker, der von irgend einem bestimmten gesichtspunkt aus ein werk verfasste, nahm seinen stoff ganz oder zum teil, wörtlich oder mit änderungen, aus bereits vorhandenen schriften und verwob diese quellenberichte in das von ihm gegebene neue. Dabei mussten natürlich — zumal bei der sorglosigkeit der älteren zeiten — viele beziehungen erhalten bleiben, welche nur in dem ursprünglichen, nicht mehr aber in dem neuen zusammenhang sinn und bedeutung hatten, es mussten sich auch directe widersprüche und schiefe verhältnisse ergeben, die unter umständen auch den unbefangenen leser oder hörer befremden.

Das aufspüren und zusammenstellen solcher widersprüche hat darum für beurteilung von quellenfragen die grösste bedeutung. Es kann lehren, überliefertes von der überarbeitung und altes vom neuen zu scheiden. Freilich muss dabei der kritische wert jedes einzelnen falles sorgsam erwogen werden. Ich werde einige solche widersprüche erörtern, um das verhältnis von W und D festzustellen.

§ 26. Fortsetzung.
Widersprüche im Wigalois.

Der erste widerspruch von bedeutung ist W. 44, 22 ff.; übrigens haben ihn schon andere bemerkt. Wigalois kommt als junger knappe an den hof des Artus. Vom könig nach zweck der reise und herkunft gefragt, antwortet er:

'herre, niuwan her.
ichn kan iu niht gesagen wer
ich von mînem vater bin.'

Dem widerspricht die vorgeschichte ganz und gar. Der junge held weiss, dass er der sohn Gaweins ist (38, 1), seine reise hat den zweck diesen zu suchen (38, 10).

Dass Gawein am hof des Artus lebt und der berühmteste von dessen rittern ist, müsste Wigalois eigentlich wissen, denn könig Joram, sein oheim, hat Gawein ja von Karidol weggeführt. Aber der roman stellt es so dar, als sei es Wigalois unbekannt. Denn dieser reitet zunächst ohne ziel aus und ohne zu ahnen, dass sein vater bei Artus weilt (39, 8 ff. 40, 28 ff.). Zufällig kommt er an dessen hof und lebt dann da, ohne auch nur einmal daran zu denken, dass sein vater Gawein und der berühmte Gawein identisch sein könnten. Erst die seele des königs von Korentin eröffnet 125, 9 ff. dem ritter die erkenntnis.

Ein solcher verlauf der dinge ist natürlich unmöglich; Wirnt selbst hat daran anstoss genommen. Vielleicht hat er erst die geschraubte erklärung 125, 23 ff. zugesetzt:

her Gâwein wart mir genant:
mir was abe daz unbekant
ob er mîn vater wære.

Wäre dem so, dann hätte er doch einmal fragen müssen. Auf jeden fall beweist der umstand, dass der dichter jenen wider-

spruch bemerkt, dass er nicht der urheber desselben ist, sondern ihn übernommen und auszugleichen versucht hat. Absichtlich erfindet niemand widerstreitendes.

Diese widersprüche scheiden nun die vorgeschichte, so weit sie im lande Jorams und Flories spielt, von dem nachher erzählten ab. Ursprünglich wird die lage so gewesen sein, dass Wigalois den namen seines vaters nicht kennt und auszieht den vater zu suchen. Zufällig kommt er zu Artus, wird dort ohne es zu ahnen mit jenem bekannt und erst später von anderer seite über seine abkunft aufgeklärt. —

In dieser älteren (hinter O-W liegenden) version ist Gawein sicher nicht, wie im Wigalois erzählt wird, von Joram besiegt und aus Karidol weggeführt worden, er hat auch unmöglich lange zeit im lande der hohen berge, noch dazu als gemahl der Florie gelebt. Vielmehr muss er, jene fassung vorausgesetzt, als unbekannter ritter (wol auf einer abenteuerfahrt) zu Florie und ihren angehörigen gelangt sein, mit ihr einen sohn gezeugt und sich dann bald entfernt haben.

Auf eine ähnliche sachlage würden die verse 39, 8 f. hindeuten, wenn sie, was ganz wol möglich ist, aus O stammen:

ichn rîte ûz in andriu lant,
als mîn vater her în tet,

d. h. als *chevalier errant.* Mit der vorhergehenden geschichte von Joram und Gawein ist die angabe nicht zu vereinen,

In der tat existiert eine erzählung von Gawein und Florie, welche wenigstens im allgemeinen die von mir reconstruierten züge aufweist. Herr professor Suchier macht mich freundlichst auf eine stelle des Livre d'Artus aufmerksam.[1]) Bei Freymond (s. 50) heisst es: '[Gawein befreit auf einer abenteuerfahrt Floree, die tochter Alains und führt sie auf ihr schloss zurück. Er nennt aber seinen namen nicht. Dann entfernt sich Gawein.] Er kommt später wider auf das schloss Brion und wird von könig Alain von Escavalon gefeiert. Gawein bittet, nicht nach seinem namen zu fragen. In der folgenden nacht

[1]) Freymond, Beitr. z. kenntnis der afrz. Artusromane in prosa. Zs. f. frz. spr. u. lit. 17.

sucht Alains tochter Floree ihren einstigen retter an seinem lager auf .... Gawein fordert sie auf, sich zu ihm zu legen, sie lehnt das ab, ersucht aber dafür Gawein ihr in ihr schlafgemach zu folgen. Die beiden liebenden zeugen einen sohn, der ein sehr tüchtiger und angesehener ritter werden sollte.... Auf ihren wunsch nennt Gawein Floreen seinen namen unter der bedingung, dass sie ihn nur im äussersten notfalle angebe. Aus liebe zu Floreen bleibt Gawein noch zwei tage in Brion.' Schon Freymond hat hier auf Wigalois verwiesen. Wenn auch Gawein zuletzt seinen namen nennt, so leuchtet doch die ursprüngliche fassung noch deutlich durch, dass Gawein ohne sich zu erkennen zu geben mit einer schönen einen sohn zeugt. Ich will gleich hier auf die bekannten verse der Krone hinweisen.

1294 ff. einer vrouwen, diu hiez Florî,
mîns hern Gâweins amîen,
des küneges geswîen,
diu dâ nâch der künegîn
diu beste was under in.
daz kam von ir amîs
hern Gâwein.

Hier sind freilich die voraussetzungen des verhältnisses andere. Beide stellen beweisen aber, was an sich schon sehr wahrscheinlich ist, dass Wirnt das motiv von Gaweins liebe zu Florie (ebensowenig wie den namen der dame) nicht erfunden, sondern aus dem französischen Wigalois O übernommen hat.[1])

Durch die nachgewiesenen widersprüche löst sich, wie gezeigt worden, die vorgeschichte im Wigalois von dem was folgt ab. Bedenkt man nun, dass bei Renaut eben dieser abschnitt (Joram-Gawein, Gawein-Florie) fehlt, so muss man annehmen: diese motive hat erst das frz. original Wirnts O in die ältere, oben reconstruierte fassung aufgenommen und dann letztere danach modificiert, aber dadurch einen fundamentalen widerspruch in den roman gebracht. Wirnt darf die schuld daran nicht aufgebürdet werden. —

Auf vermischung verschiedener quellen im frz. Wigalois deutet wol auch der bericht von einer doppelten erziehung

[1]) Anders Bethge s. 38 ff.

des helden. Dieser wird zunächst am hof seiner mutter von rittern in höfischer bildung und waffenspiel unterrichtet (s. 36), am hof des Artus wird er Gawein übergeben, der ihn nun seinerseits weiter unterweist. Erst später erfolgt die schwertleite. Ein widerspruch liegt zwar nicht vor: die am hof Flories begonnene erziehung wird von Gawein eben fortgesetzt und vollendet, aber wenn man an das so beliebte motiv vom jungen Parzival denkt (vgl. Carduino, Libeaus Desconus der engl. romanze), so wird man doch die höfische unterweisung am Artushof durch Gawein für die ursprünglich einzige ansehen und die erste nur als durch aufnahme der Joram-Gawein-Florie-motive bedingt auffassen.

Wie es die quelle des frz. originals mit dem namen des helden gehalten hat, ist unsicher. Möglich, dass sie, wie D, annahm, der junge mann wisse ihn selbst nicht, ebenso möglich, dass sie ihm kenntnis seines namens zuschrieb. Der dichter von O musste in folge der neu zugesetzten vorgeschichte an dieser stelle ohnehin stark ändern. Dabei kann er das in D sehr weit getriebene Inconnumotiv vereinfacht haben, doch kann und wird wol das einfachere auch das ursprüngliche sein (vgl. Carduino, Mennung s. 34). In D liegt gewiss einfluss des Perceval vor.

In der über O—W hinausliegenden version kam nach dem eben erörterten Gaweins sohn vermutlich als naturbursche an den hof, um dort erst, ohne es zu ahnen, gerade von seinem ihm unbekannten vater höfische zucht und rittersitte zu lernen.

Die widerspruchsvolle fassung O, welche uns W repräsentiert, dürfte also auf folgende weise entstanden sein. Es gab eine **ältere erzählung X**, wo der auf abenteuer ausgezogene Gawein mit einer schönen einen sohn zeugt. Er verlässt die geliebte sehr bald wider, ohne dass sie erfährt, wer der ritter ist, der sie geliebt hat, und wo er weilt. Der sohn wächst ohne ritterliche erziehung auf. Eines tages fragt er nach seinem vater, die mutter weiss ihm nichts weiter zu antworten, als dass ihr einmal ein ritter genaht ist. Der junge bursche beschliesst darauf in die weite welt zu gehen, den vater zu suchen und wie er ritter zu

werden. Zufällig kommt er auf seiner reise an den hof des Artus. Von seiner schönheit überrascht nimmt ihn der könig auf und übergibt ihn Gawein als knappen zur dienstleistung und erziehung. So erzieht Gawein ohne es zu wissen den eigenen sohn.

Seiner gewohnheit gemäss, aus unbekannten personen leute fürstlichen ranges zu machen,[1]) verlegt nun O die jugend des helden an einen königlichen hof. Zu diesem zweck werden vermutlich aus einer andern quelle die figuren und namen Jorams und Flories entlehnt, dann Gaweins eigentümlich geschilderte besiegung wahrscheinlich dazu erfunden, um ihn auf eine minder zweifelhafte weise als in der oben citierten stelle mit Florie zusammenzubringen. Durch Gaweins vermählung mit Florie wird der junge held ein legitimer sohn und prinz. Die nächsten consequenzen für O waren, erstens: eine ritterliche erziehung schon in der heimat, zweitens: Wigalois kennt namen und aufenthaltsort seines vaters, drittens: Gawein kann seine gemahlin nicht ohne weiteres verlassen, er muss durch äussere umstände (zurücklassung des gürtels) an der rückkehr gehindert werden. Da nun der dichter des frz. Wigalois alles andere der quelle gewis im wesentlichen beibehielt, so entstanden die oben aufgezeigten widersprüche bez. widerholungen (39, 8 f. : 19, 38 ff.; 38, 1 ff. : 44, 22 ff. 125, 23 ff.; 45, 17 ff. : 36, 30 ff.).

Die Joramgeschichte ist in der tat nur sehr lose mit der erzählung verflochten worden. Joram verschwindet von s. 31, 29 ab spurlos und greift nirgends wider in die handlung ein, obwol man es nach Gaweins ausbleiben erwartet. Ebenso ist der zaubergürtel, nachdem er seinen zweck erfüllt hat, zu nichts mehr nütze: er hat Gaweins besiegung ermöglicht — denn ein Gawein kann nur durch zauberei gefällt werden, er hat ihn dann (wenigstens indirect) an der rückkehr ins land der Florie gehindert — Wigalois braucht ihn aber nicht. Im grunde bringt der gürtel nur einen anstoss mehr in die erzählung, denn sollte Gawein bei seinem intimen verkehr mit Wigalois das schmuckstück nie zu sehen bekommen haben? Gänzlich beseitigt wird er erst nach dem drachenkampf 155, 11, freilich in nicht gerade überzeugender weise.

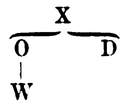
[1]) Vgl. unten § 35 (schluss). § 55.



Der widerspruch 44, 30 : 150, 31 f. kann misverständnis Wirnts sein.

§ 27. Fortsetzung.
Widersprüche im Desconëu.

Im vorigen paragraphen habe ich festgestellt, dass die vorgeschichts des Wigalois der folgenden erzählung widerspricht, dass aber Wirnt für diesen mangel nicht verantwortlich zu machen ist, weil er den stoff bearbeitete, wie er ihn von seinem gewährsmann aus O empfieng. In D fehlt die ganze störende partie, es fehlen also auch die widersprüche, an denen anstoss genommen werden musste. Nun hat Renaut eine schriftliche vorlage gehabt (vgl. v. 4. 5. 30. 70. 6102). Ist es aber wol denkbar, dass diese mit O identisch war? Dann müsste die kürzere und besonders von jenen widersprüchen freie fassung aus der längeren, widerspruchsvollen geflossen sein. Das ist natürlich ganz unwahrscheinlich, und damit fällt von den drei in § 25 aufgestellten möglichkeiten die zweite hin. Von den beiden andern empfiehlt sich die letztere



weil sie mit dem resultat der inneren kritik von D am besten übereinstimmt. Das wird die untersuchung lehren.

Desconëu kommt als vollendeter ritter an den hof des Artus:

5, 103 en lui n'avoit que ensignier.

Er benimmt sich durchaus höfisch und ist in ritterlichen kämpfen wolerfahren, denn als bald nach seinem eintreffen die botin um hilfe bittet, nimmt er das abenteuer auf sich und führt es als vollkommener held und galanter chevalier durch. Damit contrastiert nun manches recht seltsam.

Woher kommt der held? Er muss doch irgendwo eine gründliche und längere ritterliche erziehung genossen haben. Davon wird nirgends etwas berichtet. Es heisst nur s. 114,

3211 f. fius es a Blanchemal la fée,
armes te donna et espée,
au roi Artur puis t'envoia,

und ebenso

173, 4881 f. votre mere vos adoba,
au roi Artur vos envoia.

Wie heisst der held? Als erwachsener mann muss er doch einen namen haben. Aber nach demselben gefragt weiss er keinen anzugeben, auch nicht den seiner mutter und seines vaters. *Biel fil* hat ihn die mutter genannt, ob er einen vater hat, weiss er nicht (5, 117 f.): — das ist alles, was er antwortet. Erst jetzt empfängt er einen namen von Artus. Für einen ritter in der tat sehr merkwürdig.

Was will er eigentlich bei Artus? Seine mutter hat ihn an den hof geschickt, damit er von dem könig gewährung seiner ersten bitte verlange (173, 4883 ff.). Dem entspricht sein handeln. Motiviert ist die bitte in keiner weise.[1])

Ohne zweifel liegt hier überarbeitung einer älteren überlieferung vor, und zwar eine kürzende. Wenn der held keinen wirklichen namen besitzt, wenn man ihn nur mit einem kosewort *bel fil* gerufen hat, so deutet dies neben der hervorhebung seiner jugend (v. 96) unbedingt darauf hin, dass dem ankömmling keine ritterliche ausbildung an einem hofe zu teil geworden ist. Denn es lässt sich nicht denken, dass einem ritter sein name ohne einen vernünftigen grund verschwiegen worden sein sollte. Darauf führen auch die oben mitgeteilten stellen (s. 114. 173) über Guinglains vorgeschichte: die mutter, fee Blanchemal, mit der die fee Blanchesmains verkehrt, hat ihm die waffen gegeben und ihn an den hof des Artus geschickt. Von höfischer erziehung wird nichts gesagt, man erinnert sich aber sofort an situationen wie im Carduino (Mennung s. 34) oder an Herzeloyde und Parzival. Im Desconëu heisst zwar *Blanchemal* eine fee, aber da von ihr auch nicht das geringste berichtet wird, so dürfte sie in einer älteren fassung jene schöne unbekannter herkunft gewesen sein, mit welcher Gawein einmal zusammengetroffen ist. Erst die einführung des motivs von der freundschaft mit der fee Blanchesmains wird auch sie zur fee erhoben haben. Jedenfalls stehen die oben berührten verhältnisse in schroffem widerspruch zu dem sicheren, höfischen auftreten des helden bei Artus und

[1]) In W und L will der held ritter werden.

zu der schnellen aufnahme in die tafelrunde, welche erfolgt, ohne dass der könig von dem fremden mehr weiss, als dass er mut und lust zu abenteuern hat.

Die sachlage wird sofort klar, wenn wir annehmen, dass die (unmittelbare oder mittelbare) quelle von D eine einleitung hatte, welche der im vorigen paragraph s. 328 für X reconstruierten jugendgeschichte ähnlich war. Um möglichst schnell zur sache zu kommen liess sie Renaut weg und machte den helden von vorn herein zum vollendeten ritter, ohne freilich die consequenzen der früheren einleitung zu tilgen, die nun als reste eines älteren berichtes den zusammenhang stören. Unter dieser voraussetzung bekommt auch das verhältnis von Gawein und Desconëu, welches gleich im anfang begründet wird (s. 5, 1 ff. 10, 261 ff.), eine pointe. In D erscheint es dem leser rein zufällig und bleibt ohne jede künstlerische wirkung, weil man ja zunächst auch nicht einmal ahnt, dass Desconëu ein sohn Gaweins ist.

Diese erwägungen machen höchst wahrscheinlich, dass das schema für das verwantschaftsverhältnis der texte von W und D

```
         D                          X
         |                       ___|___
nicht    O    sondern etwa      O       D
         |                      |
         W                      W
```

ist, d. h. Wirnts original und Renauts Desconëu vereinigen sich in einer hinter beiden liegenden fassung X.

Es ist leicht zu sehen, dass schon die einleitung des englischen Libeaus (L), wie sie jetzt vorliegt, von der art ist, dass eine ihr entsprechende französische die momente enthalten haben muss, welche soeben für Renauts vorlage erschlossen worden sind. Nun ist aber die jetzige einleitung des Libeaus nach Kaluza s. LX werk eines redactors. Doch hat dieser schwerlich mehr getan als das motiv von der erwerbung der waffen str. 3 f. im anschluss an das aus Perceval bekannte in die ältere fassung eingefügt und dann die poetische form verändert.[1]) Das zeigen die ereignisse am Artushof. Die ursprüngliche einleitung des gedichts enthielt also (nach

[1]) Zu v. 208 vgl. Suchiers recension.

auslösung jenes aus dem Parzival stammenden zuges nebst consequenzen): mutter unbekannter herkunft, mit der Gawein am waldesrand einen sohn zeugt; unhöfische erziehung des knaben, ankunft bei Artus ohne waffen, näheres verhältnis zu Gawein, von dessen vaterschaft der hörer schon weiss; wunsch ritter zu werden; nachdem Libeaus zum ritter gemacht ist, die bitte. Diese zu erschliessende ältere version steht der von X (s. 328) also ganz nahe. Da nun der Libeaus sonst sehr genau zu D stimmt, aber kürzer und altertümlicher ist, so scheint mir höchst wahrscheinlich, dass die englische romanze aus der verlornen quelle von D, nicht aus D selbst geschöpft hat. Diese annahme verteidigen in der tat G. Paris s. 186 f. Kölbing, Engl. stud. 1, 121. Mennung s. 31. Auch Suchier in der recension von Kaluza.

Gleichwol ist die aus L und D zunächst reconstruierbare fassung schwerlich mit dem oben erschlossenen bericht X identisch, obschon sie ihm ohne zweifel sehr nahe steht. Denn in X kennt doch wol — dies ist an sich und im hinblick auf den Carduino das natürlichste — der junge bursche seinen eigenen namen und weiss nur den seines vaters nicht. Er kann in D und L aber nur mitteilen, dass ihn seine mutter immer *bel fils* genannt habe.

Der widerspruch, dass ein in ritterlichen übungen noch nicht unterwiesener jüngling doch später sein abenteuer wie ein vollendeter ritter durchführt, liegt in dieser zwischenversion schon vor, was aus dem oben über die einleitung von D bemerkten und L str. 8 ff. folgt; D hat ihn nur dadurch etwas verschleiert, dass es die alte einleitung stark kürzte.[1])

Es ist also, wie ich glaube, zwischen D und L einerseits und X andererseits noch eine mittelstufe X^1 als directe quelle des Desconëu und Libeaus anzusetzen. Das verhältnis der texte würde demnach durch folgendes schema bestimmt:

```
      X
   ___|___
   O     X¹
   |    _|_
   W    D  L
```

Woher der zug stammt, mit welchem in dieser partie X^1 seine

[1]) Der Perceval beseitigt ihn durch einführung des Gonemans. Vgl. auch Ulrichs Lanzelet.

vorlage bereichert hat (das Inconnumotiv nebst dem *biel-fil*-scherze), kann kaum zweifelhaft sein: aus Chrestiens Perceval.

Mit diesem verhältnis der versionen W, D und L ist natürlich die von Kölbing beobachtete und richtig gedeutete tatsache, dass W in manchen einzelheiten mit L gegen D zusammenstimmt, ebenso gut zu vereinbaren, wie mit dem von Kölbing befürworteten einfacheren. WL wäre in solchen fällen der inhalt von X und X', D secundäre abweichung.

Selbstverständlich hat diese kurze erörterung die frage nach dem verhältnis der texte L und D nicht entschieden. Aber da es der zweck dieser arbeit nicht fordert, sie wirklich zu beantworten, so mögen die gegebenen bemerkungen genügen. Ohnehin würde das resultat der sicherheit entbehren, da Hippeaus text viele mängel aufweist. Es reicht vollkommen hin, festgestellt zu haben, dass O (W) d. i. der Wigalois durch ein älteres X mit dem Desconëu verwant, directe benutzung von D durch O also ausgeschlossen ist. Denn viele züge der alten fassung, die Renaut gestrichen hat, stehen noch in O (W), während andererseits das für D charakteristische Inconnumotiv dort vermisst wird (vgl. oben s. 308). —

Die oben durchgeführte vergleichung des Wigalois und Desconëu und die heranziehung der von Mennung besprochenen andern fassungen des Inconnustoffes weisen ungefähr folgende züge sicher der erzählung X zu. Ich deute nur durch allgemeine stichworte auf sie hin, weil zu genauerer ermittelung des inhalts von X eine untersuchung des ganzen materials nötig wäre. Eine solche gehört nicht hierher.

A. Jugend des helden.

Mutter des helden, der einst Gawein ohne sich erkennen zu geben, genaht ist, von dunkler herkunft. Erziehung im verborgenen. Der jüngling verlässt ohne kenntnis höfischer bildung und ritterlicher kampfesart die mutter, um den vater zu suchen, dessen namen er nicht weiss, und wie er ein ritter zu werden. Er gelangt zum hof des Artus. Freundliche aufnahme daselbst. Erziehung in ritterlichen fertigkeiten durch Gawein. Bitte an Artus und gewährung derselben.

B. Das abenteuer.

I. Hilfsgesuch der botin. Die forderung des jungen

helden, die Artus trotz seinem widerstreben gewähren muss. Zorn der botin.

II. Reise mit botin und zwerg, ohne knappen.

Episoden: α der ungastliche wirt (?)[1]

β riesen-, γ bracken-, δ sperber- } abenteuer

III. Kampf mit dem truchsessen der zu erlösenden dame.

IV. Hauptabenteuer: erlösung der schlangenjungfrau.
Der held erfährt, dass er Gaweins sohn ist.

C. Vermählung mit der erlösten. Besuch bei Artus. Regierung des neuen königs.

Ich widerhole, dass diese vorläufige widerherstellung von X einer erneuten, eindringenden untersuchung nicht vorgreifen will. Eine solche würde in der weise, wie ich oben gezeigt, mit einer kritik der einzelnen texte beginnen und nach aufdeckung der innern widersprüche zur äusseren vergleichung fortschreiten. Ausser den von Mennung herangezogenen fassungen ist auch Ulrichs Lanzelet in die untersuchung einzuschliessen (vgl. Bethge, rec. von Mennung).

III. Die quelle des mit D nicht vergleichbaren im Wigalois.

§ 28. Rückblick. Conte du papegaut.

Es ist bis hierher gezeigt worden, erstens, welche stücke des Wigalois und Desconëu vergleichbar, welche nicht vergleichbar sind; zweitens, dass die verwantschaft der ähnlichen teile nicht auf directe abhängigkeit des Wigalois vom Desconëu zurückgeführt werden darf, sondern mindestens durch die zwei französischen romane O und X vermittelt wird. Die unabhängigkeit beider texte muss evident werden, wenn nachgewiesen ist, dass die nicht vergleichbaren partien des Wigalois nicht vou Wirnt erfunden, sondern noch in gleicher reihenfolge in einem französischen werke vorhanden sind. Denn damit wäre offenbar die existenz eines frz. romans des 12. jh.'s sichergestellt, dessen hauptstück mit dem des mhd.

[1]) Vgl. § 24, s. 322 f. X[1] hat vielleicht diese episode von X an einen andern platz gestellt und mit dem truchsessenmotiv zusammengearbeitet. W hat wol das echte bewahrt.

übereinstimmte. Daraus würde ohne weiteres folgen, dass Wirnts gedicht auf diesen und nicht auf den gerade im wesentlichen abweichenden Desconëu zurückgeht.

Dieser nachweis kann für die hauptmasse des Wigalois, das grosse abenteuer von Korentin, mit sicherheit erbracht werden, nur unvollkommen für die vorgeschichte, noch nicht freilich für den letzten teil.

Ueber die vorgeschichte habe ich schon in § 26 gehandelt. Sie kann nach dem dort mitgeteilten nicht von Wirnt erdichtet sein, sondern muss aus seiner quelle O herrühren.

Interessanter ist die merkwürdiger weise auch von G. Paris übersehene tatsache, dass das hauptabenteuer des Wigalois in allem wesentlichen und mit derselben disposition in einem französischen prosaroman des 15. jh.'s widerkehrt.[1] Dieser findet sich im Ms. frç. 2154 (ancien 7980) der Pariser nationalbibliothek und hat den titel: *Le Conte du Papegaulx qui contient les premieres Aventures qui avindrent au bon Roy Artus.* Eine inhaltsangabe steht bei G. Paris (Hist. litt. 30, 105 ff.), aus welcher die richtigkeit meiner behauptung schon hervorgeht. Ich bringe darum keine neue, sondern gehe gleich zur analyse des romanes über, auf welche dann die vergleichung mit dem Wigalois folgen wird.

§ 29. Die composition des Papageienromans.

Der Wigalois enthält eine fabel, welche durch einschub von episoden erweitert ist, doch so, dass das interesse durchaus der haupterzählung verbleibt. Umgekehrt im Desconëu. Hier zieht das beiwerk die aufmerksamkeit fast ganz auf sich, so dass die reihe der hauptmotive zurücktritt. Im Papageienroman (P) aber sind, wenn man das werk nicht vom histori-

---

[1]) Auf vermittelung des herrn professor Suchier, dem ich diese im anschluss an die Histoire littéraire gemachte entdeckung mitteilte, hat sich herr dr. Heuckenkamp dazu entschlossen, den nicht bloss literarisch, sondern auch sprachlich interessanten prosatext herauszugeben. Er hat davon abschrift genommen und mir diese dann zur anfertigung der speciellen untersuchung überlassen. Der roman wird unter dem titel: *Le Chevalier du papegau* bei Niemeyer in Halle erscheinen. Ich citiere bereits nach den seiten und zeilen dieser ausgabe, deren aushängebogen mir der herr verfasser selbst freundlichst zur verfügung gestellt hat.

schen, sondern vom rein künstlerischen standpunkt ansieht, zwei stoffe A und B verbunden, welche inhaltlich oder ideell nicht das mindeste mit einander zu tun haben. Es sind, kurz gesagt,

A: die befreiung einer dame von der plage des Poisson-chevaliers.

B: die befreiung einer dame von dem ungetreuen marschall durch das abenteuer der zauberburg.

Beide motivenreihen A und B sind im ganzen nach demselben dreiteiligen schema gearbeitet.

I. Ereignisse vor dem hauptabenteuer.

1. Das bekannte botenmotiv: nach Camellot kommt die botin der bedrängten Dame aux cheveux blons (A), zur Amoureuse cité die der Flor de mont (B). In beiden fällen wird der charakter des abenteuers sofort angedeutet. In A handelt es sich um besiegung eines meerritters, in B um befreiung von dem marschall. — Es folgt beiderseits

2. Das reisemotiv: botin und held reiten mit einander zum ort des abenteuers. Jede dieser erzählungen wird durch zwei eng verknüpfte episoden erweitert:

Aα: befreiung einer dame von ihrem rohen verfolger, dem Chevalier de la gaste lande,

Aβ: bestrafung des übermütigen Lion sans merci und erwerbung eines intelligenten papageis nebst pferd und zwerg.

Bγ': besiegung des Chevalier Jayant,

Bγ'': besiegung von dessen bruder Jayant le doubtez de la roche secure.

γ' und γ'' sind nur teile einer einzigen episode γ, werden aber durch die erwähnung der weiterreise äusserlich getrennt.

II. Das hauptabenteuer.

A und B sind hier sehr ungleich behandelt. Ersteres von s. 14,26—19,32 nur kurz und dürftig, B von s. 54,31—78,19 sehr ausführlich und mit vielen secundären motiven ausgestattet.

III. Abschluss.

A enthält eine weit ausgeführte, mit sehr vielen psychologischen einzelheiten ausgeschmückte liebesgeschichte, B die erzählung von der heimkehr des Artus, die durch allerlei fabulose dinge besonders interessant gemacht ist.

Beide stoffe erscheinen nun nach dem schema ABAB (A) in einander verschränkt, d. h. von A wird alles bis zum hauptabenteuer und bis zum beginn der liebe zwischen Artus und der Dame aux cheveux blons (A III, 1; vgl. § 30) ausgeführt. Dann setzt B mit dem botenmotiv ein. Hierauf wird A III, die liebesgeschichte, zu ende geführt, dann kommt das reisemotiv B und die weitere erzählung B bis zum schluss. Nur in B III (heimkehr) wird noch einmal kurz auf A zurückgegriffen.

Der prosaroman beabsichtigt offenbar ein mehr stoffliches interesse seines publicums zu befriedigen. Eine menge der sonderbarsten dinge finden sich darin versammelt und werden in ziemlich schnellem tempo erzählt, ohne dass sich der verfasser dabei bemühte in den zusammenhang der ereignisse einzudringen oder gar psychologisch zu motivieren. Ein sprechender, vernunftbegabter papagei, riesen, ein zwerg, spukgestalten, seelen aus dem jenseits, zaubervorrichtungen, ein seeungeheuer, einhörner u. dgl. treten nach und neben einander auf.

Anders ist dagegen A III, die liebesgeschichte, behandelt, die einzige, welche überhaupt zur geltung kommt. Hier sind viele reflexionen in form der höfischen conversation und des selbstgesprächs eingestreut. Die monologe enthalten nicht klagen oder einfache abschilderungen des seelenzustandes, sondern es sind zwiegespräche der seele mit sich selbst, gleichsam innere disputationen für und wider. Hier kann man die eigentliche begabung des erzählers erkennen, der im übrigen wol den wünschen seines publicums nachgeben musste. Dieser abschnitt ist der künstlerisch wertvollste des romans (22,1—43,19).

Auch in P geht die handlung vom hof des Artus aus (Camellot) und kehrt dahin zurück (jetzt Videsores). Der held ist der Bretonenkönig selbst, die erzählten abenteuer sind die ersten, die er besteht.

§ 30. Die disposition des Papageienromans.

A. Der Papageienritter und die Fee aux cheveux blons in der Amoureuse cité (I. hauptfabel).

I. Artus' erlebnisse bis zum hauptabenteuer (1,1—14,26)

1. Hilfsgesuch einer botin beim krönungsmahle des Artus zu Camellot (pfingsten): bedrängung ihrer dame durch den Poisson-chevalier. Freundliche antwort des Artus. Aufnahme der botin während des festes . . . 1,1—2,11
2. Artus' entschluss, das abenteuer selbst zu bestehen. Reise mit der botin (zur Amoureuse cité) . . . . 2,12—14,26

   Episode α: befreiung einer bedrohten jungfrau von ihrem aus eifersucht grausamen verfolger (Chevalier de la gaste lande), dem mörder ihres geliebten. Dieser muss sich am hof des Artus stellen 3,9—5,10

   Episode β: das papageienabenteuer 5,11—12,15

   a. Aufforderung der befreiten dame an den unbekannten ritter, ihr auf der wiese von Causuel den preis der schönheit, sich einen wunderbaren papagei gegen einen übermütigen ritter zu erkämpfen. Reise nach diesem fest (5,11—6,31)

   b. Spott und beschämung der vor Causuel versammelten gesellschaft. Ankunft des übermütigen ritters mit seiner hässlichen geliebten und dem papagei. Speer- und schwertkampf. Der ritter verliert einen arm (6,31—9,7)

   c. Geschichte und schimpfliche bestrafung des Lion sans merci. Freude des papageis. Die jungfrau (aus α) ist die schwester der Morgaine la fée de Montgibel (9,8—11,21)

   d. Abschied von den rittern vor Causuel und der schönen. Artus nennt sich von nun an papageienritter (11,21—12,15)

   Weiterreise mit botin, papagei (auf dem pferd) und zwerg. Zuneigung der botin (la Belle sans villenie, tochter des grafen Valfin) und des helden. Der prachtvolle papageienkäfig. Herberge auf ein. burg. Weiterreise (12,16—14,26)

II. Kampf des Papageienritters mit dem Poisson-chevalier (I. hauptabenteuer)

1. Flucht der leute, der botin, des zwergs vor dem meerungetüm. Angst des papageis 14,26–15,24
2. Der kampf: tjost. Schwertkampf. Der P.-ch. verliert den rechten arm. Sein todes-

kampf. Beschreibung der natur des ungetüms (ganz aus einem stück!). Weiterreise 15,24—18,7

3. Die vier zu hilfe geschickten ritter bewundern die heldentat des ritters. Botschaft in die stadt. Feierliche einholung des helden durch die befreite dame . . . . 18,7—19,32

III. Der Papageienritter und die Fee aux cheveux blons in der Amoureuse cité.

1. Beginn der liebe zwischen beiden . 19,33—27,8

a. Aufnahme des helden in der stadt und im palast. Zorn und besänftigung des papageis. Souper. Erste andeutung der liebe der dame. Beginn der unterhaltung. 19,33—21,36

b. Verliebte unterhaltung zwischen ritter und fee. — Vor dem einschlafen erzählt der papagei dem helden von einer bedrängten dame. Mitleid desselben 22,1—23,14

c. Die fee besichtigt den erlegten Poissonchevalier. Mapemundi. Aufregung im meer. Umkehr nach der stadt . . . 23,15—24,30

* * *

B. Befreiung der Flor de mont durch das abenteuer der zauberburg (II. hauptfabel).

I. Die erlebnisse des Papageienritters bis zum II. hauptabenteuer.

1. Hilfsgesuch der Flor de mont durch ihre botin: bitte um befreiung von dem ungetreuen marschall, der sie bedrängt. Zusage. Die botin ist heimlich unter lebensgefahr abgereist . . . . 24,31—26,26

* * *

Trauer der fee über den entschluss des helden. Rückkehr aller nach der Amoureuse cité. Festsetzung eines turniers . . . . 26,27—27,8

2. Entwicklung und vollendung der liebe 27,9—43,19

a. Vorbereitungen zum turnier. — Das bett. Liebesgespräch und liebesscene zwischen fee und helden. Harte prüfung der liebe des ritters (er soll sich im turnier als der schlechteste zeigen). Trauer desselben. Zuspruch des papageis. 27,9—30,17

b. Der erste turniertag. 30,18—38,29

α. Der Papageienritter der schlechteste, Doldois du Chastel d'amors der beste. Wortwechsel zwischen beiden. Der papagei verteidigt seinen herrn (30,18—33,5)

β. Reue der dame und selbstgespräch. Beschluss, dem helden ihre liebe zu gewähren. Dieser prügelt sie, heftig scheltend, durch (33,6—35,37)

γ. Selbstgespräch der fee: liebe — zorn. Entschluss ihn vor Doldois zu schützen. Freigebigkeit des verliebten Doldois (36,1—38,29)

c. Der zweite turniertag. 38,29—43,19

α. Der held immer sieger. Besiegung d. Doldois. Erwerbung d. kusses. Rückkehr zur stadt. Fest 38,29—42,19

β. Die liebesnacht. Aufenthalt bei der fee und liebesverkehr mit ihr (42,19 —43,19)

3. Mahnung der botin. Abschied von d. fee 43,20- 44,12

(B I) 2. Reise des ritters, der botin und des papageis ins land der Flor de mont . 44,12—45,34

Episode γ': besiegung d. Chev. Jayant 44,20—50,17

a. Die herzogin d'Estrales, von dem ruhm des papageienritters entzückt, verheisst ihrem baron (Chevalier Jayant) nur dann ihre liebe, wenn er jenen besiegt habe. Versprechen des letzteren (44,20—45,36)

b. Abschied des barons. 15 tage reise, den helden zu finden. Er trifft ihn nachts im walde ruhend (46,1—47,3)

c. Wortwechsel und herausforderung. Kampf zu fuss mit dem schwert. Aufschub des kampfes bis zum morgen. Erlegung des riesen. Harnisch. Gute lehren. Beichte (47,3—50,17)

Weiterreise zur Flor de mont. Gute herberge bei der Franche pucelle. Heilung. Abschied. Weiterreise (50,17—52,10)

Episode γ'': besiegung von Jayant le doubtez de la roche secure (bruder des in γ' getöteten) 52,10—54,30

a. Tjost. Schwertkampf. Gnade. Bewirtung des helden durch den riesen. Heilung (52,10—53,15)

b. Rache des riesen an der comtesse Bliandois, die der herzogin den rat gegeben hat, den baron so auf die probe zu stellen. Beschluss der herzogin ihn zu bekriegen (53,16—54,30)

Weiterreise (54,31—54,34)

II. Das zweite hauptabenteuer: befreiung der Flor de mont.

𝔄. Vorbereitende ereignisse:

1. Erste kämpfe . . . . 54,34—60,34
   a. Herberge bei Andois, vasallen der Flor de mont. Umstimmung desselben. Weiterreise . . . . 54,34—56,36
   b. Besiegung des Chevaliers du passage nach mehreren tjosten. Gute herberge bei ihm. Weiterreise . . . . 57,1—58,34
   c. Besiegung des fahnenträgers des marschalls . . . . 58,34—60,34
2. Der Papageienritter auf der burg der Flor de mont . . . . 60,35—64,20
   a. Aufnahme bei den damen. Entschluss, bald die gefahr zu bestehen . . . . 60,35—62,29
   b. Gestörte nachtruhe. Ankunft des wunderbaren tieres. Beichte des helden. Aufbruch zum abenteuer. Das wundertier zutraulich . . . . 62,30—64,20

𝔅. Der spuk und die zauberburg:

1. Der spuk vor der verfallenen burg 64,20—67:38

a. Der held wird von dem tier bis zu einer zerstörten burg geführt . . . 64,20—65,11
b. Die seele des hinterlistig im turnier zum tode verwundeten königs Belnain erscheint in ritters gestalt. Sie erzählt kurz ihr schicksal. Die zauberkraft der baumblüte. Verhaltungsmassregeln bei dem bevorstehenden gespenstischen turnier 65,11—66,26
c. Das spukhafte turnier . . . . 66,26—67,22
d. Der *perron*: belehrende worte, weg zum abenteuer . . . . 67,23—67,38

2. Die kämpfe . . . . 68,1—76,23
a. Der drachenkampf
a'. Hilferufe der frau. Besiegung des drachen und befreiung seines opfers. Unglück und ohnmacht des helden. Heimkehr des befreiten ritters und seiner amie zu ihrer burg am flusse 68,1—69,10
b'. Bericht des armen fischers. Auffindung des ohnmächt. Artus. Heilung 69,10—70,18
c'. Der burgherr (Chevalier amoureux du chastel saulvage), vasall d. marschalls, enthüllt seinem retter zum dank das geheimnis des zauberrades und weist ihm den weg zur zauberburg 70,19—71,34
b. Gefahren bis zum eintritt in die burg.
a'. Reise nach der burg d. marschalls 71,34—72,1

Episode δ: das wilde waldweib 72,1—72,16

Weiterreise . . . . 72,16—72,19
b'. Die schmale, schwankende brücke und das schneidende rad . . . 72,20—73,18
c'. Die beiden unzufriedenen burghüter (*vilain!*) . . . . 73,18—73,38
c. Der kampf mit dem marschall in der burg.
a'. Die jungfrauen mit fackeln 74,1—74,24
b'. Ankunft des marschalls und seiner amie, nebst 20 musicierenden jungfrauen. Erlegung desselben und tod seiner treuen geliebten . . 74,25—75,21

d'. Dank der befreiten mädchen. Huldigung der landschaft . . . 75,21—76,23

C. Abschluss des abenteuers:

1. Heilung des papageienritters. Rückkehr zur Roche sans paour in begleitung eines glänzenden gefolges . . . . 76,23—76,31
2. Empfang durch die königin und Flor de mont. Freude des zurückgebliebenen papageis. Fest. Huldigung . . . . 76,32—77,33
3. Abschied des helden. Reise übers meer in die Bretagne . . . . 77,34—78,19

III. Heimkehr des Artus.

1. Die seefahrt. Sturm. Komische furcht des papageis. Das schiff landet an ein. insel. 78,19—79,22
2. Kundschaftsritt des helden . . . 79,23—88,3
   a. Der zwerg im turm . . . . . 79,23—80,28

Episode ε: lebensgeschichte des zwergs und seines riesensohnes (das mitleidige einhorn) 80,28—85,26

   b. Artus gibt sich zu erkennen. Reiseplan. Ankunft des riesen Jayant sans nom. Huldigung des zwergs und des riesen 85,26—87,30
   c. Artus, zwerg, riese und einhorn kommen zum schiff . . . . 87,30—88,3
3. Die rückfahrt . . . . 88,4—89,17
   a. Treidel- und ruderfahrt . . . 88,4—88,24
   b. Aufenthalt in der Amoureuse cité bei der Dame aux cheveux blons. Befehl an Lion . . . . 88,24—89,3
   c. Ankunft in Videsores . . . . 89,4—89,17
4. Schluss: hoftag zu pfingsten in Videsores. Ankunft des Lion sans merci. Taufe des Jayant sans nom . . . . 89,18—90,7

§ 31. Wigalois und Papageienroman im allgemeinen.

Aus der disposition lässt sich schon ersehen, dass folgende teile des Wigalois mit dem Papageienroman verglichen werden können.

1. Die besiegung Hoiers von Mansfeld und erwerbung eines papageis nebst käfig, pferd und zwerg mit der besiegung des übermütigen Lion sans merci im dienst einer dame und erwerbung eines papageis nebst käfig, pferd und zwerg, W δ : P β.

2. Das boten- und reisemotiv, W I, 1. 2 : P A I, 1. 2 und P B I, 1. 2.

3. Das hauptabenteuer, W II : P B II.

Darin die episoden von dem waldweibe W ζ : P δ.

Die übrigen teile der romane stehen, wie sich aus den dispositionen ergiebt, schlechterdings in keiner beziehung.

Es ist klar, an irgend einen unmittelbaren zusammenhang von W und P darf nicht gedacht werden. Weder kann die französische prosa, die doch kaum älter als das 14. jh. ist, den mhd. Wigalois, noch Wirnt die französische prosa benutzt haben. Es bleiben also folgende annahmen als möglich übrig. Entweder hat die prosa P aus dem afrz. Wigalois des 12. jh.'s O geschöpft:

```
      O
   ___|___
  W       P
```

oder O und P gehen auf eine gemeinsame quelle Y zurück:

```
      Y
   ___|___
  O       P
  |
  W
```

Die untersuchung wird das zweite schema mit evidenz als richtig erweisen. Vgl. die §§ 33 (schluss). 34. 47. 50. Namentlich das resultat dieses letzten paragraphen lässt durchaus keinen zweifel bestehen.

Es folgt nun die vergleichung der einzelnen teile. Diese können aber nicht immer sofort mit einander verglichen werden. Denn sowol der dichter des französischen Wigalois O als der verfasser der prosa P haben ihre vorlage Y mit eigenen erfindungen oder zutaten aus andern quellen vermehrt, durch auslassungen bez. ersatz gegebener abenteuer durch andere verändert, also das original stark überarbeitet. Man sieht dies an widersprüchen und unklaren angaben, welche sich in beiden dichtungen zahlreich finden. Ehe man also dazu kommt, die entsprechenden abschnitte der romane unmittelbar einander gegenüberzustellen, hat man den text häufig zunächst rein

für sich auf seine quellen zu prüfen und ist im anschluss an widersprechende oder unklare aussagen in jedem abenteuer die scheidung der quellenberichte vorzunehmen. Das vergleichbare muss also vielfach erst ermittelt werden. Namentlich ist dies in den zunächst zu besprechenden abschnitten der fall. Vgl. auch oben s. 324 ff.

§ 32. Das papageienabenteuer: kritik der Wigaloisepisode (64, 12 ff.).

Die situation ist folgende. Der könig von Irlant hat auf ein *gevilde* einen intelligenten, sprechenden papagei geschickt, der in einem sehr kostbaren käfig von einem schönen pferd getragen und von einem zwerg geleitet wird. Er soll der preis für die schönste dame sein. Die entscheidung über die schönheit liegt bei den dort versammelten rittern. Diejenige dame welche von den herren für die schönste erklärt wird, bekommt die wertvollen gegenstände. Eine jungfrau Elamie, königin von Tyrus, ist allein dorthin gereist, um den preis zu erwerben. Die versammelten herren erkennen ihr denselben zu, und sie nimmt ihn froh in empfang. Da kommt ein gewaltiger ritter, nach der farbe seines haares und der waffen der rote ritter genannt, raubt ihr die kostbarkeiten und schenkt sie seiner geliebten. Die anderen herren wagen aus furcht nicht diesen gewaltact zu verhindern. Die jungfrau reitet jammernd wider fort. Am andern tag soll das fest enden.

Drei meilen von dem gefilde, auf dem die ritter in ihren zelten liegen, trifft nun Wigalois die dame, welche sich ganz verzweifelt gebärdet. Sie erzählt ihm die ganze geschichte, und er erbietet sich, ihr zum recht gegen den roten ritter zu verhelfen. Sie will zuerst nicht, weil er ihr zu jung scheint, dann geht sie darauf ein. Die reisegesellschaft kommt zu dem zeltlager, wo allenthalben ritterliches spiel betrieben wird. Elamie zeigt dem helden den roten ritter, Hojir von Mansvelt, dann steigen sie in dem zelte der base Elamies, der tochter des königs von Persien, ab. Hierauf gehen sie zu dem übermütigen Hoier, und Wigalois fordert ihn zum kampf auf den nächsten morgen heraus. Jener wird besiegt und muss sich als gefangener zu Artus verfügen.

Rein äusserlich betrachtet birgt diese erzählung nirgends

widersprüche. Trotzdem ist offenbar die ganze situation von vorn herein nicht auf diesen verlauf der dinge zugeschnitten gewesen.

Höchst auffallend ist zunächst, dass Elamie als königin von Tyrus, die über ihr reich und ihre hand selbständig gebietet, allein, ohne jedes gefolge, zu dem schönheitsstreit gekommen ist. Irgend ein grund ihr das gefolge vorzuenthalten besteht nicht, und die vorliebe der dichter für schilderungen höfischer pracht macht ganz unwahrscheinlich, dass hier eine kürzung von W oder O vorliege. Allein reiten nur botinnen und hilfeflehende, nicht damen höherer stände, wenn sie ein fest besuchen. Ferner sind die ritter auf dem gefilde alle mit ihren freundinnen zur stelle (W. 68, 3—7), so auch Hoier, der Elamie den vogel nimmt und ihn seiner geliebten gibt (69, 37). Danach scheint keine concurrenz von damen überhaupt, sondern wol nur von 'freundinnen', d. i. damen von rittern begleitet, statt zu haben, wie im Erec und Desconëu. Drittens dominiert der rote ritter in der gesellschaft in einer weise, welche nicht wirklich befriedigend begründet ist. Woher wissen denn die ritter, dass es jedem ans leben geht, der ihn zu bestehen wagt (69,40—70,1)? Das sieht so aus, als ob einigen aus der gesellschaft dies misgeschick wirklich zugestossen wäre. Jedenfalls bedürfte die allgemeine verzagtheit noch einer erläuterung, die mehr aus der situation, nicht anderswoher entlehnt wäre. Denn jetzt wird nur mitgeteilt, dass Hoier sich in andern ländern als grossen kriegshelden erwiesen hat. Endlich: Elamie reitet (wider allein) vom festplatz fort, jammernd und in höchster verzweiflung (65, 36 ff.). Der ausdruck ihrer betrübnis ist für den anlass ihres schmerzes nach der sonstigen gewohnheit der Artusromane auffallend stark.

Die anstösse würden sich ohne weiteres heben, wenn man annimmt: in einer älteren fassung der geschichte war die der Elamie entsprechende jungfrau die amie eines ritters, der mit ihr selbander (der zug ist beliebt, z. b. Erec und Enide) auf einen festplatz gekommen ist, einen als schönheitspreis ausgesetzten vogel im kampf gegen einen andern, der ihn verteidigt, beansprucht (vgl. Erec und Yder in Chrest. Er. 547 ff.) und dabei fällt. Die amie muss nun natürlich allein und in verzweiflung den platz verlassen. Auch andere ritter

haben durch jenen kämpen (der dem roten ritter in W entspräche) ihr leben verloren und die anwesenden sind darob zaghaft, jener aber ist übermütig und herr der situation. Der von der jungfrau unterwegs gefundene kämpfer besiegt den stolzen, erwirbt ihr den vogel und rächt den geliebten. Diese hinter O (W) liegende version würde dann nichts anderes als eine weiterbildung des Chrestienschen sperberabenteuers sein. Der preisvogel war vermutlich schon in ihr ein papagei.

So wie eben vermutet worden ist, verläuft nun der anfang der sperberepisode im Desconëu wirklich. Dieser anfang stimmt auch in einzelheiten mit W (vgl. § 23), und die ganze geschichte im Desconëu entspricht dazu nach ihrer stellung im roman der papageienepisode des Wigalois (vgl. oben § 17). Andererseits weichen die episoden in dem was folgt (hauptstück und schluss) völlig von einander ab. Daraus ist zu schliessen: diese einleitung hat O aus der quelle X (vgl. § 27) entnommen, und zwar ist die ursprüngliche form in D besser bewahrt als in W; das von X abweichende muss anderswoher stammen.

Der englische Libeaus hat hier entschieden das jüngere (WD : L). Auch ist der zug, mit der botin als amie in die concurrenz einzutreten, an sich verdächtig. Der englische dichter bemüht sich augenscheinlich, ein liebesverhältnis von Elene und Libeaus anzubringen. So schenkt 472 ff. die botin dem helden ihre liebe, ein motiv, das weder W noch D kennt; auch ändert sich die gesinnung der jungfrau in L noch schneller als in D.

§ 33. Das papageienabenteuer: kritik der prosaepisode (Pap. 5, 11 ff.).

Der Papageienroman erzählt in den episoden *α* und *β* folgendes. Artus und seine begleiterin hören plötzlich hilferufe, dann sehen sie eine schöne und reich gekleidete dame auf einem maultier vor einem ritter fliehen, der ihr mit gezücktem degen nachjagt. Die bedrängte wendet sich hilfeflehend an Artus. Der verfolger habe ihren *amy* unrechtmässiger weise erschlagen und wolle nun auch sie töten. Artus wirft dem ritter das ehrlose seines vorhabens vor. Dieser reitet weg, holt seine lanze und es kommt zum kampf. Der ritter wird aus dem sattel geworfen und muss um gnade bitten. Der könig verlangt

von ihm, er solle sich der dame ergeben. Jener will nicht, denn ihre schönheit bringe ihn von sinnen. Er habe sie mehr geliebt als sonst jemand seine dame, sie aber habe nichts von ihm wissen wollen und einen andern bevorzugt. Den habe er aus eifersucht getötet. Sein name sei Chevalier de la gaste lande. Artus besteht trotzdem auf seinem verlangen, weil jedoch die dame selbst verzichtet, so wird der besiegte nach Camellot an den hof geschickt.

Man erwartet jetzt eine dankscene, auch müsste sich Artus wol nach dem namen der jungfrau erkundigen. Aber nichts davon. Er fragt nur wohin sie wolle, und sie antwortet: mein herr, wenn es euch gefällig wäre, so würde ich euch gern zu einem der schönsten hoffeste führen, die ihr je gesehen habt. Es ist ganz nahe hier bei. Pap. 5, 18 ff.: *Et si avra bien .Vc. chevaliers, des meilleurs de la contree, qui sont ja venus pour voir la court, qui est ordonnee en tel maniere que celluy qui avra la plus belle amye et le pourra monstrer pour* (= *par*) *armes, si avra ung papegault que ung nain la apporte chascun an, le meilleur oysel du monde pour chanter doulx champ* (= *chant*) *amoureux plaisant et pour parler mieulx et adroit ce que vient a plaisir a cuer d'omme et a cuer de femme. Mais il y vient ung chevalier qui tous les aultres de la contree a conquis par armes. Et si leur fait le graigneur tort e la plus grant desraison c'onques mais chevalier feist ..... il fait chascun moys une foys venir en la praerie de Causuel tous les chevaliers et toutes les dames et les damoiselles et les damoiseaulx de toute la contree, et leur fait faire a luy hommage par force et sans droit et sans raison, et puis aprés il a une amye, la plus laide creature que vous oncques mais veissiez, et il leur fait dire par force qu'elle est la plus belle, et la plus courtoise et la mieulx aprise de ce monde. Beau sire, ce seroit moult grant courtoisie de deslivrer les chevaliers et les dames et les damoiselles du servage ou ilz sont a tort.*

Die situation ist also ähnlich wie in Chrestiens Erec. Es veranstaltet jemand (im Erec die ritter der landschaft v. 557) jedes jahr eine schönheitsconcurrenz und setzt alle mal einen papagei (im Erec einen sperber) als preis für den ritter (im Erec für die amie) aus, der seine dame durch kampf als die

schönste erweist. Zu diesem fest kommen viele ritter der umgegend mit ihren geliebten. Einer, der sie schon früher bei anderer gelegenheit besiegt und eingeschüchtert hat, nimmt den preis für seine geliebte stets ungehindert in anspruch. Eben die früheren kämpfe mit den rittern der landschaft und das für diese daraus entsprungene schmähliche dienstverhältnis erklären die herschende stellung des Lion sans mercy bei jenem feste. Wer dies veranstaltet, ist nicht klar, doch deutet Pap. 12, 30 ff. *Et le papegaux respondi: damoiselle, ne vous menbre il quant vous fustes a la court la royne, nostre dame ...* darauf hin, dass es in der quelle von P ein könig oder eine königin war.

Die gerettete jungfrau bittet Artus nun ohne weiteres (Pap. 6, 6 ff.), er möge sie auf die wiese von Causuel führen und durch kampf auch beweisen, dass sie schöner sei als die hässliche freundin des gewalttätigen ritters. Artus macht die gewährung der bitte abhängig von der einwilligung seiner begleiterin, der botin. Diese stimmt höflich zu und die gesellschaft reitet nach Causuel.

Auf dem gefilde finden sie schöne zelte und viele herren und damen (Pap. 6, 31 ff.). Diese kommen den reisenden mit scheltworten und boshaften witzen entgegen. Artus hält ihnen dies und ihre schimpfliche lage vor, so dass sie beschämt schweigen.

Da erscheint Lion sans mercy mit seiner hässlichen geliebten und dem schönheitspreis. Sofort schickt er sich zum kampf an. Es kommt zur tjost; die ritter stürzen zur erde und die rosse stossen einander tot. Dann folgt der schwertkampf. Die umstehenden bitten gott im stillen, ihren tyrannen zu fällen. Artus, zuerst verwundet, schlägt endlich dem gegner den linken arm ab. Lion fällt nieder, und alle ermahnen den könig ihn zu töten. Dieser lässt sich nun von dem besiegten den namen nennen und sein leben erzählen (Pap. 9, 8 ff.). Darauf legt er ihm eine entehrende busse auf. Der sieger zieht, geleitet von der jungfrau (schwester der fee Morgaine) und den dankbaren rittern, weiter. Dann kehren diese zurück, und Artus setzt mit der botin und mit papagei, pferd und zwerg, die ihm (nicht der dame) zugefallen sind, die reise fort. Ueber den verbleib der dame erfährt man nichts mehr.

Eine kritische lectüre muss an vielem einzelnen in den episoden α und β anstoss nehmen.

Zunächst schliessen inhalt und stimmung der beiden stücke α und β einander aus. Die noch eben bis zum tod betrübte dame, die ihren geliebten verloren hat, interessiert sich jetzt ausschliesslich für das fest von Causuel und die preisbewerbung. Sie ist fortan so völlig getröstet, dass sie sich gleich dem helden als amie anbietet, um durch ihn die ehrengabe zu erlangen. Die erzählung geht dann in β genau so weiter als ob der inhalt von α gar nicht da wäre, als ob Artus die dame irgend wo zufällig getroffen und mit ihr die reise nach Causuel angetreten hätte.

Diese rein äusserliche verbindung lehrt, dass die episoden α und β ursprünglich nichts mit einander zu tun hatten, dass α wol nur darum vor β geschoben ward, um das auftreten der dame nicht ganz unmotiviert zu lassen.

Ferner ist β in sich höchst widerspruchsvoll. Die ritter der umgegend kommen jedes jahr einmal mit ihren geliebten auf die wiese vor burg Causuel, um sich dort einen preis für die schönste *amie* zu erstreiten. Auch Lion kommt wie jeder andere dahin, steht allen übrigen also, wie man zunächst denken sollte, in absicht auf den preis völlig gleich (Pap. 5, 20 ff). Zu dem jahresfest schickt ein könig oder eine königin den papagei. Die situation ist, wie schon bemerkt, im ganzen dieselbe wie Erec 557 ff., nur dass dort der sperber von der ritterschaft selbst ausgesetzt scheint, dies fest als *court,* d. h. hoftag, hoffest (Pap. 5, 20) bezeichnet wird, den offenbar eine fürstliche person anberaumt und zu dem sie den vogel stellt (vgl. oben s. 350). Man wird nicht zweifeln, dass der bericht von P auf Chrestiens schilderung zurückgeht; Lion ist = Yder.

Bis 5, 26 (vgl. oben s. 349) ist alles klar. Dann aber heisst es, Lion habe alle die versammelten ritter früher besiegt und er lasse sie jeden monat mit ihren amien zur huldigung vor seine burg Causuel kommen, und nötige ihnen dort jedesmal die erklärung ab, seine — übrigens grundhässliche — freundin sei die schönste und gebildetste der welt. Von dieser schmach können sich die ritter nicht befreien, sie wären aber froh, wenn es ein anderer vollbrächte. Von einer wirklichen preisbewerbung kann unter diesen um-

ständen natürlich keine rede sein. In der tat hat auch Lion den vogel schon (Pap. 7, 23 ff.) und kommt mit ihm auf den platz. Besonders auffallend ist aber, dass nach der rede der fremden dame, von dem moment an, in welchem man die reise nach Causuel antritt, das motiv der schönheits-concurrenz überhaupt nicht mehr beachtet wird. Von Pap. 6, 31 ab handelt es sich nur um befreiung der geknechteten und bestrafung Lions für seine gewalttaten. Die jungfrau wird nach dessen niederlage nicht für die schönste erklärt. Auch in der erzählung Lions ist nur von der monatlichen huldigung, nicht mehr von dem jahresfest die rede. Hier hat nicht ein anderer oder die ritterschaft der gegend die versammlung berufen — sondern Lion, der im anfang als gleichberechtigter concurrent erscheint! Es ist nicht mehr ein jahresfest, sondern eine monatsversammlung, nicht mehr ein preiskampf, sondern eine huldigung für den tyrannen Lion, der ort, wohin der ritter kommt um den preis zu nehmen — ist seine eigne burg Causuel!

Man könnte ja ausweichen und sagen: das jahresfest trifft zufällig mit einer solchen monatsversammlung zusammen, der fremde könig wünscht die preisbewerbung, aber Lion verhindert sie gewaltsam, er kommt von der burg herab auf die wiese (*il y vicnt*) u. s. w. Aber das würden nur ausflüchte sein. Die widersprüche bestehen trotzdem und fallen bei der lectüre sofort auf.

Auf grund dieser widersprüche lässt sich nun die episodische erzählung β in zwei ursprünglich verschiedene quellenberichte spalten, die erst später zusammengearbeitet worden sind.

1. Die erzählung eines schönheitsstreites, welche auf Chrestiens Erec v. 557 ff. beruht. Die einzelnen momente derselben waren etwa: jahresfest und schönheitsstreit. Preis: ein sprechender papagei, von dem veranstalter des festes, einer fürstlichen person, für die schönste dame gestiftet. Versammlung von rittern der umgegend nebst ihren amien. Der gefürchtete ritter, der schon öfter den preis gewonnen hat und ihn wider in beschlag nimmt, ohne dass widerstand geleistet wird und jemand die schönheit seiner dame zu bezweifeln wagt. Ankunft des helden mit einer fremden jungfrau, die er

erst kurz vor dem termin trifft. Besiegung des übermütigen gegners. Die schöne des siegers bekommt den preis.

2. Die geschichte von der bestrafung des tyrannischen Lion. Besiegung und beraubung der nachbarn und verpflichtung, ihm jeden monat einmal vor Causuel zu huldigen und seine amie für die schönste dame zu erklären. Besiegung Lions durch Artus. Schimpfliche strafe des Lion und der feigen ritter.

Wurden beide reihen verschmolzen, so bekam Lion die rolle des Chrestienschen Yder, Artus aus no. 2 die des helden aus no. 1, die monatsversammlung fiel mit dem jahresfest zusammen, die politische unterdrückung verband sich mit der einschüchterung bei dem wettstreit und der kampf 2 nahm den von 1 in sich auf. Der papagei spielt nun natürlich die unnütze rolle, welche ihm in P zugeteilt ist. Den zweck seines daseins hat die verarbeitung ganz verschleiert. Denn dass er ursprünglich nicht für den ritter, sondern für die als schönste erwiesene dame bestimmt war, kann nach analogie der sperberepisode im Erec und Desconëu wol nicht bezweifelt werden. Auch später ist der vogel nur locker in die handlung von P verflochten. Er dient daselbst, wie G. Paris richtig bemerkt hat, als komische person und bleibt von dem entscheidenden abenteuer weg. Secundär ist in P gewis auch die starke hervorhebung der übernatürlichen intelligenz des tieres, die in W nur angedeutet wird. Ursprünglich dürfte dies motiv weniger breit ausgearbeitet gewesen sein, obwol es gewis schon in der quelle angeschlagen war.

Was die art und weise jener contamination betrifft, so sieht man leicht, dass quelle 2 (Lions bestrafung) die hauptmasse des stoffes geliefert hat. Quelle 1 (die preisbewerbung) ist fast nur zur einleitung der episode und für einige einzelheiten ihres hauptteiles benutzt. Vgl. § 34.

Es fragt sich nun, wie alt diese quellenmischung in P ist. Hat sie erst der verfasser der prosa vorgenommen, oder stammt sie schon aus der dahinter liegenden fassung Y? Antwort gibt die vergleichende heranziehung des Wigalois: dieser kennt die motive der quelle 1 (preisbewerbung) fast alle,[1])

---

[1]) Vor allem papagei, pferd und zwerg als preis, dann die beschlag-



von denen der quelle 2 (Lions bestrafung) findet sich auch nicht eine spur. Also kann man mit sicherheit behaupten, die dem Wigalois (O—W) und Papageienroman (P) gemeinsame quelle Y (12. jh.) kannte die verschmelzung noch nicht. Diese fällt also — um das nächstliegende anzunehmen — dem verfasser der prosa zur last. Ebenso natürlich das vorschieben der episode α vor β.

Wir haben so einen fall, wo man mittelst des Wigalois das ergebnis der inneren kritik von P unmittelbar stützen kann. Jener hat also hier — und wie sich zeigen wird — noch oft für die prosa die bedeutung eines objectiven scheidemittels. Für die sicherheit der untersuchung ist dies von grossem wert.

Dass übrigens P an dieser stelle nicht aus O schöpft, geht aus der ganz abweichenden einleitung der prosaischen papageienepisode hervor (Pα). Denn α steht zu der aus X entnommenen eingangspartie der episode von W in gar keiner beziehung. Auch steht die quelle 1 von Pβ (die preisbewerbung) dem Erecabenteuer viel näher als die episode im Wigalois.

§ 34. Das verhältnis von W zu P im papageienabenteuer.

Wir haben gefunden, dass um die wirklich vergleichbaren teile des Wigalois und der prosa zu erhalten, von der papageienepisode des ersteren die aus X stammende einleitung (s. 348) von der entsprechenden episode β des Papageienromans der quellenbericht 2 (bestrafung eines tyrannen) mit allem was notwendig damit zusammenhängt, weggedacht werden muss (s. 353 ff.). Führt man die abspaltung factisch aus und vergleicht nun, was übrig bleibt, so erhält man folgende tabelle:

W s. 68.	P s. 5, 14 ff.
Der könig von Irlant hat *durch âventiure* ein sehr schönes pferd (beschreibung 68, 39 ff.) und einen papagei, der sprechen kann was er will, auf ein gefilde geschickt. Der vogel sitzt in	Ein könig oder eine königin (12, 32) schickt jedes jahr einen sprechenden und vernunftbegabten papagei durch einen zwerg, der ihn bedient (13, 12 ff.), auf die wiese vor Cansuel. Der

nahme derselben durch einen übermütigen ritter, dem sich niemand widersetzt. Die andern sind etwas modificiert.

einem äusserst kostbaren käfig (gold und edelsteine), der auf dem ebenfalls sehr kostbaren sattel des pferdes steht. Zur begleitung und bedienung ist ein zwerg da (86, 34). Der papagei ist ein schönheitspreis, für die dame bestimmt.	vogel sitzt in einem äusserst kostbaren käfig (gold und edelsteine) [beschreibung 13, 16]. Der käfig steht auf einem ross, welches von dem zwerg getrieben wird (11, 32). Der papagei ist ein schönheitspreis.
Auf dem festplatz, der nur drei meilen oder etwas mehr von dem orte liegt, wo Wigalois die jungfrau trifft, haben sich viele ritter versammelt. Jeder ist mit seiner freundin dorthin gekommen, um den preis in einer abstimmung einer der anwesenden damen zuzuerkennen. Die damen müssen sich im kreise rings um das pferd herum aufstellen. Die herren gehen dann hin, urteilen und die dame, welche nach aller meinung die schönste ist, erhält den preis ...	Auf diese festwiese, welche nahe bei dem ort liegt, wo Artus mit der jungfrau zusammentrifft, sind die besten ritter der gegend gekommen, jeder mit seiner freundin, um durch urteil über seine geliebte[1] und dann im kampf den ausgesetzten preis zu erwerben.
Wigalois kommt mit einer jungfrau, die er kurz zuvor getroffen hat, auf den festplatz. Das gefilde ist voll *pavelûne* geschlagen. Die versammelten ritter haben schöne waffen, turnieren, fechten und buhurdieren. Die knappen justieren. Ueberall ist tanz, gesang und ritterspiel...	Artus kommt mit einer jungfrau, die er kurz zuvor getroffen hat, auf die festwiese. Da sehen sie *tentes et pavillons. Dames et demoiselles* sehen den herren zu, die buhurdieren und viel lärm machen...
Wigalois findet den preis im besitz des roten ritters, der ihn den versammelten zum trotz mit beschlag belegt und seiner freundin geschenkt hat. Er trifft ihn in seinem zelt und fordert ihn für den anderen tag zum kampfe heraus. Kampf...	Artus sieht Lion mit seiner hässlichen geliebten ankommen, in seinem gefolge den preis (den dieser also wie in den früheren jahren ohne weiteres mit beschlag belegt haben muss). Sofort beginnt der kampf...
Wigalois besiegt den ritter,	Artus besiegt Lion und ge-

[1]) Es wird erst festgestellt, wer die schönste dame hat. Der preis wird dann verteidigt. Dies folgt doch wol aus Pap. 5, 21 f. (oben s. 349): *qui aura la plus belle amye, et la pourra monstrer par armes.* Vgl. auch Libeaus Desconus (Mennung s. 23a).

nimmt ihm den preis wider ab und übergibt ihn Elamie. Hoier muss sich am hof des Artus als gefangener stellen.	winnt ihm den papagei ab.
Weil Wigalois Elamies heiratsanträge[1]) abweist, mag diese von dem papagei nichts mehr wissen. Der held muss ihn also an sich nehmen. Er schenkt ihn Nereja und reist dann mit seinen begleitern weiter.	Er behält ihn bei sich und nennt sich von nun an 'Papageienritter'.

Die verwantschaft der beiden situationen liegt zu tage, obwol doch in P durch aufsetzen des zweiten quellenberichts (tyrannenmotiv) viel von dem ersten beseitigt ist, so dass sich im hauptstück 'Der held und der übermütige ritter' nur noch reste des ursprünglichen nachweisen lassen. Trotzdem also sicher der grösste teil der episode Pβ secundären ursprungs ist, und im vergleich dazu W der älteren version β1 im ganzen genommen näher steht, muss doch die frage aufgeworfen werden, ob von den beiden berichten, die am anfang dieses paragraphen von den bereits erkannten zutaten gereinigt einander gegenüber gestellt worden sind, der deutsche oder der französische altertümlicher, dem ursprünglichen mehr verwant ist.

Die hauptunterschiede der beiden darstellungen sind: in W findet das fest nur das eine mal statt, von dem uns erzählt wird, in P jährlich. In W entscheidet friedliche abstimmung über zuerteilung des schönheitspreises, in P urteil und ritterlicher kampf; in P können darum nur freundinnen von rittern, in W auch alleinstehende damen als bewerberinnen auftreten.

Nun ist schon oben s. 347 hingewiesen worden auf die verse 68, 3 ff.:

> dá lit riter harte vil,
> als ich iu nu sagen wil.
> ichn weiz, ob irz ê habt vernomen
> warumbe si alle dar sint komen
> ieglicher mit sîner friundin?

und 69, 35 ff.:

> daz schœne pfert er mir verbôt.

[1]) Vgl. 235, 3—5. 85, 14 ff.

er zôch ez mit gewalte hin
und gap ez sîner friundin.

Hier liegt ohne zweifel die anschauung zu grunde, welche P vertritt, dass es wesentlich ein schönheitswettstreit für ritterfreundinnen, nicht für damen überhaupt sei, der auf dem gefilde abgehalten werden soll.

Ferner wird in W die herschende stellung des übermütigen ritters damit begründet, dass er in allen landen als gewaltiger held bekannt sei (76,32—77,32). Er war so tapfer, dass es niemand ohne lebensgefahr hätte wagen können, mit ihm zu kämpfen (69, 40 ff.). Besser wäre hier doch eine aus der art des motivs genommene begründung (vgl. oben s. 347), also eine, wie sie Chrestien im Erec in der sperbererzählung bringt, und P deutlich voraussetzt (vgl. s. 355 b). Freilich ist eine solche durch verwandlung des jahresfestes in ein einmaliges unmöglich geworden.

Diese beiden umstände, vor allem der erste, legen die ansicht nahe, dass die fassung P in dem oben s. 354 ff. ausgehobenen stück das ursprüngliche hat. Folgende erwägung scheint mir ausschlaggebend.

Es ist unbedingt anzunehmen, dass der held auch in der quelle von O (W) des papageis wegen einen kampf bestehen musste, denn dieser kampf ist ja der höhepunkt der episode. Ist nun die einleitung der papageienepisode von O (W) aus X entnommen, so stand die sache in Y, der andern quelle von O (W), so, dass der held eine dame auf den festplatz führte, die noch nicht dort gewesen war, also sich noch nicht um den preis beworben hatte. Dann konnte aber dort weder ein motiv wie in D (rache für den verlornen geliebten), noch eines wie in W (genugtuung für erlittene unbill) den anfang machen, sondern die darstellung musste beginnen etwa wie in Pβ (begegnung mit einer dame, die den helden auf den streit um den preis aufmerksam macht), und der kampf hatte nicht den zweck, der dame den vorenthaltenen vogel wider zu erwerben (D 58, 1616 f.) oder ihr die geraubten kostbarkeiten wider zu verschaffen (W 70, 22 f.), sondern einfach den, einen etwas übermütig gewordenen helden zu bestrafen, wie es schon Chrestien im Erec schildert und P, freilich unter hinzunahme einer nebenquelle (β2), breit ausführt.

Also hat Pβ (s. 352. 354 ff.) die grundzüge der älteren fassung treu bewahrt und O (W) geändert, ein neuer beweis dafür, dass P nicht aus O geflossen sein kann, sondern dass dieselbe ältere quelle Y beiden romanen zu grunde liegt. —

Sobald in Pβ die quelle 2 (Lions bestrafung) einsetzt, ändert sich natürlich das verhältnis. Dies findet besonders in den kampfschilderungen und dem was darauf folgt, statt. Denn dieser teil von β beruht so gut wie ganz auf quelle 2. In der entsprechenden partie von W ist demnach die ursprüngliche version Y besser erhalten. Da aber für dieses stück von W jede parallelüberlieferung fehlt, lässt sich altes und neues dort höchstens durch mittel der inneren kritik sondern. Immerhin sehe ich keinen grund, die charakteristischen momente, welche die tabelle daraus anführt, Y nicht zuzuweisen.

§ 35. Die entstehung der fassung O vom papageienabenteuer.

In den paragraphen 32—34 habe ich den nachweis geliefert, dass die papageienepisode von O (W) ihr eingangsmotiv (die trostlose dame) der quelle X, alle wesentlichen züge des hauptteils dagegen Y verdankt. Wir sahen zugleich, dass P, so weit es Y benutzt hat, eine recht treue inhaltsangabe davon liefert, und dass auch D, welches durch L controliert werden kann, jedenfalls das ursprüngliche besser bewahrt hat als O (W).

Im anschluss an diese versionen X und Y, deren inhalt sich im wesentlichen erschliessen lässt, wird es möglich, sich über die entstehung der erzählung O (W), im besonderen über änderungen und zutaten des dichters dieses romans bestimmte vorstellungen zu bilden. Dies ist nicht ohne interesse, denn das verfahren des verfassers von O in der papageienepisode ist typisch für die art seiner quellenbenutzung und bearbeitung überhaupt.

Als sich der dichter des afrz. Wigalois ans werk machte, standen ihm zwei quellen, Y und X, zu gebote. Beide enthielten einen schönheitsstreit, von denen der aus Y der bekannten Erecerzählung sehr nahe stand, der andere stark abwich, obgleich er sein vorbild gewis auch bei Chrestien gefunden hat. Das verhältnis beider erzählungen veranschaulicht folgende

tabelle, welche den inhalt von Y und X, so weit er erschlossen werden kann und in betracht kommt, kurz angibt.

Y	X
Ein könig veranstaltet jährlich auf einem dazu geeigneten platz ein fest. Ritter mit ihren freundinnen sind dazu geladen. Der fürst schickt jedesmal einen sprechenden, intelligenten papagei nebst pferd und zwerg dorthin als geschenk für diejenige dame, welche von den herren als die schönste erkannt und von ihrem geliebten in ritterlichem kampf auch als die schönste erwiesen wird.	Ein burgherr hat einen schönen sperber auf einem platz seiner stadt ausgesetzt. Jede mit ihrem geliebten vorbeiziehende dame darf ihn nehmen, wenn der ritter durch kampf nachweist, dass sie schöner ist als die dame des burgherrn, der den vogel verteidigt.
	Eine dame versucht sich den sperber anzueignen, aber ihr geliebter wird von dem burgherrn getötet.
Der held trifft in der nähe des festplatzes eine dame, von der er nachrichten über das fest empfängt und der er den preis zu erwerben beschliesst (vielleicht von ihr dazu aufgefordert).	Der held trifft die jammernde in der nähe der burg, erfährt ihr unglück und erbietet sich ihr den preis wider zu verschaffen und den freund zu rächen.
Die botin lässt sich bereit finden, mit zu reiten.	
Auf dem platze sehen sie ritterliches spiel (buhurt) und lustbarkeit.	
	Die leute wundern sich darüber, dass die jungfrau zum zweiten mal erscheint, trotzdem sie eben erst ihren geliebten um des sperbers willen verloren hat, und alles läuft herbei, das paar anzugaffen.
Der preis ist wider wie in den früheren jahren von einem starken ritter in beschlag genommen und seiner geliebten übergeben worden. Weil die übrigen herren die kraft des übermütigen von den früheren jahresfesten her noch kennen, wagt niemand seiner dame den ruhm der grössten schönheit sammt dem preis	Der held kommt auf den platz, seine begleiterin soll den vogel nehmen. Der burgherr mit seiner dame kommt und verbietet es ihr.

streitig zu machen und mit ihm zu kämpfen.	
Aber der held erklärt seine dame für die schönere und fordert den stolzen heraus.	Der held erklärt, die schönheit seiner begleiterin durch kampf beweisen zu wollen und fordert den gegner heraus.
Kampf. Besiegung des übermütigen, der nun der dame des helden den preis und den ruhm der grössten schönheit lassen muss. Ihm wird auferlegt, sich als gefangener am hof des Artus zu stellen.	Kampf. Besiegung des burgherrn. Die jungfrau erhält den sperber und ihr geliebter ist gerächt. Der überwundene muss sich am hof des Artus als gefangener stellen.

Der verfasser von O verfuhr nun so, dass er aus X bloss die momente in seine erzählung aufnahm, welche es Y gegenüber schlechthin als plus aufwies, d. h. das oben gesperrte. Doch machte der in Y gegebene bericht änderungen nötig.

In Y verliebt sich nach dem zeugnis von W die jungfrau in den helden und macht ihm heiratsanträge. Als sie zurückgewiesen wird, mag sie erbittert auch von dem papagei nichts mehr wissen, den ihr der held erworben hat. Sie stösst ihn weg und der held nimmt ihn an sich. So wird motiviert, wie der ritter in den besitz des vogels kommt, der eigentlich der schönen gebührt. Die liebe der jungfrau und ihre heiratsanträge passten aber ganz und gar nicht zu dem aus X übernommenen eingangsmotiv (tötung des geliebten der dame und ihre verzweiflung). O beseitigt also die person dieses getöteten freundes und damit das rachemotiv. Natürlich musste nun das unglück der dame bei ihrer ersten preisbewerbung anders dargestellt werden: an die stelle der erlegung des geliebten trat die vergewaltigung der wehrlosen durch einen starken ritter; aus der concurrenz für ritterfreundinnen wurde eine für alle, auch alleinstehende damen. Die bedingung, die schönheit nach dem urteil noch durch ritterlichen kampf zu erweisen, musste fallen, weil ja die jungfrau nicht mit einem begleiter kommt; es blieb nur der spruch der versammlung. Der kampf, den der held nachher zu bestehen hat, dient nicht mehr dazu, die schönheit der begleiterin nachzuweisen, sondern der gekränkten recht zu verschaffen.

Warum O statt des jahresfestes eine einmalige versammlung einführt, ist nicht zu sagen. Man könnte annehmen,

Wirnts gewährsmann habe hier einen gedächtnisfehler begangen. Aber das ist unwahrscheinlich, weil die schilderung des roten ritters eng mit der neuerung zusammenhängt. Denn kann sich der übermütige nicht an früheren jahresfesten den anwesenden herren furchtbar gemacht haben, so muss seine herschende stellung in der versammlung und die furcht aller andere gründe haben, er muss eben schon vorher als gewaltiger held bekannt gewesen sein, so dass jeder weiss, er wagt das leben, wenn er ihn angreift.

Man nimmt freilich seit Benecke an, diese figur sei von Wirnt zugesetzt. Aber da sich durch die bisherige vergleichung das gedächtnis des knappen als ein sehr gutes gezeigt hat, andererseits willkürliche einschübe ganz neuer motive in die handlung dem Grafenberger nicht nachzuweisen sind, da ferner, wie eben erörtert, die charakteristik des roten eng mit der beseitigung des motivs des jahresfestes zusammenhängt, so ist die wahrscheinlichkeit dafür, dass Wirnt auch diese gestalt aus O übernommen hat. Ihr mag er aus irgend welchen gründen den namen des Mansfelders beigelegt haben.[1])

Man sieht also, dass in O die änderungen am tatsächlichen der überlieferung meist aus der verschmelzung von X und Y folgten. Andere lassen sich auf bestimmte tendenzen des dichters von O zurückführen. Dieser hat deutlich das bestreben, die personen seines werkes im range zu erhöhen. Die schöne, der Gawein genaht ist, wird in O zur königin von Syrien, schwester könig Jorams. Wigalois wird aus einem bastard (so noch in L, D) zum echten prinzen. Hier wird die einfache *amie* eines ritters zur königin von Tyrus, base der königstochter von Persien (die rangerhöhung in D scheint mir secundär).

Ferner hat O die tendenz, orientalische localitäten einzuführen: Florie und Joram in Syrien, Elamie von Tyrus, prinzessin von Persien. Darüber werde ich weiter unten im zusammenhang handeln.

Endlich beginnt schon hier eine geistliche tendenz

[1]) Erinnerte ihn die figur des roten ritters aus dem frz. Wigalois, welche dort als gewalttätig geschildert wird, an die bereits zu Wirnts zeit sagenhaft gewordene gestalt Hoiers? Ueber die sich an den namen des Mansfelders knüpfende erzählung vgl. Beneckes anm. z. Wig.



fühlbar zu werden, welche, wie noch gezeigt wird, die gestalt von O sehr beeinflusst hat. Wigalois erscheint als vertreter des rechts und als frommer held (z. b. 78, 15 ff.). Wirnt hat keinen anteil daran, obwol ihm die geistliche art der quelle gewis zusagte.

§ 36. Boten- und reisemotiv.

Das papageienabenteuer muss in Y die stellung einer reinen episode eingenommen haben, denn die dame für welche der held darin kämpft, findet er in W und P unterwegs. Ferner war der rahmen in welchem es dort stand, ein reisemotiv: W und P stimmen in diesem punkt ebenfalls zu einander. Auch das botenmotiv haben W und P als anfang der geschichte gemeinsam.

Sichere beziehungen zwischen den boten- und reisemotiven in W und P gibt es nicht viel, so dass eine genaue vergleichung zwecklos wäre. Im folgenden zeigt sperrung die übereinstimmungen an.

Motiv A der prosa Pap. 1, 5 ff.: die botin der von einem *poissoncheralier* (fischritter) bedrängten dame kommt an den hof des Artus (vgl. W. 48, 16 ff.), auf einem maultier reitend und allein. Es ist pfingsten und Artus feiert in Camellot sein krönungsfest. Nachdem sie abgestiegen ist und ihr maultier an einen pfosten gebunden hat, *elle le* (Artus) *salua moult gentement et sy luy dist* (vgl. W. 49, 5 ff.): '*Beau sire, une dame des plus belles et des plus vaillans et des plus courtoises que l'en sache nulle part, m'envoye cy a vous et vous mande, cryant mercy, que vous luy envoyés ung chevalier de vostre court qui soit preus et hardi; qui la sequeure contre le chevalier qui converse en la mer et chascun jour la vient destruire, sa gent et sa terre, et ly a ja mort LX chevaliers des meilleurs de sa terre, si qu'elle ne puet trouver nul si hardis qui contre luy s'ose combatre. Et c'est la premiere aventure qui est avenue en vostre court, si vous prie pour dieu et pour vostre honneur que vous luy faciés.*' Artus willigt ein. Die botin wird für die dauer des festes am hof behalten und einquartiert. Nach dem fest erklärt Artus, er wolle das abenteuer selber bestehen. Sie reiten dann ab und reisen mit einander, sich angenehm unterhaltend.

Eine bemerkenswerte übereinstimmung von W und P ist noch, dass Artus wie Wigalois ohne knappen auszieht. Im Desconëu ist Robert vorhanden, im Libeaus schliesst sich später der *steward* der zauberin der reisegesellschaft an (Mennung s. 30).

Ferner wird in beiden romanen hervorgehoben, dass die botin in das wagnis des papageienabenteuers willigt. In W bittet Wigalois (71, 8 ff.), bis Nereja wenn auch widerstrebend folgt, in P macht Artus seine bereitwilligkeit von der einwilligung der botin (*Belle sans villenie*) abhängig. Auf bitten der fremden jungfrau stimmt diese höflich bei (Pap. 6, 16). In D fehlt der zug, in L wird Elene selbst zum falken geführt — offenbar eine secundäre änderung.

Nach dem kampf vermehrt sich die reisegesellschaft um den papagei nebst pferd und zwerg (W. 86, 31 ff. Pap. 11, 20). Die fortsetzung der reise des Artus bis zum kampf mit dem meerritter hat nichts vergleichbares.

Die oben festgestellten und durch sperrdruck hervorgehobenen beziehungen zwischen W und P stammen natürlich, so weit man sie anerkennen kann, aus der quelle Y.

Das boten- und reisemotiv B der prosa ist dem von W überhaupt nicht ähnlich, vielleicht eine einzige stelle am schluss ausgenommen. Es enthält folgendes (Pap. 24, 31 ff.). Als Artus und die Fee aux cheveux blons den leichnam des merkwürdigen fischritters besehen, reitet ihnen eine jungfrau entgegen: *plorant et cryant tant come elle puet, mais elle estoit toute enroée, si venoit batant ses palmes et tordant ses dois et rompans ses cheveux qu'elle avoit cler et reluisans; et se desmenoit ainsi comme femme enragée.* Sie steigt alsbald vom maultier, ruft nach dem Papageienritter und fällt in ohnmacht. Als sie wider zum bewusstsein kommt, lässt sie sich von Artus erst hilfe versprechen. Als dies geschehen, erzählt die botin ausführlich von Flor de mont, dem ungetreuen marschall und ihrer heimlichen reise zu ihm. Schliesslich geht sie mit in die Amoureuse cité und bleibt dort, so lange das turnier dauert. Dann mahnt sie an die weiterreise (vgl. D und L), und Artus reitet mit ihr, dem papagei u. s. w. ab. Im übrigen ist die beschreibung der reise völlig farblos. Bis zur ankunft im gebiet der Flor de mont tritt die person der botin kaum

hervor. Etwas lebendiger ist die scene (Pap. 58, 34 ff.) vor dem kampf mit dem fahnenträger des marschalls: *et quant ilz furent pres a une lieue, la damoiselle qui venoit avec le chevalier du papegau, commença fort a plourer ... et elle luy dist: Sire, je pleure pour la pitié que j'ay de vous, car je vois la ung chevalier contre qui vous debvés combatre, qui est le meilleur chevalier et le plus orguilleux de tout ce royaulme* u. s. w. Man kann hierbei an W. 103, 12 ff. denken. P. 62, 15 f. wird angedeutet, dass die botin den damen auf Roche sans paour die heldentaten des Artus erzählt hat. Damit vgl. W. 105, 27 ff. Indessen sind diese beziehungen vom motiv B der prosa zu W so unsicher, dass man sie wol besser nicht beachtet. Von den episoden, welche in dies reisemotiv fallen (γ' γ''), ist keine mit W zu vergleichen.

Als resultat ergibt sich: von den boten- und reisemotiven A und B kann nur das erstere aus Y herrühren, da nur dieses sowol durch seinen inhalt als besonders durch die darin stehenden episoden (papageienabenteuer) mit W verwant ist. Motiv B muss aus einer andern quelle genommen sein. Nun ist in paragraph 19 und 20 nachgewiesen, dass das boten- und reisemotiv von W stark zu D (und L) stimmt. Dieses doppelte verhältnis von W zu P und zu DL zeigt, dass auch hier der verfasser von O die beiden quellen X und Y contaminierte. Er hat offenbar einen kurzen und trocknen bericht Y mit dem reicher ausgestatteten ersten teil der erzählung X zusammengearbeitet — ganz ähnlich wie beim papageienabenteuer.

Das abenteuer von Korentin und das zweite hauptabenteuer (B) des Papageienromans.

A. Vorbereitende ereignisse.

§ 37. Die grundlagen des hauptabenteuers im Wigalois.

Der dichter von O (W) schweigt über art und grund des vom helden zu bestehenden abenteuers bis zu dem augenblick wo Nereja die tapferkeit des ritters anerkennt (95, 36 ff.), völlig, und zwar absichtlich. Weder im anfang beim hilfsgesuch (49, 6), noch während der reise wird irgend etwas näheres darüber

angedeutet. Dies schweigen ist in O (W) ganz hübsch mit dem hass der botin gegen den helden, dann dem mistrauen in seine kraft motiviert. Denn wenn Nereja nicht will, dass Wigalois mit ihr reise, und wenn sie selbst nicht an seine ritterlichen eigenschaften glaubt, so hat sie einigen grund, ihn über das abenteuer im unklaren zu lassen. Natürlicher wäre freilich, sie suchte ihn durch erzählung der schrecken desselben abzuhalten. Jedenfalls gewinnt in O der erzähler doppelten vorteil, erstens den einer gewissen spannung des hörers auf das in der tat sehr merkwürdige abenteuer, zweitens die möglichkeit, die grundlagen des abenteuers erst unmittelbar vor diesem selbst auseinander zu setzen, so dass sie frisch im gedächtnis bleiben. Ich stelle alles was sich in W hierüber findet, zusammen.

Im lande Korentin regiert auf burg Korentin ein könig, ein reicher (96,40) und lebensfroher (98,29 ff.), aber dabei frommer (98,33) und besonders sehr woltätiger regent (98,37 ff.). Seine gemahlin ist Amena, tochter eines benachbarten fürsten, welcher nach dem tode des vaters die an Korentin angrenzende herschaft und burg Roymunt zugefallen ist (99,11 ff.). Sie haben ein einziges kind, Larie, eine tochter. In das vertrauen des königs schleicht sich ein graf Roaz ein, dessen grafschaft Glois Korentin benachbart liegt (97,6 ff.). Er nimmt sogar dienste bei ihm am hofe (97,9 ff.), als ob er ein *eigen* des königs wäre. Dieser ist ihm wegen seiner tapferkeit sehr gewogen und stattet ihn reich aus (97,32). Eines tages aber dringt Roaz mit 400 rittern in die burg von Korentin ein und ermordet den ahnungslosen könig und viele der seinen (98,1 ff.). Die witwe Amena flieht mit ihrer damals drei jahre alten tochter Larie aus burg und land Korentin in ihr erbe Roymunt (99,6). Auch dies land ist ihr abgenommen bis auf die starke burg selbst (99,6). Zu der zeit, in welcher der roman spielt (etwa zehn jahre nach dem mord: 238,30), leben nun Amena und Larie auf jener feste, dem letzten rest ihres früheren länderbesitzes, den jetzt Roaz in seiner gewalt hat. Hier lässt sie der ungetreue graf offenbar in frieden, denn es wird von krieg und belagerung nichts gesagt, auch kann man auf der burg ungehindert aus und ein gehen. Roaz begnügt sich also mit dem besitz des königreichs Korentin und der ursprünglich

zu burg Roymunt gehörigen gebiete. Dies ist um so auffallender, als die beiden damen von ihrer burg aus fortgesetzt danach streben, den Roaz zu stürzen. Viele ritter haben sie schon herbeigerufen und gegen den grafen geschickt, freilich ohne ihren zweck zu erreichen (99, 33 ff.). Wer den Roaz besiegt, dem fällt die hand der Larie und das ganze erbe zu (99, 39). Dem Wigalois erscheint später die seele des königs vor einer schönen burg. Sie erzählt von der früheren woltätigkeit, der jetzigen wenn auch gemilderten pein im fegefeuer und von der ermordung (123, 14 ff. 126, 8 ff.). Der geist erwähnt nur ganz im vorbeigehen seine tochter Larie (123, 1 f.), nicht die gemahlin Amena! Nach erledigung des abenteuers wird er nicht wider genannt, obwol Wigalois und Larie dann von der burg Korentin besitz nehmen.

Während der könig von Korentin und seine familie christen sind, ist Roaz heide (96, 38). Er ist ein zauberer und hat sich dem teufel übergeben, der ihm auch zum besitz des landes verholfen hat (96, 32 ff.). Er und seine untertanen sind muselmänner (198, 10 ff.) Uebrigens wird Roaz als vortrefflicher held und ritter geschildert (s. 200). Er hat seine gemahlin Japhite im kampf erworben (200, 20 ff.). Vor Babylon hat er im kriege ruhmvoll gestritten (200, 24) und den könig von Askalon gefangen (200, 31). Schon vorher hat er sich bei einer verteidigung von Damaskus gegen viele fürsten (könige, grafen und herzöge) ausgezeichnet und viele gefangene gemacht (200, 38 ff.). Man sieht, dass die geschichte nun auf orientalischem boden spielt.

§ 38. Fortsetzung.
Kritik des berichtes von O(W).

Bei besprechung des papageienabenteuers konnte dem verfasser von O durch vergleichung des Wigalois mit D und P nachgewiesen werden, dass er seinen quellen orientalisches colorit verlieh. Man wird also auch hier die einführung der orientalischen örtlichkeit auf rechnung des dichters von O, nicht der quelle Y setzen, dies umsomehr als die französischen verhältnisse überall durchschimmern und auch die weitere vergleichung mit dem Papageienroman ergeben wird, dass die orientalische färbung secundär ist. Man muss diese also wegdenken,

wenn man der darstellung der quelle Y näher kommen will. Von den orientalischen namen kann Wirnt sehr wol einige aus andern quellen zugefügt haben. 'Schaffilun' deutet auf Wolfram.

Uebrigens ist auf die verteilung der orientalisierenden züge zu achten. Die ereignisse am Artushof, die erzählung von der erlegung des ungastlichen ritters, das riesen- und brackenabenteuer spielen im abendland, beim papageienabenteuer treten schon orientalische namen auf, ebenso in episode ε (Schaffilun von Medarie). Das hauptabenteuer spielt sich deutlich im osten ab. Es liegt mithin dem Wigalois die vorstellung einer fahrt in den orient zu grunde, die den zweck hat, eine christliche fürstin von der übermacht eines benachbarten muselmännischen machthabers zu befreien: W ist sozusagen schilderung der kreuzfahrt eines helden in der art eines Artusromans. Diese kreuzzugstendenz des Wigalois kann selbstverständlich erst da wirklich heraustreten, wo der christ mit dem heiden zusammenstösst, d. i. vom Korentiner abenteuer an, denn auch der vierte teil (besiegung des Lion von Namur) spielt völlig im orient. Es ist kaum zweifelhaft, dass dem verfasser von O die verhältnisse der christlichen reiche des orients und ihre kämpfe mit den Saracenen vorgeschwebt haben.

Mit der kreuzzugstendenz hängt natürlich die andere schon s. 362 hervorgehobene, den ritter als vertreter des rechtes und frommen ritter hinzustellen, eng zusammen. Auch diese offenbart sich von nun an, wo Wigalois im orient reist, immer deutlicher. Es finden sich häufig gebete, verrichtung von abenteuern durch die kraft des gebets unter wunderbarem eingreifen gottes, bekehrungseifer und geistliche beredsamkeit des helden. Dieser frommen richtung verdankt wol auch das motiv die aufnahme, dass Roaz — sonst ein edler mann — sich dem teufel übergeben hat und nachher von ihm geholt wird. Die geistlichen züge sind, wie der verlauf der untersuchung lehren wird (besonders § 48. 49. 50. 55), nicht von Wirnt eingefügt, sondern stammen aus O. Es ist daher unzulässig, den Grafenberger deswegen als moralischen dichter und besonders frommen mann hinzustellen.

Zieht man demnach das specifisch orientalische von O (W) ab, so bleibt die erzählung von einem ungetreuen

vasallen, vom spuk vor einer burg und vom gewalttätigen heidnischen zauberer auf der zauberburg. alles im stil der Artusromane gewöhnlicher färbung zu denken.

§ 39. Die grundlagen des zweiten hauptabenteuers in P.

Der verfasser des Papageienromans verfährt bei der angabe der grundlagen seines hauptabenteuers B weniger berechnend als der von O. Die erste andeutung darüber gibt er durch den papagei 23, 10. Der erzählt dem helden eine geschichte *d'une dame qui estoit emprisonnee a moult grant tort* und diesen ergreift mitleid. Es folgt 25, 17 ff. die erzählung der botin, welche die lage ausführlich und klar auseinandersetzt. Einzelnes erfährt man 54, 36 ff., besonders 55, 14 vom vasallen Andois. 57, 5 ff. handelt über die grenzen des landes, 58, 33 ff. über die gegenwärtige situation. 60, 35 ff. folgt der empfang durch die dame. Vgl. auch 65, 25 ff.

Es ist aber nicht möglich die angaben der angeführten stellen widerspruchslos zu combinieren. Man vergleiche die aussagen.

Die botin erzählt Pap. 25, 17 ff. In dem schönen und anmutigen königreich *de l'Ille fort* (weiter unten zeile 28 heisst es *Royaume aux damoiselles*) regiert könig Beauvoisin. Sein reich *enclot la mer et d'une part et d'autre* (z. 27. 28), d. h. es ist eine halbinsel. Flor de mont ist seine tochter und einziges kind. In einem turnier wird nun der könig verwundet und stirbt in folge dessen. Vor dem tode vertraut er Flor de mont und das land seinem marschall an *pour ce qu'il l'avoit bien servi en sa vie. Et quant il* (sc. der marschall) *ot le royaume entre ses mains, il se fist faire hommage a tous les barons et se fist promectre es barons qu'ilz luy donneroient la belle Flours de mond a femme. Et ilz le firent pour ce qu'il estoit prodons d'armes et qu'il avoit tous les chasteaulx et toutes les forteresses en ses mains fors une roche qui est moult fort et moult belle. Et celle ot la royne et sa fille* (d. i. Flor de mont) *et si la tient a moult peu de gens encontre le mareschal* (!) *qui la veult prendre a femme par force* (!). Aus der burg ist die botin heimlich und mit lebensgefahr (*en grant peril de perdre la vie*) entkommen. *Car se je* (d. i. die botin) *eusse esté trouvee ne*

apparceue de la gent du marcschal, tout l'avoir du monde ne m'eust gardee que ilz ne m'eussent livree a martire onteussement, ne ne tourneray ja maix se ce n'est par la vostre aïde . . . Et je vous requiers . . . de part Flors de mont qui cy m'a envoyé a vous, que vous veigniez droit a la roche avec moy (!) *ou elle est, elle et sa mere, pour les oster de la prison* (!) *ou elles sont a moult grant tort.*

Nach dieser botenerzählung liegen die verhältnisse so. Der marschall hat sich bis zum tode Beauvoisins stets treu erwiesen. Die todeswunde ist dem könig zufällig im turnier beigebracht. Bald nach dem ableben des herschers hat der marschall dem willen des verstorbenen gemäss die regentschaft übernommen, sich dann aber von den baronen huldigen lassen und das reich selbst mit beschlag belegt. Die königin witwe und ihre tochter, die heiratsfähig ist, widersetzen sich dem usurpator, indem sie sich mit wenigen getreuen in eine starke burg werfen. Der ungetreue, der das übrige reich schon besitzt, will auch diese feste, die letzte, gewinnen, dazu die hand der Flor de mont, um seinen thron zu sichern. Er unternimmt also eine belagerung und bedrängt die verteidiger aufs äusserste. Dennoch gelingt es der botin unter lebensgefahr durch die leute des feindes durchzudringen und das hilfsgesuch ihrer dame zu Artus zu bringen. Hilfe tut not, denn der held soll gleich zur burg mitkommen. Die schlimme lage der eingeschlossenen lässt sich aus der hast und aufregung der botin bei ihrer ankunft und aus ihrer verzweiflung ermessen: man sieht, wie genau das botenmotiv B mit diesem bericht B der prosa zusammenhängt.

Krieg mit dem marschall wird auch 54, 36 ff. vorausgesetzt. Andois ist vasall der Flor de mont, *mais il ne luy aidoit mie encontre le mareschal ne luy faisoit guerre pour amour du mareschal.* Nachher aber 56, 18 ff. verspricht er dem Artus *qu'il luy aidera et d'avoir et d'amis a son pouoir.* In der tat wird 76, 28 ff. berichtet: *et si trouverent grant compaignie de chevaliers que messire Andois y avoit amenez au service de sa dame, si comme il avoit promis au Chevalier du papegau.*

Aber die voraussetzungen, welche nachher bei der erzählung des abenteuers selbst gemacht werden, sind vielfach andere

und widersprechen den angaben der botin in allem wesentlichen.

Da heisst der könig nicht mehr Beauvoisin, sondern Belnain (Pap. 57, 4. 61, 9. 66, 26). Sein geist erzählt 65, 25 ff.: *je suis le roy Belnain, qui fu mors par moult grant felonnie* (dieser wichtige zug fehlt vorher in der botenerzählung) *en ung tournoiement par ung de mes barons, que je ne veux nommer, car m'ame en seroit empiree. Et puis que je fu a mort navré, me donna dieu tant de respit que je fis mon testament, et eslu le mareschal pour tout le meilleur des autres et luy ay baillié a garder mon royalme et ma fille, et il s'en est si mal provez comme vous avez bien entendu ailleurs. Mais or approche le terme ou il sera gerredonné.*

Der marschall hat sich des reiches bemächtigt, Flor de mont und die alte königin sitzen auf der burg Roche sans paour, aber von einer belagerung und werbung um die hand der königstöchter ist keine rede mehr. Die einschliessung der königinnen wird jetzt so geschildert: das land Ille fort ist auf einer seite durch ein hohes gebirge (57, 5 ff.), welches nur ein pass durchschneidet, völlig gesperrt. Eine burg deckt die strasse. In ihr liegt eine besatzung: *le mareschal y faisoit estre des meilleurs chavaliers qu'il eust pour garder celle entree, et nommeement pour le Chevalier du papegau.* Diese angabe wird aber bald wieder ignoriert, es wird fortan nur von dem (!) *chevalier qui gardoit le passage* geredet[1]) (57, 15. 58, 11. 19 u. s. f.). Eine meile vor der burg Roche sans paour steht ferner der *confanonnier* des marschalls an der strasse auf posten, ebenfalls eigens zu dem zweck, den Papageienritter abzufangen 58, 34 ff. Woher wissen aber beide, dass man den helden herbeigeholt hat? Die botin ist ja unbemerkt durchgekommen. Wie kann ausserdem ein belagerungsheer einen einzelnen ritter fürchten? Und nach besiegung des confanonniers liegt der zugang zur burg völlig frei, von einer belagerung ist auch nicht eine spur mehr zu bemerken.

Der marschall selbst wohnt weit weg auf seiner zauberburg und zwar zusammen mit seiner *amie*, welche nach seinem tode vor schmerz stirbt (vgl. § 52). Vor Artus

[1]) Vgl. die erörterungen in § 40.

haben schon 15 ritter unternommen, den zauberer zu erlegen (Pap. 63, 16 f. 70, 34), während doch nach der botenerzählung und den umständen, unter denen sie erfolgt, Artus der erste und einzige gewesen sein muss, der um hilfe angegangen wurde.

§ 40. Fortsetzung. Kritik des prosaberichtes.

Wie der vorige paragraph lehrt, widerspricht der inhalt des botenberichtes und der Andoiserzählung fast durchaus dem was der verfasser der prosa später in der schilderung des eigentlichen, grossen abenteuers mitteilt. Es sind daher — zu dieser annahme zwingt der befund — für die darstellung der vorereignisse mindestens zwei quellen von dem verfasser des Papegaut benutzt worden. Die eine hat den stoff für die ausführliche erzählung der botin und die Andoisgeschichte geliefert, auf der andern beruhen die angaben, welche sich von 57, 5 ff. an, aber mehr verstreut, in dem texte finden. Die kritik hat die aufgabe, zunächst beide widerherzustellen.

Für quelle 1 (botenbericht. Andois) macht die reconstruction wenig schwierigkeit. Denn alles was bis 54, 36 ff. incl. erzählt wird, ist für sich betrachtet klar und verständlich. Es handelt sich da um die untreue des marschalls nach dem tode des königs, belagerung einer burg, gewaltsame werbung um die hand der königstochter und hilferuf der belagerten in der höchsten not. Der könig heisst Beauvoisin, das reich Ille fort, wenn nicht Royaume aux damoiselles (vgl. oben s. 368) der zu diesem bericht 1 gehörige name ist. Jedenfalls ist darin das reich nicht durch ein unübersteigliches gebirge mit nur einem pass von den andern ländern abgeschnitten, denn das durchkommen der botin durch die leute des marschalls kann sich nur auf den belagerungsgürtel, nicht aber auf die zwei posten an jener strasse beziehen.

Aus den notizen, welche von 57, 5 ff. an bei gelegenheit gegeben werden (vgl. oben s. 370. 371), lässt sich ebenfalls ein quellenbericht (no. 2) zusammenstellen, der im ganzen und grossen klar ist, hier und da freilich an inneren widersprüchen leidet. Auf diese und ihre vermutliche ursache gehe ich zunächst ein.

Der könig heisst Belnain von Ille fort, ein name, der

hier noch besser passt als bei dem reich des berichtes 1, weil die halbinsel nach der landseite durch ein hohes gebirge abgeschnitten wird. Er ist hinterlistig durch einen seiner barone ermordet worden. Auffallend ist nun, dass dies motiv ganz nebenbei auftaucht und wider verschwindet. Dass der marschall als regent versucht habe, den mörder zur verantwortung zu ziehen, wird nirgends angedeutet, obwol man das erwartet. Auch ist die begründung sonderbar, mit welcher die seele des ermordeten den namen des mörders verschweigt (vgl. oben s. 370). Man erwartet, dass der name genannt und Artus zur bestrafung aufgefordert werde.

Ferner erscheint der geist des getöteten königs dem Artus vor einer verfallenen burg (65, 5 ff.), *ung chastel abatu en ung moult bel lieu que le mareschal avoit fait abatre.* Danach muss man voraussetzen, dass der marschall um zum thron zu gelangen oder nachher dieses schloss erstürmt und gebrochen hat. Davon weiss jener erste bericht nichts. Dort wird das ganze reich ohne schwertstreich eingenommen ausser Roche sans paour, die belagert werden muss. Warum erscheint nun der geist gerade vor dieser einsamen burg? Es hätte offenbar keinen sinn, die geistererscheinung mit einer beliebigen des königreiches zu verknüpfen: ein besonderer zusammenhang muss vorliegen. Warum legt ferner der geist allen nachdruck auf die bestrafung des thronräubers und geht über die des mörders leicht hinweg? Das ist sonst nicht geisterbrauch.

Man kommt aus den schwierigkeiten heraus, wenn man annimmt: bericht 2 ist derjenige welcher ursprünglich zu dem grossen zauberabenteuer gehörte. Er sollte nach der absicht von P durch den inhalt der quelle 1 ersetzt werden, doch ist es dem verfasser nicht gelungen, alle spuren und consequenzen der früheren version zu tilgen oder umzuarbeiten. Die einzelheiten aus quelle 2 stehen so als rudimente des ursprünglichen noch im text.

Unter berücksichtigung dieses verhältnisses ergibt sich etwa folgendes als inhalt der zweiten quelle: der vasall der den könig ermordete und der ungetreue marschall waren vermutlich éine person, der mord geschah auf einer königlichen burg, wohl der residenz Belnains (vgl. § 45 anm.), die dann zerstört wurde. Das motiv

vom tod im turnier und von der regentschaft stammt aus dem secundären bericht 1, der ja den älteren (2) überall verdrängen sollte. Weshalb der geist seinen mörder nicht nennen will, hat nun seinen grund: mörder und marschall sind identisch, haben also éinen namen. Daher auch die vernachlässigung der rache am mörder. Sie ist mit der bestrafung des ungetreuen zugleich vollzogen. Der verräter nimmt also ursprünglich ohne weiteres den thron des ermordeten ein. Nun erscheint der geist des toten und fordert kühne ritter auf den usurpator, der zugleich der mörder ist, zu bestrafen.

Ist die zerstörte burg ort der freveltat (und residenz) gewesen, so muss man annehmen, dass die königin witwe und ihre tochter vor dem ungetreuen auf eine andere, festere geflohen sind. Dazu stimmt gut, dass Roche sans paour als eine grenzfeste geschildert wird: sie liegt weit weg von dem verfallenen schloss und dem des zauberers, aber nahe am meer und dem grenzgebirge.

Von einer belagerung dieser burg und einer werbung um die hand der Flor de mont weiss der ursprüngliche bericht (2) nichts. Der untreue vasall lebt mit einer freundin zusammen und hat sich seit seiner thronbesteigung um die königinnen nicht mehr bekümmert. Er wohnt auf einer unzugänglichen zauberburg und hat es sich gefallen lassen, dass schon 15 ritter im dienst der königinnen gegen ihn ausgezogen sind. —

Weiter: mit diesem verhalten des marschalls stimmt sehr schlecht zusammen, dass er eigens zu dem zweck den Papageienritter fern zu halten, seinen *maistre confanonnier* vor die burg an die strasse stellt und eine besatzung in den pass legt. Aber die berichte über diese beiden posten sind in sich höchst widerspruchsvoll, ja ganz unverständlich.

Schon oben bemerkt ist die unvereinbarkeit folgender sätze: *et le mareschal y faisoit estre des meilleurs chevaliers* (!) *qu'il eust pour garder celle entree, et nommeement pour le Chevalier du papegau; car ilz s'en doubtoyent moult pour la renommee qu'ilz avoyent oÿ dire de luy* 57, 10 ff. und *le* (!) *chevalier qui la gardoit* ebda. z. 15 (vgl. auch 58, 11.

12). Aber ganz unglaublich ist die handlungsweise jenes angeblichen postens. 57, 33 ff. macht er dem Papageienritter den vorschlag: 'wenn ich euch vom pferd werfe, seid ihr mein gefangener; wenn ihr mich werft, könnt ihr passieren und tun, was ihr wollt' (also ohne schwertkampf). Artus antwortet: 'weil es denn nicht anders sein kann, will ich darauf eingehen'. Der Chevalier du passage wird vom pferd gestossen, und obwol er nach dem sturz sofort wider aufspringt, denkt er gar nicht mehr an den schwertkampf, sondern — ladet den gegner, den er fern halten soll, höflich ein bei ihm zu herbergen (58, 21): *que il et sa compagnie herbergassent la nuit avec soy, que aussi sehurement le pouoit il faire come en la maison son pere et sa mere.* Auch nimmt er von ihm nicht wie von einem gegner, sondern wie von einem guten freund abschied. Bei aller höflichkeit, die auch dem feinde gegenüber pflicht war, dies betragen des grenzwächters geht entschieden zu weit, ja der kampf sieht mehr wie der austrag einer wette als wie eine ernsthafte begegnung aus.

Aehnlichen anstoss nimmt man an dem streit mit dem bannerträger. Dieser vasall des marschalls steht eine *lieue* (58, 35) vor der burg an der hauptstrasse, in voller rüstung und allein (!). Rein militärisch betrachtet ist diese aufstellung unsinnig. Man kann doch einen einzelnen mann nicht ohne trupp gerade vor eine feindliche burg hinstellen. Ebensowenig versteht man auch sein benehmen. Zwischen ihm und Artus kommt es freilich zu einem heftigen kampf, aber — *quant ilz se sont une grant piece combatus a pié aux espees, si dit cil qui se combatoit au Chevalier del papegaux: 'sire, faisons le bien, montons sus nos destriers et alons la sur celle montaigne devant la porte de cest chastel et commençons la jouste, si que la dame pour qui vous combatez, vous puisse veoir et congnoistre, et si verra celluy qui mieulx savra ferir de la lance, si en vauldrons assés mieulx'* (59, 28 ff.)! Der kampf beginnt dann von neuem mit tjost. Hierauf ein schwertkampf unter den fenstern der burg Roche sans paour, und von beiden rittern heisst es: *et plus s'efforcerent de bien faire pour* (!) *ma dame Flor de mont qui estoit apoyee aux fenestres pour veoir la bataille* (! ebda. 60, 7 ff). Der *confanonnier* ist vetter der Flor de mont (! 61, 7. 8).

Wie hieraus erhellt, ist die beziehung, welche angeblich zwischen den beiden posten und dem marschall besteht, secundär hergestellt. Sie entschwindet auch dem leser bald aus der erinnerung. Man kann mit sicherheit behaupten: beide ritter hatten ursprünglich mit dem marschall nichts zu tun, sondern waren helden eigener abenteuererzählungen. Sie sind später dazu benutzt worden das in quelle 1 angeschlagene motiv von der *prison* der königinnen festzuhalten, sie sind für das belagerungsheer des botenberichtes eingetreten. Man sieht wieder: der ursprüngliche bericht (no. 2) von den grundlagen des grossen abenteuers und dem was dem helden vor seiner ankunft auf der burg der königinnen begegnet, ist später teils durch einen andern ersetzt, teils nur im sinne desselben überarbeitet worden, ohne dass doch das alte überall vertilgt werden konnte.

Die version P ist also auch hier ähnlich zu stande gekommen, wie beim papageienabenteuer, nämlich durch verarbeitung zweier quellen. Für die herstellung des ursprünglichen muss man sich demnach nicht bloss die botenerzählung und die mit Andois zusammenhängenden momente, sondern auch alle consequenzen wegdenken, die mit notwendigkeit aus diesem später eingeschobenen berichte 1 fliessen. Eben sie sind es, welche in den sonst verständigen urbericht 2 die gerügten widersprüche hineinbringen.

Die kritik von P kommt somit zu dem endresultat: in der prosa liegen zwei berichte über die grundlagen des grossen abenteuers fast unvermittelt, nur durch mangelhafte redactionelle änderungen und zusätze vereinigt, neben einander:

1. die (secundäre) Beauvoisinversion, enthaltend vor allem a) das regentschafts-, b) das werbungs-, c) das belagerungsmotiv. Mit dieser hängen die äusseren umstände des hilfsgesuchs und botenmotivs B eng zusammen. Ihre consequenzen erstrecken sich auf die Andoiserzählung, auch auf die erzählungen vom *Chevalier du passage, confanonnier* und der erscheinung des geistes. Je weiter das abenteuer vorrückt, um so mehr wird sie vergessen, um so mehr tritt die andere wider hervor.

2. die (ursprüngliche) Belnainversion, enthaltend die ermordung Belnains auf seinem schloss durch einen unge-

treuen vasallen. Flucht der königin witwe und der Flor de mont auf eine starke grenzfeste. Usurpation des reiches durch den mörder. Widerholte versuche der königinnen, den zauberer durch ritter zu fällen. Dieser wohnt mit seiner freundin (gemahlin?) fern auf einer zauberburg und kümmert sich um die damen nicht weiter. Der held gelangt nach einigen kämpfen, aber ohne durch leute des zauberers gehindert zu werden, auf die burg der vertriebenen königsfamilie.

Die ergebnisse dieser kritischen erörterung können nun — und das spricht für ihre wahrscheinlichkeit — durch vergleichende heranziehung des Wigalois gestützt werden, denn hier findet sich von den zur Beauvoisinversion (no. 1) gehörigen zügen keine spur, dagegen liest man daselbst eine erzählung, welche alle elemente der reconstruierten Belnainversion (no. 2) enthält. Diese ist daher in der tat, wie schon angenommen, die ursprüngliche. Aus der übereinstimmung von W mit P folgt zugleich, dass sie aus quelle Y stammt, also sicher bis ins 12. jh. zurückgeht. Die secundäre no. 1 hat P offenbar aus einer nebenquelle genommen. Der folgende paragraph wird das dem Wigalois und bericht 2 im Papegau gemeinsame aufzeigen.

§ 41. Fortsetzung. Die grundlagen der hauptabenteuer im Wigalois und Pagageienroman. Schaffilun und der Chevalier du passage.

Gemeinsam ist dem Wigalois und der prosa, um dies gleich hervorzuheben, dass die voraussetzungen des grossen abenteuers auf beiden seiten in einem ausführlichen botenbericht mitgeteilt werden. Der inhalt dieser botenerzählungen lässt allerdings aus den eben erörterten gründen keine vergleichung zu. Nun erzählt die botin in P gleich anfangs, worum es sich handelt, in W wartet sie damit, bis man zum land der Larie gekommen ist. Dies berechnete aufsparen der erklärung könnte O von X gelernt haben, denn auch im Desconëu und Libeaus erfährt der held erst am ende der reise vom seneschall bez. steward, was ihm bevorsteht. Y hätte dann die botenerzählung schon bei beginn der darstellung gegeben und P dies verhältnis bewahrt. Sicherheit ist nicht zu gewinnen.

Nach dem was ende § 40 gesagt ist, steht nur die Belnainversion (no. 2) in beziehung zum inhalt von W. Die Beauvoisinversion (1) kommt für das verhältnis nicht in betracht und ist darum nicht heranzuziehen.

Gemeinsam ist nun den § 37—40 combinierten berichten von O (W) und P, daher aus Y geflossen: ein ungetreuer vasall (W graf, P marschall), der dem könig gute dienste geleistet hat und wegen seiner tapferkeit angesehen ist, ermordet seinen herrn hinterlistig durch verräterischen überfall in seinem schloss und usurpiert das reich, welches er nun von der eignen, durch zauber geschützten burg aus im zaum hält. Das alte schloss bleibt verlassen (P zerstört). Dort haust die seele des ermordeten, nach rache verlangend. Die königin witwe (W Amena, P namenlos) flieht vom ort der tat auf eine sehr starke feste an der grenze ihres früheren länderbesitzes. Hier wohnt sie, fürderhin unbelästigt, mit ihrer jungen, einzigen tochter (W Larie, P Flor de mont) und schickt widerholt (W 90, 5; Pap. 63, 16. 17. 70, 34) ritter gegen den zauberer aus, die aber alle umkommen. (Wer das abenteuer besteht, erhält die hand der prinzessin. Dies motiv, welches nur W kennt, stand ohne zweifel schon in Y. Es ist gewis erst von P gestrichen, da Artus ja nur Ginover heiraten kann.) Endlich wird eine botin ausgesant. Sie bringt einen jungen helden mit, der in begleitung eines papageis nebst pferd und zwerg ankommt (W Wigalois, P Artus oder *li Chevaliers du papegaut*). Ehe der ritter zu der burg gelangt, hat er zwei kämpfe zu bestehen, die mit dem hauptabenteuer irgendwie zusammenhängen, den ersten an der grenze des landes, den andern unmittelbar vor der burg (W Roymunt, P Roche sans paour). Denn ich glaube, dass die episode von Schaffilun mit der erzählung vom *Chevalier du passage*, der kampf mit dem truchsessen mit der vom *confannonier* verwant ist, wobei freilich die beziehungen der beiden ersteren deutlicher sind. Es folgt die genauere vergleichung der texte.

W 87, 22 ff.	P 57, 1 ff.
Wigalois und seine begleitung reiten von dem andern zwerg angenehm unterhalten dahin. Auf einem gefilde in unwirtlicher	Artus und seine begleitung reiten sich unterhaltend dahin, sie kommen in eine mark der Flor de mont, welche ausser-

gegend (nicht weit von der burg Roymunt 96, 3. 232, 23) sehen sie ein schönes zelt. Es wird nacht. Um das zelt stecken viele speere.

halb des grenzgebirges liegt. Den eingang von Ille fort selbst. den pass, deckt eine feste, in welche der marschall eine anzahl der besten ritter gelegt hat.

Der herr des zeltes (erst 232, 31 Schaffilun von Medarie genannt) nimmt sie freundlich auf und fragt höflich nach dem ziel ihrer reise. Wigalois antwortet:

sît ez mir niht verboten wart,
ich sage iu vil wol mîne vart.

Seine begleiterin habe ihn aus Britanje vom Artushof geholt. Er wolle das gefährliche abenteuer zu Korentin bestehen.

Als Artus sich dem pass nähert. ruft ihm der *Chevalier du passage* zu, er solle umkehren, da komme er nicht vorbei. Keiner dürfe passieren, ohne dass er wisse, wer er sei, Artus antwortet:

pour ce ne remandra il mie ... car avant le vous diray je. Or sachés que je suis de Bretaigne et suis appellé le chevalier del papegalx, et si veux aller en l'Ile fort pour deraciner le tort que votre sire a envers ma dame Flor de mont.

Der andere sieht, wie jung er noch ist, und wundert sich, dass er trotz seiner jugend dies ihm bekannte sehr gefährliche abenteuer bestehen wolle. Viele andere treffliche ritter seien dabei schon umgekommen. Wie könnte es einem so jungen gelingen! Aber da er nun einmal wolle, so mache er ihm einen vorschlag. Auch er sei seit zehn jahren unterwegs das abenteuer zu suchen und habe geld und alle genossen dabei zugesetzt ...

Et le chevalier le regarda, si luy en prist moult grant pitié, si cuida qu'il eust dit ce qu'il luy dit par defaulte de sens, si luy commença a dire 'beau amys, retournez vous en arrier'.

sô lâze wirz hie den tôt
alsô gerne scheiden
enzwischen uns beiden,
und sweder unser hie gesige,
ob der ander niht tôt gelige,
der danne den sic habe verlorn,
daz der wider âne zorn
ze lande var, daz ist mîn rât.

Der sieger möge dann das abenteuer bestehen.

Artus lehnt das ab, er müsse das angefangene vollenden. Der andere sagt (57, 35 ff.):

Mais or voz dis, se vous voulez passer en l'Ile fort, il vous convient passer par tel couvent que vous jousterés a moy. Et se je vous puis abatre en ce lieu sans plus riens faire du destrier, vous serés du tout en ma mercy. Et se vous m'abatez, vous passerés sehurement, et autrement n'y pouez vous passer. Or en faictes ce que vous vouldrés.

Wigalois nimmt an. Aber da jener nun einmal den streit wolle, so möge er ihm von seinen speeren, knappen und rossen leihen.

Artus entgegnet, *puis que autrement n'y puis entrer, je jousteray.*

Er sei nicht ausreichend versehen. Der fremde ist sofort bereit, sechs knappen, 25 speere und das beste ross erhält Wigalois. Dann speisen sie alle zusammen und halten im zelt nachtruhe. Am andern morgen findet der kampf statt, den der wirt unter trüben ahnungen beginnt.	[Gute aufnahme und verpflegung, vgl. unten].
Sie verstechen alle speere; mit dem letzten, den Wigalois von dem knappen empfängt, ersticht er den gegner.	Sie zerbrechen erst ihre beiden speere. *Et quant ilz orent rompues leur lances, le chevalier qui gardoit le passage, en feist assés apporter et dist qu'i leur convient tant jouster que l'un abatist l'autre.* So verbraucht jeder vier speere. Mit dem fünften wirft Artus den gegner, tut ihm aber kein leid an.
[vgl. oben].	Dieser erhebt sich sofort und ladet Artus höflich ein, bei ihm quartier zu nehmen. Sie bleiben die nacht in der burg und werden ausgezeichnet verpflegt.

Trotz den sehr bedeutenden abweichungen beider erzählungen ist ein gewisser zusammenhang nicht zu verkennen. Die züge auf deren übereinstimmung es ankommt, sind: beide kämpfe finden ausserhalb des burggebietes statt (W eine kleine tagereise von Roymunt 96, 3, oder nach 232, 23 noch näher dabei; P an der grenze des landes in einer mark des königreichs), beide gegner wollen den helden nicht ohne weiteres zum abenteuer zulassen und machen ihm darum den vorschlag, durch tjost mit ihnen die entscheidung darüber herbeizuführen, ob er weiter vordringen dürfe oder zurücktreten müsse; der speerkampf besteht aus einer reihe von tjosten, zu denen der gegner die lanzen liefert, beide gegner werden durch die letzte tjost besiegt, beide nehmen den helden in zuvorkommender weise auf, beide ritter kennen die schwierigkeit des abenteuers und zweifeln an der stärke des helden (W verwunderung, P mitleid).

Schon aus den widersprüchen in der fassung P war zu schliessen, dass dem Chevalier du passage die rolle eines untertanen und grenzpostens des marschalls erst secundär übertragen worden ist, dass also alle die züge in dem bericht, welche notwendig mit der Beauvoisinversion zusammen hängen, weggedacht werden müssen, wenn man das ursprüngliche haben will. Nun zeigt die vergleichung mit W die richtigkeit dieser folgerung: sie lehrt, dass die geschichte vermutlich auch in Y nur episode war, wie sie es in W tatsächlich noch ist, also kein wesentliches bestandstück des eigentlichen abenteuers. Erst P hat sie dazu gemacht.

Den kern der beiden erzählungen dürfte das rivalitätsmotiv bilden, welches O (W) deutlich bewahrt. P musste es beseitigen, um den zusammenhang mit dem belagerungsmotiv des botenberichts herzustellen. Y im einzelnen wider herzustellen ist aussichtslos, da sichtlich beide romane O und P für ihre zwecke einschneidende änderungen an dem stoff vorgenommen haben.

§ 42. Fortsetzung.
Truchsess und confanonnier.

Durch aufzeigung von widersprüchen habe ich § 40 wahrscheinlich gemacht, dass die figur des *maistre confanonnier* mit dem marschall und dem belagerungsmotiv ursprünglich nichts zu tun hat, sondern damit erst von dem verfasser der prosa P verknüpft ist. Man kann weitergehend behaupten, dass der ritter in der älteren version Y zur partei der Flor de mont gehörte. Er ist nach P ein vetter der königstochter, er steht allein eine *lieue* vor Roche sans paour, ohne dass von einer burg, in der er wohnt, berichtet wird; er legt wert darauf unter den augen der Flor de mont zu kämpfen, und die oben citierte wendung *s'efforcerent de bien faire pour* (!) *ma dame Flor de mont* 60, 7 f. macht ein dienstverhältnis zu ihr fast unabweislich. Darum liegt es nahe, die gestalt des confanonnier mit der des truchsessen aus W in beziehung zu setzen.

Dies passt zunächst äusserlich gut. Denn wie in P unmittelbar auf den kampf mit dem Chevalier du passage der mit dem bannerträger folgt, so steht in W nach der erlegung

des Schaffilun die tjost mit dem truchsessen. Dazwischen wird nur das reisemotiv fortgeführt.

Ferner: in W sieht der held den truchsessen schön gewaffnet und geschmückt kampfbereit von der burg herabreiten. Auf seine frage erzählt ihm Nereja, das sei der truchsess, einer der tapfersten und besten ritter im lande; er möge ihn nicht unnütz herausfordern, sondern froh sein, wenn jener ihn in ruhe lasse; es sei gefährlich mit ihm zusammenzugeraten. Natürlich will Wigalois nicht zaghaft erscheinen und reitet gegen den streitbaren mann. In P fängt die botin plötzlich zu weinen an (58, 34). Gefragt antwortet sie: *sire, je pleure pour la pitié que j'ay de vous, car je vois la ung chevalier contre qui vous debvés combatre, qui est le meilleur chevalier que on sache en tout le monde .... Veés le la sur ce tertre et ce confanon vermeil. C'est le meilleur chevalier et le plus orguilleux de tout ce royaulme, et si est il de tout le monde.* Gemeinsam ist der zug, dass der held als einer der besten ritter des landes dargestellt wird, und die warnung der botin. Vgl. auch den schluss des gesprächs

W. 103, 32 f. des himels keiser mich bewar!
ich wil benamen gein im dar

und P 59, 10 ff. *damoiselle, ... s'il est fort, et dieu est puissant qui nous peut bien encontre luy garder.*

Der kampf beginnt in beiden romanen ohne besondere herausforderung. Dann heisst es

W 103, 39 ff.:	P 59, 20 ff.:
sus kâmen si mit grôzer kraft zesamene ûf der heide. si verstâchen beide alsô riterlich ir sper daz niemen kunde wizzen, wer daz sîne baz hiet vertân.	*Et le Chevalier del papegau ... s'approcha et s'appareilla de luy deffendre vigoreusement, et se sont si entreferuz qu'ilz se sont entreabatuz a la premiere jouste, si que on ne sceut oncques qui fery le greigneur coup.*

Nun wird der truchsess liebenswürdig und geleitet Wigalois auf die burg; in P folgt jetzt der schwertkampf; dann wird der streit unter die fenster der burg verlegt. Hier hört die übereinstimmung im einzelnen auf.

Die beziehungen sind ganz allgemein, aber doch wol hinreichend, um verwantschaft der geschichten anzunehmen. Man

muss auch hier bedenken, dass P eine vorlage im sinne der Beauvoisinversion überarbeitet hat. Andererseits dürfte Wirnt gerade in diesem stück *daz mære tiure* gewesen sein. Denn nach den worten 103, 25—27 und 32—33 sollte man erwarten, dass etwas mehr folgte als ein blosser zusammenstoss der kämpfer. Für die kurze tjost 103, 34—104, 4 ist die vorausgehende schilderung zu breit und pomphaft. Vgl. oben s. 321.

Betrachtet man ferner die gestalt des confanonnier vom standpunkt der truchsesserzählung im Wigalois aus, so lösen sich manche widersprüche in P, insbesondere hat dann seine stellung nahe bei der burg und seine beziehung zur Flor de mont einen guten sinn.

§ 43. Der held auf der burg der königinnen.

Bis hierher musste das was in P mit W zu vergleichen war, immer erst kritisch aus dem text herausgeschält werden. Denn der verfasser der prosa hat seine hauptvorlage Y, um sie interessanter zu machen und zu erweitern, mit allerlei motiven aus nebenquellen versetzt. Von jetzt ab liegt die sache wesentlich einfacher, so dass die blosse gegenüberstellung des inhaltes zur evidenz hinreicht.

Die aufnahme auf der burg, wo sich die königin witwe und ihre tochter aufhalten, wird in den romanen verschieden erzählt. In P dient der papagei als lustigmacher, ein zug, der in W gänzlich fehlt. Die vergleichbaren züge treten erst mit W 109, 36 und P 60, 35 ff. auf.

W	P
Wigalois wird vom truchsessen auf die burg geführt. Er kommt zu den damen und wird von Amena und Larie empfangen. Die alte königin klagt ihm ihr leid.	Artus wird von Flor de mont und ihren damen auf die burg geholt. Die alte königin empfängt ihn und sagt, sein ruhm habe sie bewogen ihn um hilfe zu bitten. Sie danke gott, dass er nun da sei, sie aus ihrer *prison* zu erlösen und den marschall zu bestrafen.
Er ist bereit für sie selbst in den tod zu reiten.	Artus versichert, dass eben dies sein wille sei: *je suis cy venus et appareillié de faire du tout a vostre voulenté ...*
Er hofft auf die hand der Larie und diese wird ihm zugesichert.	

Sofort will er abschied nehmen um in das land des Roaz zu reiten. Da bittet ihn Larie die nacht noch auf dem schloss zu bleiben.

Dont je vous prie que vous me sachiés monstrer la voye ou je puisse mieulx trouver le mareschal. Die alte königin bittet ihn mit rücksicht auf seinen körper doch acht tage zu bleiben, er lässt sich dann wenigstens für eine nacht halten.

Wigalois lässt sich aus liebe zu ihr halten.

Ausführlich geschilderte liebesscene zwischen Larie und Wigalois: fussfall, liebe der jungfrau zum helden. Unterhaltung und andere kurzweil. Man isst zu abend und trennt sich vor dem schlafengehen.

Man isst zu abend und die beiden damen geleiten Artus in sein schlafgemach und bleiben bis er sich niedergelegt hat. Da ruft ein knappe die königin ab mit einer botschaft.

Wigalois sieht vor dem einschlafen im wald eine feuersbrunst. Der truchsess und die andern erklären ihm die ursache (brennende burg) und teilen ihm mit, dass man nur von einem wunderbaren tier geleitet dorthin vordringen könne. Der held schläft bis zum morgen, die knechte besorgen seine rüstung.

(Morgen)

Wigalois steht auf, hört eine messe, empfängt den segen des ehrwürdigen priesters und einen brief gegen zauber. Dann isst er etwas und nimmt abschied von den damen. Larie waffnet ihn und beschenkt ihn mit einem zauberbrot. Da kommt ein bote und meldet, das tier sei vor der burg.

(Nacht)

Der bote hat die ankunft des tieres gemeldet. Die königin kehrt zu Artus, der noch nicht schläft, zurück und teilt ihm mit, das tier sei gegen seine gewohnheit, nur jeden dritten tag zu kommen, schon wider da. Er solle sich waffnen, sie werde sein ross satteln lassen. Auch solle er bei ihrem kaplan beichten. Das geschieht. W. beichtet dem kaplan und geht vom palast herab, von der königin, Flor de mont und deren damen begleitet dahin, wo sein ross gesattelt bereit steht. Die königin hat ihm lebensmittel für drei tage aufgepackt. Er steigt auf. Inzwischen befestigt die königstochter ein kostbares,

	von ihr gesticktes seidentuch an seinen helm und reicht ihm den letzteren mit heilwunsch hinauf.
Wigalois reitet auf die wiese vor der burg, wo das tier steht.	Dann führt ihn die königin auf eine schöne wiese nahe bei dem felsen, wo sie das tier finden.
[101, 29 ff.: *ein tier, daz ist sô wol getân . . . daz ich niht schœners hân gesehen . . . ûf sînem houbet . . . eine guldîne krône . . . bewahsen schône mit zwein swarzen hornen . . . in sînem munde die hitze . . . von sînem houbet . . . geschaffen als ein liebart.*]	*une moult belle beste . . . bien aussi grande comme ung toriaux . . . le col soutil ainsi comme ung dragon . . . le chief petit et fait ainssi comme ung serf . . . deux cornes en la teste blanches que neges a barres de fin or . . . sa pellëure plus vermeille que nulle graine.*
Das tier *leit sich für in ûf daz gras und gnâdet im sîner künfte dar . . . ez vil güetlîchen tet.*	Als das tier den papageienritter sieht, *si l'enclina aussi sagement come si se fust ung homs . . . et luy feist semblant d'umilité.*

Wie nahe verwant die erzählungen sind, ist leicht zu sehen. Das gedächtnis des deutschen knappen und gewährsmannes Wirnts muss ausgezeichnet gewesen sein, da er nicht nur den inhalt seiner quelle, sondern auch die reihenfolge genau behalten hat.

Die wichtigeren abweichungen beider darstellungen haben ihre gründe. In P ist ein liebesverhältnis zwischen dem helden und Flor de mont, welches dem des Wigalois und der Larie entsprechen würde, erst nachträglich unterdrückt. In Y hat es gewis gestanden. Einige reste deuten noch darauf hin. So die einholung des Artus durch Flor de mont und dann ihre anrede beim abschied: *prenez, beaux doulx amis* (Pap. 64, 1). P musste das verhältnis tilgen und die alte königin in den vordergrund rücken, weil sein held eben Artus ist, der später die Ginover heiratet oder vielleicht schon geheiratet hat. Hier bewahrt also W das ältere treuer als P.

Die beschreibung des tieres steht im Wigalois bereits in der botenerzählung. Sie weicht zwar von der in P gegebenen sehr ab, doch ist die manier dieselbe. Die prosa häuft das abenteuerliche dermassen, dass von schönheit keine rede mehr sein kann. Wahrscheinlich ist die einfachere beschreibung in W auch die ursprüngliche.

Die nächtliche feuersbrunst im walde kennt P nicht. Sie

hat erst O zugesetzt. Sie hängt mit dem weiter unten zu besprechenden fegefeuermotiv, welches in P ebenfalls fehlt, auf das engste zusammen. Vgl. darüber § 45.

Man beachte, dass Wigalois sein abenteuer bei tage, Artus bei nacht antritt.

B. Das spuk- und zauberabenteuer.

§ 44. Der spuk.

W 117, 22 ff.	P 64, 17 ff.
	Et la beste se mist devant le chevalier et le regarde aussi au vis comme s'elle voussist parler a luy, si fist
Das tier geht dem walde zu und Wigalois folgt ihm auf einem engen pfad über zwölf meilen weit.	*elle voulentiers, je cuide.* Dann geht es langsam voran. Artus wundert sich über seine feurige röte und das helle licht, welches die hörner in der mondhellen nacht reflectieren.
	Nach mitternacht gelangt er auf eine schöne wiese und ruht dort bis zum morgen.
Am ende des pfades findet er eine durch einen tiefen graben gesicherte burg. Deren pförtner lässt das schlagtor herunter, weil er den feueratem des tieres kennt und fürchtet.	(Tag)
Von da aus gelangen sie in das schöne, wohl angebaute land Korentin.	Das tier führt ihn nun in eine schöne, paradiesische landschaft voll duftender blumen und kräuter. Abend.
(Jetzt folgt in W das spukhafte turnier. Vgl. unten s. 387.)	
Das tier führt Wigalois dann zu einem schloss (burg Korentin), welches herrlich anzusehen ist. Beschreibung 120, 8 ff.	Sie gelangen an ein *chastel abatu en ung moult bel lieu, que le mareschal avoit fait abatre* (gewis das frühere königsschloss).
Vor dem schloss liegt nahe der strasse auf einem felsigen hügel ein anger. Mitten darauf steht ein baum, der ihn beschattet: von sînem süezem bluote gie ein smac reine unde guot, der gap kraft und guoten muot. Dorthin geht das tier, wie jeden tag, und springt hinauf. Oben verwandelt es sich plötzlich in	Das tier geht gerade darauf zu und auf seine durch zeichen gegebene aufforderung steigt der ritter ab *desoubz ung des plus belz arbres que nul vist oncquès mais, qui foillast et flourist de telx fleurs qui rendoient plus douce oudeur que mais nul homs sentist.*
	(Während er absteigt, verwan-

einen menschen. Beschreibung: zöpfe, glänzendes äussere, krone. Wigalois steigt ab und will auf den anger, aber dieser ist durch gottes kraft *âne want besloz-zen*, obwol er offen scheint.

Der held ruft den mann an: *sag an ..., ob du geloubest an Krist** ... Jener bejaht es und erzählt:

[* *ê wærd ein tier, nu bist ein man*]. Ich habe gottes strafe verdient und bin eine arme seele, die, wenn gott nicht erbarmen hat, verdammt werden wird. Jeden tag um diese zeit darf ich aus dem fegefeuer gehen und hier ruhen. Dies hat mir allein mein almosengeben verschafft, denn ich war herr über das land. Jetzt höre, was ich dir sage. Hier in der nähe haust seit zehn jahren ein drache. Gott hat dich hergesant, uns zu befreien, und du wirst ihn erlegen. Damit gewinnst du meine tochter Larie und das land Korentin. Die brennenden ritter die du gesehen hast, sind im höllenfeuer, sie sind mit mir von Roaz, dem untreuen, ermordet worden.

Wigalois bittet um rat, wie er sich vor dem gifthauch des drachen schützen solle.

Der schöne mann bricht von dem baum eine blüte ab: '*nu nim, ditz ist dir guot*'. Ferner weist er ihm am burgtor eine im felsen steckende heilige lanze.

delt sich das tier plötzlich in einen menschen, denn)

als Artus abgestiegen ist, sieht er einen schönen, alten ritter auf sich zukommen.

[vgl. unten Pap.. 66, 19 ff.]

Artus grüsst ihn *de par le roy du ciel* und jener erwidert den frommen gruss und erzählt:

Ich bin das tier das dich hergeführt hat, gewesen, und zwar bin ich der könig Belnain. Ich bin im turnier von einem meiner barone treulos verwundet worden, doch will ich ihn nicht nennen, weil meine seele dafür schaden leiden würde. In meinem testament übergab ich meinem marschall die regierung und meine tochter. Aber dieser hat sich, wie ihr wisst, treulos bewiesen.

Jetzt naht der zeitpunkt, wo er bestraft werden soll.

Je suis en ung bel lieu et seray tant que sera la prophecie Merlin acheree, et puis si seray en ung aultre moult plus bel lieu et plus delicieux, tant que damedieu rendra le guerredon a ses amys, ou ilz avront tant de gloyre que nul ne le pouroit conter.

[vgl. unten]

Bleibe die nacht unter diesem baum *et prens une des fleurs et la mect en ton sein.*

[70, 15 ff. schützt diese blüte Artus vor dem gift des drachen.]

Wenn es nacht wird, wirst du nämlich auf dieser wiese eine grosse festversammlung mit turnier sehen. Die turnierenden ritter werden in deine nähe kommen und rufen '*ou est le Chevalier du papegau, pour quoy ne vient il tournoyer a nous?*' Du darfst dem ruf nicht folgen, denn du würdest eine tötliche, unheilbare wunde empfangen. Bleibe nur ruhig unter diesem baum, keiner der ritter kann sich dir nähern *tant come durera l'umbre de cest arbre et l'oudeur.* Dann befiehlt er ihn gott und sagt ihm *qu'il ne le verra plus.*

[vgl. oben W 121, 20 ff.]

Artus pflückt sich eine blüte, die herrlich duftet *et l'a si saoulé qu'il n'a talant de boire ne de manger.*

[vgl. oben s. 385 u.]

[118, 35 ff.: Wigalois sieht vor dem schloss ein turnier. Sie rufen da nur *wê, wê.* Ihre waffen sind alle schwarz, rote flammen darauf gemalt. Er tjostiert mit den rittern, aber eisen und schaft verbrennen, wo sie die gegner berühren. Auch ist die hitze unerträglich. Wigalois lässt darum ab. 123, 4 ff.: die ritter sind im höllenfeuer. 125, 15: sie ziehen alle, einer hinter dem andern, in das schloss ein, um dort in der nacht zu brennen.]

In der nacht sieht er vorbereitungen zu einem fest. Herren und damen versammeln sich und ein turnier beginnt. Die fliehende partei ruft ihn zu hilfe und beschimpft ihn, als er zögert. Eben will er, der warnung des geistes uneingedenk, an dem turnier teil nehmen, da ertönt das glöckchen eines eremiten und der teufelsspuk verschwindet.

Der geist prophezeit dem helden sein unglück und glück im drachenkampf, versichert ihm, dass er alle gefahren überstehen werde und mit recht, denn er sei seiner abkunft nach ein werter held.

[vgl. 65, 17 ff.: nur ein mann von königlicher abkunft, der zugleich der beste ritter und der gerechteste ist, kann den marschall bestrafen. 62, 25 ff.: das schicksal hat bestimmt, ein Bretone werde die königinnen befreien.]

Sein vater sei Gawein, der beste ritter, derjenige Gawein, der am hofe des Artus lebe. Wigalois erstaunt darüber. Er habe seinen vater Gawein und jenen am hofe des Artus für zwei verschiedene personen gehalten.

[65, 16 f.: die seele kennt Artus sofort und redet ihn mit *roy de Bretaigne* an.]

Der geist entfernt sich. Bis morgen müsse er noch brennen, dann seien seine zehn jahre fegefeuer um. Er betont nochmals, Wigalois werde den heiden besiegen.

§ 45. Fortsetzung. Kritische bemerkungen.

Dass hier beiden romanen eine gemeinsame quelle Y zu grunde liegt, ist ohne weiteres klar. Sie stimmen in vielen einzelheiten überein und alles wesentliche ist gleich. Es fragt sich nur, auf welcher seite befindet sich bei den zahlreichen abweichungen das ältere?

Die geographie bietet in P kaum zu bedenken anlass. Artus wird von Roche sans paour weggeführt und kommt zuerst auf eine schöne wiese, wo er bis zum morgen ruht. Am andern tag gelangt er in das land des ermordeten königs Belnain, bis vor ein verfallnes schloss, welches vermutlich dessen frühere residenz gewesen ist. Von da geht die handlung auch ohne geographische schwierigkeiten weiter.

Sehr widerspruchsvoll sind dagegen die angaben in W. Roymunt wird von der geisterburg, offenbar der residenz Korentin,[1]) durch einen zwölf meilen breiten wald getrennt (118, 4. 112, 34. 113, 15 ff.). Beide verbindet keine fahrstrasse, sondern Korentin ist rings von einem breiten moor und dazu einem see umgeben (113, 18 ff.). Wege durch das moor gibt es nur zwei (113, 24), die am Korentiner ende mit *steinwenden* und *huote* versperrt sind. Ohne führer kann sie niemand finden, daher ist natürlich das tier nötig (113, 20 ff.). Dazu stimmt die beschreibung des weges, den Wigalois reitet (117, 28 ff.): ein von der strasse — wohin führt sie? — abgehender, schmaler wiesenpfad, der in den wald einläuft und durch das moor zu einer der oben erwähnten felswände und

[1]) Denn Roymunt liegt nicht im land Korentin (99, 10 ff.), der zauberer wohnt auf seiner burg in der grafschaft Glois (161, 29. 169, 1). Die stattliche burg der seelen aber steht in Korentin (123, 2). Vor ihr findet später das hochzeitsfest statt (238, 23). Man muss annehmen, dass der spuk nach der bestrafung des zauberers zur ruhe kommt. Auch in P kann das *chastel abatu* nicht wol etwas anderes sein als die frühere residenz des königs (vgl. oben s. 372), was zu W stimmt.

burgen (*huote*) leitet, also ein defilé zuerst durch wald und sumpf, am ausgang auf der einen seite durch eine felswand, auf der andern durch eine burg gedeckt. Von dieser liegt das schloss Korentin nicht weit ab.

Nachher aber ist weder der sumpf noch der enge pfad mehr vorhanden, denn Wigalois bringt Larie von Joraphas ohne weiteres nach Korentin, und die sämmtlichen gäste kommen dorthin, ohne dass sie mit dem weg schwierigkeiten hätten. In P finden sich weder diese beschreibung, noch auch die widersprüche, es hat darum wol das ursprüngliche. Diese geographischen angaben stammen mithin nicht aus Y. Man wird sie dem dichter von O, schwerlich Wirnt, zuschreiben dürfen. Etwas sicheres ist jedoch nicht zu ermitteln.

Die reise wird in P nachts, in W morgens angetreten. Letzteres ist natürlicher und gewis ursprünglich. Denn wozu in P das ursprüngliche nachtquartier auf der wiese? Wozu die übermässige eile des Artus, nachdem er sich noch dazu, genau wie in W, mit widerstreben entschlossen hat eine nacht zu bleiben (oben s. 338)? Die prosa hat hier wol die situation effectvoller gestaltet.

Das eigentliche spukabenteuer enthält zwei motive: der held und der geist, der held und das turnier. In W geht das letztere dem ersteren voraus. Wichtigere unterschiede sind: in W verwandelt sich das tier unter dem wunderbaren baum auf dem anger, Wigalois kann dessen zauberkreis nicht überschreiten, er empfängt die blüte von dem geist. In P befindet sich der held unter dem baum, pflückt sich die blüte selbst und der baum schützt ihn vor den gespenstischen rittern. Das motiv ist dasselbe, nur die verwendung ist verschieden. Natürlicher scheint mir version P, da der zauberkreis um den geist keinen rechten zweck hat. Vermutlich stammt die änderung von O, um so mehr als sie deutlich mit der abweichenden darstellung des spukhaften turniers in W zusammenhängt.

In P ist nämlich das turnier ein blendwerk der hölle, veranstaltet um Artus zu töten. Es verschwindet darum beim ton des glöckchens. In W sind die ritter gepeinigte seelen, gegen die der held, wie die darstellung lehrt, nicht geschützt zu werden braucht. Bei dieser auffassung ist der schutz des

baumes für den helden überflüssig und wurde darum wol mit dem geist in verbindung gebracht.

Das motiv der feuerpein aber stammt sicher von O. In der prosa deutet nichts darauf hin, dass sich Belnain im fegefeuer befinde, im gegenteil: der geist versichert in einer art von elysium zu sein. Nichts von der erzählung, die er in W über seine frühere woltätigkeit und seinen lohn dafür bringt. Version P ist in diesem punkte auf jeden fall einfacher und klarer als W. Hier nimmt man zunächst daran anstoss, dass die burg, auf welcher man den könig ermordet hat, nach seinem tode auch der ort ist, wo er und die seinen die qualen des höllischen feuers erdulden: jede nacht brennt sie, angezündet durch den feueratem des tieres selbst (das motiv fehlt in P), morgens steht sie wider unversehrt da. Dann ist zwar der könig jeden tag einige stunden von der feuerqual befreit und darf sich auf dem anger erquicken, nicht aber die ritter. Diese sind immer in der pein, offenbar weil sie keine guten werke aufzuweisen haben. Dennoch weilen sie zu derselben zeit wie Jorel vor der burg, ihr zustand ist also eigentlich derselbe wie der ihres königs. Nun erzählt der dichter freilich, sie würden trotzdem von der glut gequält. Aber damit wird das motiv vom brennen in der burg überflüssig. Denn wenn die schar 126, 15 sammt dem könig zurück auf das schloss geht, so kann das der ganzen situation nach (vgl. besonders 125, 31 ff. und 39 ff.) nicht gut etwas anderes bedeuten, als dass die ritter wie der könig nun ins feuer zurückkehren. Man sieht, diese erzählung zeigt widersprüche. Das motiv der höllenpein ist vermutlich auf eine ältere, einfachere fassung, wie wir sie aus P kennen lernen, aufgesetzt, das ursprüngliche aber nicht ganz getilgt. — Es würde auch der schon oft betonten geistlichen tendenz von O durchaus gemäss sein, zum abschreckenden beispiel das fromme motiv einzuführen: almosen soll der christ geben, das lindert seine feuerpein im jenseits.

Nun ist wirklich die ursprüngliche, rein spukhafte bedeutung der scene noch deutlich in W erkennbar. Es heisst

Wig. 126, 35 ff. von sînem (*sc. des tieres*) blâste ez (*sc. die burg*) dô bran,
daz man ez harte wîten sach,
daz sît niemer mêr geschach:
wan got hêt sînen zorn verlân,

und später residiert Wigalois auf der burg. Das bedeutet doch: nach der anwesenheit des helden, der den mörder bestrafen wird, verschwindet die erscheinung gänzlich, obwol nach 125, 35 ff. nur die prüfungszeit des königs, nicht aber der ritter (126, 1) um ist. Man hat sie daher ursprünglich als ein umgehen der geister jener erschlagenen am ort der tat aufzufassen und wird folgern dürfen: in Y stand die erzählung eines geisterspukes und O hat sie durch einführung des fegefeuermotivs in geistlichem sinne bearbeitet.

So hätte hier P den inhalt von Y wenigstens im allgemeinen besser bewahrt als O (W); vermutlich auch in der darstellung des turniers. Die tjost des helden mit den rittern ist in W gar nicht begründet und eigentlich sehr überflüssig. Vielleicht sind erst von O die höllischen ritter von Y als mannen des königs gefasst und zu armen seelen gemacht worden, da in W (-O) der könig mit vielem gesinde (98, 15 ff.) erschlagen wird, während in P nur von der ermordung Belnains die rede ist.

Der drachenkampf erscheint im Wigalois als integrierender bestandteil des abenteuers: der geist verlangt vom helden erst die besiegung des ungeheuers, in zweiter linie die des Roaz. In P wird dies abenteuer hier gar nicht erwähnt. Ueber die gründe dieser wichtigen verschiedenheit vgl. § 48. P hat, wie sich zeigen wird, das echte bewahrt.

Interessant ist ferner die stelle in W, wo Wigalois über seine verwantschaft mit Gawein aufgeklärt wird. In P entspricht dem nichts, nur dass auch hier der geist sofort weiss, mit wem er es zu tun hat, und dass der held derjenige ist, dem die lösung des abenteuers gelingen soll. Offenbar stammt das erwähnte Wigaloismotiv aus X: auch Guinglain erfährt in D seinen namen und seine abkunft von Gawein durch ein unsichtbares wesen auf wunderbare weise, und zwar erst im hauptabenteuer selbst. O hat hier eine consequenz seiner benutzung des anfangs von X ziehen müssen, das ursprüngliche enthält wider P.

Als resultat ergibt sich, dass P im inhalt der quelle Y wesentlich näher steht als W.

§ 46. Das drachenabenteuer: erlegung des wurmes.

Nach der erzählung des geistes holt sich Wigalois die glävie aus der felswand (126, 23), der geist auf dem anger sagt dann: *riter, hebt iuch danne,* und geht den rittern nach in die feuerpein zurück. Der held reitet weg *über die wilden heide* und kommt zufällig an einen see. Die Wig. 113, 15 ff. angenommenen geographischen verhältnisse werden nicht mehr festgehalten. Denn wenn auch der see s. 127, 24 ff. mit dem auf s. 113, 20 identisch wäre, so passte doch das *umbevangen* 113, 20 nicht mehr, da das land Korentin von dieser seite jedenfalls bequem zugänglich ist. Das von dem geist angekündigte drachenabenteuer beginnt sofort. — In P kommt Artus zuerst an einen *perron* (67, 23 ff.), auf welchem ein kleines kreuz steht. An dem perron stehen drei allgemeine sätze, von denen man nicht einsieht, was sie hier sollen, und dann die worte: *se tu veux chercher aventure merveilleuse, chevauche a main destre et si ne demeure plus jour.* Artus reitet auf diesem weg bis zum abend weiter. Diesem stück entspricht in W nichts.

W 127, 3 ff.	P 68, 1 ff.
In der nähe eines sees schreit ein weib laut. Der held eilt dem tone nach und sieht ihre verzweiflung. Schilderung derselben. Er fragt nach dem grund ihres jammers und versichert sie seiner hilfe. Erneute klagen der dame und fragen des ritters. Sie berichtet:	Artus hört *une voix, qui crioit forment et disoit: 'ha, doulx amis, dieu ait mercy de vous, je ne vous puis aidier.'* Dann sieht er vor sich *une damoiselle* einen berg schnell heruntereilen, in grösster betrübnis. Artus fragt nach dem grund ihres leides und sie antwortet:
wie der wurm hin het getragen an der wîle ir lieben man. [Vgl. 128, 30 *sît ich in tôten hân gesehen*]	'... *ung serpent enporte ung mien amy si mallement que je croy, qu'il l'a ja mort.'*
Genauere erzählung, wie der drache sie und ihren *friunt* (129, 8. 37) auf der jagd überrascht hat.	
Wigalois fragt: *wâ kêrter hin?*	Artus: *'damoiselle, et ou est le serpens?'*
Nach einigen einwendungen zeigt sie ihm den pfad, den der drache mit den füssen getreten hat. Er folgt dem pfad (zauberblüte, wunderbrot) und sieht bald den un-	Sie zeigt ihm, *quelle part il voula.* *Et il va celle part, et il n'ala mie granment quant il vit le*

gefügen wurm Pfetan vor sich *eislichen* daher kriechen. Ausführliche beschreibung des tiers. Nach einem gebet reitet W. ungesehen an den wurm heran und sticht ihm die glävie durchs herz.

Als der wurm *des stiches dô enpfant,* brüllt er gewaltig und schlägt mit dem schwanz nach dem ritter, trifft ihn aber nicht. Da lässt er die vier geraubten ritter fallen, fällt Wigalois an, reisst ihm den harnisch entzwei, zerdrückt ihn fast und wirft ihn sammt dem ross ins tal hinab. Am ufer eines sees bleibt der held für tot liegen, neben ihm sein zerschmettertes ross.

[133, 27 âne maht und âne sin
belac der riter mit dem rade
ûf des breiten sêwes stade]

Die frau hat inzwischen ihr gesinde getroffen. Sie findet ihren gemahl noch lebend. Er wird sammt den toten begleitern auf sein nahe dabei, am see liegendes schloss gebracht. Mittlerweile ist es nacht geworden.

Die dame fragt nun nach Wigalois. Der gemahl versichert, jener sei tot, es müsste sich denn gott seiner angenommen haben.

plus grant serpent ... et le plus orible, welcher den ritter im rachen trägt, den nur die rüstung vor dem tode schützt. *Artus laisse courre le destrier et va ferir le serpent de sa lance enmy le pis, si luy passa tout parmy le cuer oultre.*

Der wurm lässt, *quant il senti le coup,* den ritter fallen und schlägt im todeskampf mit dem schwanz um sich.

Unglücklicher weise trifft er dabei Artus und sein ross und wirft beide in einen fluss talabwärts.

Mit mühe kommen beide aus dem wasser heraus. Artus reitet noch etwas am ufer entlang, *quant il se pasma pour l'angoisse du venin qui le destraingnoit.* Er fällt bewusstlos zur erde und bleibt am ufer des flusses liegen.

Der aus dem rachen des wurms entronnene ritter kommt zu seiner geliebten und fragt nach seinem befreier. Er ist nach der erzählung derselben überzeugt, jener sei tot. Sie bedauern ihn und kehren auf ihre in der nähe, am flusse liegende burg zurück. Im saale dort werden lichter angezündet, denn es ist mittlerweile nacht geworden.

Die übereinstimmung ist sehr bedeutend und erstreckt sich nicht nur auf die reihenfolge der ereignisse, sondern auch auf einzelheiten, besonders des ortes und der situation. Im allgemeinen schmückt O (W) die erzählung mehr aus und bringt viel zur psychologischen begründung. Der abschluss der scene scheint mir in W natürlicher und poetischer. Vermutlich ist allerlei davon Wirnts verdienst. Uebrigens hat man hier wider gelegenheit, das vorzügliche gedächtnis des knappen zu

bewundern. Man muss bedenken, dass alle die übereinstimmenden züge erst durch O hindurch giengen, ehe sie zu W gelangten.

§ 47. Fortsetzung. Die rettung des drachenbesiegers.

W 137, 20 ff.	P 69, 10 ff.
Sechs damen der gräfin sind im mondschein aus der kemenate an den see spazieren gegangen. Da sehen sie auf dem see ein schifflein, in dem ein armer fischer und sein weib auf den fischfang fahren.	Der burgherr und seine geliebte sitzen im saal ihres hauses, welches unmittelbar am flusse liegt. Unten fährt ein fischer mit seinem weib im kahn vorbei. Man hört oben wie der fischer sagt, 'ich glaube er lebt noch' ....
Diese leute finden den helden am ufer des sees für tot liegen. Der fischer und sein weib ziehen ihn völlig aus. An einer bewegung sehen sie, dass er noch lebt. Das weib will ihn zur vorsicht ertränken, der mann, mitleidiger als die frau, leidet es nicht.	[69, 34 ff. '*je ne l'ay pas mort, je trouvay ores avant ce qu'il annuitast ung peu, sur la rive de ceste riviere ung chevalier moult froit et delez lui ung destrier mort. Mais le chevalier estoit encores en vie.*' (Dann hatten sie ihm die waffen abgenommen.)]
Diese scene spielt sich so nahe bei der burg ab, dass die damen die waffen glänzen sehen: eine, die näher gegangen ist, hat ausserdem die fischersleute belauscht.	Sofort stellt der ritter vom fenster aus den fischer zur rede, zumal er im kahn die waffen erblickt. Der fischer antwortet ... (vgl. oben die klammer 69, 34 ff.).
Das fischerweib, von der schönheit des ritters gerührt, ändert urplötzlich ihre gesinnung. Sie bewundert seine waffen und sprengt dann dem bewusstlosen wasser ins gesicht, um ihn zu beleben. Der mann ruft sie in den kahn. Mit grosser klage scheidet sie von dem schönen ritter. Beide fahren zurück und verstecken den raub in ihrem hofe.	[69, 14 ff. der fischer: '*he dieu, comme il avoit belles armez.*'] [69, 15 f. die frau sagt: '*dieu, que nous avons fait grant pechié que l'avons laissé.*']
Eine der sechs damen hat alles gesehen und kommt erst um mitternacht zurück.	
Auf der burg trauert inzwischen die gräfin um den tod des drachentöters. Sie nimmt sich vor, ihn am andern tag vom landvolk suchen zu	

lassen. Beschreibung seiner rüstung. Sie hält ihn für einen Artusritter. Das hört jene dame, und erzählt was sie gesehen hat. Die gräfin und ihre damen gehen sofort in das haus des fischers. Erschreckt öffnet dieser die tür. Die gräfin bittet ihn freundlich, ihr die heimgebrachten waffen zu zeigen. Sie verspricht ihm reichen lohn dafür. Sie erkennt die waffen wider und wünscht zu wissen, wo der ritter ist. Der fischer will ihn herbeiholen. Sie lehnt es ab, vielmehr fährt sie mit dem fischer im kahne hin, den hilflosen und ohnmächtigen zu suchen. Es wird morgen.	Der ritter kommt mit der dame sogleich von der burg herunter, denn er vermutet, es seien die waffen seines retters. Sie treten in den kahn und lassen sich von dem fischer dahin bringen, wo er den ritter gefunden hat.
Wigalois ist inzwischen wider zu sich gekommen, zweifelt an seiner erinnerung und stärkt sich an Laries brot. Seine klagen hört die dame im bot. —	Er liegt noch bewusstlos und wie tot da. *Que vous feroy je plus long conte?* sagt nun der erzähler P.
Mit mühe erreicht sie, dass Wigalois, der sich seiner nacktheit schämt, aus dem wald kommt.	
Sie führt ihn in den kahn, dann fahren sie zur burg, wo er gut gepflegt wird, bis seine wunden heilen.	Sie bringen ihn in den kahn und schaffen ihn zur burg, legen ihn ins bett und pflegen ihn, bis er noch vor mitternacht die augen öffnet. In drei tagen ist er wider gesund.

Die erzählung in P macht durchaus den eindruck, als ob sie nur einem stofflichen interesse diene und, um schnell vorwärts zu kommen, nichts als einen prosaauszug aus der quelle Y gebe. Auch die wendung *que vous feroy je plus long conte?* zeigt, dass P den stoff seiner quelle sicher nicht vermehrt, höchstens gekürzt hat. Man kann also von vornherein annehmen, dass P in dem was es bietet, das ältere reiner bewahrt, als das vielfach abweichende O. Aehnlich war das ergebnis des § 45. Die innere kritik kann dafür noch einen umstand geltend machen.

Aus den worten der fischersfrau '*dieu, que nous avons fait grant pechié que l'avons laissé*' und den vorausgehenden worten

des mannes '*je croy qu'il est encores vif. He dieu, comme il avoit belles armez*' geht hervor, dass für P die frau der mitleidigere teil, der fischer habgierig und roh ist. Sie allein hat gewissensbisse, er freut sich des raubes; auch tritt die frau nirgends handelnd auf, die hauptrolle spielt der fischersmann. Ungefähr so ist auch das verhältnis der fischersleute Wig. 141, 18 ff.: hier wird die frau von der schönheit des helden gerührt und versucht, ihn zum leben zurückzubringen, aber der *gebûr* ist kurz angebunden und ruft barsch: '*trac den harnasch an: wir suln von dem walde dan balde varn ê ez tage.*' Mit grosser klage trennt sich das weib von dem bewusstlosen.

Damit stimmt nun sehr schlecht Wig. 138,15—140,8. Hier ist die frau habgierig, roh und gewissenlos, der mann dagegen 139, 34 *vil getriuwe*. Sie will den ohnmächtigen ertränken, um nicht entdeckt zu werden, er hindert die freveltat. Der umschwung in der denkart der frau, den zu glauben uns W zumutet, ist doch etwas zu plötzlich und die motivierung ungeschickt. Nehmen wir an, die mit P übereinstimmende darstellung des fischerpaares sei die ursprüngliche und von O bei der erweiternden redaction von Y mit anderen motiven versetzt, so erklärt sich der widerspruch von selbst.

Dass übrigens P nicht aus O geschöpft hat, zeigt gerade dieser paragraph recht deutlich. Das plus von W kann, wie das eben ausgeführte beweist, nicht etwa in P gestrichen worden sein, sondern ist zusatz des bearbeiters O zum inhalt der quelle Y. Die prosa hängt ja in sich wol zusammen und enthält keine widersprüche, während der Wigalois mängel in dieser beziehung aufweist. Uebrigens ist die scene vielleicht die poetisch wertvollste in dem deutschen roman. Realistische behandlung des lebens und stimmungsvolle schilderung der landschaft heben sie aus der reihe der übrigen heraus. Ihr wesentlicher inhalt stammt natürlich aus O.

§ 48. Fortsetzung.
Entschluss zur weiterreise und abschied. Freundlichkeit des wirtes.

Auch eine kritische betrachtung des abschlusses vom drachenabenteuer ergibt, dass P darin das ältere bewahrt hat.

Denn die eigentliche bedeutung des drachenkampfes lässt sich nur aus der prosa erkennen.

In W wird der kampf mit dem wurme als notwendiger bestandteil des grossen abenteuers von Korentin bezeichnet. Der geist teilt Wigalois mit, dass er erst gegen einen drachen (122, 27 ff.), dann gegen Roaz (126, 6) zu streiten habe. Zauberblüte und glävie gibt bez. weist er ihm besonders gegen jenen feind (vgl. auch 156, 11 ff.). Das abenteuer ist also zweiteilig und wird in der tat auch nachher so durchgeführt. Nun ist aber klar, dass der drachenkampf mit dem Roazabenteuer ursprünglich nichts zu tun hatte. Der wurm, der freilich auch erst seit zehn jahren im lande wütet (122, 28), ist dem zauberer ebenso feindlich wie den bewohnern von Korentin (123, 26), sein auftreten hängt also von der gewalttat des heiden nicht ab. So liegt die sache auch in P, denn der durch den drachen verunglückte Chevalier amoureux gehört zu den vasallen des zauberer-marschalls 71, 29 f. und der *serpent* wird in der erzählung der seele Belnains nicht erwähnt: dort handelt es sich nur um den kampf mit dem marschall, der drache tritt nachher wie zufällig in die handlung ein. Also wäre das drachenabenteuer in Y eine episode oder ein willkürlich eingeschobenes motiv gewesen?

Wirklich hängt die erzählung im Wigalois nur sehr lose mit dem abenteuer der zauberburg zusammen: graf Moral ist ein untertan des ermordeten königs von Korentin (157, 8) und hat darum ein interesse daran von dem druck des heiden befreit zu werden. Man würde im zusammenhang der motive keine lücke bemerken, wenn man die ganze drachengeschichte striche; nur ein nebensächlicher umstand verlöre dadurch seine motivierung.

Ganz anders in P. Hier ist die unterweisung, welche der Chevalier amoureux, ein untertan des zauberer-marschalls, dem Artus gibt, für den glücklichen fortgang des abenteuers von höchster bedeutung. Ohne sie würde Artus ebenso umkommen wie die fünfzehn ritter vor ihm. Die bekanntschaft mit dem vasallen des zauberers und vor allem den anspruch auf seinen dank erwirbt sich Artus aber eben durch seinen edelmut, den er im drachenabenteuer beweist: dieser kampf ist also im Papageienroman die notwendige vorstufe zur überwindung

der gefahren der zauberburg. Wir haben hier ein dankbarkeitsmotiv, wie sie aus dem märchen bekannt genug sind. Vgl. 70, 35 f. *mais pour ce que vous m'avés guery, je vous en veux rendre le guerredon* sagt der Chevalier zu Artus.

Wenn demnach das drachenabenteuer seiner stellung nach in der prosa wirklich begründet, verständlich, ja sogar notwendig ist, in W aber keineswegs, und wenn augenscheinlich P nicht das verdienst hat, durch geschickte auslassungen und änderungen diese concinnität hergestellt zu haben, so muss man annehmen, die prosa stehe in diesem punkt Y näher als der Wigalois: ein neuer grund, directe beziehung von O und P zu verneinen. Da ferner in den paragraphen 42 ff. festgestellt worden ist, dass die einfache und nüchterne erzählung P bisher den inhalt von Y durchweg besser als W erhalten hat, so haben wir für die beurteilung der nunmehr zu vergleichenden teile beider romane eine sichere grundlage. Diese weichen nämlich fast in allem von einander ab. Eine gegenüberstellung wäre darum zwecklos.

In P fragt der wirt, *Chevalier amoureux*, den Papageienritter, wer er sei und wohin er reise. Als er hört, der gast wolle den marschall bekämpfen, gibt er ihm aus dankbarkeit eine genaue beschreibung der zauberburg und unterweist ihn, wie er den zauber des schneidenden rades lösen könne. Dann schenkt er ihm ein pferd, lässt ihm die dem fischer wider abgenommenen waffen zustellen, zeigt ihm den weg und begleitet ihn, so weit er darf. Zuletzt nennt er seinen namen: *Chevalier amoureux du chastel saulvage.*

W hat einen ganz andern bericht. Nachdem Wigalois geheilt ist, beschliesst er, den kampf mit Roaz zu suchen, obwol er seinen zaubergürtel vermisst, den das habgierige weib bei seite gebracht und zurückbehalten hat (139, 5 ff.). Aber zum ersatz dafür wird ihm glücklicher weise ein unzerstörbarer, wertvoller harnisch, zwergenarbeit, von der gräfin geschenkt, ein harnisch, den der graf von könig Jorel mit dem auftrag empfangen hat, ihn nur dem künftigen gemahl seiner tochter anzuvertrauen. Wigalois waffnet sich, nimmt von wirt und wirtin abschied und macht sich auf den weg nach Glois. —

Man erkennt den grundsätzlichen unterschied beider fas-

sungen. In W bekommt der held von seinem wirt keinen aufschluss über das abenteuer, noch weniger einen guten rat, es zu bestehen, in P ist die belehrung durch den wirt für den fortgang der ereignisse nötig. Schon nach dem was ich oben gesagt habe, ist der bericht in P als der echte anzusehen: die innere kritik von W bestätigt es.

Graf Moral kennt die verhältnisse der zauberburg offenbar (156, 15. 158, 27. 219, 36 ist er lehensmann des heiden; 220, 30 weiss er den weg zur burg genau), er stattet Wigalois zum kampfe aus, aber lässt nichts über die art des abenteuers verlauten. Das ist doch verwunderlich. An stelle der guten ratschläge hat W ferner die lange erzählung von dem panzer, von welchem die prosa ihrerseits nichts weiss. In dieser erzählung heisst 157, 8 und 157, 39 der könig von Korentin, vater der Larie, *Jorel,* später dagegen *Lar* (252, 16). Nun sind zwar jene beiden verse die stellen wo der ermordete zum ersten mal mit namen auftritt, aber dafür hängt *Lar* eng mit *Lar-ie* zusammen, so dass man doch dies als das ursprüngliche ansehen wird. *Jorel* ist mit *Jor-am, Jor-aphas, Jer-aphin* zu vergleichen, benennungen, die gewis vom dichter O herrühren. Man hat also wol anzunehmen, dass O hier einen älteren namen durch einen von seiner erfindung ersetzt oder einen ungenannten selbständig benannt hat, also die geschichte des panzers aus einer andern quelle schöpfte, als die war, aus welcher das übrige stammt. Freilich ist auf diesen widerspruch kein grosser wert zu legen, denn *Lar* könnte an der zweiten stelle von O aus *Larie* abgeleitet und *Jorel* das von O eigentlich beabsichtigte sein.

Noch eine andere erwägung macht wahrscheinlich, dass O das in Y gebotene dankbarkeitsmotiv beseitigt hat. In P löst nämlich der held den zauber des schwerterrades, des gefährlichsten hindernisses in die burg einzudringen, nach dem rat des wirtes durch zerschneidung des zauberfadens, also — wenn man so sagen darf — auf natürliche weise. In W geschieht an der stelle ein wunder gottes, herbeigeführt durch das gebet des helden. Erinnert man sich nun an die schon oft hervorgehobene geistliche tendenz von O, so wird man mit der vermutung nicht fehl gehen, der verfasser habe den bericht von Y verändert, um statt jener mehr natürlichen lösung

eine übernatürliche, göttliche anbringen zu können. Dann musste aber das dankbarkeitsmotiv fallen.

Endlich hängt das panzermotiv eng zusammen mit der erzählung von dem feuerwerfenden untier Marrien: gegen dessen griechisches feuer soll eben das kunstvolle werk des zwerges schützen. Dies Marrienabenteuer ist aber nach ausweis von P sicher zutat von O. Vgl. § 50.

Es hat also auch in diesem stück P den inhalt von Y reiner bewahrt als W.

§ 49. Abenteuer bis zum eindringen in das zauberschloss.

Reise zur burg und die episode vom waldweib.

W 161, 26 ff.

Wigalois reitet auf der guten strasse nach Glois zu. Gedanken, in die er versinkt, lassen ihn einen links von der strasse abgehenden fussweg einschlagen, der ihn in dichten wald bringt,

dâ manic boum was gevalt
und grôze ronen lâgen.

Er muss endlich, verirrt, absteigen und arbeitet sich zu fuss mit seinem ross weiter, bis er an ein wasser kommt.

An dessen ufer liegt ein floss angebunden. Er holt es bis dahin, wo er sein pferd gelassen hat.

Da sieht er aus einer felshöhle ein schreckliches waldweib laufen. Beschreibung derselben. Sie läuft ihn an, ohne dass er sich wehrt, denn er hält es für unter seiner würde, gegen sie das schwert zu brauchen. Das weib ergreift ihn und trägt ihn *under ir starken armen* weg.

Klage des so schimpflich überrumpelten helden. Ruel reisst ihm das schwert von der seite, zieht ihm den panzer ab, bindet ihm die hände

P 71, 36 ff.

Nachdem sich Artus von seinem wirt verabschiedet hat, reitet er talwärts die strasse weiter. Einen tag und den andern bis zur prime reitet er über heide. Endlich kommt er *en une chaucie qui estoit moult estroite et serree d'arbres et d'espines, pres d'une montaigne bien haulte, pensant moult et gardant devant soy.*

Ohne dass er es merkt, läuft ihn von rückwärts eine *femme saulvage* an

und schliesst ihn in ihre arme, so dass sie ihn erdrückt hätte, wäre die rüstung nicht gewesen.

auf den rücken, drückt ihm den kopf über einen baumstamm und will ihn enthaupten. Wigalois denkt an Larien. Da fängt sein ross an zu schreien und zu wiehern. Sofort ergreift das weib die flucht und eilt den fels hinauf. Denn sie fürchtete sich sehr, weil sie glaubte, der drache käme wider einmal, wie er es öfter vorher getan hatte.

Et mort l'eust sans faille, se ne fust le destrier, qui hennist et se mist a croler de force, quant il senti celle malle chose, qu'elle en ot ung pou de paour, si qu'elle ovry ung peu ses bras.

Der held bleibt gebunden zurück. Er betet zu gott und gott löst durch ein wunder die fessel. Froh holt er sich sein schwert (anrede an dasselbe), geht zu seinem ross und rudert sich sammt ihm auf dem floss über das wasser. Dort findet er einen steig, der ihn wider auf die hauptstrasse nach Glois führt.

Sofort wirft Artus das weib zur erde, zieht sein schwert und befreit sich von ihr. Dann besteigt er sein ross und reitet weiter, immer noch besorgt vor einem erneuten überfall des waldweibes.

Im vergleich zu W ist die episode der prosa recht mager: dort 290 verse, hier 22 zeilen.

In P kann das wilde weib überhaupt nur dadurch einen vorteil über Artus erlangen, dass sie ihn von rückwärts anfällt und durch umklammerung des gebrauches seiner arme beraubt. An sich ist ihr der held durchaus gewachsen, denn als sie aus furcht die arme ein wenig öffnet, befreit sich jener sofort, wirft sie ohne weiteres zu boden und vertreibt sie mit dem blossen schwert.

In W überwältigt Ruel den Wigalois, weil dieser voll selbstvertrauen sein schwert nicht gegen sie brauchen will. Sie ist ihm aber an stärke unendlich überlegen (164, 20. 37 ff.). Ueberhaupt spielt in W der held eine sehr erbarmungswürdige rolle: er wird gebunden, ohne dass er sich wehren kann.

Auch hier hat meines erachtens die prosa das ältere bewahrt; sie ist offenbar bloss ein kürzender auszug aus Y. Denn für die beiden wichtigsten unterschiede der fassungen W und P lässt sich wider die geistliche tendenz von O als ursache angeben: die schliessliche befreiung des Wigalois erfolgt durch gebet und wunder; um aber den helden erst in diese gänzlich hilflose lage zu bringen, wurde die stärke der gegnerin gegen die angaben der quelle Y sehr erhöht.

Das flossmotiv im Wigalois ist im grunde sehr überflüssig:

der held kommt dadurch, dass er übersetzt, nur auf denselben weg, von dem er abgewichen ist, zurück. Indessen dient es zur belebung der landschaft, ein punkt, dem O überhaupt grösseres interesse zugewendet zu haben scheint (vgl. Wig. 55, 33 ff. 137, 15 ff. den ganzen abschnitt hindurch).

Dass übrigens der dichter von Y das waldweib, wenn auch noch so kurz, beschrieben hat, ist kaum zu bezweifeln. P ist in dieser episode auffallend lakonisch. Jedenfalls hat O eine beschreibung geliefert, wenn sie in Y fehlte. Wirnt brauchte darum, um seine Ruel auszustatten, keine anleihe bei Wolfram zu machen, wie Sprenger, Germ. 20, 433 will. Die parallelverse, welche dieser aus dem Parzival heranzieht, stimmen doch bloss in einzelnen worten, welche bei beschreibung solcher ungetüme herkömmlich sind. Ich billige demnach Lachmanns bemerkung Wolfram s. XIX, allerdings nur in der fassung, dass Wirnt, als er die Ruelepisode schrieb, das sechste buch des Parzival noch nicht kannte. Auch genügte ja Hartmanns waldmensch im Iwein (Meissner, Germ. 20, 430). Später hat Wirnt das sechste buch natürlich gelesen, wie Sprenger ebda. s. 436 nachweist.

§ 50. Fortsetzung.
Die zauberbrücke.

Im weiteren verlauf der erzählung hat nur W die besiegung des zwerges Karrioz und das interessante motiv des zaubernebels. Den seiten 169,2—174,22 bei Wirnt entspricht also in der prosa schlechterdings nichts. Die übereinstimmung beginnt erst wider von W 174, 23 ab.

W 174, 23 ff.	P 72, 20 ff.
[173, 28. 174, 34: die burg des Roaz ist rings von einem moor umgeben, wodurch ein mächtiges wasser fliesst.] Nachdem sich der dicke nebel in der zeit des sonnenuntergangs auf das moor gesenkt hat, reitet Wigalois auf der nun gangbaren strasse vorwärts. Diese führt auf einer brücke über das moor weg.	Artus kommt nach sonnenuntergang (72, 18 f.) *au chief du pont du Chastel perilleux.* Diese burg ist von einem tiefen und breiten wassergraben umgeben [das wasser sieht dunkel und schwarz aus 72, 23 ff.] Die ufer des grabens sind über 100 klafter hoch. Nur auf einer brücke gelangt man hinüber (70, 29 ff.). [70, 29 ff. Die brücke ist so schmal, dass man nicht darüber reiten kann.

Auf der brücke ist ein tor, kostbar von marmor gemauert. Der durchgang ist mit einem ehernen rad versperrt, welches sich vor dem tor auf eisernen säulen dreht. Getrieben wird es von einem mächtigen wasser, welches durch das faule moor fliesst.

Mitten auf der brücke ist ein rad angebracht, welches sich *par enchantement* dreht, so stark, dass keiner vorbei kann. Auf der brücke *de l'un chief et de l'autre de la roe* stehen zwei pfeiler von rotem marmor, *ou il a faittes lettres qui diënt ainsi: 'tu qui veux passer oultre, ne va pas dela, mais par cy pres de moy, car la voie est moult perilleuse.' Et qui dont passe par la, il est mors errament par la roe.* Denn die inschrift ist trügerisch. Gerade auf der andern seite ist es allein möglich vorbeizukommen. Da ist eine öffnung im pfeiler. Darin bewegt sich *ung fil de metal, qui soustenoit tout l'enchantement* (73, 12 ff.), der zerschnitten werden muss, wenn das rad stehen soll.]

Das rad ist mit scharfen schwertern und kolben besetzt und dreht sich heftig.

Die schmale brücke schwankt beim überschreiten aufs heftigste. Das rad ist von eisen *si tranchant come ung rasoir, et si tournoit tousiours si tost que nul ne le pouoit veoir.*

Wigalois reitet bis an das tor heran. Sorgenvoll steht er davor und weiss nicht wie durchkommen. Inzwischen steigt der zaubernebel wider und versperrt ihm den rückweg. Da betet der held zu gott und schläft dann ein.

[vgl. s. 404 oben]

Am andern ende der brücke steht ein hoher turm von marmor, dahinter das schöne schloss.

Nacht.

Da lässt gott einen wind kommen und schlägt den nebel ins wasser nieder, so dass dieses dickflüssig wird und langsam fliesst. Knarrend bleibt das rad stehen. Das ross fürchtet sich, und von seinem schnauben und dem geräusch des rades wacht der held auf. Mittelst eines bretts, welches er findet, kommt er durch das rad hindurch. Dank zu gott.

Nacht.

Da die brücke heftig schwankt, kriecht Artus auf allen vieren bis an das rad heran und zerschneidet den zauberfaden. Alsbald steht das rad und die brücke schwankt nicht mehr.

Er passiert die stelle und die brücke dahinter.

Plötzlich ertönt eine stimme, die Wigalois den tod androht. Dann

steigt der nebel wider und das rad dreht sich weiter.

Besiegung des feuerwerfenden untiers Marrien.

Stimme auf Glois, die Roaz von dem fall Marriens benachrichtigt.

Mondschein. Wigalois sieht Glois vor sich stehen, eine hohe, schöne und geräumige burg. **[vgl. s. 403 unten]**

Die darstellung Wirnts ist viel ausführlicher als die correspondierende der prosa und reicher an merkwürdigen motiven. Sie enthält gegenüber P mehr:

1. die besiegung des zwerges Karrioz,
2. das motiv des zaubernebels mit seinen consequenzen,
3. die unsichtbare stimme, welche dem helden den tod androht,
4. das feuerwerfende ungetüm Marrien,
5. die stimme auf Glois, welche Roaz warnt,
6. die zaubersäule aus erz mit dem leuchtenden rubin oben darauf.

Zusätze Wirnts sind diese dinge schon darum nicht, weil sich der dichter für no. 2 (zaubernebel 173, 33. 178, 22) und no. 4 (Marrien 178, 37) ausdrücklich auf seine quelle O beruft. Da nun ferner P keine ihm eigentümlichen, in W nicht nachweisbaren motive enthält, diesmal also das plus (oben no. 1—6) ganz und rein auf seite von W ist, so haben wir damit einen völlig schlagenden beweis dafür, dass P nicht aus O geschöpft hat und dass obige sechs nummern zusätze von O zur vorlage Y sind, mögen sie erfunden, mögen sie aus andern quellen geflossen sein.

Das motiv der unsichtbaren stimme (no. 3) könnte aus X stammen, denn es wird auch Desconëu 113, 3186 verwendet.

Die episode von Marrien (no. 4) ist durch v. 180, 6 ff. mit dem schon oben besprochenen panzermotiv (zusatz von O) Wig. 157 verknüpft. Der inhalt des kleinen abenteuers verdankt offenbar der orientalisierenden tendenz von O seine einführung. Denn das durch wasser unlöschbare (179, 15), alles verzehrende feuer (*listviwer* 180, 8), welches Marrien ganz prosaisch aus einem topfe (179, 9) auf Wigalois wirft, ist natürlich das berüchtigte griechische feuer, unter welchem die kreuzfahrer

viel zu leiden hatten. Da nun Wigalois von O zu einer art kreuzfahrer gemacht ist, so begreift sich die verwendung gerade dieses zuges.

Dass andererseits der zaubernebel (no. 2) mit der geistlichen richtung von O in beziehung steht, habe ich schon oben s. 399 f. angedeutet.

§ 51. Fortsetzung.
Die beiden burgwächter.

Nach überschreitung der zauberbrücke folgte in Y sicher ein nächtliches abenteuer mit den zwei vom zauberer aufgestellten burgwächtern: denn sowol in P als in W lesen wir eine solche begegnung. Die ausführung ist aber in beiden erzählungen völlig verschieden. Die bereits gewonnene allgemeine erkenntnis, dass P in diesem stück des romanes fast immer das ursprüngliche hat, macht von vornherein wahrscheinlich, dass auch hier das ältere auf seiten der prosa ist. O hat wider orientalisches colorit aufgetragen.

P erzählt 73, 18 ff.: Artus überschreitet die schmale brücke und gelangt am andern ufer des grabens durch die offen stehende, kostbar verzierte pforte in den turm. Darin findet er *deux grans villans armés de toutes armes, sans chausses de fer.* Sie erklären: *amis, tu es venus a ta mort, car tu es entré ceans...* Artus ist von dieser aufnahme nicht sehr erbaut: *doivent dont tous ceulx estre mors qui cy passent le pont? Ce seroit trop grant mal!* Die kerle sehen einander an und meinen, man brauche den ritter nicht zu töten. Erlege er den marschall — gut; werde er besiegt, so könnten sie sich immer noch aus dem staube machen. *Ainçois voulons nous entrer en peril de mort que faire plus de maulx.* Froh geht Artus weiter. — Der kern des motivs, welches hier sehr moralisch behandelt wird, ist alt: kämpfe mit zwei *vilains* (riesen oder überhaupt starke, rohe kerle) kennen viele Artusromane. Dass Y schon die begegnung so wie P ins moralische gezogen hätte, ist nicht sehr wahrscheinlich. Ein kampf hat doch wol stattgefunden.

In W sind die beiden wächter ritter und vornehme herren. Der eine ist könig Garel von Mirmidone, der andere Adan,

graf von Alarie. Wir erkannten schon § 35 die neigung von O, unbekannte personen der quelle zu benennen und in den fürstenstand zu erheben: dies ist gewis auch hier geschehen, da der fürstliche rang der wächter anstössig ist und besonders durch P als secundär erwiesen wird. Garel und Adan sind heiden. Ersterer ist von Roaz vor Damascus gefangen worden (201, 31), Adan bekehrt sich nachher zum christentum: hier offenbart sich die orientalisierende tendenz von O. Vor dem kampf mit beiden hebt Wigalois die hände zu gott und spricht wider ein langes gebet (183, 9), darin die bemerkenswerten worte *daz mînes tôdes iht lache diu ungetriuwe heidenschaft* — hier also die geistliche richtung. Unbemerkt kommt der held bis zum tor der burg und bemächtigt sich eines der schilde der burgwächter, denn seiner war verbrannt. Dann kämpft er mit beiden zugleich (184, 4 ff.). Auch dieser umstand macht die ursprünglichkeit der version W verdächtig: zu zwei einen andern anzugreifen ist für ritter höchst ungebührlich, bei *vilains* begreiflich. Garel wird getötet, Adan ergibt sich und wird mann des Wigalois (185, 1 ff.). Adan weist dann den helden selbst an, wie er in die burg gelangen könne.

Es haben also wahrscheinlich sowol O als P ihre vorlage Y verändert. Die reconstruction der letzteren ist nicht mehr möglich; sie enthielt wol einen kampf mit zwei *vilains*.

§ 52. Ereignisse in der burg. Besiegung des zauberers und tod seiner gemahlin. Besitzergreifung der burg.

W 186, 33 ff.	P 74, 3 ff.
Nacht.	Nacht.
Wigalois klopft mit dem ring an das burgtor. Es erhebt sich ein lärm und man öffnet zornig. Der held bekreuzigt sich und betet kurz zu gott. Glänzende pracht der burg. Blitz und donner, dunkelheit. Wigalois steht mit gezücktem schwert bereit.	
Da kommen zwölf jungfrauen, jede mit einem brennenden licht, kostbar gekleidet und gehen in einen palas hinein.	Artus tritt in eine schöne und grosse halle ein. Es ist dunkel vor der nacht. Nachdenklich und erwartungsvoll bleibt Artus mitten

Wigalois folgt.

im saale stehen. Da kommen 20 reichgekleidete jungfrauen allmählich eine nach der andern aus einer tür des saales. Sie gehen fackeln tragend um den saal herum und stellen sich rings in demselben auf. Der saal wird auf diese weise sehr hell. Keines der mädchen spricht ein wort.

Roaz kommt gewaffnet aus einer tür der halle heraus. Vor ihm geht in eine wolke gehüllt der teufel, dem jener sich übergeben hat. Er ist nun da, die seele zu holen, denn ihre zeit ist um. Gegen den teufel ist Wigalois durch den empfangenen zauberbrief gesichert. Beschreibung der rüstung des Roaz.

Dann kommt aus derselben tür der marschall heraus, gerüstet mit neuen, roten waffen.

Hinter ihm kommt sein weib Japhite, voran zwölf jungfrauen mit kerzen, paarweise geordnet, neben jeder ein süss fiedelnder spielmann. Beschreibung und charakteristik der Japhite. Diese nimmt auf einem gerüst platz, die mädchen stellen sich neben einander auf. Roaz hat allen streng verboten, in den kampf einzugreifen.

Hinter ihm eine sehr schöne dame, seine geliebte (*amie*). Auch sie ist begleitet von 20 jungfrauen, welche verschiedene instrumente spielen.

Roaz geht sofort ohne herausforderung und ohne überhaupt ein wort zu sagen auf Wigalois los. Er treibt ihn im schwertkampf zurück, der kampf geht hin und her. Japhite bedauert den jungen ritter, denn sie zweifelt nicht an dem siege ihres gemahls. Wigalois sinkt einmal in die knie, ein blick auf die damen stärkt ihn wider und er schlägt Roaz eine wunde ins bein. Japhites angst. Der kampf dauert die ganze nacht, bis der held dem heiden die tötliche wunde in die brust schlägt. Dieser stirbt.

Ohne herausforderung, nur mit schmähworten, geht der marschall auf Artus los. Unentschiedener kampf bis nach mitternacht.

Die mädchen raunen sich zu: *il pouroit bien estre que nostre mareschal avroit trouvé son compaignon.* Endlich schlägt der zauberer Artus eine tiefe wunde ins haupt. Dieser wird dadurch so ge-

	reizt, dass er dem gegner das haupt spaltet. Der fällt tot zu boden.
Da wirft sich Japhite jammernd über ihn, küsst ihn und mit ir wîzen armen druht si in alsô tôten an sich. Klage. Verwünschungen gegen ihren gott Machmet. Sie nimmt den toten in ihren schoss, umfängt ihn mit den armen und ihr herz bricht vor schmerz.	Als die geliebte sieht, dass er tot ist, *elle le courut embracer et l'estraingnist de si grant force qu'elle mourut dessus luy.*
Betrachtungen. Preis des Roaz als eines kühnen heiden, der sich vor Damascus sehr ausgezeichnet habe. Grosser zorn und trauer des heidnischen ingesindes. Sie wollen Wigalois, der ohnmächtig umgesunken ist, töten. Adans vorstellungen allein halten sie davon ab. Adan nennt den namen Larie, und sofort kehrt Wigalois die besinnung zurück. Liebesklage um Larie.	Grosse freude der von ihrem schlimmen herrn befreiten mädchen.
Roaz' leib wird von den teufeln geholt. Predigt des helden vor den heiden über das christentum. Erfolg. Feierliche bestattung Japhites. Beschreibung des herrlichen grabmals.	
Das ingesinde der burg huldigt, wenn auch nur ungern, dem helden. Adan ist dabei dolmetscher. Wigalois nimmt damit besitz von der burg und wird alsdann verbunden.	Huldigung der durch ein glockenzeichen zusammengerufenen ritter der landschaft.

Die situation ist in beiden romanen wesentlich gleich, im einzelnen ist von O (W) manches anders ausgeführt als bei P. Wie viel davon auf rechnung Wirnts oder seiner quelle kommt, kann man nicht sagen. Man muss indes bedenken, dass Wirnt, je mehr sich sein werk dem ende zuneigt, um so breiter und redseliger wird, er also schon hier allerlei beiwerk zugesetzt haben mag. Das tatsächliche von O hat er gewis alles beibehalten. Aus den besonderen tendenzen von O, der orientalisierenden und geistlichen, folgt der zusatz des teufelsmotivs (verschreibung der seele, gegenwart des teufels in der ent-

scheidenden stunde, entführung des leibes des Roaz sammt der seele), dann was wir über die person des heiden (Damascus), den glauben der burgleute und Wigalois' bekehrungseifer lesen. Dass das ingesinde des Roaz den helden töten will, erklärt sich aus eben diesen besonderen umständen, die fassung P (freude der mädchen über den tod ihres tyrannen) ist doch wol ursprünglich.

Dagegen wird O für seine hervorhebung der liebe des helden zu Larie andeutungen in Y gefunden haben. P musste solche stellen aus dem schon s. 384 angeführten grunde fortlassen.

Reminiscenzen an X sind in dieser partie nirgends anzutreffen. Alles lässt sich aus Y ableiten. Damit fällt auch Bethges bemerkung s. 68.

§ 53.
Schluss des hauptabenteuers.

Nachdem die ritter der landschaft Artus ihre huldigung dargebracht haben, erklärt dieser 76, 17 ff.: *je veux que vous et toute vostre gent, si comme vous estez, veigniés si avec moy jusques a la roÿne et a sa fille, qui est vostre dame .... et luy faites homage et fëaulté, si comme vous devez faire.* Jeder rüstet sich zur reise. Nachdem der Papageienritter geheilt und ausgeruht ist, reiten sie alle zur Roche sans paour. Dort treffen sie die mannschaften des Andois, der seinem versprechen nachkommend hilfe gegen den marschall geschickt hat. Inzwischen haben die damen auf Roche sans paour von dem glück ihres ritters gehört und machen sich mit grossem gefolge auf, ihm entgegen zu gehen. In ihrer umgebung befindet sich auch der papagei, der während der kämpfe seines herrn auf der burg geblieben war. Singend und voll freude sitzt er in seinem käfig. Man trifft sich unterwegs, und alles zieht dann auf die burg Roche sans paour, wo ein grosses fest veranstaltet wird, bei dem die königin die huldigung ihrer ritter entgegen nimmt. Dann verabschiedet sich Artus und schifft sich ein, um nach der Bretagne zurück zu segeln.

Der inhalt dieses abschnittes bietet nichts besonders charakteristisches: reisen, empfangsförmlichkeiten, fest und huldigung, dinge, für welche ein schriftsteller keine quellen

nötig hatte, da ihm das leben stoff genug gewährte. P wird stark gekürzt haben, da in Y hier nach ausweis von W und nach anlage der ganzen romanhandlung die vermählung des helden mit der königstochter und die besitzergreifung der herschaft folgen musste.

Im einzelnen weichen die entsprechenden teile des Wigalois völlig ab. Der held kehrt hier zunächst zum grafen Moral nach Joraphas zurück, sendet dann einen brief mit einer minnebotschaft an Larie und bittet sie zu ihm zu kommen. Ihre reise beschreibt der dichter umständlich. Darauf wird ein hoftag vor die burg Korentin berufen, dessen teilnehmer einzeln aufgezählt werden. Wigalois heiratet Larie und nimmt von dem reiche besitz. Dieser teil ist von Wirnt ungemein breit behandelt, wie überhaupt von hier an der roman ganz auseinander fliesst. Wirnt wird das versemachen jetzt leicht.

Indessen sind auch in 𝔈 noch einige beziehungen zwischen W und P nachzuweisen.

So ist zu beachten, dass sich jetzt der papagei in beiden romanen im gefolge der königstochter befindet, und zwar so, dass W ihn offenbar als eigentum der Larie (227, 27 ff.), P noch als eigentum des Artus denkt. In W entsteht durch die stelle ein widerspruch mit der früheren angabe, der held habe den vogel Nereja geschenkt (86, 31 ff., vgl. auch 106, 4 ff., wo die botin ihre geschenke bewundern lässt). Nach W ist nicht abzusehen, warum der vogel hier wider erwähnt wird. W (O) hat an dieser stelle wol einen zug von Y festgehalten, den es consequenter weise hätte beseitigen müssen. Möglich freilich, dass die verschenkung des papageis an die botin erfindung Wirnts ist und hier das ältere aus O wider zum vorschein kommt.

In beiden romanen wird ferner eine reise der damen aus der burg (*Roymunt* W, *Roche sans paour* P) zum helden berichtet. In P ist es freilich nur eine einholung.

Manche besonderheiten von O erklären sich aus den schon oft erwähnten tendenzen dieses romans, z. b. W. 231, 33 ff. die aufzählung der gäste, 242, 29 ff. die taufe u. ä.

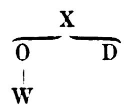
Von hier ab hört jede beziehung zwischen Wigalois und Papageienroman auf.

§ 54. Rückblick.

Ich fasse nun zur besseren übersicht gang und resultat meiner untersuchung noch einmal kurz zusammen.

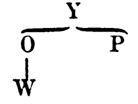
Im ersten hauptteil habe ich auf grund einer analyse der romane gezeigt, dass die bereits von andern erkannten, sicheren beziehungen des mhd. Wigalois zum afrz. Desconëu nicht in das hauptabenteuer, sondern nur in den ersten, einleitenden teil der dichtung und besonders in die episoden fallen. Dies hat sich im weiteren verlauf der untersuchung durchaus bestätigt. Von einer auch nur entfernten verwantschaft des Wigalois und Desconëu im haupt- und schlussstück ist also keine rede, ganz isolierte motive ausgenommen, von denen nur eines als wirklich gemeinsam anerkannt werden muss. Die erzählungen weichen tatsächlich in dem weitaus grössten und interessantesten teil ihres inhalts völlig von einander ab.

Die vergleichung der einzelnen abschnitte dieser beiden romane unter kritischer sonderung der in W verarbeiteten quellen hat zweitens ergeben: die annahme, Wirnt habe — durch vermittlung eines knappen — Renauts gedicht benutzt, ist weder nötig noch liegt sie nahe; andererseits erweist sich die hypothese von einem indirecten, durch O und ein älteres X vermittelten zusammenhang

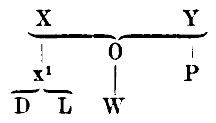


nicht bloss als möglich, sondern sogar als höchst wahrscheinlich.

Drittens ist bewiesen worden, dass von allem wodurch sich der Wigalois vom Desconëu unterscheidet, die wichtigsten motive, nämlich die des hauptabenteuers, in gleicher reihenfolge und disposition noch in einem späten französischen prosaroman vorliegen, dergestalt dass ein verlorner roman des 12. jh.'s Y die beziehung zwischen ihm und dem original des mhd. Wigalois herstellt:



Das folgende schema veranschaulicht also das verwantschaftsverhältnis der texte Wigalois (W), Desconëu (D), Libeaus Desconus (L), Papegaut (P):



Die untersuchung hat ferner überall gezeigt, dass Wirnts werk sowol im ganzen, inhalt und composition, als in vielen einzelheiten mit den parallelberichten der doch nur entfernt verwanten französischen romane überraschend genau stimmt. Da nun für viele uncontrolierbare stellen und motive die herübernahme aus O durch innere kritik (beobachtung der tendenzen von O) und durch ausdrückliche zeugnisse Wirnts direct nachweisbar ist, für viele gewis vorausgesetzt werden darf, so folgt: der knappe, von dem der deutsche dichter den stoff empfieng, hatte den inhalt des französischen Wigalois sehr genau im gedächtnis, so genau, dass er vieles einzelne und sogar offenbare widersprüche der quelle treulich überlieferte. Ohne zweifel wusste er grosse stücke des originals auswendig. Die untersuchung bestätigt also die schlüsse vollkommen, welche ich § 10 aus den selbstzeugnissen des dichters gezogen habe.

Das schlussresultat, welches wol als völlig sicher bezeichnet werden darf, ist somit:

Erstens: Wirnt hat Renauts Desconëu weder mittelbar (durch einen gewährsmann) noch unmittelbar (in einer unvollständigen handschrift) benutzt, sondern hat dieses gedicht überhaupt nicht gekannt.

Zweitens: der mhd. Wigalois W hat in allem tatsächlichen von belang und gewis in den meisten einzelheiten einem altfranzösischen Wigalois des 12. jh.'s O entsprochen; da dieser verloren ist, wird er durch den deutschen roman repräsentiert. Die französische literaturgeschichte ist so um einen Artusroman reicher.

Uebrigens will ich gleich darauf hinweisen, dass hiermit ein moment zur bestimmung des terminus ad quem für Renauts Desconëu beseitigt ist.

§ 55. Die entstehung des altfranzösischen Wigalois O.

Die kritik, welche an vielen stellen der vergleichung erst den weg bahnen musste, hat eine reihe von tatsachen ermittelt, aus denen man sich ein ziemlich deutliches bild von der art machen kann, wie der dichter von O, dem frz. original des mhd. romanes, arbeitete und sein werk herstellte. Ich will hier das in den verschiedenen paragraphen zerstreute zu einer kurzen entstehungsgeschichte dieses verlornen afrz. Wigalois sammeln.

Der verfasser schrieb offenbar für ein publicum, welches sich für die kreuzzüge interessierte. Er fasste darum den originellen plan, den Artusroman aus seiner unbedingten sphäre mehr in das leben der zeit hineinzuverlegen, sich durch aufnahme von kreuzzugsmotiven die teilnahme der hörer zu sichern. Er lässt seinen helden aus dem orient stammen und wider dahin zurückkehren. Den stoff der erzählung nahm er im wesentlichen aus zwei älteren ritterromanen X und Y; andere quellen, z. b. für die vorgeschichte, traten dazu. X fällt vermutlich zwischen Chrestiens Erec und Perceval, bestimmt nach Erec (vgl. oben § 21 f. 35 und s. 334). Der stil dieser romane des 12. jh.'s war altertümlich und trocken. Beide spielten durchaus im occident. Von ihnen war Y die hauptquelle, ihr stoff wurde durchweg beibehalten, wenn nicht besondere gründe zu änderungen zwangen. Sie enthielt nach ausweis der übereinstimmungen von W und P folgende motive:

I. Ereignisse und kämpfe vor dem hauptabenteuer.

1. Botenmotiv: fest am hof des Artus, hilfsgesuch der von einem ungetreuen vasallen und zauberer vertriebenen königstochter, absendung eines jungen ritters mit der botin (vgl. oben § 36).
2. Die reise des jungen helden und der botin (ohne besondere charakteristik der letzteren) (§ 36).

Episode *α*. Zusammentreffen mit einer dame. Nachricht von dem jährlichen schönheitswettstreit. Besiegung des übermütigen ritters, der den preis jedes jahr in beschlag zu nehmen pflegt. Die dame erhält papagei, pferd und zwerg. Sie weist den preis zurück, als der held ihre liebe nicht erwidert, so dass dieser ihn an sich nimmt und auch behält (§ 32—35).

Episode β. Kampf mit einem rivalen an der grenze des landes der königin (§ 41).

II. Das spuk- und zauberabenteuer.

𝔄. Vorbereitende ereignisse.

1. Kampf mit dem truchsessen der königinnen vor der burg (§ 42).
2. Empfang und kurzer aufenthalt auf der burg bei der königin witwe und deren tochter. Liebe des helden zu dieser (§ 43).
3. Aufbruch zum abenteuer. Beichte. Zutraulichkeit des wunderbaren tieres (§ 43).

𝔅. Das abenteuer.

1. Der spuk vor der einsamen burg, der residenz des ermordeten königs (§ 44 f.).
   a. Der held wird von dem tier bis zur burg geführt.
   b. Das tier verwandelt sich in menschengestalt: geist des von einem ungetreuen vasallen hinterlistig auf seinem schloss ermordeten königs. Verhaltungsmassregeln: zauberkraft d. baumes u. seiner blüten.
   c. Das gespensterturnier.
2. Das abenteuer der zauberburg.
   a. Der drachenkampf.
      a′. Hilferufe der frau. Besiegung des wurmes und befreiung seines opfers. Heimkehr des geretteten, ohnmacht des vom drachen fortgeschleuderten helden (§ 46).
      b′. Beraubung des bewusstlosen durch einen fischer und sein weib. Mitleid der letzteren. Entdeckung. Auffindung und heimholung des unglücklichen im kahn des fischers (§ 47).
      c′. Der dankbare ritter, vasall des zauberers, enthüllt seinem retter das geheimnis der zauberbrücke und zeigt ihm den weg zur burg des zauberers (§ 48).
   b. Gefahren bis zum eintritt in die burg.
      a′. Ritt zur burg (§ 49).

Episode γ. Ueberfall durch das wilde weib. Rettung durch das wiehern des rosses (§ 49).

      b′. Die brücke mit dem schneidenden rade (§ 50).
      c′. Besiegung zweier roher burgwächter (§ 51).

c. Der kampf in der burg (§ 52).

a'. Die jungfrauen mit lichtern im saal. Ankunft des zauberers und seiner frau.

b'. Besiegung des vasallen-zauberers. Tod der treuen gemahlin.

c'. Dank der befreiten jungfrauen und der ritter der landschaft. Huldigung.

ℭ. Schluss.

Heilung des ritters. Rückkehr zur burg der dame und einholung durch diese. Im gefolge der papagei (§ 53).

III. Vermählung mit der königstochter. Besitzergreifung des landes und der verlassenen residenz, von der der spuk verschwunden ist. Besuch bei Artus (s. 410. 388 anm.).

Das schema für den erschliessbaren inhalt von X ist schon oben s. 334 f. gegeben.

Der verfasser von O benutzte nun die zweite quelle X, um mit dem was sie mehr bot als Y, den ersten, offenbar zu kurzen und farblosen teil dieser erzählung zu erweitern. Er entnahm daraus eine jugendgeschichte mit dem motiv, dass der junge held den namen seines vaters Gawein nicht kennt, die ausfahrt des jungen helden den vater zu suchen, die aufnahme bei Artus und unterweisung durch Gawein (oben s. 328), dann die bitte an Artus (§ 18) und viele einzelheiten für das boten- und reisemotiv (§ 18 f.); von episoden: der ungastliche wirt (?) (§ 24; vgl. auch s. 335 anm.), das riesen- (§ 21), bracken- (§ 22) und sperberabenteuer (§ 23), von diesem allerdings nur die einleitung, welche er der papageienepisode von Y vorschob (§ 35). Von dem übrigen benutzte er nur das was mit dem entlehnten notwendig zusammenhieng, vor allem die namensnennung im hauptteil (oben § 45, s. 391).

Durch diese zusammenschiebung zweier quellen wurde der erste teil des neuen romans O sehr reichhaltig. Aus ihr erklärt sich übrigens auch die reihenfolge der episoden in O (W):

aus X	[α. Der ungastliche wirt (?)]	
aus X	β. Riesen-	abenteuer
aus X	γ. Bracken-	abenteuer
aus X / aus Y	δ. Sperber-, papageien-	abenteuer
aus Y	ε. Kampf mit dem rivalen.	

Noch andere quellen zog O heran.

Zur jugendgeschichte wurde eine vorgeschichte (§ 26, s. 326 f.) gefügt: sie hat den zweck, dem helden eine vornehme abkunft zu verleihen, ihn vom bastard der quelle X zum legitimen prinzen zu erheben. Darum setzt O das Joram-Gawein-, dann das Gawein-Florie-motiv ein, die mutter des Wigalois wird damit zur königin. Welche consequenzen und widersprüche daraus entsprangen, ist früher gezeigt (s. 329). Das bestreben, die personen, mit welchen der held zu tun bekommt, im range zu erhöhen, bemerkt man überall in O (s. 329. 361. 405 f. 410 unten).

Die reise des helden zum abenteuer stellt nun der dichter als eine art kreuzfahrt in den orient (oben s. 361. 367 f. 404. 406. 408 f.) dar. Die aus X genommenen abenteuer werden in den occident, die aus Y in den orient verlegt. Der schauplatz der episode δ ist nicht sicher zu erkennen, doch erscheinen hier bereits orientalische ortsnamen, so dass auch sie wol schon zum osten fällt. Als kreuzfahrer muss der held natürlich ein frommer, gläubiger christ sein: daher fügt O häufig gebete und wunder hinzu und betont seinen bekehrungseifer (s. 361. 367. 390. 399. 401. 405 f. 408 f. 410 unten). Andererseits würde sich daraus erklären, dass die liebesgeschichte mit der fee Blanches-mains (D) bez. Dame d'amore (L) in O fortgelassen ist, wenn sie wirklich in X stand.

Die reise hat nunmehr in O den zweck, eine christliche prinzessin gegen ihren heidnischen nachbar zu unterstützen, der sie aus ihrem reich gewaltsam vertrieben hat. Aus dem zauberer wird ein muselmann, zu dessen lebensgeschichte die kreuzzüge motive hergeben. Orientalische namen verwendet O häufig (Tyrus, Persien, Medarie u. s. w.); möglich freilich, dass manche davon Wirnt zuzuschreiben sind (s. 367).[1] Der erfolg des abenteuers ist wideraufrichtung eines christlichen königreiches im orient und gewinnung einer heidnischen grafschaft, deren ritter sich zum christentum bekehren. Wigalois wird

[1]) Man erkennt eben aus der consequenten überarbeitung von Y + X und der planmässigen einführung geistlicher und orientalischer motive, dass Wirnt dafür nicht verantwortlich ist. Denn dieser hat nach § 10 das bestreben gehabt, den bericht seines gewährsmannes möglichst treu widerzugeben (vgl. s. 362 oben. 367).

damit herscher eines christlich-orientalischen reiches und bewährt sich in teil III des romanes als starken helden und könig.

Welche änderungen an den quellen die einführung dieser frommen tendenz bedingte, habe ich s. z. erörtert (s. 384 f. 390. 399 f. 401. 405. 408).

Vermutlich hatte der dichter von O, als er sein werk componierte, bestimmte ereignisse der zeitgeschichte im auge (s. 367). Reisen französischer barone in den orient und verwickelungen in den christlichen reichen des ostens kamen am ende des 12. jh.'s häufig genug vor. Vielleicht könnten einzelne notizen geschichtlich erläutert werden. Uebrigens, lebte Wirnt am hofe der grafen von Henneberg, so erklärt sich gut, weshalb er von der gewohnheit seiner zeitgenossen abgieng und auf kosten der 'wahrheit' seiner geschichte als der erste höfische dichter nach einer mündlichen erzählung, ohne schriftliche vorlage dichtete. Denn um die zeit als er schrieb, weilte der jüngere bruder seines herrn, graf Otto von Botenlauben, in Syrien, das interesse seiner zuhörer war also den dingen im orient zugewant (vgl. § 9).

§ 56. Entstehung des Papageienromans.

Wie es gelungen ist, sich mittelst des Papageienromans die entstehung des afrz. Wigalois klar zu machen, so dient umgekehrt der Wigalois dazu, über die geschichte des prosaromans einiges licht zu verbreiten.

In § 29 habe ich die technik des Papageienromans als die der 'abenteuerverschränkung' nach dem schema A B A B A bezeichnet. Rein künstlerisch betrachtet nahm es sich so aus, als ob zur herstellung von P die zwei quellenberichte A und B in der oben erörterten weise zerstückt und dann in einander geschoben worden wären. Nun aber vergleiche man den Wigalois. Da zeigt sich, dass von den beiden erzählungen A und B, die ich unterschieden habe, folgende teile in Wirnts dichtung parallelen haben, also aus Y genommen sein müssen:

Von A: das boten- und reisemotiv (§ 36, s. 362 ff.) und die ältere schicht der papageienepisode (β^1 § 33, s. 352 ff. § 34).

Nicht aus Y stammt episode α (befreiung der verfolgten

jungfrau § 33, s. 351) und die jüngere schicht der episode β (β^2, bestrafung Lions sans mercy § 33, s. 352 ff.).

Ebensowenig haben folgende abschnitte entsprechendes in W, fehlten also auch in Y:

A II die besiegung des Poisson-chevaliers (§ 30, s. 339 f.),

A III, 1—3 die liebesgeschichte mit der Fee aux cheveux blons (§ 30, s. 340 f.). Dann von der andern hauptfabel:

B I, 1—2 boten- und reisemotiv (§ 36, s. 364),

B $\gamma' + \gamma''$ episode von den beiden riesenbrüdern und ihrer besiegung (§ 30, s. 341 f.),

B II 𝔄, 1a erzählung von Andois (§ 30, s. 342).

Jetzt folgen wider vergleichbare stücke, alle vom hauptabenteuer B: die grundlagen des grossen abenteuers nach der Belnainversion (§ 40, s. 371 ff. 375 f.), während die in der botenerzählung B auftretende Beauvoisinfassung durchaus unähnlich ist (§ 40, s. 371. 375 f.).

B II 𝔄, 1b besiegung des Chevalier du passage in der ursprünglichen bedeutung als rivale (§ 41),

ebda. 1c besiegung des confanonniers (§ 42), ursprünglich eines vasallen (wol truchsessen) der königinnen,

B II 𝔅 und ℭ 1, 2 spuk- und zauberabenteuer nebst abschluss (§ 43—53).

Der rest weicht wider gänzlich ab.

Diese übersicht lehrt: P ist dadurch hergestellt, dass der verfasser in die quelle Y (vgl. oben s. 413) zwischen die episoden vom papageien (α) und rivalen (β) eine reihe motive hineingeschoben und hinter dem ursprünglichen hauptabenteuer (II in Y) noch allerlei angefügt hat. Die quelle Y ist also historisch betrachtet durch einschub erweitert, durch anschub verlängert worden, der Papageienroman P also nicht durch verschränkung entstanden. Welche veränderungen an dem älteren text diese quellenvermischung nötig gemacht hat, ersieht man aus den kritischen bemerkungen zu den einzelnen motiven.

Wir haben also in erster linie benutzung von Y. Daneben hat P mehrere andere erzählungen herangezogen. Dass nämlich das durch W uncontrolierbare insgesammt aus éiner quelle stamme, ist nicht anzunehmen. Es sind ausser Y vielleicht noch 5, wenn nicht mehr, quellen anzusetzen, also etwa:

N^1: episode α die verfolgte dame, β^2 tyrannenmotiv.
N^2: kampf mit dem fischritter und liebesgeschichte mit der Fee aux cheveux blons. Die beiden letzten motive gehörten doch wol zusammen.
N^3: botenmotiv B und erzählung von Andois, d. i. das (secundäre) marschallsmotiv nebst seinen consequenzen.
N^4: episode $\gamma' + \gamma''$ kampf mit den beiden riesenbrüdern. Der inhalt dieser geschichte ist dem des mhd. Eckenliedes so ähnlich, dass zwischen beiden eine nahe verwantschaft bestehen muss. Ich werde darüber noch genauer handeln.
N^5: das einhorn und der junge riese nebst consequenzen.

[Nachtrag. Da dem hauptstück des Wigalois, dem Desconëu und den beiden erzählungen A und B des Papegau offenbar dasselbe dreiteilige schema: 'I der held vor dem abenteuer, II das abenteuer, III vermählung mit der (befreiten) dame' zu grunde liegt, ein schema, wonach auch Chrestien den ersten teil seines Yvain gearbeitet hat, so ist es zweckmässig, einige änderungen in den oben von mir gegebenen dispositionen des mhd. gedichtes und der frz. prosa vorzunehmen. Sie empfehlen sich auch aus gründen der logik.

Danach zerlege man im Wigalois teil B (Wigalois' bewährung) zunächst in zwei hauptteile, also

1. Das abenteuer von Korentin.
   I. Wigalois' taten bis zum hauptabenteuer.
   II. Das grosse abenteuer von Korentin (bis 𝕮 2 incl., d. i. 231, 24).
   III. W.'s vermählung und krönung ... 231,25—250,14. (Belehnung der fürsten. Gaweins ankunft.)

2. Die bestrafung Lions von Namur.

Dies zweite stück trägt einen andern, mehr historischen charakter und hat mit no. 1, ja der Artussage überhaupt schwerlich ursprünglich etwas zu tun.

Die bemerkung auf s. 294 ist nun etwas zu modificieren: Wigalois bewährt sich als held (**1**) und als könig (**2**).

In der disposition der prosa wird auf s. 344 'die heimkehr des Artus' besser mit **C** bezeichnet. Ursprünglich endigte

abenteuer B mit einem teil III (vgl. s. 415), der die vermählung des befreiers mit der befreiten dame erzählte. Dieser teil musste im Papegau natürlich wegfallen; einige secundäre züge daraus bewahrt 𝕮 2. 'Die heimkehr des Artus' schliesst nicht sowol B als A und B ab. Der verfasser deutet das dadurch an, dass er in diesem schluss noch einmal auf die erzählung A zurückkommt (in 3 b). Danach ist das auf s. 337 unten gesagte zu berichtigen. —

S. 279, z. 8 fehlt '7.' vor 'Es'. S. 281, z. 5 lies § 55. S. 298, z. 18 lies belehnung.]

HALLE a. S. FRANZ SARAN.

GERMANISCHE ETYMOLOGIEN.

Got. *basi*, nhd. *beere*.

Anord. *ber* (gen. pl. *berja*) neutr. 'beere', ags. *berie* f., engl. *berry*, as. ahd. *beri*, mhd. *ber* n., mnl. nd. *bere* f., nhd. *beere* f., urgerm. **bazjá-*. Daneben **básja-* in got. *weinabasi* n. 'weinbeere', mnl. *bezie, beze*, nnl. *bezie, bes* f. (wozu das deminutiv mnd. *beseke*, nnd. *bäsing*).

Das stammwort von **bazjá-*, **básja-* 'beere' findet sich vielleicht in neunorw. dial. *bas* n. und *base* m. (Sogn und Voss im westl. Norwegen) 'kleines gebüsch'. Norw. *eine-ber* 'wachholderbeere', urgerm. **bazja-*, ist eine ableitung, die wol zu *eine-bas* 'gebüsch von wachholderbäumen', urgerm. **basa-*, gehört. In derselben bedeutung sagt man anderswo *spraka-base* neben *spraka-bær*.

Mit *bazjá-* 'beere' vergleiche man in betreff des suffixes z. b. armen. *kogi* 'butter', aus **yowiyo-m*, eigentl. 'das von der kuh kommende'.

Nl. *bramboos* 'hindbeere' (das im romanischen sehr früh als lehnwort vorkommt, s. Diez unter *framboise*) zeigt den vocal *ō*; vgl. z. b. got. *fidurdōgs* neben *dags*, anord. *døll* neben *dalr*.

Mhd. *brüelen*.

Mhd. *brüelen* 'brüllen' ist wol durch dissimilation aus *blüelen* entstanden, wie ich dies nach *er blüegelte als ein ber* Virginal 635, 4 (Lexer Nachträge) vermute. Das stammwort *blüegen* Virg. 631, 8 ist wol nicht, wie Lexer vermutet, aus **be-lüejen* entstanden, sondern gehört mit lit. *bliáuju blióviau bliáuti* 'brüllen' zusammen. Germanische grundform **blōjan* aus **blōụjan*; vgl. got. *stōjis, stōjan*, ahd. *muoen* u. s. w. (J. Schmidt, Kuhns Zs. 26, 4 ff.).

An. *dǿll*

bedeutet 'facilis', sowol 'leicht' überhaupt als speciell 'mit dem leicht zu verkehren ist, umgänglich'. Das wort ist anorw., aisl. und aschw. und findet sich noch jetzt in mehreren norw. und schwed. mundarten.

dǿll, dǿlan könnte nach den lauten aus **dahliʀ*, **dahljana* entstanden sein und dem lat. *făcĭlis* wesentlich entsprechen, denn das *f* von *facio fēci* ist ja aus indog. *dh* entstanden; vgl. gr. *ϑῆκα*. Allein die wurzelform *dăh-* lässt sich im germanischen nicht nachweisen. Daher ist *dǿll* vielleicht eher aus **dāliʀ* **dēliʀ* entstanden und durch ein nomen **dēla-* von der wurzel *dē-* = gr. *ϑη-* abgeleitet. Die wurzelform *dē-* erscheint u. a. im got. *dēds*.

Norw. dial. *eil*.

In einer mundart des östlichen Norwegens (Solör) bedeutet *eil* f. 'eine rinnenförmige aushöhlung'; in Dalarne, Schweden, heisst das wort *éla*. Norw. *eil* kann eine grundform **oi̯lā* voraussetzen. Das wort bedeutete ursprünglich 'gang' und ist von der wurzel *ei̯* 'gehen' abgeleitet. Nahe verwant ist lit. *eilė́* f. 'reihe, furche'. Denselben vocal wie das nordische wort zeigt das lett. *ailis* 'reihe'. Norw. *eil* ist wie anord. *seil* 'seil' gebildet. In der form *ei-* (aus *oi̯-*) erscheint dieselbe wurzel auch im anord. *eið* n. *ἰσϑμός* und sonst.

Anorw. *Herjann*.

Osthoff erklärt (IF. 5, 275 ff.) gr. *κοίρανος* 'heerführer, herscher' aus **κόρyανος*, dessen stammwort dem got. *harji-s* 'heer' entsprechen soll. In betreff der ableitungsweise vergleicht er u. a. got. *þiudans* 'könig' von *þiuda* 'volk'.

Herjann ist ein oft vorkommender name Óðins, z. b. Grímnism. 46, von *herr*, wozu auch die Óðinsnamen *Herjafǫðr, Herfǫðr, Hergautr, Herteitr* gehören.

Herjann entspricht genau dem gr. *κοίρανος*, wenn dies aus **κόρyανος* entstanden ist.

Anorw. *hǿfir*.

Ein poetisches anorw. wort für 'stier, ochs' ist *hǿfir* Ynglingatal 28. Íslendingadrápa 16. Snorra Edda 1, 484. Dies wird

dadurch erläutert, dass *høve* (prät. *høvde*) in Op-Stryn, Nordfjord, im westlichen Norwegen 'bespringen' bedeutet und in dieser bedeutung nur vom stiere angewendet wird. Dass dies verbum, wie Ross, Norsk ordbog vermutet, mit *hǿfa* 'treffen' identisch sein sollte, finde ich nicht wahrscheinlich. Vielmehr vergleiche ich anorw. **hǿfa* 'bespringen' aus **hōbjan* mit lit. *kópiu kópti* 'steigen, klettern'. Für die bedeutungsentwicklung vergleiche man it. *montare* 'steigen, bespringen'.

An. *jarfr.*

Früher schon habe ich Beitr. 13, 316 im got. *lamb* 'lamm' einen german. tiernamen vermutet, der durch das suffix *-bho* gebildet ist. Hier versuche ich dasselbe suffix in einem anderen german. tiernamen nachzuweisen. Mit dem gr. ἔριφος hat man ir. *erb earb* 'rehbock' verglichen; das ir. wort setzt eine grundform **erbho-s* voraus. Dem ir. *erb* entspricht lautlich genau schw. *järf,* norw. dial. *erv, jarv, jerv* 'gulo borealis'; dazu anorw. *erf-skinn.* Die anord. form war **jarfr,* dat. **erfe,* urnord. **erbaʀ.*

Auch die bedeutung des nordischen wortes lässt sich mit der des griech. und des irischen vermitteln. Gr. ἔριφος bezeichnet einen jungen bock und das suffix *-bho* hat ja namentlich eine deminutive bedeutung. Der norwegische geschichtsschreiber Peder Claussön Friis sagt in seiner schrift 'Von allerlei tieren die in Norwegen sind', welche 1599 verfasst ist (Samlede skrifter, Kristiania 1881, s. 32) vom gulo borealis: 'dies tier wird im norw. *björns-erv* oder *jerv* genannt, weil einige leute meinen, dass die bärin zuweilen vier jungen gebäre, von denen das vierte ein *jerv* sei. Dieser ist seinem ganzen aussehen nach einem bären gleich, nur nicht in betreff der haare, jedoch klein und niedrig; er hat einen kurzen körper und kurze füsse'. Daher wird auch in einer norw. mundart (Mandal) *erv* nach Aasen von einem kleinen zwerghaften geschöpf angewendet. Hiernach wird es wahrscheinlich, dass anord. *jarfr* den gulo borealis als kleines tier bezeichnete. Ich vermute, dass **erbho-s,* **eribho-s* ursprünglich allgemein 'kleines männliches tier, männliches junge' bezeichnete und dass die speciellere anwendung durch zusätze 'des bären (der bärin)' u. s. w. bezeichnet wurde.

Denselben grundstamm für 'männchen' und 'mann' finde ich in germ. **erila-z* und **erla-z* 'mann, vornehmer mann', urnord. *erilaʀ*, anord. *jarl*, ags. *eorl*, as. *erl*. Ferner in lat. *aries*, umbr. *erietu* = *arietem*, lat. *arnae caput*, *agnae caput*. In armen. *aru* 'männlich', *ari* 'mannhaft'. Endlich in lit. *éras* 'lamm', wozu aslav. *jarina* 'wolle', gr. *ἔριον*, *εἶρος*.

Meine erklärung des anord. *jarfr* wird durch die folgende erklärung des anord. *stjarfr*, welche Falk (Akademiske afhandlinger til S. Bugge, s. 19) gegeben hat, gestützt.

Wie anord. *jarfr* sich formell zum gr. *ἔριφος* verhält, so anorw. *stjarfr* zum gr. *στέριφος* 'starr, fest, hart' (vgl. *στέρφινος*, *στέρφνιος*). *Stjarfr* wird von demjenigen angewendet, der vom krampf starr ist; der starrkrampf wird *stjarfi* genannt. Zu *stjarfr* gehören anorw. *stirfinn* 'eigensinnig', neunorw. dial. *styrven* 'steif, starr, schwerfällig' und mehrere andere ableitungen. Hierzu auch *sterben*, ursprünglich 'starr werden' (Curtius, Grundriss[5] s. 213. Falk a. a. o.).

Scadinavia.

Die formen dieses namens hat Müllenhoff, Deutsche Alt. 2, 359 f. zusammengestellt. *Scadinavia* findet sich bei Plinius u. a., später *Scadanavia*, ags. *Scedeniȝ*, anord. *Skáney* und *Skáni*. *Skáney* ist aus **Skăđney* entstanden. Verwant ist der oft vorkommende norw. ortsname *Skǫđvin*, der mit *vin* = got. *winja* zusammengesetzt ist; *Skǫđvin* aus *Skađ-vin*, vgl. Munch, Hist.-geogr. beskriv. over kongeriget Norge s. XII. Ich erkläre dies aus einem verlorenen **skađa-* 'vieh' = aslav. *skotŭ* 'vieh'. *Skǫđvin* ist also etymologisch 'viehweide'.

Von **skađa-* 'vieh' kann **skađana-* wie got. *þiudans* 'könig' von *þiuda* 'volk' abgeleitet sein. Ich vermute, dass **skađana-z* 'hirte' bedeutete. Hiernach erkläre ich *Scadinavia*, *Scadanavia* 'hirten-au'. Das *i* von *Scadin-* erklärt sich wie *i* in got. *þiudinassus* neben *þiudans*, *þiudanōn* und in anord. *Óđinn* neben adeutsch. *Wōdan*. Im anord. *Skáney* aus **Skađney* ist ein vocal vor *n* ausgefallen wie im dativ *Óđni*.

Nnorw. dial. *skvetta*,

prät. *skvatt* 'spritzen, in einzelnen tropfen verschüttet werden;

plötzlich fliehen oder hinauf fliegen; vor schrecken auffahren'. Das wort findet sich nicht in der alten isländisch-norwegischen literatur, wo in derselben bedeutung *støkkva* angewendet wird. Schwed. dial. *sqvätta, sqvitta.*

Skvetta ist das aind. *skándati, caskanda* 'schnellen, springen, spritzen; verschüttet werden (von tropfen)'. Norweg. *skvatt* entspricht genau dem aind. *caskanda.* Aind. *skándati* ist analogiebildung statt **çcándati* nach dem perfectum. Das trans. *skvetta* (prät. *skvetta*) 'verschütten, vergiessen' das auch im neuisl. angewendet wird, entspricht der form und bedeutung nach dem aind. *skandayati.* Mit dem norweg. *skvett* masc. 'was verschüttet wird', schwed. *sqvätt,* dän. *skvat,* auch nisl. *skvettur* m. 'fusio praeceps' vgl. aind. *skanda-s* 'das verschüttet-, verspritzt werden'.

Vgl. zugleich ir. *scendim* 'springe', perf. 3. sg. *sescaind* (Stokes, Urkelt. sprachsch. s. 307). Das ir. verbum bezeichnet 'start, burst out, gush out', stimmt also auch der bedeutung nach mit dem norw. *skvetta* trefflich überein.

Norw. *tíra.*

Norw. *tíra* (prät. *tírde*) bedeutet in Hardanger im westl. Norwegen 'stieren, gucken, genau zusehen' (von demjenigen, der nach etwas späht, z. b. vom fischer). Dies stimmt genau nach form und bedeutung mit dem lit. *dyru dyrêti* bei Nesselm. 'gaffen, gucken, lauern (z. b. auf der jagd)' Beide gehören zu aind. *dī-* 'strahlen, scheinen'.

Norw. dial. *tíra* bedeutet in anderen mundarten 'strahlen, glänzen', auch 'schwach brennen'. Anorw. *tírr,* ags. as. *tīr* 'ruhm, ehre' und ahd. *ziarî* 'schönheit, pracht, schmuck', nhd. *zier* gehören zu derselben wurzel.

Anorw. *topt.*

Anorw. *topt* f. (nom. pl. *toptir*), auch *toft, tupt, tuft* 'platz worauf ein gebäude steht, gestanden hat oder stehen soll', nnorw. dial. auch *tyft* und in Ost-Norwegen *tomt* (mit geschlossenem *o*); schw. *tomt,* schw. dial. *toft*; dän. *tomt,* im ält. dän. auch *toft*; nisl. *tótt* 'wände ohne dach'. Engl. dial. *toft* und nordfries. *toft* sind aus dem dän. entlehnt.

Gering (Zs. fdph. 16, 379 f.) und Noreen (Arkiv 3, 39 f.) ver-

binden an. *topt* mit nhd. *zunft*. Noreen setzt eine grundform **tumpi-z* voraus.

Dies kommt mir wenig wahrscheinlich vor. Der von Noreen angenommene übergang **tumpiz* : **tumftiz* lässt sich im nordischen nicht nachweisen. Vgl. got. *gaqumps*, an. *samkund* mit nhd *ankunft*, an. *brundr* mit hd. *brunft*. Zweitens ist an. *topt* der bedeutung nach vom deutschen *zunft* gänzlich verschieden. Man stellt an. *topt* als 'baustelle' zu gr. *δέμω*, allein nhd. *zunft* ist eigentlich 'schicklichkeit' von *ziemen*. Ich versuche eine andere erklärung des nordischen wortes.

Ich setze eine urgerm. form **tumfetiz*, gen. **tumfetaiz* voraus. Aus **tumfetiz* entstand **tǿft*, **tóft*, *toft*, dessen vocal vor *ft* verkürzt ist; vgl. anorw. *fífl* aus **fimfla*. Aus **tumfetaiz* entstand **tomftaʀ*, *tomtar*; vgl. *fimti*.

Ich vermute eine vorgermanische grundform **dəm-pedi-s*, die mit gr. *δάπεδον* 'fussboden, erdboden' nahe verwant ist. Das nord. wort hat in einigen nnorw. mundarten die bedeutung 'lehmboden'. *δά-πεδον* enthält als erstes glied *δα-*, *dəm-* von *dém* 'haus' (Brugmann, Grundr. 2, 453). Prof. Torp vermutet, dass **dəmpedi-s* statt **dəmpedī* eingetreten ist, vgl. z. b. lat. *neptis* neben aind. *naptī*. Ein indog. **pédī* erscheint in gr. *πέζα*.

An. *tróða*, *róða*, nhd. *rute*.

An. *tróða* f. bedeutet 'eine lange dünne hölzerne stange'. Das wort wird noch jetzt in norwegischen und schwedischen mundarten gebraucht, s. Aasen und Rietz. Das collectiv dazu ist *tróð* neutr. 'dünne lange hölzerne stangen'. Speciell bezeichnet dies die hölzernen latten eines daches, wie die einzelne latte eines daches *tróða* genannt wird. In schwedischen mundarten bezeichnet das neutrum zugleich gespaltenes holz zur umzäunung collect., während das femin. den einzelnen stock des zaunes bezeichnet.

Dies *tróð* gehört mit an. *tré*, got. *triu*, gr. *δόρυ*, indog. **déru* 'holz, baum, hölzerne stange' zusammen. Ich setze eine ursprachliche lautverbindung **dérwət-* voraus. Durch *ə* bezeichne ich hier den vocal, der im ind. als *i* (*pitā́*), im europ. z. t. als *a* (*πατήρ*) erscheint. Diesen vocal finde ich in *δόρατος*. Ein ursprachliches **dérwət-* sollte, wenn der hauptton darauf nicht lag, im german. regelrecht **trwōð-* werden. Vgl. ags.

rōwan, rōđer zu aind. *aritrá-m*; ags. *cnō-sl* zu aind. *jani-tā́*; as. *hrōm* zu aind. *akāri-šam*; ahd. *muojan* zu aind. *çamitá-s*. Daher sind an. *tróđ* n. aus **trwō-đá-n, tróđa* f. aus **trwōđṓ*, bildungen, die mit gr. *δόρατος δόρατα* nahe verwant sind.

Synonym mit an. *tróđa* ist nhd. *rute*, mhd. *ruote* st. u. schw. f., ahd. *ruota* 'gerte, rute, stange, messstange', as. *rōda* 'kreuz', afries. *rōde*, nl. *roede* 'rute, messstange', ags. *rōd* f. 'kreuz', engl. *rŏd* 'rute', *rood* 'kreuz'. Das wort ist zugleich nordisch: *róđa* f. 'stange' in der zusammensetzung *hjálm-róđa*, s. Fritzner[2] und Hertzberg, Gloss. zu den anorw. gesetzen (in der bedeutung 'kreuz' ist anorw. *róđa* vom ags. beeinflusst). Hierzu das collect. **róđ* neutr., schw. *rod* im altertümlichen Dalmål und in mehreren nordschwed. mundarten 'gespaltenes holz zur umzäunung'. Der einzelne gespaltene stock heisst *róđa*. Neben *ro* n. gibt Rietz s. 538 aus einer mundart *ro* f., pl. *röer*.

In nnorw. mundarten bezeichnet *fiske-tró(đ)a* s. v. a. nhd. *fischerrute*. Was man in einigen schwed. mundarten *ro(d)* nennt, heisst in anderen *tro(d)*. Ich vermute daher in an. *róđa*, nhd. *rute* eine nebenform zu an. *tróđa*; in schw. *róđ* eine nebenform zu *tróđ*. Wenn die urgermanischen formen **trwōđá-n* n., **trwōđṓ* f., mit einer sonst wol kaum vorkommenden consonantenverbindung im anlaute, waren, ist es leicht erklärbar, dass der anlaut in verschiedenen stellungen verschiedentlich behandelt wurde. Z. b. in **þat trwōđa(n)* 'dies *t.*', **niujat trwōđa(n)* 'neues *t.*' und ähnlichen verbindungen konnte das anlautende *t* leicht abfallen. Dasselbe scheint bei der urform, welche vom nhd. *messrute* vorausgesetzt wird, natürlich. Auch die betonung in der satzverbindung konnte vielleicht bei dem abfalle oder der erhaltung des *t* von **trwōđa(n)*, **trwōđṓ* mitwirken.

Germ. **wiđu-z.*

Germ. **wiđu-z* 'baum, holz, wald', an. *viđr* (*u*-stamm), ags. *widu, wudu*, ahd. *witu*, kelt. **widu-s* 'baum, holz, wald' (Stokes, Urkelt. sprachsch. s. 279). Fick (Vgl. wb. 3, 305) sagt: 'wol zu *vidh* dividere'. Da er 'holz' als die erste bedeutung aufführt, soll nach ihm *wiđu-z* das holz etymologisch als 'was geteilt, gespalten wird' bezeichnen.

Formell entspricht german. *wiđu-z*, kelt. *widu-s* genau dem lit. *widù-s* 'die mitte, das innere'. Der baum oder der wald

wird nach meiner vermutung '*medius*' genannt, weil bäume die grenzen der eigentümer bildeten, was noch jetzt in Litauen gewöhnlich ist, und weil die verschiedenen landschaften durch wälder von einander getrennt waren. So bezeichnete an. *mǫrk* 'wald' früher 'mark, grenze', lat. *margo*. Prof. Torp macht mich auf ein anderes schlagendes analogon aufmerksam. Lit. *mēdis* 'baum, holz', apreuss. '*median* walt', lett. *mefch* 'wald' ist etymologisch = lat. *medius* und gehört mit aslav. *mežda* 'mitte, grenze' aus **medja*, nsloven. *meja* 'grenze, unterwald, dickicht, zaun', serb. *medja* 'fruticetum' zusammen.

German. *wiðu-z*, kelt. *widu-s*, lit. *widù-s* setzen indog. **widhú-s* 'mitte' voraus. Roth nimmt RVed. 10, 55, 5 *vidhú-* 'vereinsamt' an. Von derselben wurzel sind lat. *vidua* 'witwe', lat. *di-vido*, aind. *vindhē* 'leer sein, ermangeln' gebildet. Das nasalierte *vindhē* verbietet kaum die auffassung von *widh-* als *wi-* 'auseinander' + *dhē-*. Aehnlich ist indog. *medhyo-s* 'medius' als *me-dh-yo-s* aufzufassen, vgl. *με-τά*.

CHRISTIANIA, april 1896. SOPHUS BUGGE.

KLEINE GOTISCHE BEITRÄGE.

1. Zum vocalischen auslautsgesetz.[1])

Durch die scharfsinnigen untersuchungen Hirts ist unsere kenntnis der germ. auslautsgesetze in hohem masse bereichert worden, und ich sympathisiere sehr mit der von ihm und jüngst von Streitberg in seiner vortrefflichen Urgerm. grammatik angewanten methode zur erforschung dieser fragen. In gewissen punkten aber kann ich mir ihre meinung nicht zu eigen machen.

Hirt, IF. 1, 216 und Streitberg, Urg. gr. 177 formulieren das gotische auslautsgesetz für *u* in der weise, dass *u* lautgesetzlich nur in zweisilbigen wörtern mit kurzer wurzelsilbe stehen bleibe, während es in andern wörtern (dreisilbigen und zweisilbigen mit langer wurzelsilbe) lautgesetzlich weggefallen sei. Die gewöhnlichen formen der langsilbigen *u*-stämme nom. *áirus, wandus*, acc. *áiru, wandu* etc. wären durch eine durchgreifende analogische umbildung zu erklären. Schon van Helten hat Beitr. 15, 455 f. die ansicht dargestellt, dass die dreisilbigen wörter, (z. b. acc. *broþar, mannan*) das *u* lautgesetzlich verloren haben. Es ist möglich, dass dies richtig ist. Dagegen bleibt, so viel ich sehe, das *u* lautgesetzlich in den zweisilbigen masc. und fem. *u*-stämmen mit langer wurzelsilbe (ebenso wie in den mit kurzer wurzelsilbe).

Hirt und Streitberg wollen das *u* in *áirus, áiru* durch übertragung aus den kurzsilbigen *sunus, sunu* erklären. Diese annahme kann nicht berechtigt sein.

Im got. gibt es nämlich eine viel grössere anzahl langsilbiger als kurzsilbiger *u*-stämme. Während man 31 masc. und

[1]) Vgl. auch unten van Helten, Grammatisches no. XLIX. E. S.]

fem. langsilbige *u*-stämme zählt, gibt es nur 8 kurzsilbige. Die neutralen *u*-stämme sind bekanntlich nur sehr spärlich vertreten: *leiþu* und *gairu* sind langsilbig, *faíhu, filu* (und das wol entstellte *sihu*) kurzsilbig. Obgleich einige von den *u*-stämmen früher consonantische stämme waren, und wenn auch z. b. *qaírnus* früher *-ūs* hatte, so ist es unter diesen umständen gewis nicht statthaft anzunehmen, dass die flexion der mehrzahl der *u*-stämme durch die der wenigen kurzsilbigen umgestaltet worden sei.

Aber auch die eigentliche stütze für die besprochene ansicht dürfte nicht haltbar sein. Es soll aus dem got. *tagr* (vgl. gr. *δάκρυ*) hervorgehen, dass der endvocal *u* in langsilbigen wörtern lautgesetzlich weggefallen sei.[1])

Man scheint das isl. *tár* dabei nicht berücksichtigt zu haben. Dies lehrt nämlich, dass ein *u*-laut in got. *tagr* und in got. acc. *wandu, áiru,* nom. *wandus, áirus* lautgesetzlich nicht zu derselben zeit wegfallen musste.

Bekanntlich heisst der nom. sg. isl. *tár* (nicht **tǫ́r*). Nur die ältesten isl. handschriften unterscheiden *á* und *ǫ́*; dass aber, wie allgemein angenommen wird, nom. sg. *tár* (nicht **tǫ́r*) lautet, geht z. b. aus dem cod. AM. 237 hervor. Dort liest man. gen. pl. *tára* ohne umlaut, dat. pl. *tǫrom* (d. h. *tǫ́rum*) mit umlaut;[2]) gen. pl. *tára* setzt aber nom. sg. *tár* (nicht **tǫ́r*) voraus.

Die isl. acc. sg. *vǫnd, ǫ́r,* nom. sg. *vǫndr, ǫ́rr* sind aber umgelautet. Es gibt also eine vollständige übereinstimmung zwischen dem got. und dem isl. : got. *tagr* ohne *u* in der ultima entspricht dem isl. *tár, *tahr* ohne *u*-umlaut, während got. acc. *wandu, áiru,* nom. *wandus, áirus* mit *u* in der ultima den isl. acc. *vǫnd, ǫ́r,* nom. *vǫndr, ǫ́rr* mit *u*-umlaut entsprechen. Die isl. und got. formen müssen deshalb in derselben weise erklärt werden. Gewis wird niemand annehmen wollen, dass das erhalten des *u* (bis zur älteren *u*-umlautsperiode) auch in den urnord. **wandu, *āru* nicht lautgesetzlich sei, sondern dem einfluss der kurzsilbigen *sunu* etc. zugeschrieben werden müsse.

[1]) Acc. *baúrg* aus älterem **baúrgu* beweist natürlich nichts. Wenn man nom. *ansts* : acc. *anst,* nom. *dags* : acc. *dag* u.s.w. hatte, so musste ein älteres **baúrgu* analogisch von *baúrg* ersetzt werden; vgl. schon Kahle, Zur entwickelung der conson. declin. s. 42.

[2]) Vgl. Larsson, Ordförrådet s. v.

Auch im an. sind nämlich die langsilbigen *u*-stämme den kurzsilbigen an zahl sehr überlegen.

Die sich hieraus ergebende folgerung ist aber, dass weder im got. noch im an. *tagr* (*tár*) entscheiden kann, wann das *u* in *wandu* etc. lautgesetzlich wegfallen musste.

Woher kommt es nun, dass man got. *tagr*, aber *wandu*, *wandus*; isl. *tár*, aber *vǫnd*, *vǫndr* hat?

Man könnte annehmen, dass das *u* in dem langsilbigen *tagr*[1]) (*tár*) lautgesetzlich früher weggefallen sei als in den langsilbigen acc. *wandu* (urn. **wandu*), nom. *wandus* (urn. **wanduʀ*), weil jenes schon indog. *-u* im absoluten auslaut hatte, während *wandus, wandu* ält. **wandum* einen consonanten nach dem *u* gehabt haben. Vgl. dass das urn. *unnam* (Reidstad) *-a* im absoluten auslaut eingebüsst hat, während das *a* vor *ʀ* und vor urspr. *m* noch bleibt, z. b. *Heldaʀ* (Tjurkö), *horna* (Gallehus, aus **hornam*). Bei der geringen zahl der got. neutralen *u*-stämme ist es möglich, dass die kurzsilbigen *faíhu, filu* (eigentl. adj.), **sigu* (hs. *sihu*) mit lautgesetzlich erhaltenem *-u* die langsilbigen *gáiru, leiþu* so beeinflussten, dass auch in diesen das *-u* stehen blieb. In dem vocativ der langsilbler (*dáuþu*), wo das *-u* lautgesetzlich wegfallen sollte, kann der systemzwang (nom. *dauþus*, acc. *dauþu*) das *-u* erhalten haben, und dies kann möglicherweise auch bei den adj. *u*-stämmen (*hardu* nach dem masc. und fem. *hardus*) der fall gewesen sein.

In diesem falle ist das *-u* des urn. **tahru* schon vor der älteren *u*-umlautsperiode verloren gegangen.

Aber schon vorgeschichtlich sind ja eine menge wörter auf analogischem wege aus der einen flexionsklasse in die andere übergetreten, obgleich dafür nicht immer ein specieller grund angegeben werden kann. Vor allen dingen befremdet es nicht, dass ein neutraler *u*-stamm die flexion der *a*-stämme angenommen hat, da diese besonders zahlreich waren. Es ist deshalb auch sehr möglich — und dies ist wol das wahrscheinlichere — dass sich **tagru*, **tahru* schon vor der wirkung der auslautgesetze der flexion der *a*-stämme angeschlossen hat. Aus **tagra*, **tahra* entwickelte sich aber lautgesetzlich got.

[1]) Vgl. Kahle, Conson. s. 3. K. F. Johansson, Lit.-bl. 1889, sp. 370. Brugmann, Grundr. 2, 556 anm.



tagr, isl. *tár*. In diesem falle ist das *u* in *gáiru*, voc. *dauþu, hardu* lautgesetzlich erhalten.

Obgleich also nach meiner meinung sowol die langsilbigen wie die kurzsilbigen masc. und fem. *u*-stämme das *u* im got. lautgesetzlich erhalten haben, so wird es doch, wie Streitberg, Urgerm. gramm. s. 172 f. dargetan hat, durch die lautverhältnisse des got. wahrscheinlich, dass es dieselbe accentuierung wie das westgerm. und das urn. hatte, d. h. dass ein relativ starker nebenton auf der zweiten silbe der kurzsilbigen wörter, aber nicht auf der zweiten silbe der langsilbigen ruhte.[1]) Vgl. got. *wadja-bōkōs* aber *andi-laus*; *agis* aber *þeihs* etc. Während der endvocal *u* in allen zweisilbigen wörtern bleibt, ist dagegen der endvocal *i* in zweisilblern mit langer, aber nicht in denen mit kurzer wurzelsilbe weggefallen.

Die sprache des Ulfilas nimmt in dieser beziehung einen standpunkt ein, der nicht viel altertümlicher ist als der welchen das an. (aschw.) in Östergötland um 900 zu zeigen scheint. Von den ungefähr gleichzeitigen runeninschriften auf dem Kälfvesten-stein und auf dem Rökstein hat jene nom. *stikuʀ* (d. h. *Stīguʀ*) mit langer wurzelsilbe und erhaltenem *u*, diese aber nom. *niþʀ* mit kurzer wurzelsilbe und verloren gegangenem *i* (auch *nimr* < **nimiʀ*; aber *sitiʀ*).

2. Zum wechsel von *u* und *áu* im vocativ der *u*-stämme.

Bekanntlich findet sich in den got. hss. mehrmals *au* in den endungen der *u*-stämme statt eines zu erwartenden *u*, und man dürfte allgemein annehmen, dass dieses *au* als *aú* (d. h. *o*) z. b. im nom. *wulþaus*, ausgesprochen wurde (vgl. z. b. Braune, Got. gr.[3] § 24 anm. 4), was jedenfalls richtig ist. Dies ist ohne zweifel damit zusammen zu bringen, dass sich auch *o* einige mal statt *u* in den endungen findet: nom. pl. *sunjos* (st. *sunjus*; 4[2]) m.), *fraistobnjo* (st. *fraistubnjo*), *ushofon* (st. *ushofun*), *lauhmoni, ainomehun* (st. *ainummehun*), *widowo* (st. *widuwo*), *faiho* je ein mal; vgl. Bernhardt, Vulfila, einleit. s. LVI. Braune, Got. gr.[3] § 14 anm. 3.

---

[1]) Dass diese accentuierung gemeingerm. war, glaube ich Beitr. 14, 53 ff. dargelegt zu haben.

[2]) Das eine mal vom schreiber selbst berichtigt.

Hieraus ist es gewis berechtigt den schluss zu ziehen, dass *u* im got. unserer hss. eine tendenz hatte, in relativ unaccentuierter stellung in *o* überzugehen. Dies scheint auch die ansicht z. b. Brugmanns (Grundr. 2, 543) zu sein, und sie wird dadurch bestätigt, dass die beispiele für *aú* statt *u*, sowie die für *o* statt *u* sich besonders im evangelium des Lucas finden, wo die sprache auch andere jüngeren züge aufzuweisen hat.

Während aber dieser übergang sonst nur ganz sporadisch auftritt, ist der wechsel *aú* : *u* im vocativ der *u*-stämme sehr gewöhnlich, und ein befriedigender grund dafür dürfte nicht gefunden worden sein.

Nach Leo Meyer, Die got. sprache s. 574 findet sich die vocativ-endung *aú* in *sunau* 7 mal, *magau* 1 mal, während dieser casus in got. wörtern die endung *-u* nur in *sunu* und *dauþu,* je 1 mal belegt, hat; ausserdem findet sich der vocativ auf *-u* in einigen ausländischen namen (*Christu, Zakkaiu* u. s. w.) 7 m. Wenn die fremdwörter mitgerechnet werden, hat also der vocativ *-au* 8 m., *-u* 9 m.; die einheimischen wörter haben *-au* 8 m., *-u* 2 m.

Während man im got. nur eine schwache tendenz spüren kann, den endvocal *u* in *o* (*aú*) übergehen zu lassen, ist im aschw. eine ähnliche entwickelung nach einem festen gesetze (der vocalbalanz) durchgeführt worden: *u* bleibt in der zweiten silbe der kurzsilbigen wörter, geht aber sonst (in der dritten silbe sowie in der zweiten silbe der langsilbigen wörter) in *o* über. Das ältere *gătu* (obl. casus zu *găta*) bleibt unverändert; das ältere *gātu* (obl. casus zu *gāta*) geht aber in *gāto,* das ältere *talaþu* in *talaþo* über. Dies hängt bekanntlich davon ab, dass *gătu* einen relativ starken nebenton auf der ultima hatte, was bei *gātu* > *gāto, talaþu* > *talaþo* nicht der fall war. Vgl. Kock, Fsv. ljudlära 1, 172 ff. 2, 340 ff. (auch Beitr. 15, 262). In einer besonderen gruppe kurzsilbiger wörter, nämlich enkliticae und prokliticae, ist aber, scheinbar gegen diese regel, das *u* facultativ zu *o* geworden, z. b. *æro* 'sunt' neben *æru*. Der grund dafür ist natürlich, dass diese wörter in relativ unaccentuierter stellung den relativ starken nebenaccent der ultima entbehrten. Wenn *æru* fortis (hauptton) hatte, blieb das *-u* erhalten, während das rel. unaccentuierte *æru* in *æro* übergieng. Wie das

nschw. lehrt, war die ultima von *æru* (*æro*) in proklitischer bez. enklitischer stellung noch schwächer betont als die ultima von *gātu* (*gāto*); die ultima von *gătu* hatte den starken levis, die von *gātu* (*gāto*) den schwachen levis, die von *æru* (*æro*) levissimus.

Hiermit ist der got. wechsel voc. *sunu* : *sunaú* (*suno* ausgesprochen) zu vergleichen. Der vocativ der älteren indog. sprachen war oft relativ unaccentuiert, gleichwie dies bei diesem casus noch heute oft der fall ist; vgl. z. b. Brugmann, Grundr. 1, 537. Whitney, Gr. § 314. Hirt, Der indogerm. akzent s. 293 ff. Kock, Svensk akcent 2, 130. Kluge hebt Lit.-bl. 1895, sp. 332 anm. 2 hervor, dass der vocativ im ahd. oft rel. unaccentuiert war. Der got. vocativ, z. b. *sunu,* muss deshalb teils voll accentuiert, teils rel. unaccentuiert gewesen sein. In jenem falle blieb *sunu* erhalten; in diesem falle gieng es in *sunaú* über. Die ultima von *sunu* (*sunaú*) war nämlich, wenn der vocativ unaccentuiert war, nicht nur schwächer betont als die ultima von z. b. acc. *sŭnu,* sondern auch als die ultima von z. b. acc. *dáuþu*; vgl. die betonungsverhältnisse im aschw. Es ist aber natürlich, dass der übergang *u* > *aú* vorzugsweise in der am schwächsten betonten stellung eintrat.

Die frage liegt nahe, ob es im got. eine schwache tendenz gibt, das *u* der voll accentuierten wörter überhaupt öfter in *aú* (*o*) übergehen zu lassen, wenn die form dreisilbig oder ein langsilbiger zweisilbler als wenn sie ein kurzsilbiger zweisilbler ist. In diesem falle wäre die analogie mit den verhältnissen im aschw. vollständig, gleichwie die anwendung eines rel. starken nebentons in den beiden sprachen eine ähnliche war.

Dies kann jedoch nicht dargelegt werden. Es sei aber erwähnt, dass mit ausnahme der je einmal belegten acc. *haírau,* nom. *sunaus* Leo Meyer a. a. o. nur mehrsilbige wörter und langsilbige zweisilbler mit *au* statt *u* verzeichnet: nom. *wulþaus, faírƕaus, skalkinassaus* (je 1 m.), acc. *dauþau* (4 m.), *ufarassau* (2 m.), *handau, þiudinassau, -waddjau* (je 1 m.), ausserdem die lehnwörter nom. *diabulaus, Christaus, Bartimaiaus* (je 1 m.), acc. *Christau* (4 m.), *Jakōbau* (1 m.). (Auch die mehrzahl der oben angeführten wörter mit *o* statt *u* ist langsilbig.) Da sich umgekehrt, obgleich seltener, *u* statt *au* findet (z. b. dat.

wulþu), so könnte man sich denken, dass, nachdem eine entwickelung *u* > *aú* (*o*) in z. b. acc. *dáuþu* > *dáuþaú, ufarassu* > *ufarassaú* angefangen hatte, und dem entsprechend in solchen wörtern teils *u* teils *au* geschrieben wurde, man auch dann und wann *u* statt des alten *au* (z. b. im dat. *wulþu*) schrieb.

Man fasst gern *au* in *aufto* 'etwa' (neben dem einmal belegten *ufto*) als *aú* auf. Es bleibt unsicher, ob *u* in der wurzelsilbe dieses mehrenteils unaccentuierten wortes zu *aú* entwickelt worden ist.

3. Krimgot. *rintsch.*

In seinem interessanten jüngst erschienenen buche 'Die reste der Germanen am Schwarzen meere' s. 135 anm. nimmt Loewe *rintsch* unter die etymologisch unklaren oder nicht genügend klaren wörter auf; jedoch erwähnt er s. 176 die vermutung Diefenbachs, dass es eine entlehnung aus dem finnisch-ugrischen sei, kann sich aber dieser meinung nicht anschliessen.

Busbeck übersetzt krimgot. *rintsch* mit 'mons', und es ist ohne zweifel ein einheimisches germ. wort. Ich bringe es nämlich mit dem norw. *rinde* m., *rind* f. zusammen. Aasen übersetzt *rinde* m. 'jordryg, bjergryg, en høi banke; især en opadgaaende forhøining imellen to bækkeløb i en bjergside'; *rinde* m. ist also eine art bergrücken. Es findet sich unter dieser form in mehreren gegenden Norwegens, kommt aber in Valders auch unter der form *rind* f. vor. Der *t*-laut des krimgot. *rintsch* ist mit dem des krimgot. *wintch* 'wind' zu vergleichen. Nach Sievers, Pauls Grundr. 1, 416 steht *wintch* statt **wintsch*, und er fasst *-sch* in **wintsch* ebenso wie in krimgot. *ieltsch* (got. *hails*) als eine entwickelung der got. nom.-endung *-s* auf. Loewe dagegen meint (s. 162), dass *wintch* eine correcte, aus got. **windags* entstandene form sei, die das nominative *-s* eingebüsst habe; *ieltsch* repräsentiert nach ihm got. **hailisks*. Aber *rintsch* spricht jedenfalls dafür, dass die got. nominativendung *-s* unter umständen als krimgot. *-sch* bleiben kann; *rintsch* würde also in der sprache der got. bibelübersetzung **rinds* (*a*-stamm) geheissen haben.

Krimgot. *rintsch,* norw. *rinde* ist wol mit der sippe nhd. *rinde, rand* u.s.w. zusammen zu bringen.

Die bergmasse kann als die rinde der erde aufgefasst werden.

LUND, den 6. märz 1896. AXEL KOCK.

BEOWULF 240 f.

Im Literaturblatt 1896, 183 erklärt herr professor Kaluza mit vielem ernste: '2. Von den II, s. 47 aufgeführten verbesserungen des Beowulftextes s i n d B t r. X n i c h t z u f i n d e n, stammen also nicht von Sievers her: die beiden von mir selbst vorgeschlagenen änderungen Beowulf 240 f. [*ic hwī*]*le wæs* | *endesǣta* und 443 *Gēata lēode* für *Gēatena lēode* ...'

Also: weil eine besserung des Beowulftextes nicht Beitr. 10 zu finden ist, kann sie nicht von mir stammen! Diesmal trifft das argument aber doch nicht ganz zu. Vielleicht darf ich nämlich herrn professor Kaluza darauf aufmerksam machen, dass ich einmal in einem auch wol ihm nicht ganz unzugänglichen fachblatte, nämlich der Anglia (14, 133 ff.), einen aufsatz mit dem titel 'Zur texterklärung des Beowulf' veröffentlicht habe, und dass er darin auf s. 146 die von ihm ausdrücklich als sein eigentum reclamierte ergänzung von *le* zu *hwíle* bereits vorgeschlagen finden kann. Da Kaluzas vorwort zum zweiten heft seiner Studien vom februar 1894, mein aufsatz aber vom december 1890 datiert ist, so dürfte die prioritätsfrage nicht eben zweifelhaft sein, und dass ich, mit ausführlicher motivierung, vor dem metrisch schwerfälligen [*ic hwí*]*le wæs* (das Kaluza bevorzugt) noch ein füllendes *hwæt* eingeschoben habe, wird mir ja wol mein sonstiges eigentumsrecht nicht verkümmern.

Ueber die sonstigen behauptungen die herr professor Kaluza a. a. o. aufgestellt hat, wird zu handeln sein, wenn ich einmal zur ausführlicheren beleuchtung des raubsystems komme das er mir gegenüber befolgt hat. Einstweilen mag hier diese probe neuester logik ein plätzchen finden, um den bogen zu füllen.

LEIPZIG-GOHLIS, 14. juni 1896. E. SIEVERS.



GRAMMATISCHES.

XLII. Zur westgerm. consonantendehnung nach langer silbe.

Die as. neben *bed, flet, net, inwid, giwit* stehenden flectierten formen *beddiu, -ion, flettie, -ea, inwiddies, giwitteas* etc. (Beitr. 16, 272) verbieten unbedingt, die Beitr. 12, 539 anm. und 15, 295 für die endungslosen nom. acc. sg. masc. und ntr. der kurzsilbigen *jo*-stämme vorgeschlagene bez. verfochtene annahme von analogiebildung nach dem nom. acc. sg. der langsilbigen *i*-stämme (**seʒe, secʒes* — **secʒe, secʒes* — *secʒ, secʒes* nach *wyrm, wyrmes*); eben diese annahme beruhte ja auf der stillschweigenden voraussetzung, dass die beregten formen der *jo*-declination sich erst zu der zeit entwickelt hatten, worin das inlautende *j* dieser beugung schon gänzlich geschwunden war. *Secʒ, bed(d)* etc. können nur durch rein phonetische apokope aus **secʒi, *sacʒi, *beddi, *baddi* etc. entstanden sein, sind mithin ganz zuverlässige zeugen für die chronologie: zunächst consonantendehnung, dann schwund von *-i*.

Gleichzeitig oder doch ungefähr gleichzeitig mit *-i* verklang *-u* im vorwestgerm. (s. Beitr. 17, 294 ff.).

Aus ags. *rícu, ʒewǽdu, ʒetimbru, ʒrénu* etc. nom. acc. pl. ntr. geht hervor, dass im vorags. zur zeit des *u*-abfalls in diesen formen zwischen der wurzelsilbe und dem *-u* kurze paenultima stand, m. a. w. dass in der bezeichneten periode vor *-u* silbisches *i* gesprochen wurde; aus solchen **rīciu* etc. aber sind als die gleichzeitig geltenden prototypen von ags. *déme, sende* 1. sg., *démað, sendað* pl. praes. ind., **dēmiu, *sendiu, *dēmioð, *sendioð* mit *-i-* zu folgern. Aus dem Beitr. 17, 288 ff. erörterten ergibt sich ferner für die vorliterarische periode der anderen westgerm. dialekte die existenz von mit vorags.

**rîciu, *dêmiu, -ioð* etc. übereinstimmenden formen **rîkiu, *dômiu, *dômiað, -iand* etc. mit *-i-*.

Also herschte im vorwestgerm. zur zeit der durch *j* nach kurzer silbe bewirkten consonantendehnung nach langer silbe noch silbische aussprache des vocals der endungen **-ia, *-ies, *-ioð* etc. und steht es demnach fest, dass nach langer silbe auf lautgesetzlichem wege keine consonantendehnung eintreten konnte, und, wie schon Beitr. 17, 291 anm. angedeutet wurde, in ahd. (oberd.) *lôssan, arteillan, leittan, rinka, wulpa* etc., mhd. *diupe* 'diebin', *geitze* 'pflugsterz', ags. *hrincȝe, spyncȝe, bylcȝe* etc. (vgl. Beitr. 7, 109 ff. Braunes Ahd. gr. § 96 anm. 1. Pauls Grundr. 1, 367) oder deren vorstufen nur analogisch gebildete geminata vorliegen kann.

Wie sich solche neubildung entwickelte, liegt auf der hand: die phonetisch entstandenen dehnungen + *j* gaben gelegentlich das muster ab für die ersetzung von nach langer silbe stehendem kurzen consonant + (aus *i* hervorgegangenem) *j* durch gedehnten consonant + *j*.

Neben diesen *-llj-, -nnj-, -ggj-* etc. entstanden oberd. auch für *-rj-* eingetretene *-rrj-*; vgl. die in Braunes Ahd. gr. § 118 anm. 3 citierten *rôrriun, rôrrcono* und *hôrran, lêrran, wârran* u. s. w. aus **hôrrjan* etc. [Man beachte den von Braune a. a. o. hervorgehobenen gegensatz: oberd. *-rr-* und *-rri-* nach langer silbe, doch alem. fränk. *-rr-* (nie *-rri-*) nach kurzer silbe. Dies führt zu der folgerung, dass die letzteren *-rr-* nicht auf ein nach *-llj-, -nnj-* etc. gebildetes, für *-rij-* (d. h. *-r* + gemeinwestgerm. vor entwickelung der consonantendehnung entstandenem *ij-*, vgl. Pauls Grundr. 1, 334 und Zs. f. östr. gymn. 41, 227) eingetretenes *-rrj-* zurückgehen, sondern nach dem schwund des postconsonantischen halbvocals entstanden, indem das in den flexionsformen einer beträchtlichen zahl von nomina und verba vorhandene nebeneinander von *-li-, -ni-* etc. und *-ll-, -nn-* etc. dazu veranlasste, den kurzsilbigen formen mit *-ri-* analoge doppelformen mit *-rr-* zuzugesellen, neben *ferio, nerien* etc. z. b. auch *ferro, nerren* etc. zu sprechen.]

XLIII. Zum germanischen *ê*[2].

Franck hat Zs. fda. 40, 42 ff. mit recht darauf hingewiesen, dass die bisher nahezu allgemein acceptierte fassung von vor-

westgerm. $\bar{e}^2$ als geschlossenem ē (ẹ̄[1])) der positiven begründung entbehrt und sich schwerlich mit der existenz von ahd. *briaf, spiagal, fiebar* etc. aus vulgärlat. *brĕve* (*brĕvis*), **spĕgulu, fĕbris* etc. in einklang bringen lässt.[2]) Nach ihm wäre der lautwert des vocals (wenn ich nämlich die ausführung auf s. 52 f. richtig verstehe) offenes ē, das im gegensatz zu einem anderen, gestossen accentuierten offenen ē (= indog. ē) mit schleifton gesprochen würde und auf einen offenes ē oder *e* + *ə* oder *i* oder einen anderen laut enthaltenden diphthong zurückgehen sollte. Dass bei dieser annahme der phantasie eine untergeordnete rolle zugeteilt sei, dürfte man bei vorurteilsfreier prüfung des a. a. o. erörterten keineswegs behaupten. Ausserdem aber legen hier formen wie ahd. *riemo, ziahha* etc. aus lat. *rēmus, thēca* etc. schwierigkeiten in den weg, behufs deren beseitigung Fr. sich zur aufstellung einer reihe vermutungen (a. a. o. s. 47 ff.) genötigt sieht. Nach meinem dafürhalten ist vorwestgerm. $\bar{e}^2$ als offener laut, d. h. als ë̄[1]) anzusetzen (im gegensatz zu ǟ[1]), woraus historisches ā), und zwar nicht, weil ein geschlossener laut niemals so gespalten werden könnte, dass das zweite element des diphthongen *a* oder *ë* wäre (Kuhns zs. 24, 508 f. Franz, Die lateinisch-romanischen elemente im ahd. s. 41; man vgl. z. b. rumän. *ea* aus ẹ̈, Meyer-Lübke, Gramm. § 83, oder beachte, dass afries. ē, ō, woraus wangerog. *ai, au,* im westfries. durch $\bar{e}^{i}\ddot{e}$, $\bar{o}^{u}\ddot{e}$ die laute *īë, ūë* ergibt, s. Verhandelingen der koninklijke akademie van wetenschappen te Amsterdam, afdeeling letterkunde, deel 1, no. 5, s. 25), oder weil der germ. laut in lehnwörtern offenen laut vertrete (Zs. f. d. östr. gymn. 1893, s. 1091; man beachte *riemo, ziahha* etc.), sondern weil sich mit solchem

---

[1]) Ich bediene mich im folgenden nach Sievers' vorschlag (Beitr. 18, 409 anm.) der zeichen *ē̩, ë, ä* zur darstellung respective von geschlossenem ē, von $\bar{e}^{a}$ und von $\bar{a}^{e}$.

[2]) Man beachte seine bemerkung (s. 42 f.): 'wenn auch in der geschichte der lehnwörter dehnungen gegenüber der lat. oder rom. quantität auf seiten des deutschen vorkommen, so wäre doch diese annahme für eine so frühe zeit und in einem umfange, wie es hier notwendig wäre, wider eine rein willkürliche. Wir würden einfach decretieren »jedes betonte rom. *ĕ* vor einfacher consonanz und gewissen doppelconsonanten wird im germ. lang«, obwol bei anderen lat. vocalen, bei *a, i, u,* keine spur eines entsprechenden vorgangs zu bemerken ist. Da wir zu dieser voraussetzung nicht berechtigt sind, können wir überhaupt nicht von einer länge ausgehn.' [S. noch unten Nachtrag.]

vorwestgerm. *ë̄* die tatsachen, westgerm. $\bar{e}^2$ in lehnwörtern normal für lat. *ĕ*, westgerm. *ī* in lehnwörtern normal für lat. *ē*, anstandslos vereinbaren lassen.

Westgerm. $\bar{e}^2$ für lat. *ĕ*: ahd. *briaf, brief,* as. *brēf, brief,* afri. *brēf,* as. *brēvian,* ags. *bréfian*; ahd. *spiagal, spiegel,* mnl. *spiegel,* mnd. *spēgel* (nwestfäl. nach Woestes Wb. *spaigel,* soest. dial. *spaĕʒl*): as. *fēfre* Ess. ev.; ahd. *fiebar*; ahd. *Peatres, Pietres,* mnl. *Pieter*; mhd. (alem.) *chriesi* (mlt. **cerĕsia* < it. *ciriegia,* vgl. Kluges Et. wb. i. v. *kirsche*); *Trier* (aus *Trĕvir* > wallon. *Triewes, Trieve,* Zs. fda. 40, 45). Für die mehrzahl der vulgärlat. mundarten ist auf grund der roman. auf betontes, in offener silbe stehendes lat. *ĕ* zurückgehenden *ie* gebrochene aussprache des *ë*, d. h. als *ëə* oder *ëä* in betonter offener silbe anzunehmen (vgl. Meyer-Lübke § 150 ff.). Daneben stand auf lat. *ē* zurückgehendes vulgärlat. *ė̄* (M.-L. § 26). Bei geschlossener qualität des vorwestgerm. $\dot{e}^2$ liessen sich *riemo, ziahha* etc. allenfalls erklären; nicht aber *briaf, brēf* etc., statt deren man nur formen mit *ë*, also *bref* etc. erwarten könnte. Bei einer zur zeit der entlehnung im vorwestgerm. herschenden *ë̄*-aussprache von $\bar{e}^2$ wäre hingegen ganz gut eine lautsubstitution denkbar, in folge deren vulgärlat. *ëə* oder *ëä* durch *ë̄* widergegeben wurde (wegen westgerm. $\bar{e}^2$ = vulgärlat. *ė̄* gleich unten). [Verhältnismässig selten ist widergabe von vulgärlat. *ëə* oder *ëä* durch westgerm. *ë* zu beobachten: ahd. *pedala* aurea lamina (mlt. **pedala* aus lat. *petalum*); **pfebano* (mhd. *pfeben*) und *pepano, bebano* (lat. *pepon-*); *gatehhamōn* decumare; ags. *reoʒol* in *reoʒolsticca* 'richtscheit', regola (s. QF. 64, § 44); mnl. *spegel* (wegen der belege s. meine Mnl. gramm. § 25). Ahd. *dezemo, dezemōn, regula,* ags. *reʒol,* mnl. *regel(e)* 'regel', awfri. *dekema, deeckma* 'zehnte' sind wol entlehnungen aus der schriftsprache.]

Westgerm. *ī* für lat. *ē*: ahd. *fīra,* afri. *fīre,* mnl. *viere* (mit lautgesetzlichem *ie* aus *ī* vor *r*), mnd. *vīr(e)*; ahd. as. *pīna,* ags. *pín,* afri. *pīne*; ahd. *pfīsel* 'stube', mnd. *pīsel,* afri. *pīsel,* ags. *písle* (QF. 64, § 131); ahd. *krīda,* mnl. *crijt,* mnd. *crīte*; ahd. *sīda,* ags. *síde,* mnl. mnd. *sīde* (mlt. *sēta*); ahd. *spīsa,* afri. mnd. mnl. *spīse* (mlt. *spēsa* für *spensa*); mnl. *tīke* 'zieche' (lat. *thēca*); mnl. *mīte* 'holz-, heuhaufe' (lat. *mēta*); mnd. mnl. *stīl* 'pfeiler, pfosten' (lat. *stēla,* Lit.-bl. f. germ. u. rom. phil. 1895, s. 397); mnd. *tsīpolle,* nwestfäl. *ssīpel,* ags. *cípe* (lat. *cēpa*); mnl. *vlīme* 'fliete' (aus **vlī-*

deme), nwestfäl. *vlīte* (rom.-mlt. *flētoma, flēdomum* Wr.-Wülck. Anglosax. vocab. 400, 11, Sweets OET. 114, 110[1])); ahd. *clīrich*, ags. *clíroc* (*clēricus*); dial. hd. *beiszkohl, beisse* bēta (s. Kluge, Et. wb. zu *beete*). S. noch QF. 64, § 129 f.: *Sížen, sýric, Sarcínas* etc.; und beachte auch ī (woraus event. *i*) für lat. ē der endung in as. *ekid* (got. *akeit*) aus *acētu*, ahd. *evīna*, mnl. *evene* 'hafer' aus *avēna*, ahd. *bulīz* 'pilz' aus *bōlētus*, awnfrk. **ketīna* (mnl. *ketene* 'kette') aus *catēna*, ahd. *munīzza*, as. *munita* aus *monēta* etc. Wenn das westgerm. in der periode, worin diese wörter aufnahme fanden, einen ē-laut gehabt hätte, wäre vulgärlat. ē-laut gewis ausnahmslos durch denselben widergegeben worden. Dass solches nicht geschah, dass man bei der entlehnung zu ī griff, nötigt unbedingt zu der folgerung, dass es damals keine directe entsprechung von vulgärlat. ē gab. [Neben einigen der erwähnten formen mit ī begegnen auch bildungen mit ē²: ahd. *pfiasil*, mnd. *pēsel* 'stube'; ahd. *ziahha* 'zieche', mnd. *tēke* (nwestfäl. *taike*); mnl. *vlieme* (aus **vliedeme*), ahd. *flied*(*i*)*ma*, *-em*, mnd. *vlēt*(*e*)*m*(*e*); ahd. *bieza* 'runkelrübe', ags. *béte*.[2]) Nur mit ē² erscheinen: ahd. *riemo* 'ruder', afri. *rēma*, mnl. *rieme*[3]); ahd. *zeagal, ziagal* tēgula, mnl. *tiegel* (s. meine Mnl. gramm. s. 503[4])), mnd. *tēgel* (nwestfäl. *taigelstên*) (es sei denn, dass ags. *tižol, tižele* mit *í* statt mit *i* anzusetzen wäre und mnd. neben normalem *tegel* begegnendes *tigel* nicht dialekt. *i*, sondern ī ent-

---

[1]) Auch ags. *flýtman* flebotomo Zs. fda. 9, 453ª mit *y* als schreibung für *i*, wie in *ydesan* iuvenculam derselben glossen 456ᵇ? Ich setze mit Pogatscher (QF. 64, § 126) die mlt. formen mit (allenfalls dunklem) ē an wegen der germ. entsprechungen mit ī und ē².

[2]) Mnl. nnl. *beet*(*e*) 'runkelrübe' ist entlehnung aus afranz. *bette* (gespr. *bëte*); vgl. gegenüber afranz. *beste, feste, tempeste, castel, platel* etc. mnl. *beeste, feeste, tempeest, casteel, plateel* etc. mit ë (woraus in der folge ē) für ë. Neben *beet* mundartlich *biet* mit *ie* aus *ē*. Vgl. auch nwestf. *bêtwortel* mit *ê*, wie in *bêst* desselben dialektes.

[3]) Die Zs. fda. 40, 46 vorgetragene etymologie von *riemen* 'ruder' = *riemen* 'band', 'wegen der schmalen, streifartigen gestalt (des ruders)', dürfte wol nicht viele freunde finden.

[4]) Dies *tiegel* soll nach Franck (Zs. fda. 40, 46 anm. 2) als mundartliche nebenform ausser betracht bleiben, m. a. w. die form sollte neben *tegel* (auch *techel, tichel* = ahd. *tegal*, mnd. *tegel* und vielleicht, s. oben, ags. *tižol, -ele*, aus mlt. **tegula* oder **tegla*, vgl. Kluges Et. wb. zu *tiegel*) ein dialektisches *ie* aus *ė* enthalten. Mundartliches *ie* aus ē ist im mnl. bekannt genug; der beweis für *ie* aus *ė* ist aber bis jetzt noch nicht erbracht.



hielte[1])). Ob wir in diesen bildungen jüngere entlehnungen zu erblicken haben, welche zu der zeit aufgenommen wurden, worin die ältere ë-qualität von $\bar{e}^2$ durch das ē̈-timbre verdrängt war? Die antwort auf diese frage gewähren ahd. *pīna, krīda, sīda,* die auf das vorhandensein der ē̈-aussprache wenigstens noch in der unmittelbar auf die zweite lautverschiebungsperiode folgenden zeit hinweisen. Demnach muss das $\bar{e}^2$ der in rede stehenden formen, deren consonantismus (mit ausnahme von *fliedima, riemo*) auf entlehnung vor besagter lautverschiebung schliessen lässt, zunächst ē̈ gelautet haben und als lautsubstitut für ė gelten: bei dem fehlen eines vorwestgerm. (zwischen ē̈ und ī liegenden) ē konnte ja ē̈ ebensogut wie ī den vulgärlat. laut ersetzen.][2])

Aus vorwestgerm. ē̈-aussprache von $\bar{e}^2$ entstand in der folge ė-qualität. Letztere ergibt sich für das älteste ahd. aus dem vorhandensein von ē (d. h. ē̈) als contraction von *ai*: die er-

[1]) Ahd. *meas, mias,* ags. *mése* (und *mýse*) lasse ich hier wegen seines zweifelhaften lat. ursprungs (vgl. Noreens Abriss s. 31) aus dem spiel.

Ob ahd. *Riez* auf *Rēətia* oder auf *Rētia* beruht, ist wegen der verschiedenen behandlung von lat. *ae* im roman. (vgl. Meyer-Lübke § 291) schwerlich zu entscheiden.

Dunkler herkunft ist ahd. *prēstar, priester,* as. *prēstar,* afri. *prēster*; man müsste nach einem aus afranz. *prestre* zu folgernden **prester* (für *présbiter,* vgl. Meyer-Lübke § 17, s. 35) *prestar* erwarten.

Wegen der entlehnung von ahd. *Chrēch, Chreach, Kriach, Kriech,* ags. *Créc,* afri. *Crēk, Krēk* aus ostgerm. sprachgebiet vgl. Kossinna in der Festschrift zur 50jähr. doctorjubelfeier K. Weinholds s. 39.

[2]) Die aus den oben erörterten vorgängen für die behandlung von lat. in offener tonsilbe stehenden *o* und *ō* in lehnwörtern zu ziehende consequenz liegt auf der hand. Wie vulgärlat. *ēə* : westgerm. *ē* und **ē̈*, so vulgärlat. *oə* (woraus roman. *ue, uo* etc., vgl. Meyer-Lübke § 183) : westgerm. *oª* und **ōª*; wie vulgärlat. *ē* : westgerm. **ē̈* und *ī*, so vulgärlat. *ō* : westgerm. **ōª* und *ū*. Daher mit *ō, uo* (aus älterem **ōª*) aofri. *dōm,* ahd. *tuom* (lat. *domus*); ags. *scól,* ahd. *scuola* (lat. *schola*); ags. *cōc* (engl. *cook*) 'koch'; mnl. *proeve* aus awnfrk. **prōva* (lat. *proba*) — mit *o* ahd. *sola,* ags. *sole* 'sohle' (vulgärlat. **sola,* Kluge, Et. wb. i. v.); ahd. *choh,* as. *kok,* ahd. *chohhōn*; ags. *rose,* ahd. *rosa* — mit *ū* ahd. *lūrra* (lat. *lōrea*); ahd. *mūrboum* (lat. *mōrum*); ahd. *ūla* (vulgärlat. **ōla* aus *ōlla*), ahd. *Rūma* (aus *Rōma*); mnl. *ūre* aus awnfrk. **ūra,* mnd. *ūre* (lat. *hōra*); mnl. *crūne,* mnd. *crūne* 'tonsur' (lat. *corōna*) — mit *ō* (aus älterem **ōª*) ags. *mórbéam,* mnl. *moerbesie,* mnd. *mōrbere* 'maulbeere' (lat. *mōrum*); ags. *nón,* mnl. *noene* (lat. *nōna* sc. *hōra*); as. *cōpa,* ahd. *chuofa* (mlt. *cōpa,* nebenform zu *cūpa*). [S. noch unten Nachtrag.]

höhung der qualität von $\bar{e}^2$ muss spätestens in der entstehungszeit von ē̈ aus *ai* erfolgt sein, sonst wären die beiden laute zusammengefallen und hätten in der folge dieselbe behandlung erlitten (die brechung *ea* gieng also aus von ė̄). Dass auch im as. $\bar{e}^2$ und die contraction von *ai* (insofern dieselbe nicht vor folgesilbe mit *i* oder *j* stand) nicht zusammengefallen waren, mithin ė̄ (= $\bar{e}^2$) neben ē̈ (aus *ai*) stand, ist zu erschliessen aus der verschiedenen behandlung der beiden laute in der jüngeren sprache: ersteres (noch im mnd. vorhandenes) ergab westfäl. *ai*, im Soester dialekt *òə*, letzteres (ebenfalls noch im mnd. vorhandenes) nwestfäl. *ê*, im Soester dialekt *aĕ* (vgl. nach Woeste die oben citierten *spaigel, taike, taigelstên* sowie *maien* 'mieten', *braif* 'brief', *blais* 'blies', *slaip* 'schlief' etc. und s. Holthausens Soester mundart § 72 und 71). Für das ags. ist ė̄-aussprache auf grund der schreibung *é* (gegenüber *ǽ*) anzusetzen. Wegen des aofri. beachte man den übergang von $\bar{e}^2$ vor explosivem dental in ī (im Rüstringer dialekt: *hīt* 'hiess', *līt* 'liess', *mīde* 'miete'[1]); wegen des awfri. das *ēⁱë* von *brēf, brief, Pēter, Pieter, prēster, priester, hēt, hiet* praet. etc. (s. Beitr. 19, 361 f. und Verhandelingen der koninklijke akademie van wetenschappen, afdeeling letterkunde, deel 1, no. 5, s. 25). Das aonfrk. und der as. dialekt von C und V haben bekanntlich schon *ie* für $\bar{e}^2$.

Nach vorwestgerm. $\bar{e}^2$ = ē̈ hat dieselbe qualität für das nord. als die ursprüngliche zu gelten. Für die literarische periode ergibt sich aber geschlossenes timbre aus dem altisl. auf ė̄ zurückgehenden *ié* (vgl. Noreens Altisl. gr. § 100).

Hinsichtlich der chronologie sei bemerkt, dass, weil $\bar{e}^1$ (= indog. ē) und $\bar{e}^2$ im westgerm. und nord. nicht zusammenfielen, die entwickelung von $\bar{e}^2$ aus *ēi hier frühestens gleichzeitig mit dem die entstehung von ā vorbereitenden übergang von $\bar{e}^1$ (= ē̈) in ǟ erfolgt sein kann.

Nach Kossinna (in der oben s. 442 anm. 1 angezogenen Festschrift s. 37) sollte für das in den denkmälern ausnahms-

[1]) S. Aofr. gr. § 18. Für das daselbst auf **hēr* zurückgeführte *hīr* 'hier' ist wegen ahd. as. *hir* oder *hīr* (s. Beitr. 16, 246) ursprünglichkeit des vocals anzunehmen; für die länge desselben spricht nwfri. *hier* (s. die gleich im texte zu citierenden Verhandelingen s. 65). Das Zs. fda. 40, 38 als der Rüstr. mundart angehörend erwähnte *slīp* 'schlief' existiert nicht.



los durch *e* (nie durch *i*) dargestellte got. $\bar{e}^2$ (in *fēra, hēr, Krēks, mēs*) ë̄-qualität anzunehmen sein. Wären die formen mit $\bar{e}^2$ in unsern quellen in ungefähr gleicher zahl wie die bildungen mit $\bar{e}^1$ vorhanden, dann dürfte Kossinnas argument gewis schwer in die wage fallen; wegen der verhältnismässig geringen zahl der belege für $\bar{e}^2$ ist jedoch die möglichkeit ins auge zu fassen, dass das fehlen von *i*-schreibungen hier nur ein spiel des zufalls sei. Entschieden widerspricht aber einer fassung von $\bar{e}^2$ als ë̄ der umstand, dass *fēra* etc., nicht *faira* etc. (mit dem zeichen für ë und ë̄) geschrieben wird (vgl. ausserdem noch unten XLVII). Also im vorgot. zunächst zusammenfall von $\bar{e}^2$ (nach dessen entstehung aus *ë̄ĭ) mit $\bar{e}^1$; dann erhöhung der beiden als ë̄ gesprochenen laute zu ė̄. (Dass *Krēks* um die mitte des 3. jh.'s n. Chr. durch vermittlung der lateinisch sprechenden besiedler von Dacien in das got. aufnahme fand, hat Kossinna a. a. o. s. 27 ff. m. e. überzeugend dargetan; ob zu der zeit noch im got. ë̄-aussprache in schwang war, ist indessen natürlich durch dieses *Krēks* nicht zu ermitteln[1])).

Zu den bekannten germ. mit *ī* und *i* im ablaut stehenden bildungen gehören auch die bis jetzt m. w. noch nicht als solche hervorgehobenen:

mnl. *gerief,* mnd. *berēv* 'nutzen, vorteil' etc. neben mnl. *gerijf,* mnd. *gerīf* mit gleicher bedeutung (s. noch Verhandelingen der koninklijke akademie van wetenschappen, afdeel. letterk., deel 1, no. 5, s. 7);

mhd. mnl. *strieme,* mnd. *strēme* (nwestfäl. *straimel*) 'streifen' neben ahd. *strīmo,* mhd. *strīme, streime,* mnd. *strīme* 'streifen';

ahd. *chieuua* (vgl. 'branciam *chieuvn, chieuun, chieun*' Ahd. gl. 1, 478, 44. 47 f.), nl. *kieuw*(*e*) etc. (s. unten s. 452 anm. 2) neben ahd. *cheuua* (vgl. 'branciam *cheuun*', 'bra(n)cie, -ia *cheuon, cheuun*' Ahd. gl. 1, 478, 43. 476, 1. 4. 480, 3), mhd. *kewe,* ahd. *chyua* (vgl. 'brancie *chyun* Ahd. gl. 1, 475, 3), mhd. *kiwe,* mnl. *keeuwe* fauces,

---

[1]) Doch dürfte uns hier, weil für ë̄ und $\bar{o}^a$ eine gleiche entwickelung wahrscheinlich zu erachten ist, die entlehnung *Rūma* einen anhalt bieten: wenn zu der zeit, worin durch dieselbe und wol gleichzeitige vermittelung dieser stadtname bekannt wurde, im vorgot. ō gegolten hätte, hätte keine lautsubstitution stattgefunden, sondern wäre das ō von *Rōma* durch got. ō widergegeben.

bucca (mit *eeu* wie in *neuwe*, vgl. Beitr. 16, 304), '*chiu* branciam' Ahd. gl. 1, 478, 4 (aus **kiwī*, vgl. ahd. *thiu*, *diu* = got. *þiwi*), mhd. *kiuwe*, mnl. *cüwe* 'rachen', ahd. '*kio* brantia' Ahd. gl. 1, 475, 23 (aus **kewō*).

XLIV. Zur entstehung der sogenannten reduplicierten praeterita im westgerm. und altnord.

1.

In den IF. 6, 89 ff. hat Brugmann eine neue theorie über die entstehung der praeterita ahd. *hiaz*, aisl. *hét*, ahd. *liof*, aisl. *hlióp* etc. vorgetragen. Er erblickt in denselben von haus aus reduplicationslose bildungen und erklärt sich ihren wurzellaut als den directen bez. indirecten repräsentanten einer ablautstufe folgendermassen:

heizu : *hiaz*, *heit* : *hét* war vorgerm. **kəi̯dō* (**kai̯dō*) : **kēi̯da*, entsprechend den lat. *faciō* : *fēcī*, *pangō* : *pēgī* etc. (vorgerm. **ēi̯* > geschlossenem *ē* nach Jellineks und Sievers' fassung);

loufu : *liof*, *hlaup* : *hlióp*, vorgerm. mit **əu̯* : **ēu̯* (wie in der *i*-reihe **əi̯* : **ēi̯*; vorgerm. **ēu̯* > *eu̯* mit bekannter kürzung des ersten elementes von langdiphthong);

fial, *fell*, *hialt*, *helt* aus **fẹ̄l-*, **hẹ̄l-*, neubildungen nach **hẹ̄t-*, **skẹ̄þ-* für **fǣl-*, **hǣl-* (mit ablaut **ǣ* zu *a* des praes., wie im lat. *pēgī* : *pangō*);

liaz aus *lēt* für **lēi̯t* zu *lētan*, dessen wurzelvocal auf grund der verwantschaft des verbums mit lit. *léidmi*, *léidžiu* 'lasse' ebenfalls auf **ēi̯* zurückzuführen sein sollte; *blias* etc. analogiebildung nach *liaz*.

In betreff der zwei ersten kategorien könnte Brugmanns annahme allerdings einschmeichelnd erscheinen. Nicht aber was die anderen praeteritalformen angeht. Wäre es denkbar, dass die vier oder fünf praeteritalbildungen der klasse *hēt* die zahlreichere klasse **fǣl-* dermassen beeinflusst hätten, dass dieses **ǣ* gänzlich durch das *ē* der ersteren verdrängt würde? Dass (wie schon Streitberg in seiner Urgerm. gramm. s. 372 bemerkt hat) indog. **ēi̯* in dem mit lit. *léidmi* zusammengestellten praesens in folge der wirkung eines urindog. lautgesetzes germ. *ǣ* ergeben hätte, während im dazu gehörenden praet. das indog. **ēi̯* ins urgermanische hinübergenommen und erst in einzelsprachlicher zeit zu *ē* reduciert sein sollte? Und was erst

anfangen mit der klasse *hriof*, die Brugmann gar nicht in seine erörterung hineingezogen hat? Ausserdem aber ist nicht zu übersehen, dass im awfri. die zu den verben mit altem *ō* und *au* im praesens gehörenden praeterita *iō* haben (*hliōp*,**hriōp*), während der urgermanischem **eu* entsprechende diphthong *iā* (*iē*) lautet (s. Beitr. 19, 405 f.); dass mithin zu der zeit, worin die vorstufe von *iā*, nämlich **ía*, sich aus **ío* (für **eo* aus **eu*) entwickelte, die besagten praeterita kein *io* hatten, und letzterer diphthong demnach anderen ursprungs sein muss als ersterer, also nicht auf **eu* (aus **ēu*) zurückgehen kann.

Angesichts dieser hypothese Brugmanns sowie der versuche Hofforys und Holthausens, die in rede stehenden praeterita als reduplicationsverlustige zu erklären, sei es mir gestattet die frage zu stellen: steht es denn in der tat so verzweifelt um die alte, von den got. reduplicierten formen ausgehende theorie, dass wir durchaus genötigt sein sollten, die ostgerm. bildungen von den west- und nordgerm. zu trennen? Ich wage dieses mit Franck (Zs. fda. 40, 24) zu bezweifeln, und möchte es hier, zum teil an der hand des oben s. 438 ff. über die alte qualität von *ē*² ausgeführten, versuchen, den west- und nordgerm. praeteriten als associativen umbildungen beizukommen.

Gegenüber den ablautenden praeterita nahmen die in verhältnismässig geringerer zahl vorhandenen reduplicierten eine isolierte stellung ein: hier entfernte sich die zweisilbige wurzel hinsichtlich ihrer consonanz von der wurzel der anderen flexionsformen, während da, den grammatischen wechsel abgerechnet, die gleiche wurzelconsonanz herschte, welche in den anderen conjugationsbildungen vorlag. Vollkommen begreiflich wäre es also, wenn die majorität die minorität in dem sinne beeinflusste, dass sich die abnorme wurzel der letzteren durch umbildung der norm näherte, m. a. w. neben **bëblxs*, **skëskxð*, **fëfxll* etc. (über den hier vorläufig mit *x* bezeichneten laut der zweiten silbe gleich unten) neubildungen mit der in den anderen flexionsformen stehenden consonanz **blë-xs*, **skë-xð*, **fë-xll* etc. entstanden, die in der folge die alten bildungen verdrängen konnten.

Mit rücksicht auf den nebenton der zweiten silbe ist ferner für den laut derselben die gleiche behandlung zu erwarten, die sich in den endungen beobachten lässt: erhaltung des aus

indog. *ē̈* hervorgegangenen **ā̈* (gegenüber in der tonsilbe entwickeltem *ā*); contraction von **ai* und **au* zu **ē̈* und **ōa* auch in den dialekten, welche die diphthonge in der tonsilbe nicht contrahieren. Also zunächst **fë-all, *blë-äs* (*ä* für *ōa* durch angleichung an das praesens, vgl. Beitr. 1, 511, oder der verallgemeinerte laut, der von haus aus den formen mit nicht hochtoniger wurzelsilbe zukam[1])), **skë-ēð, *hlë-ōap, *hrë-ōap.* Daraus durch fortgesetzte angleichung an die ablautenden praeterita, d. h. durch contraction, welche die zweisilbige wurzel in eine einsilbige umgestaltete, **fēll, *blēs, *skēð, *hleop, *hreop* (*ë* absorbierte den kurzen vocal und die qualitativ gleiche oder naheliegende länge und wurde in folge dessen zu *ē̈* gedehnt, das mit dem vorhandenen **ē̈* aus **ëi* zusammenfiel; dunkle länge wurde nicht absorbiert, sondern erlitt kürzung). Aus vor einfacher consonanz stehendem **ē̈* entstand fernerhin *ē* bez. *ea* etc.; **eo* fiel mit dem schon früher aus **eu* hervorgegangenen **eo* zusammen und entwickelte sich in der folge wie dieses, mit ausnahme des fries., wo altes **ío* (aus **eu*) in **ía* übergieng vor der entstehung von **ío* des praeteritums aus **éo* für **ë-ōa*. Vor zweifacher consonanz (liquida oder nasal + muta bez. gedehnter liquida oder nasalconsonanz) fand kürzung statt (in folge des nämlichen princips, das in früherer sprachperiode die kürzung alter länge vor gedecktem nasal oder *l, r* hervorgerufen hatte), und zwar entweder von *ē̈* oder von *ē* (von letzterem sicher im nord., wie aus den in Beitr. 1, 504 citierten reimen und aus der entwickelung von *ie* in aisl. *hielt, giekk* etc., s. Noreens Altisl. gr. § 100, hervorgeht; wegen der kürzung vgl. Sievers, Beitr. 1, 503 ff. und 16, 242).

2.

Ausser den neubildungen ahd. *fëlun, fealun, hiang, hialt* etc., as. *fieng, gieng, hieldin* etc. Cott., mnd. *vēlen, heilt, speelt, speen* (s. Sch.-L. i. vocc.), aonfrk. *fielon, antfiengi, behielt* etc. (s. Cosijn, Oudnederl. psalmen s. 26)[2]), mnl. *hielt, viel, wiel, bien, spien,*

[1]) In welch letzterem fall umgekehrt das *ō* von *gaigrōtuþ, lailōtun* etc. als ursprünglich zu gelten hätte.

[2]) Wegen dieser Psalmen (nämlich 18 und 53—73) und der Lipsianischen glossen als zuverlässiger quellen für die altostniederfränkische grammatik s. einen demnächst in der Tijdschrift voor nederlandsche taal- en letterkunde 15 erscheinenden aufsatz.

awfri. *geengh* H[1]) 24. 113 (2 m.). 114. Sch 706, *ŏntfeenghe* H 59, *hield, -e, -en* H 26. 27. 68. 157. 161. 169. 171. Sch 601. 699. 720 (mit *ee* und *ie* zur darstellung von *ēⁱë*, vgl. oben s. 443), begegnen von den verben mit *a* + zweifacher consonanz im west- und nordgerm. (mit ausnahme des ags.) mitunter auch praeteritalformen mit *i* statt *e* (*ę*, ev. auch *ė*?) : md. *vinc, ginc, hinc* (woraus dieselben formen für das altmd. zu erschliessen sind); as. *anwillun* Cott. 4073 (neben *well, fell, held, giweld, feng, geng*) und aus den gleich unten zu erwähnenden mnd. bildungen zu folgernde **fill, *fing, *spin* etc.; mnd. *vil, villen, vink, hink, gink, gingen, spynnen* (neben *vel, helt, venk, henk, genk, ben, benne, spen, spennen*, s. Sch.-L. i. vocc.; vgl. noch im jetzigen ravensberg. *gink, fink, fingen* neben *genk, gengen, fenk, fengen, henk, hengen, fel, fellen,* Jellinghaus' Westfäl. gr. s. 92 und 101, doch im märkischen nach Woeste, Wb. d. westfäl. mundart, *feng, geng, heng, fell, helt* und *hell,* und im Soester dialekt nach Holthausen s. 72 *fèŋk, hèŋk, cèŋk, fèl, hèlt*); amfrk. *intfink* (?[2])) Ps. 3, 5, amfrk. (oder aonfrk.?) *beuuildi* (?[2])) Lips. gl. 136; mnl. *vil, -en, hilt, hilden, silten* 'salzten', *vinc, vingen, hinc, hingen, ginc, gingen* (neben *vel, vellen, helt, helden, venc, vengen, henc, hengen, genc, gengen,* wegen der belege s. Zs. fda. 40, 31 f.), aofri. *gingen* F (neben *geng, -in* F R¹ B P, *feng* F P, *heng* R¹, *hweng* F), *hildon, -e, wildon* R¹ (neben *helt, helden, -e* H E¹ F, *felle* R¹, *benne, -on, -en* R¹ H E¹, s. Aofri. gr. § 274); awfri. *fing(h), -en, -e* W, J 44, 1. 46, 23. 58, 29. 86, 10. Ag 11. Sch 341. 747, *ging(h), -en, -e* W, J passim. H 114. Ag 7. Sch 335. 600. 653, *hild, -en, -e* W. H 80. 81. 106. 122. 127. 162. J 50, 41. Sch 463. 471. 540 (neben *feng, -en, -e* H 37. 110. 114. 120. 166. 169. J 50, 44, oder *fĕng, -en, -e*?

---

[1]) Wegen dieser und der folgenden abkürzungen s. Beitr. 19, 345 anm.

[2]) Es sei denn dass hier derselbe laut gemeint sei, wie in den praeteriten *s(c)līp* Ps. 3, 5. 56, 5, *-schīd* Lips. gl. 1087, *faruuītton* Ps. 61, 5 (mit falschem *tt* als umschreibung von *zz* der vorlage), deren neben normalem *ie* (in *fiel, -on, behielt, sciethon* u. s. w. und *hiera, mieda*) begegnendes ī zur folgerung berechtigt, dass der zweite component des aus ē² hervorgegangenen diphthonges in der sprache der altostniederfränk. sowie der altmittelfränk. psalmen schwächer articuliert wurde als das zweite element des durch *ie* (selten durch *io* oder *ia* als reste alter orthographie, nicht durch *ī*) dargestellten, auf **io* zurückgehenden zweilauters. Wegen des in Ps. 1—3 und den aus Ps. 3—9 entnommenen Lipsianischen glossen überlieferten altmittelfränk. dialekts s. den oben s. 447 anm. 2 gemeinten aufsatz.

vgl. die oben citierten *-feenghe, geengh,* sowie *gĕng(h), -en, -e* H 53, *hĕlden* H 81); an. *gingom, fingom,* woneben *gekk, fekk* aus **ging, *fing* (ob auch *blett* 'mischte', *hekk* ebenfalls auf **blind, *hing* zurückgehen, ist unsicher; man beachte die ausschliesslich verwanten pluralformen *blendom, hengom* gegenüber *gingom, fingom,* wofür später *gengom, fengom,* Noreens Altisl. gr. § 431; mit *e* erscheinen *fell, helt, felt, fellom, heldom, feldom*).

Für diese *i* und *e* vor nasal hat Franck neuerdings (Zs. fda. 40, 31 ff.) die folgende fassung vorgeschlagen: *ging* etc. in einigen dialekten aus frühzeitig gekürztem *geng* etc. durch denselben vorgang, der in fremdwörtern *ë* vor nasalverbindung zu *i* wandelte (vgl. ahd. *pfinztac, gimma,* ags. *pinsian* etc.); *geng* in anderen dialekten entweder durch jüngere verkürzung, die erst stattfand, nachdem die besagte wandlung von *ë* zu *i* erfolgt war, oder etwa durch ältere kürzung und in folge des umstandes, dass die kraft des *ng* zur wandlung des *ë* zu *i* in der einen mundart früher nachgelassen hätte als in der anderen (a. a. o. s. 33). Das in derselben quelle mitunter zu beobachtende nebeneinander von bildungen mit *eng* und *ing* (z. b. in einigen mnl. hss., im aofri. F, das *fengh* und *fingh,* im awfri. H, das *gĕngh* und *gingh* hat, s. oben) möchte man gegen die Francksche deutung nicht gelten lassen: es könnte ja die eine oder die andere form aus einem nachbardialekt entlehnt sein. Wichtig aber ist der umstand, dass gedachter bei den fremdwörtern sich einstellender vorgang[1]), der altes *feng* etc. erfasst haben sollte, für das nordische, das eben auch *gingom* etc. hat, nicht nachzuweisen ist (*minta, gim* in *gimsteinn* und die vorstufe von *píkis* in *píkisdagar* sind doch wol nicht mit *e* ins nordische importiert).

Formen wie *hilt, vil* erklärt Franck (a. a. o.) als jüngere kürzungen aus *hielt, fiel.* Gegen diese fassung sprechen jedoch: primo die mnd. bildungen *vil, villen,* welche mundarten angehören, denen die entwickelung von *ē* zu *ie* fremd war; secundo aofri. *hildon, -e, wildon,* die in einem (dem Rüstringer) dialekt begegnen, das *ē* im allgemeinen festhielt und nur vor dental zu *ī* verwandelte (s. oben s. 443).

[1]) Wegen der zweifelsohne richtigen fassung dieses vorgangs als der folge von lautsubstitution s. Pogatscher in QF. 64, § 123. Nur so begreift sich auch das *u* in *pund, punt, munt* u. s. w. aus *pondo, ponto, monte* etc.



Dass sich hier übrigens, auch wenn die soeben erhobenen bedenken zu beseitigen wären, eine einheitliche, für alle formen mit *i* geltende erklärung empfehlen dürfte, wird gewis niemand abstreiten. Eine solche aber erblicke ich in der annahme, von der Franck in Zs. fda. 40, 34 (jedoch ohne begründung seiner meinung) behauptet, dass sie mit dem tatbestand schlecht zu vereinbaren wäre: der aus *ė* (ev. auch aus *ë*?) gekürzte vocal gieng vor *i* oder *ī* der optativendungen über in *i*, und zwar durch ein lautgesetz, dem das nämliche entwickelungsprincip zu grunde lag als dem im 1. jh. n. Chr. wirkenden gesetz, welches die indog. *ë* der wurzelsilbe vor *ĭ* oder *j* der endung zu *i* wandelte. Nach dem muster der gleichen wurzellaut im ind. und opt. aufweisenden pluralformen ablautender praeterita drang dieses *i* in der folge vom opt. plur. aus in den ind.; der plur. ind. mit seinen doppelbildungen beeinflusste dann die sing. dieses modus; die doppelformen des indicativs veranlassten endlich auch die verwendung von *ė*- (bez. *ë*-?) bildungen im opt. Demnach wäre das eindringen von *i* in den ind. pl. in die periode zu verlegen, worin der wurzellaut des opt. ablautender praeterita sich noch nicht durch den *i*-umlaut formell von dem wurzellaut des ind. pl. entfernt hatte.

Im ags. begegnen, wie schon bemerkt, keine praeterita mit *i*; ob in folge von beseitigung oder von nichtentwickelung des *i*, ist selbstverständlich nicht zu ermitteln.

Eine parallele zu *i* ist m. e. zu erkennen in dem *ei* der an. praeteritalbildungen *heit, -om, greit, reið* (neben häufigeren *hét, -om, grét, réð*), *leit* (neben *lét*) und *sveip* (s. Noreens Aisl. gr. § 429 und 432): *ei* aus $\bar{e}^2$ auf phonetischem wege im opt., durch analogie im ind.; umgekehrt $\bar{e}^2$ durch analogie im opt. (vgl. auch *lék, blés,* woneben kein *leik, bleis*). Von den anderen wörtern mit $\bar{e}^2$ gab es, so viel ich sehe, nur eins mit *j* und *i* in den endungen, nämlich das schwache verb. *véla* 'betrügen', dessen praet. und flectiertes p. p. durch die erste synkope, also lange vor dem auftreten des zweiten (durch nicht synkopiertes *i* und *j* erwirkten) umlauts, sein *-i-* einbüsste; dieses **vélð-* aber konnte (zumal im verein mit *vél* 'kunstgriff'), wenn die entwickelung von *ei* in der zwischen der ersten synkope und dem zweiten umlaut liegenden periode stattfand, entweder die ent-

stehung von *ei* im präs. und nicht flectierten p. p. verhindern oder daselbst phonetisch entwickeltes *ei* verdrängen.[1])

3.

Die Scherer-Sievers'sche deutung von ags. *feoll, speonn, heold, ȝeonȝ* (und *héold, ȝéonȝ* durch dehnung vor *l* oder nasal + consonant) aus **fell, *spenn* etc. mit vor *u* der pluralendung dunkel gefärbtem *ll, nn, ld, nȝ* (ZGDS² 284 und Beitr. 2, 509) war offenbar ein notbehelf. Joh. Schmidts erklärung der bildungen aus **feofoll* etc. oder **fefoll* etc. (Zur geschichte des indog. vocalismus s. 431) scheitert, andere bedenken ungerechnet, an dem umstand, dass *eo* in den betreffenden formen der beibehaltung der gemination in *feollon, weollon* etc. gemäss von haus aus kurz war (vgl. Sievers, Beitr. 2, 507): aus **feofoll* etc. aber sowol wie aus **fefoll* etc. hätte nur *féol* etc. hervorgehen können.[2]) Vielleicht dürfte sich hier die annahme einer analogischen entwickelung empfehlen:

feol(l), feold, heold etc., für **fel(l), *feld, *held* etc., mit brechung des lautes nach dem muster des lautgesetzlichen *ea* des praes. *feallan, fealdan, healdan* etc. (*weolc* enthielt schon lautgesetzlich entstandenes *eo*);

ȝeonȝ, beon(n), speon(n), für **ȝenȝ* (vgl. noch *ȝenȝde*, Sievers' Gramm. § 396 anm. 1), **ben(n), *spenn*, nach dem muster der ehemals zur zeit der entstehung von *feol(l)* unter sich wechselnden *feol(l)* etc. und **fel(l)* etc.;

bevorzugung der bildungen mit *o*-haltigem laut, *ȝeonȝ, beon(n), speon(n)*, durch einwirkung des *o* der praesensformen (nur in *blend* wirkte dieser einfluss nicht; *hón, fón* bez. **hóhan, *fóhan* standen formell ihrem praet. zu fern, um sich gelten zu machen[3])).

Wegen *bléow* etc. zu *bláwan* s. unten 5.

---

[1]) Ahd. *furleiz, firleizssi* stehen in betreff ihres *ei* in einer linie mit *meide, speigela* etc. (vgl. Braunes Ahd. gr. § 36 anm. 3).

[2]) Francks *feoll* als product von *fe.ll* mit *e* + pause oder nachschlag aus *fefəll* (Zs. fda. 40, 28 und 36 f.) ist wol nicht ernst gemeint.

[3]) Francks fassung von *ȝeonȝ, beon(n), speon(n)* als durch association der verba mit kurzem vocal im praes. entwickelter analogiebildungen (Zs. fda. 40, 37) befriedigt nicht, weil auf grund von *weox* statt *wóx* zu *weaxan* (neben *feoll* etc. zu *feallan* etc.) doch gewis nicht association zwischen *ȝonȝan* etc. und *feallan* etc. anzunehmen ist.

4.

Der prototypus von _houwan_ gehörte durch sein _*aww_ ursprünglich zur gruppe _fallan, bannan._ Sein praet. ist also mit ursprünglichem _*eww_ anzusetzen. Altem _*heww_(-) entsprechen regelrecht: an. _hioggom_ (mit _w_-brechung)[1]; ags. _héow_ (vgl. _hréowan, bréowan_ mit _éow_ aus _*eww_); mnd. _houw_ 'hieb' (belegt im pl. _houwen_; _ou_ aus _ū_ vor _w_ aus _*iu_ aus _*eu_, wie in (_be_)_rouwen, browen_; die in Lübbens Mnd. gr. s. 69 verzeichnete form _hūw_ ist im Wb. nicht belegt); oberd. _hiu, hiuwen._ Hingegen steht ahd. (fränk.) _hio_ als neubildung nach _liof_ zu _loufan_ (neben dreimal belegtem _hio_ Tat. ist das einmalige _hieuun_ Tat. 116, 4 wol als schreibfehler zu fassen). Mnd. _heeu_ (_hēv, hēu_) geht zurück auf _*hēww_ mit _ē_ nach dem muster der praeterita mit _ē_ (vgl. die oben s. 447 erwähnten bildungen _velen, heilt, speelt, speen_; anschluss an die praeterita mit _eo, io_ war hier nicht möglich, weil das praes. mit _ou_ den praesensbildungen mit _ō_ aus _au, *hlōpan, *stōtan_ fern stand). Ob as. _giheu_ Hēl. 4981, _heuwun_ Hildebr. 66 mit _eu_ (vgl. _*heu_ > mnd. _houw_) oder mit _ēu_ (vgl. mnd. _heeu_) anzusetzen sei, ist nicht zu entscheiden. Aonfrk. _hieuuon_ Ps. 73, 6 könnte in gleicher linie stehen mit mnd. _heeu_ oder _ie_ für einem praet. mit _*io_ nachgebildetes _*io_ enthalten (nach _*loupan, liepon_ könnte letzteres als möglich gelten; an dem hierneben anzusetzenden _*stōtan, *stiet_ aus _*stiot_ hätte solche umbildung aber keinen anhalt gehabt; altes _*hewwun_ hätte _hiuwun_ ergeben); aus der einen aber sowie aus der anderen vorstufe musste eine form hervorgehen mit triphthong _ieu_, d. h. _ie_ (aus _*ē_^{2} oder _*io,_ vgl. oben s. 448 anm. 2) + vor folgendem _w_ entwickeltem _u_ (wegen solches anorganischen lautes vgl. Beitr. 16, 306 ff.). Auf triphthong _*ieu_ mit _ie_ aus _*ē_^{2} und anorganischem _u_ ist mit rücksicht auf awnfrk. _*lōpan, *stōtan_ (mnl. _loopen, stooten_) der wurzellaut zurückzuführen von mnl. _hieu, hie_(_u_)_wen_[2]) (altes _*heww,_

[1]) Daneben _hió_ für _*hiógg_ nach dem muster von _bió_ (zu _búa_) mit _bioggom_, dessen unursprüngliches _gg_ wahrscheinlich entstand durch einwirkung eines neben der ursprünglich _ggw_-losen form stehenden, mit (_h_)_lupom_ neben (_h_)_liópom_ zu vergleichenden _*buggom_ (vgl. das in Noreens Altisl. gr. § 430 anm. 1 verzeichnete _buggio_).

[2]) Ein gleiches _ieu_ aus _ie_ (für _ē_^{2}) und _u_ erscheint in nl. _kieuw_(_e_) (mnl.

-un hätte *hū, hūwen* bez. *hou, houwen* ergeben; vgl. mnl. *berūwen, brūwen, blūwen, berouwen, brouwen, blouwen*).

5.

Als praet. mit *ē²* aus **ë-ā* hat auch as. *sēu* zu gelten (s. Beitr. 20, 524; Sievers erblickt Beitr. 16, 255 in as. *eu* die normale form des germ. diphthongs *eu* vor *w*, wo nicht *i*-umlaut eintritt; doch ist meines bedünkens zu beachten, dass *eu* vobis, vos auf **ew* beruht, Beitr. 20, 522, und das *eu* von *hre(u)uuan, hre(u)uuog, -ag, tre(u)uua, gibreuuan* auf *eww* aus *ew*[1] zurückgeht; wegen dieser im gegensatz zu *iu* aus indog. **eu* in der periode, der unsere quellen angehören, noch nicht zu *iu* gewordenen diphthonge vgl. ausser den ahd. nachzüglern *treuua, (h)reuūn, euuih*, s. Braunes Ahd. gr. § 30 anm. 2, auch noch aofri. *tre(u)we*, Aofri. gr. § 24 anm. 1).[1]) Demnach ist der von Franck

**kieuwe*) branchia, monfrk. *kyewe* brancea, mala, mandibula (Teuthonista), die sich zu ahd. 'branciam *chieuwn, chie(u)un*' Ahd. gl. 1, 478, 43 f. stellen.

Mit diesem *ieu* vergleicht sich ferner das *ieu* in mnl. neben *nüwe* 'neu' begegnenden *nie(u)we*, welches sich nicht durch heranziehung eines unbelegten *a*-stammes *nio* erklären lässt (s. Beitr. 16, 393 anm.). Es ist für dasselbe vielmehr die tatsache ins auge zu fassen, dass es gemäss den in mnl. quellen neben *düre* 'teuer', *ghehüre* 'geheuer', *stüren* 'steuern', *lüde* 'leute', *duutsc* 'volkstümlich', *bedüden* 'bedeuten', *vuur* 'feuer', *küken* 'küchen' auftretenden (und zwar grösstenteils normalen) formen *diere, ghehiere, stieren, liede, dietsc, bedieden, vier, kiekin* (s. Francks Mnl. gr. § 78 und meine Mnl. gr. § 70) auf westnfrk. sprachgebiet neben der entwickelung von **iu* zu *ü* dialektisch auch einen lautprocess **iu* > **io* > mnl. *ie* gegeben hat; hiernach ist ebenfalls neben *nüwe* (aus **niuwi* mit in den flexionsformen auf *-j-* entwickeltem *iuw*, s. Beitr. 20, 507) eine bildung *nieuwe* begreiflich mit *ieu* aus **iou*, d. h. *io* + *u* vor *w*.

Die entwickelung des anorganischen *u* erfolgte nach der brechung des *ē²*-lautes; sonst wäre ein diphthong entstanden mit aus *ē²* gekürztem componenten.

Der zweite component der beiden triphthongen erlitt zunächst, wie aus dem tatbestand hervorgeht, dieselbe behandlung wie das zweite element der diphthongen *ie* und *io*; als die letzteren aber mnl. zu *iə* wurden, musste dies *ə* in den triphthongen von dem folgenden *u* absorbiert werden, sodass im widerspruch mit der aus älterer sprachperiode erhaltenen, an den früheren triphthong erinnernden schreibung *ieu* eine aussprache *iu* (wie auch im nnl.) herschte.

[1]) Franck setzt (Zs. fda. 40, 39) *seu* sowie *giheu, heuwun* an und führt, wie es scheint, die formen auf **seow* etc. zurück. Nach welchem lautgesetz?

(Zs. fda. 40, 41) aufgestellte satz, dass die westgerm. zu den verba pura mit *ā* gehörenden praeterita ausnahmslos *eo* hatten, zu verwerfen und liegt kein grund vor, aofri. *blē* 'blies' zu **bliā(n)* als analogiebildung nach *skē,* präter. zu *schiā(n)* 'geschehen' zu fassen (s. a. a. o.), zumal wo mit rücksicht auf das praet. *iech* zu *iā(n)* fateri (s. Aofri. gr. § 272 β) eine praeteritale form mit *ē* zu *iā* des praesens nicht als die norm gelten kann (leider fehlt in unseren denkmälern ein praet. sg. zu *siā(n)* videre; aber das praet. pl. *sēgin,* Gramm. § 272 β, weist nicht gerade auf die existenz eines sg. *sē* hin). Für die erhaltung von *ō* in **sësō, *mëmō* etc. (vgl. an. *sera*), prototypen von ags. *séow, méow* etc. (gegenüber **lëlät, *dëdräd, *sësläp* > *lét, dréd, slép*) ist wol mit Franck (a. a. o. 40) anschluss dieser verba pura an die anderen verba pura mit *ō* im praesens geltend zu machen. Die mnl. zu *saeien, craeien, draeien, waeien* gehörenden seltenen praeterita *sieu, crieu, drieu, wieu* (s. Beitr. 15, 463) können auf altes **sieu* etc. mit triphthong *ieu,* aus *ie* (für *ē²*) und aus dem plur. **sieuwun* etc. entnommenem *u* zurückgehen (wegen des triphthongs vgl. oben s. 452 anm.); möglich wäre jedoch ebenfalls herkunft der formen aus **siou* etc. = ags. *séow* etc. (vgl. a. a. o. und beachte auch mnl. zu *groeien* gehörendes *grieu* aus **griou*).

6.

Für die anglischen praeterita *reord, leolc* etc. ist mit rücksicht auf das synkopierungsgesetz die möglichkeit lautgesetzlicher entstehung aus *re(o)rōd, re(o)rōdum* etc. auszuschliessen. Vorstufen wie *rëräd* etc. können den überlieferten bildungen ebensowenig zu grunde gelegen haben. Dürfte man hier vielleicht an einen vorgang denken, wie folgt? Zu der zeit worin sich neben **rëräd, *lëlëc* die formen **rë-äd, *lë-ëc* entwickelten, und wahrscheinlich auch noch einige zeit nach dieser entwickelung, standen die beiderlei bildungen als gleichwertige nebeneinander; hieraus durch compromiss **rë-ärd, *lë-ëlc*; dann contraction und nachfolgende kürzung vor gedeckter liquida; endlich durch brechung *reord, leolc. Ondreord* oder eine vorstufe desselben nach *reord* oder **rerd* etc. *Leort* zu *lǽtan* nach *reord, ondreord* zu *rǽdan, ondrǽdan.* Das auch im westsächs. herschende *héht* aus **hë-ëht,* compromissbildung aus **hëhēt* (mit

h = *χ*) und *hë-ē̆t*; erhaltung der länge vor *ht* durch einwirkung von *hét* aus **hë-ët* (vgl. Cosijn, Aws. gr. 14).

XLV. Zur pronominalen flexion im westgermanischen
(vgl. auch Beitr. 16, 283 ff.).

1.

Nach Franck (Zs. fda. 40, 15) soll im nom. sg. fem. und im instrum. des westgerm. demonstrativpronomens das *-i-* in gleicher weise wie im nom. acc. pl. ntr., acc. sg. und nom. acc. pl. fem. auf analogisch entwickeltes **-ë-* zurückgehen. Er übersieht bei dieser annahme, dass demjenigen der sich dazu bekennt, die pflicht obliegt, es begreiflich zu machen, einerseits dass solche *-ë*-formen sich grade nur in den besagten casus in allen westgerm. dialekten entwickelt hätten, andererseits dass diese formen eben auch in den dialekten (ags. und afri.) entstanden wären, die sonst keine spur von neubildungen mit *-ë-* aufweisen. Bei ermangelung dieses nachweises (der übrigens schwerlich zu erbringen wäre) ist die berechtigung, für gedachtes *-i-* eine andere deutung als die Franck'sche geltend zu machen, unbedingt anzuerkennen. Wer hier aber etwa obiger bemerkung ungeachtet noch an der *-ë*-hypothese festhalten wollte, der könnte sich zwar für den nom. sg. fem. zur not auf das *-ë-* des gen. dat. sg. fem. berufen (dem ags. *đǽre* giengen, wie *-ere* der adjectivischen flexion lehrt, formen mit *-ë-* voran), würde aber gegenüber dem instr. verlegen stehen (der gen. **þës(a)* wäre doch nicht allein im stande gewesen, analogisches *-ë-* hervorzurufen) und dürfte auch kaum der frage ausweichen können: weshalb wirkten der gen. dat. sg. fem. wol nach dem nom. und nicht nach dem acc. hin? Auf grund vorstehender erwägungen möchte ich vorderhand die Beitr. 16, 285 ff. vorgeschlagene fassung nicht zu gunsten der Franck'schen aufgeben; compromissbildungen wie den daselbst angenommenen begegnet man ja auf schritt und tritt in der sprachgeschichte, und das recht, dieselben anzuerkennen, ist nicht mit ein paar kraftausdrücken (s. a. a. o. s. 8 anm.) abzuleugnen.

2.

Für den nom. (acc.) pl. masc. ahd. *dea, dia, die,* as. *thie* nimmt Franck (a. a. o. s. 10 ff.) den folgenden entwicklungsgang

an: für *thē* (d. h. *thë̄*) trat eine analogiebildung, zweisilbiges *the-œ,* ein (aus den anderen casus erschlossenes *thë* + endung *œ* der starken adjectivischen flexion); daraus einsilbiges *theœ*[1]) mit diphthong; daraus *thea* in folge einer neigung, die einzelnen bestandteile eines zweilauters untereinander zu differenzieren (wenn *-a* die endung des acc. pl. wȧr[2]), entstand von selbst *thea*). Als stützen für die erwähnte differenzierung werden berufen schwäb. *já* für aus *ë* gebrochenes *ëə* (wo *ə* fast wie *a* klingt), franz. *oi,* süddeutsches *liab,* oder *deanə, Wean* = mhd. *ie,* und 'last not least' as. *-ia* dat. sg. fem. der *ja*-stämme aus *-ie.* Eine andere möglichkeit wäre ferner (nach s. 14) die entwickelung von *theœ* zu *thiœ, thie.*

Inwiefern in den als zeugen für differenzierung berufenen lautprocessen wirklich eine solche erscheinung vorliegt, lasse ich als für unsere frage unwesentlich dahingestellt (was zur begründung von *theœ* > *thiœ, thie* gesagt wird, verstehe ich nicht); sicher ist es, dass aus dissyllabischem *the-œ,* d. h. *thë-ë,* keine form mit diphthong, sondern nur *thë̄* hätte hervorgehen können. Auch hier möchte ich darum einstweilen, bis etwa eine noch plausiblere deutung gefunden wird, bei der Beitr. 2, 117 und 16, 284 vorgeschlagenen fassung verharren, d. h. ahd. *dea, dia, die* auf *thë̄* aus **thë* zurückführen. Man beachte die übereinstimmung von *ē*² und *thē, dē* in Pa, K, R; von *ea* und *dea* (*dhea*) in Is. und M (hier nur selten noch *ē* statt *ea*); von

[1]) Franck erwähnt *theœ* widerholt als belegte form. Nach Zs. fda. 40, 211 denkt er hier an *the œwardas* der as. Genesis 180. Ob die stelle als beleg zu verwerten sei, dürfte indessen ziemlich zweifelhaft sein. Wie sollte sich aber, die möglichkeit eines solchen *theœ* einmal angenommen, eine derartige antiquität unter die sonstigen *thea, thia, thie* der Gen. verirrt haben?

[2]) Wegen *-a* aus *-ans* (?) s. Beitr. 20, 516 f. Gegen die annahme von entlehnung des (in einigen ahd. quellen erscheinenden) *-a* nom. acc. pl. der adjectivflexion aus der substantivdeclination wendet Jellinek (Anz. fda. 20, 23) ein, 'dass dann nicht abzusehen ist, warum nicht auch der dativ der adj., dessen *-ēn* dem *-un* der substantiva ebenso ähnlich war wie *-e* dem *-a,* die endung der substantiva angenommen hat.' Hierzu bemerke ich, dass die entlehnung in dem einen casus doch gewis nicht auch entlehnung in einem andren casus involviert. Neben der aus der substantivflexion entlehnten as. ags. afri. endung des dat. pl. starker adjectivischer declination findet sich ja m. w. z. b. kein beleg für die verwendung von substantivsuffix im nom. acc. pl. masc. des stark flectierten adjectivs.

ia und *dia* in Rb (vgl. Braunes Ahd. gr. § 35 anm. 1 und § 287 anm. 1 f. Beitr. 1, 507. Hench, The Monsee fragm. 101); von *dea* (mit *deam*) und *Peatres* in H (s. Sievers' ausgabe s. 12 und im index zu *dër*; *Pietres* muss von einem copisten herrühren, der die ihm geläufige jüngere form in den text brachte, denn *ie* neben *ea* wäre für das original undenkbar; mit *anfingi* ist der verschiedenen möglichkeiten wegen nichts anzufangen); von *ia* neben *ea* und *dea* (22 m.) neben *dia* (1 m.) in B (11 m. *die* durch einwirkung von *sie*; dass, während sonst *ia* das *ea* überwiegt, s. Beitr. 1, 424. 425. 449, *dea* die norm ist, begreift sich als die folge der beeinflussung von seiten des nom. acc. pl. fem. *deo*[1]) und der anderen flexionsformen mit *dë*-).

Dass unsrer annahme gemäss für ahd. *die* und as. *thie* nom. (acc.) pl. (statt *thĕ̈* durch analogiebildung nach *thia* und *thiu* nom. acc. pl. fem. bez. ntr. und durch einwirkung von *sie*) nicht der nämliche entwickelungsgang zu gelten hätte, ist kein hindernis. Es finden sich ja auch sonst gleiche, auf verschiedenen wegen aus denselben prototypen entstandene bildungen. Man denke z. b. an mnl. *trouwe* fidus (durch entwickelung von *üw* zu *ouw* aus **trūwe* oder *-i* für **triuwi*) und awfri. *trouwe* fidus (durch synkope von *i* nach *r* aus **triouwe* für **triūwi* oder *-e* aus **triuwi*, s. Beitr. 19, 351 anm.); an ahd. *houue* heu (aus durch entlehnung aus den flectierten formen mit **ouwj* < **awj* für **hawi* eingetretenem **houwi*) und altostnfrk. *houue* Ps. 71, 16 (aus durch analogiebildung nach flectierten **hau-j* für **hawi* eingetretenem **hauwi*, vgl. Beitr. 16, 299); an nwfri. *brīëf* (durch entwickelung von *īë* aus *ēië* für *ē*, vgl. oben s. 443) und ahd. *brief* (durch *briaf* etc. aus **brēf*). Was aber die annahme der entstehung von *thē* aus **thē̈* (für **þai*) durch qualitative erhöhung ungedeckter länge eines einsilblers angeht, so ist dieselbe weder 'eine blosse annahme ad hoc' (Zs. fda. 40, 8) noch 'eine lautphysiologische phantasie' (a. a. o. s. 4 anm. 1), denn sie fusst einerseits auf genau zu verfolgenden tatsachen, während sie

---

[1]) Irrtümlich behauptet Franck (a. a. o. s. 7), ich liesse phonetische brechung auch für den voc. von vornfrk. **thē* gelten. Ich habe mich Beitr. 16, 291 nicht über einen aonfrk. nom. (acc.) pl. *thie* ausgelassen, weil eben eine solche form nicht sicher belegt ist (relativ verwantes *thie* nom. pl. masc. Altmittelfrk. ps. 2, 13 ist nicht beweisend, weil hier die relativpartikel vorliegen kann, vgl. relat. *thie* nom. sg. fem. Altostnfrk. ps. 57, 6).



andererseits eine stütze findet in der parallelen entwickelung von **hwō, *kō* zu *hū, kū* (vgl. Beitr. 15, 478 anm. 2). Zudem aber ist genau derselbe lautprocess auch noch für andere formen geltend zu machen, nämlich für die nom. sg. masc. oberd. *dē, dee* Pa, K, Ra, ostfränk. *thie, wie* (Tat.), as. *thē, hwē* (vgl. im heutigen Soester dialekt *daě, vaě* mit auf *ē* hinweisendem *aě*, Holthausens Gramm. § 72, und nwestfäl. *dai, wai* mit *ai* aus *ē*; daneben as. tonloses *thë, hwë* = nwestfäl. *dë, wë*), as. *thie* Cott. Vat., *hwie* Cott., aonfrk. *thie, wie,* ags. *sē* (vgl. nengl. *thee*)[1]), deren vocalischer teil nach Brugmanns ausführung in seinem Grundr. 2, 774 f. direct bez. indirect auf altes **ai* zurückgeht (für das vorags. ist in der entwickelungsreihe notwendig eine stufe *sē̈* mit contraction in unbetonter stellung anzusetzen; für das vorhd. vorsächs. und vornfrk. ist dieselbe für möglich zu erachten).[2])

---

[1]) Den für das as. neben *thē, hwē* anzusetzenden tonlosen *thë, hwē* entsprechen ostnfrk. (Tat.) *thë* neben *thie,* as. *thë, hwë* neben *thie, (h)wie,* aonfrk. *huë, uuë* neben *wie* (*thë* ist als demonstr. oder artikel nicht belegt), ags. *së* neben *sē* etc.

[2]) Die tatsache, dass die as. *thie, hwie* nur in den texten begegnen, die *ie* aus *ē²* aufweisen, nötigt dazu, die Beitr. 16, 289—91 und 297 vorgeschlagene fassung obiger formen aufzugeben.

Als für den nom. sg. masc. des demonstrativs verwante bildungen werden Zs. fda. 40, 9 auch as. *thea, thia, thi, thei,* aonfrk. *thia* aufgeführt. Dieselben stehen jedoch sämmtlich (mit einer ausnahme, die wol als schreibfehler zu fassen ist) in relativer function: *thea* Mon. 465. 1818 (wo der schreiber keineswegs den plur. beabsichtigt haben kann; 469 begegnet die form als art.), *thia* Cott. 3881. 5398, *thi* Cott. 923. 4539. 5615, *thei* Cott. 2086. 2465 (*thei* Cott. 5228 als nom. pl.), *thia* Aonfrk. ps. 56, 3. 59, 12. 64, 8. 67, 5. 34. 68, 21. 26. 70, 11 (70, 18 als nom. sg. ntr.). Sie lassen sich demnach schwerlich als zeugnisse für die flexion des demonstr. verwerten. Ueber die entstehung der formen weiss ich nichts zu sagen; dieselbe ist mir ebenso dunkel, wie mir jetzt auch die genesis der relativen partikeln as. *the, thie* (Cott. und Segen A 3). *thi* (auch für andre casus als den nom. sg. masc. und als conjunction, s. Beitr. 16, 295. 17, 570), aonfrk. *the* und aonfrk. amfrk. *thie* (letzteres nicht nur im nom. sg. masc., sondern auch im nom. pl. masc. und nom. sg. fem., s. Ps. 2, 13. 57, 6), ags. *ðe,* aofri. *the* vorkommt (bei der Beitr. 17, 570 vorgetragenen fassung, *thi* in unbetonter stellung aus **þe* = τε, bleibt das normale *e* von *the* etc. unerklärt; einer annahme von **thē,* woraus *thie,* widersetzt sich *thi*).

Der Zs. fda. 40, 20 als *ē²* gefasste laut von gotischem *ƕē* entsprechenden ahd. *huē, uuē, wea*(-), (*h*)*wia*(-), *wie*(-) ist selbstverständlich anders zu

3.

Mit dem nom. sg. masc. *thë*, *thē̈*, *thie* etc. stimmt in betreff des vocals bez. des diphthongs der nom. sg. masc. des geschlechtigen personalpronomens überein: as. *hë* und *hė* Mon. (fol. 41—65 begegnet *hī̆*) Freck. heb. Bed. Ps.-c. (vgl. nwestfäl. *hë* und *hai*; im Soester dialekt *hə* mit schwächung aus *hë* und orthotoniertes *haĕ*), *hë* und *hie* Vat., *hie* Cott. (*hë* nicht belegt), aonfrk. *hë* und *hie*, ags. *hë* und *hē̈* (vgl. für letzteres mengl. *hee*, neuengl. *he*, gespr. *hī*). Die laute sind, weil phonetische entwickelung derselben aus *i* undenkbar wäre, als die folgen von analogiebildung nach dem demonstr. zu fassen (vgl. das umgekehrte in afri. *thi* nach *hi*).

4.

In betreff des Beitr. 16, 294 besprochenen acc. sg. fem. *the*, *de* folgendes. Sicher bezeugt ist die form für die bair. quellen Exhort. Freis. pn. und Ps. 138, wo dieselbe widerholt begegnet (s. Braunes Leseb. VI, 16. VIII, 8. XXXVIII, 9. 21. 35 als artikel, VI, 1. VIII, 8 als relat., VI, 15. 20 als demonstr.). Desgleichen für Hēl. M (3102. 4089. 4551. 5032. 5093 als artikel, 2564 als demonstr.). Fraglich ist die zuverlässigkeit des einmal in der Freck. heb. 544 (bei Heyne und Gallée) begegnenden *the* acc. sg. fem. (sonst ist hier der casus nur belegt durch *thie* 452, bei Heyne und Gallée) und von *the* Amfrk. ps. 2, 12 (also in der nicht gerade guten hs. von Ps. 1—3). Bei fassung der form als einer durch contraction und nachfolgende kürzung in tonloser stellung

---

beurteilen. Der ahd. reflex von got. *ƕē* müsste in consequent betonter silbe *hwā* lauten; demnach ist für die anders entwickelte form ursprünglich tonlose aussprache zu folgern, die natürlich wider in der folge bei verwendung des wortes in nicht orthotonierter stellung durch betonte aussprache ersetzt werden konnte: altes unbetontes **hwē*[1] machte als solches die wandlung von ē[1] = ë̄ zu ā̈ bez. ā nicht mit; es behielt seine alte qualität (vgl. auch ahd. *thë* instr. in Beitr. 16, 294); bei orthotonierter verwendung der form musste ihr vocal, als altes ë̄ (aus **ëi*) zu ė̄ wurde (vgl. oben s. 442), ebenfalls tonerhöhung erleiden. (Ob *wie* in aonfrk. *bewie* Ps. 67, 17. 73, 1 und amfrk. = 'quid' Ps. 3, 1 mit *hwē* zu identificieren sei, könnte fraglich sein, weil mit rücksicht auf die in der pronominalen flexion zu beobachtende substituierung von *o* für *u* als componenten des diphthonges *iu* (s. Beitr. 16, 292) und wegen des normalen aonfrk. und amfrk. *ie* aus **io* (vgl. oben s. 448 anm.) hier ebensogut an herkunft aus **hwiu* zu denken wäre; Lips. gl. 1059 hat *vuio*).

aus **thea* hervorgegangenen (s. Beitr. a.a.o.) erhebt sich die frage, warum sich nur in diesem casus, nicht aber auch in den anderen mit diphthongischem laut gesprochenen ein solcher process vorfände; die zweite (a.a.o.) für as. amfrk. *the* ins auge gefasste möglichkeit, geschwächtes *the* aus *tha*, scheitert an dem umstand, dass im Cott. begegnendes *tha* für die mundart des Mon. nicht bezeugt ist. Die tatsache aber, dass *the, de* recht eigentlich auf den acc. sg. beschränkt ist (wegen *de* nom. sg. fem. gleich unten), führt auf den folgenden gedanken: in der ahd. adjectivflexion unterschied sich der acc. sg. masc. vom acc. sg. fem. durch den nasal der endung (*-an* : *-a*); nach diesem muster konnte sich neben *dën* (**thën*) acc. sg. masc. ein neuer acc. sg. fem. *dë* (**thë*) bilden. Für den dialekt des Mon. käme eine ähnliche entstehung in betracht: vor der in historischer periode zur regel gewordenen synkope von *-a-* im suffix *-ana* stand im acc. sg. masc. (insofern hier nicht *-an* gesprochen wurde) *-ana* neben *-a* des acc. sg. fem.; nach diesem muster entstand *thë* acc. sg. fem. neben *thëna* (man beachte, dass *thë* nur in dem teil des Mon. erscheint, der *thëna, thëne* hat, nicht in dem ersten teil, wo *thana* steht, vgl. Schlüters Untersuchungen zur geschichte der altsächs. sprache s. 208 f.). Eventuelles *the* der Freck. heb. und der Amfrk. ps. könnte auf gleichem wege entstanden sein.

Der bair. in Ps. 138 (nach Braunes Leseb. XXXVIII, 11. 22) begegnende nom. sg. fem. *de* begreift sich als eine durch beeinflussung von seiten des *-a* im nom. acc. sg. fem. des starken adjectivs aus dem acc. eingedrungene form, in deren entstehung man also eine parallele zu erblicken hat zu den im nom. sg. fem. auftretenden bildungen mhd. *die* (neben regelrechten *diu, deu, dū*), mnd. *dė* (westfäl. *dai*, im Soester dial. *daĕ*), mnl. *die* (mnd. mnl. kein *dü* mehr).[1])

5.

Aus Schlüters zusammenstellungen (Untersuch. s. 198 ff.) ergibt sich für die verteilung der formen des as. demonstrativ-

[1]) Die umgekehrte folge der nämlichen berührung liegt vielleicht vor in *thiu* acc. sg. fem. C 1898. 5032 (oder schreibfehler, wie *thiu* C 3648. 2913 für *thia* acc. pl. fem. bez. *thie* nom. sg. masc.?); sicher in awfri. *dyð, dyoe* acc. sg. fem. W 389, 17. 395, 37. 437, 26. H 179. J passim. Sch 342. 499. 665. Ag 100. 144 (wegen der quellen s. Beitr. 19, 345).

und geschlechtigen personalpronomens im nom. acc. pl. masc. fem. und acc. sg. fem. u. a. folgendes:

nom. acc. pl. masc. M *thea* (norm), *thie* (selten), *sie* (norm), *sea* und *sia* (äusserst selten); C *thia* (norm), *thea* (6 oder 7 m. und nur im anfang des ms.), *thie* (1 m. in v. 796[1])), *sia* (norm), *sea* (in 1—1394 nicht grade selten neben allenfalls häufigerem *sia*; später nur *sia*), *sie* (1 m. in v. 13);

nom. acc. pl. fem. M *thea* (norm), *thia* (äusserst selten), *thie* (1 m.), *sie* (4 m.), *sea* (2 m.); C *thia* (norm), *thea* (1 m. in v. 654), *sia* (norm);

acc. sg. fem. M *thea* (norm), *thie* (sehr selten), *sie* (norm), *sea* (2 m.); C *thia* (norm), *thea* (5 oder 6 m. und mit einer ausnahme 4446 im anfang des ms.[2])), *sia* (norm), *sea* (5 m. im anfang der hs.).

Hierzu ist folgendes zu bemerken. Die *thea* sind nicht mit ursprünglichem *ea* (d. h. *ëa*) anzusetzen (was die fassung von *thia* als analogiebildung nach *sia* und umgekehrt von *sea* als analogiebildung nach *thea* zur consequenz hätte), wenn nicht schon wegen des in Beitr. 16, 289 hervorgehobenen *threa* tres (man könnte hier zur not an neubildung denken: *threa*, *thriu* nach *thea*, *thiu*), dann jedenfalls mit rücksicht auf die im anfang des C gegenüber seltneren *thea* nom. acc. pl. masc. verhältnismässig häufig auftretenden *sea* nom. acc. pl. masc. (vgl. Schlüter s. 205): dieser umstand verbietet uns ja, die letztere form (die, wie die erstere und die anderen *thea, sea,* von einem schreiber herrühren, der die bildungen aus seiner mundart einführte) als analogiebildung nach *thea* gelten zu lassen. Aus eben demselben grunde ist auch der gedanke an eine die neubildung von *sëa* vorbereitende entstehung von *thëa* aus *thia* durch einwirkung von seiten der *thë*-bildungen abzulehnen. Es bleibt also nur die möglichkeit einer die mhd. *dė, sė* (im Soester dial. *daĕ, saĕ,* nwestfäl. *dai, sai*) vorbereitenden entwickelung von *thėa*, *sėa* in starktoniger silbe aus *thia, sia*.

Aus normalem *thėa* nom. acc. pl. masc. fem. und acc. sg. fem. des M gegenüber noch häufigem *io* neben *eo* derselben hs. (nach § 49 von Gallées Altsächs. gr. 362 *io* : 161 *eo*, 24 *ia* :

---

[1]) *Thie* 1683 (vgl. Schlüter s. 207) ist relativ und zählt hier nicht mit (vgl. oben s. 458 anm. 2).

[2]) *Thie* 2345 (vgl. Schlüter s. 201) ist relativpartikel.

2 *ea*) ergibt sich, dass der übergang von *i* in *e* im diphth. *ia* (insofern derselbe nicht auf *io* zurückgeht) früher stattfand als in *io*, dessen erster component in der zeit der überlieferung dem wechsel der schreibungen *io* (*ia*) und *eo* (*ea*) zufolge noch *ie* lautete. Demnach wäre angesichts der im C erscheinenden 112 *eo* : 422 *io* für den dialekt dieser hs. bei phonetischer entwickelung *thèa, sèa* zu erwarten, und sind also in den *thia, sia* (und *thria* 593. 653. 1994. 4735) desselben die eigentlich der unbetonten stellung zukommenden bildungen zu erblicken, die auch in M in den vereinzelten *thia* und *sia* (woneben *sea* mit *ea*, wie in *thea*) vorliegen.

In *thie, sie* nom. acc. pl. masc. und acc. sg. fem. von M behauptete sich das *i* vor dem zweiten componenten, der im nom. acc. pl. aus der alten endung -*ĕ̄* entstanden war (vgl. oben s. 457), im acc. sg. fem. sich durch einwirkung von -*e* (für -*a*) dieses casus (vgl. Schlüter s. 199) entwickelt hatte. Die je einmal in C begegnenden *thie* und *sie* nom. pl. masc. sind schreibfehler oder sie repräsentieren residua der alten masculinen form. *Thie, sie* nom. acc. pl. fem. von M sind natürlich entlehnungen aus dem masc.

Das aus dem tatbestand für die mundart des oben gemeinten schreibers von C zu erschliessende verhältnis, *sèa* nom. acc. pl. masc. : *sia* nom. acc. pl. fem., begreift sich als die folge einer tendenz, für die beiden genera differenzierung eintreten zu lassen. Für den acc. sg. fem. des personalpronomens war solche unterscheidung wegen des acc. sg. masc. *ina*, für den nom. acc. pl. des demonstrativs wegen des folgenden substantivs unnötig; daher die ebenfalls aus dem tatbestand für besagte mundart zu folgernde seltenheit von *sèa* acc. sg. fem. und *thèa* nom. acc. pl. masc. und fem.

XLVI. Zur schwachen declination im ahd. as. und aonfrk.

In der Beitr. 15, 460 aufgestellten lautregel 'nebentoniges **o* der paenultima wird vor *u* der ultima zu *u*⁰' möchte ich jetzt *u* statt *u*⁰ lesen: **o* wird unter den besagten bedingungen zu reinem *u*, wie **ō* zu *ū*, **e* zu *i*, **ē* zu *ī* (vgl. Beitr. a. a. o. ff. und 20, 506 f.). Zur ansetzung von *u*⁰ führte mich dereinst die beachtung der den ahd. as. constanten oder

nahezu constanten -*un* des praeteritums gegenüberstehenden -*on* der schwachen masc. und ntr. flexion (vgl. Beitr. 4, 361 f. und Schlüters Untersuch. s. 12—51), die nach meiner damaligen ansicht also auf gleicher stufe ständen mit den auf altes *u*⁰ hinweisenden -*o*- des dat. pl. (wegen dieser -*o*- neben -*u*- vgl. Beitr. 4, 363 ff. und Schlüters Unters. s. 54 ff. und 145 ff.). Wie mir indessen seit einiger zeit klar geworden, begreifen sich diese -*on* ganz einfach als die folgen der einwirkung des nom. sg. masc. auf -*o*, welches die ersetzung des lautgesetzlichen -*u*- durch -*o*- hervorrief.[1])

Durch diese fassung hebt sich der von Streitberg (Urgerm. gr. s. 254) gegen die theorie des *u*-umlauts vorgebrachte einwand, dass dieselbe 'die dialektische verteilung von -*un* und -*on* nicht aufzuklären' vermöge: das -*u*- der erhaltenen -*un* repräsentiert eben gegenüber dem vocal der auf analogischem wege entstandenen -*on* die regelrechte entsprechung des alten suffixlautes, mit ausnahme etwa der fälle, worin möglicherweise entlehnung aus dem fem. vorliegt, wie im as. und Otfridischen nom. acc. pl. masc. der adjectiva (vgl. Schlüter s. 47. 49. 50. 51, Braunes Ahd. gr. § 255 anm. 1; doch wäre hier auch erhaltung von -*un* durch anlehnung an das fem. denkbar); die neben -*en*

---

[1]) Als beleg für -*u*- aus -**o*- ist noch die endung des pronominalen dat. sg. masc. ntr. im Mon. (Schlüter s. 117) zu erwähnen; [vgl. jedoch nahezu constantes *iuwomu* (zu den belegen bei Schl. füge noch 1573 hinzu) und einmaliges *iuwomo*, deren -*o*- auf *o*-haltiges *w* schliessen lässt, sowie einmal neben normalem *hwilicumu* begegnendes *gehwilicomu*, das wol als die folge nachlässiger änderung von -*on* der vorlage zu gelten hat.]

Zu den bildungen mit -*u*- aus -*ō- gehören noch:

ahd. *plerūzzun* mit regelrecht und *caplerūzzi* mit analogisch entwickeltem *ū*;

as. *metud*- in *metudgiscapu* C 4827 (neben normalem *metod*(-) mit -*o*- aus -*ō-), ags. *meotud*, -*od*, an. *miọtoðr*; gegen identificierung der endung des nomens mit dem suffix des got. fem. *mitaþs* (s. Beitr. 15, 462) sprechen 1. das masc. genus, 2. der in *metodogiscapu* M 2190. 4827 überlieferte gen. sg. *metodo* (die möglichkeit eines gen. pl. ist auszuschliessen und ein consonantstamm mit -*o*- in der compositionsfuge wäre undenkbar), der auf einen *u*-stamm, also auf ableitung durch das bekannte suffix -**ōðu*- hinweist; man vergleiche got. *mitōn* βουλεύεσθαι, (δια)λογίζεσθαι, φρονεῖν, wozu west- und nordgerm. **metōðu*- zunächst 'überlegung' dann die 'überlegende schicksalsmacht', und beachte die erhaltung der alten flexionsendung nach der *u*-klasse in der composition gegenüber übertritt des simplex in die *a*-declination.



bez. *-in* begegnenden *-on* (und *-un*) des gen. dat. sg. ntr. (s. Beitr. 4, 359, Schlüter s. 12 ff.) sind selbstverständlich aus dem masc. entnommen; desgleichen ahd. *-on* in *wehhon* acc. pl. Is. 25, 1, as. *-on* gen. dat. acc. sg. und nom. acc. pl. fem. (Schlüter s. 60 ff.) und ahd. *-on* (*-un*), as. *-on* (*-un*) nom. acc. pl. ntr. (Beitr. 4, 370. Schlüter 73).[1])

Anlässlich Schlüters ausführungen über die im acc. sg. masc. der as. schwachen adjectivdeclination in C das *-on* (*-un*) überwiegenden, in M diesem suffix numerisch nicht bedeutend nachstehenden endung *-an* (s. Untersuch. s. 42) sei bemerkt, dass allerdings ein neben *selbon* durch das aufkommen der starken flexion dieses pronomens stehender acc. sg. masc. *selban* und ein im acc. sg. masc. des comparativs und superlativs durch anlehnung an den nom. sg. masc. auf *-a* neben *-on* verwantes *-an*[2]) der auf anderem wege neben *-on* in schwang gekommenen neubildung *-an* vorschub leisten konnte, dass es aber keineswegs einzusehen ist, wie der häufige gebrauch eines syntaktisch erforderlichen starken acc. sg. masc. auf *-an* die verdrängung von *-on* aus seiner berechtigten stellung hätte veranlassen können. Es ist diesem *-an* vielmehr von einer anderen seite beizukommen: mit ausnahme des dat. sg. masc. ntr. und des dat. pl., insofern hier in der starken und der schwachen declination *-on* gesprochen wurde, giengen die beiden flexionen formell auseinander, und zwar in fast allen casus recht bedeutend; nur im acc. sg. masc., insofern derselbe nach starker flexion auf *-an* endete (über *-an* und *-ana* dieses casus vgl. Schlüter s. 133 f.), beschränkte sich der unterschied auf die qualität des vor *n* stehenden vocals; diese relative ähnlichkeit nun konnte die verwechslung der beiden endungen veranlassen, d. h. die verwendung von *-an* für *-on* herbeiführen, zunächst bei

[1]) Wegen der as. gen. pl. *gumuno, -saguno, tionuno,* deren *-u-* wol schwerlich als ein 'beweis für die unfähigkeit der schreiber, den zu ihrer zeit in der unbetonten silbe vor *n* unbestimmt dumpf klingenden laut genau widerzugeben' (Schlüter s. 53) gelten kann, ist auf das alte vor der entwickelung von *-on* im nom. acc. pl. der substantivischen declination herschende *-*un* zu recurrieren (vgl. Beitr. 15, 465 anm. 1); dieselben fanden eine stütze in den an den nom. acc. pl. fem. auf *-un-* sich anlehnenden genitiven *frumuno, seoluno.*

[2]) Man beachte jedoch das fehlen von superlativa auf *-an* in C (vgl. Schlüter s. 41).

den adjectiven, denen in der starken flexion suffix *-an* zukam (wie *aldan, guodan* etc., Schlüter s. 34), später auch bei denen, die in starker flexion *-ana* hatten (wie *hēlagan, mahtigan* etc., Schlüter a. a. o.). Man vergleiche auch das umgekehrte, verwendung von *-on* für *-an* in der starken declination (wegen der belege s. Schlüter s. 140 f.).

Nach dem muster dieser *-on, -an* entstanden die im gen. dat. sg. masc. ntr. und nom. acc. pl. masc. der adjectiva mitunter für *-on* eintretenden *-an*; s. die belege bei Schlüter s. 15. 28. 47. 49 und beachte auch das von Schl. s. 13 unrichtig beurteilte *alowaldan* gen. C 251. 1510, dat. C 986[1]). Aus der adjectivischen flexion aber drang diese unursprüngliche endung in der folge auch in die substantivische ein; vgl. Schlüter s. 15. 28. 32. 47. 49. 50; M hat kein *-an* für den nom. acc. pl., C nicht für den gen. und acc. sg.; als dat. sg. auf *-an* erscheint in C nur *naman* 133. 266. 1255[1]); P hat in der substantivdeclination für den acc. sg. 4 mal *-an* und 1 mal *-on,* jedoch in der adjectiv. 2 mal *-on* gegen 1 maliges *-an* in *selƀan,* dessen endung auch der starken flexion angehören könnte: nach dem in den beiden anderen Hēl.-hss. für diesen casus zu beobachtenden verhältnis (M *-an* beim substantiv und adjectiv seltener als *-on,* C *-an* nur beim adjectiv, nicht beim substantiv) ist es gewis nur für ein spiel des zufalls zu halten, dass unter den belegen für das adjectiv kein unzweideutiger mit *-an* begegnet, das doch mit rücksicht auf die *-an* des substantivs als eine in der mundart von P beim adjectiv vorwiegend gebräuchliche endung zu gelten hat. Für die seltenen *-an* im gen. dat. acc. sg. fem., nom. acc. pl. ntr. der schwachen flexion (Schlüter s. 60—67 und 73) ist ausser der auf grund von *-on* für *-un* anzunehmenden beeinflussung von seiten des masculinums auch das *-a* des nom. sg. fem. ntr. als einwirkender factor ins auge zu fassen; man beachte in den kleineren denkmälern constantes *-on* des acc. sg. masc. neben *-on, -un* und *-an* im acc. sg. fem. (Schl. s. 32. 67).

In betreff der aonfrk. schwachen substantivischen declination sei folgendes bemerkt (vgl. den oben s. 447 anm. 2 gemeinten

[1]) Auffällig ist die beschränkung des gen. dat. *-an* in C auf *alowaldan* und *naman.*



aufsatz). Gegenüber mit (seltnerem) *-un* wechselndem *-on* des praet. pl. (Cosijn, Oudnederlandsche psalmen s. 26. 31. 32), des dat. pl. der consonantischen und der *u*-flexion (*fiundun* Ps. 58, 2. 67, 24, *fiundon*[1]) 53, 7, *handun* 62, 11, *bruothron* 68, 9, *dohteron* 72, 28, *mannon* 58, 3. 67, 19. 72, 5), des nom. acc. pl. der schwachen neutra (Cos. s. 12) und des gen. dat. sg. der schwachen feminina (Cos. s. 12) steht im dat. sg. und nom. acc. pl. der schwachen masculina altsächsischem und althochdeutschem *-on* entsprechendes *-on* (Cos. s. 11).[2])

Im acc. sg. und nom. acc. pl. fem. begegnet *-on* (nicht *-un*, Cos. s. 13[2])), beides durch entlehnung aus der masc. declination; eine indirecte spur des alten *-un* im nom. acc. pl. fem. bewahrte indessen das im schwachen dat. pl. fem. und in folge der berührung zwischen der *ō*- und *ōn*-flexion auch im starken dat. pl. fem. (neben häufigerem *-on*) erscheinende *-un* (Cos. s. 13. 9), dem im dat. pl. masc. ntr. der schwachen und der *a*-declination nicht mit *-un* wechselndes *-on* gegenübersteht (Cos. s. 13. 3. 5).

Der dat. sg. masc. hat neben dem aus altem acc. sg. eingedrungenen *-on* häufigeres *-in* (Cos. s. 11); für den dat. sg. ntr. ist nur *-in* belegt (Cos. s. 12). Der gen. sg. masc. hat *-in* (kein *-on*).[3])

Als suffix des acc. sg. masc. findet sich niemals altes **-on*, sondern (als regel) aus dem nom. sg. entlehntes *-o* und (einmal) *-in* (Cos. s. 11) durch vermischung der ursprünglichen endungen für den dat. und acc. Eine andere folge besagter vermischung erkennt man in dem zweimal belegten dat. sg. masc. auf *-o* Ps. 55, 11. 68, 3.[4])

In dem neben *ougun*, *-on*, *ōron* nom. acc. pl. (Cos. s. 12) begegnenden acc. pl. ntr. *hertan* Ps. 61, 9 liegt, falls die überlieferung richtig ist, anlehnung vor an den sg. *herta*.

Für die *-n*-endungen der schwachen adjectivischen flexion gewährt unsere quelle nur wenig belege: gen. sg. fem. *forthron*

[1]) Im ms. *fiundo*.

[2]) Wegen der aus der mfrk. vorlage stehen gebliebenen *thurufremingen*, *erthen* gen. sg. fem. Ps. 58, 14. 60, 3, *slahten* Gl. 833, *-kameren* 18, 5 als dat. sg., *tungen*, *sprāken*, *stemmen* nom. pl. 63, 9. 18, 3. 15. 18, sowie *dumben* dat. sg. m. Gl. 217, *hērren* dat. oder acc. sg. 67, 27 s. den oben s. 447 anm. 2 gemeinten aufsatz. Wegen des ntr. *lendin* renes Ps. 72, 21 s. ebdas.

[3]) Deshalb ist auch für den gen. sg. ntr. nur *-in* anzusetzen.

[4]) Vgl. normales *-e* des dat. sg. masc. im mittelostniederfränk. (Kern. De Limburgsche sermoenen § 144).

dextrae Ps. 72, 23, dat. sg. fem. *forthoron* dextra 59, 7 (die ohne vorangehendes demonstr. stehenden, substantivisch verwanten bildungen dat. sg. masc. *armin* Ps. 71, 13, *hulpilosi* [l. *-in*] ib., *rehlikin* 54, 23, *rihlicon* 57, 12, dat. sg. ntr. *héiligin, -on* 59, 8. 62, 3. 67, 18. 25. 73, 3, acc. sg. masc. *armin* 71, 12, *umbewollenin* 63, 4, dat. pl. masc. ntr. *rehtlicon* 68, 29, *heiligon* 67, 36, *letiston* 72, 17, *unsculdigin* 72, 13 können ebensogut der starken als der schwachen declination angehören). Dass es aber in unserem dialekt zwischen der adjectivischen und der substantivischen flexion im plur. keinen unterschied oder wenigstens keinen bedeutenden unterschied gab, geht hervor aus dem oben hervorgehobenen zusammenfall der substantivischen endungen für den nom. acc. pl. masc. und fem., einem zusammenfall, der nur von der adjectivischen declination ausgegangen sein kann. Für den dat. sg. masc. aber der schwachen adjectiva ergeben sich *-in* und minder häufiges *-on* als die herschenden suffixe (also wie in der flexion der substantiva, s. oben s. 466) aus dem starken dat. sg. masc. des adjectivs auf *-in* und selteneres *-on* (Cos. s. 15. 19. 23): letzteres *-in* kann ja nur nach dem muster eines in der schwachen declination neben *-on* stehenden *-in* entstanden sein.[1])

XLVII. Zur behandlung von _*-ōwj-_, _*-ōwi-_ und antevocalischem _*ē_ im vorgotischen.

Gegen die vielfach vertretene fassung von got. *stauida, staua, taui, saian* etc. = *stō^{a}ida, stō^{a}a, tō^{a}i, sēan* etc. sprechen

[1]) Der nämliche vorgang ist auch für den starken dat. sg. ntr. auf *-in* (Cos. s. 17, 20) geltend zu machen, neben dem es indessen nur einen (wol als starke form zu fassenden) beleg für *-on*, nämlich *heiligon* Ps. 67, 18, gibt.

Aus dem starken dat. sg. masc. drang *-in* neben altes *-an* in den starken acc. sg. masc. (Cos. s. 15. 19. 22) nach dem muster des als acc. und dat. fungierenden personalpronomens *imo* (Cos. s. 21).

Nach *-in, -on* im dat. sg. masc. ntr. entstand ferner ein im starken dat. pl. der drei genera neben herkömmlichem *-on* (und zweimaligem, eigentlich dem femininum zukommendem *-un* in *mīnun, managun* Ps. 58, 2. 70, 7) vereinzelt auftretendes *-in* (Cos. s. 16. 19. 20; wegen *unsen* Ps. 64, 4, *beholenen* 18, 13, *entiscen* Gl. 245, s. den oben s. 447 anm. 2 gemeinten aufsatz).

Beeinflussung des dat. pl. der substantiva durch diese *-in, -on* des pronominalen dat. pl. ist zu beobachten in den neben normalen *dagon, himelon, endon* etc. auftretenden *buckin* hircis.

das praet. *tawida* (vgl. Beitr. 17, 564) und *saijands* Marc. 4, 14 (hiatustilgendes *j* wäre bei der hypothese von *ai* = $\bar{\bar{e}}$ in *saijiþ* Marc. 4, 13. 2 Kor. 9, 6 [A]. Gal. 6, 7. 8 [A] begreiflich, nicht aber im part. pr.). Zwar hat Möller (Anz. fda. 20, 118 f.) den versuch gemacht, *tawida* (zu *taujan*) auf andere weise als durch annahme von analogiebildung nach *strawida* (zu *straujan*) zu erklären, d. h. es sollte nach ihm im praet. der ablaut 1. sg. *tṓwiðōⁿ, stṓwiðōⁿ*, 3. sg. *tawiðḗ, stawiðḗ*, im p. p. *tṓwiðo-, stṓwiðo-, tawiðé-, stawiðé-* vorgelegen haben, woraus einerseits *tawida* (das die neubildung *taujan* hervorrief), andererseits *stōᵃida* (mit synkope von *w* vor vocal und *ōᵃ* statt *ō*). Doch möchte man hierzu die frage erheben, was uns berechtigen könnte primo zur ansetzung eines durch *-o-* und *-e-* der endung bedingten accentwechsels (etwa das constante aind. *-tá-*, gr. *-τό-* der participia?), secundo zur annahme, dass es zu der zeit, worin die verhältnismässig junge bildung des schwachen praeteritums erfolgte, noch eine ablautsentwickelung als lebendiges element der sprache gab. Ausserdem ist nicht zu übersehen, dass *tawida* und *taujan* specifisch gotische bildungen sind (vgl. mnl. mnd. *touwen* aus **tōwjan* Beitr. 16, 308), deren entstehung demnach gewis eher eine directe oder indirecte folge specifisch gotischer lautentwickelung sein dürfte.

Hinwider hat auch die Paul'sche (früher von mir in Beitr. 17, 563 befürwortete) theorie, vorgot. **ōwj* > got. *ōj*, vorgot. **ōw* + vocal > got. *au*(*w*) + vocal, vorgot. **ēj* + vocal > got. *ai*(*j*) + vocal, ihren haken. Der schwund von *w* vor *j* kann nicht durch *j* veranlasst sein, denn sonst bleibt *w* erhalten nicht nur nach kurzem vocal (*straujan, gaujis, hauja, strawjan, siujan*), sondern auch nach langem (*lēwjan, skēwjan*). Der ausfall des halbvocals kann also nur der einwirkung von *ō* zugeschrieben werden. Wenn aber *ō* vor heterosyllabischem *wj* in der weise tätig war, so ist nicht einzusehen, weshalb dieser vocal vor heterosyllabischem *w* + vocal nicht ebenso gewirkt hätte.

Die lösung der beregten frage hat also, wenn sie befriedigen soll, sowol dem schwund von *w* vor vocal als der form *tawida* und der schreibung *saijands* rechnung zu tragen. Dieses aber wird ermöglicht durch die annahme, zu der mich die beachtung des vocalismus eines interessanten nnd. dialektes führte,

nämlich durch die fassung der in rede stehenden got. *au, ai* als durch antevocalische diphthongierung aus geschlossenen *ō, ē* entstandener laute. Gedachte, in einigen im südwestlichen viertel der nl. provinz Groningen belegenen dörfern herschende mundart (von Noordhorn, Aduard, De Leek etc.[1])) weist neben *eaii* und *aouu*[2]) aus antevocalischem *ī* bez. *ū* auch *eaii* auf aus antevocalischem geschlossenem *ē*: *beaii* 'biene', *breaii* 'brei', *deaiin, weaiin, sneaiin* (= mnd. *dīen, wīen, snīen*), *vreaii* 'frei', *neaii* 'neu' (aus **nī* für **niwi*, vgl. IF. 5, 190) etc.; *baouun* 'bauen', *traouun* 'trauen' (= as. *trūon*) etc.; *sleaii* in *sleaiidorn* prunella (ahd. *slēha*), *sleaii* 'stumpf' (ahd. *slēo*), *sneaii* 'schnee'[3]), *kneaii* (mnd. *knē*, as. *cnio, cneo*), *reaii* 'verschwenderisch' (aus **rē*, vgl. ags. *hrēoh* 'wild') etc.[4]); [sonst, d. h. vor consonant, überlanges bez. halblanges oder kurzes *i, u* und aus geschlossenem *ē* hervorgegangenes *aäi*[5]), z. b. *vīrn* 'feiern', *sgīr* 'reinlich', *būr* 'bauer', *sgūr* 'schauer', *pil* 'pfeil', *izr* 'eisen', *stif* 'steif', *riχ* 'reihe', *kul* 'grube' (mnd. *kūle*), *duf* 'taube', *kus* 'backzahn' (mnd. *kūse*), *rust* 'faust', *rux* 'rauh' etc. mit halblangem *i, u, gripm* 'greifen', *bitn* 'beissen', *wit* 'weit', *kup* 'kufe', *buk* 'bauch', *stut* 'weissbrot' (mnd. *stūte*) mit kurzem *i, u*; *zaäip* 'seife', *sgaäif* 'schief', *blaäik* 'bleich' *daäiχ* 'teig', *baäin* 'bein' etc.; *slaäip* 'schlief', *laäit* 'liess', *braäif* 'brief', *spaäigl* 'spiegel' etc.; *laäip* 'lief', *raäip* 'rief', *laäif* 'lieb', *gaäitn* 'giessen', *vraäizn* 'frieren', *laäit* 'lied' etc.[6]) — Ein neben *eaii* aus *ē* zu erwartendes *aouu* aus antevocalischem geschlossenem *ō* fehlt; die einschlägigen formen lauten *kouuu* 'kuh', *houuu* 'wie' (as. *hwō*) (mit *ouuu* wie

---

[1]) S. die doctordissertation Het vocalisme van den tongval van Noordhorn von W. de Vries (Groningen, J. B. Wolters).

[2]) Die *ii* und *uu* bezeichnen ein mit stärkster zungenwölbung gesprochenes *i, u*.

[3]) Dass hier geschlossenes (durch jüngere qualitative erhöhung aus *ē* entstandenes) *ē* als vorstufe anzusetzen ist, ergibt sich aus der gleichen behandlung des durch contraction aus *ai* geflossenen vocals (sofern demselben nicht ehemals eine silbe mit *ī* oder *j* folgte) und der auf altes *ē²* und *eo* (für *io*) zurückgehenden laute: alle drei > *aäi* (*aä* zur bezeichnung von *ä*); s. die gleich im texte zu verzeichnenden belege.

[4]) S. die erwähnte dissertation § 164. 167. 163.

[5]) Dessen entstehung natürlich jüngeren datums ist als die des *eaii*.

[6]) S. besagte dissertation § 104. 110 (zu vergleichen mit § 21). 112. 103. 117 sowie 165.

in *vo*^{uut} 'fuss', *bo*^{uuk} 'buch', *mo*^{uus} 'mus', *ro*^{uu} 'rute' etc.), d. h. der bei nicht unmittelbar folgendem vocal gesprochene laut hat hier gesiegt.] Wenn nun zu *e*^{aii} und *a*^{ouu} (aus antevocalischem *ī* bez. *ū*) unserer mundart im got. paralleles *au* (aus antevocalischem *ū*) in *bauan, trauan, bnauan* (ahd. *būen, trūen,* an. *búa, trúa, gnúa*) steht[1]), ist für letzteren dialekt ein in ähnlicher weise dem Noordhorn'schen, aus antevocalischem *ē* hervorgegangenen *e*^{aii} entsprechendes *ai* (aus antevocalischem *ē*) sowie paralleles *au* (aus antevocalischem geschlossenem *ō*) für möglich zu halten.

Bei der annahme solcher diphthongierungserscheinungen aber begreifen sich:

die entstehung von *taujan* für **tōjan* durch abstraction aus regelrechtem praet. **tauida* nach dem muster des normalen verhältnisses zwischen praesens und praet. (*mēljan, mēlida, hausjan, hausida, sandjan, sandida* etc.; vgl. auch *usskawjan* für **usskaujan* nach **usskawida,* Zs. fda. 36, 278);

---

[1]) Die formen erklären sich so doch wol einfacher als durch die complicierte hypothese *bauan* etc. aus **bō(w)an* etc. mit altem langdiphthong *ōu* gegenüber der schwundstufe *ū* von *būan* etc. (Streitberg, Urgerm. gramm. § 90).

Für die neben got. *au* aus **ū* zu erwartende parallele gibt es in unsren quellen in ermangelung einschlägiger formen keine belege (*faianda* Röm. 9, 19 kann wegen des organischen *j* von *fijan* etc. nicht auf *fī-an* zurückgeführt werden; es steht für *faijan*).

Dass die indogermanischem *ai* (oder *oi*) entsprechenden *aj* in *ajukdups, wajamērjan* sich der oben vorgeschlagenen fassung von *ai* nicht widersetzen, liegt auf der hand.

Betreffs der Zs. fda. 39, 257 ff. über die entstehung der diphthonge *ei, ou* aus *ī, ū* vorgetragenen these sei bemerkt, dass nach den daselbst aufgestellten entwickelungsstufen in den mundarten mit hiatusdiphthongierung neben diphthong *ei, ou* vor hiatus für die alten anteconsonantischen *ī, ū* die laute *eï, oü* stehen müssten; diese aber begegnen m. w. in der tat nicht. Auch wäre es nicht grade sehr glaublich, dass die bedeutend in der minorität stehenden apokopierten flexionsformen der weit grösseren zahl der nicht flectierten formen und derer mit *-er, -en* etc. ihren afficierten laut aufgedrängt hätten.

Uebrigens sei noch auf die tatsachen hingewiesen, dass im mnl. die apokope von auslautendem *e* nach hochtoniger (nicht auf vocal endender) silbe erst um die mitte des 15. jh.'s sich zu entwickeln anfängt, im brabant. jedoch schon im 14., im holländ. im anfang des 15. diphthongiertes *ei* für *ī* gesprochen wurde (s. meine Mnl. gramm. s. 49 f.).

die darauf folgende genesis von *tawida* für **tauida* nach *strawida* zu *straujan*;

die schreibung *saijands* (*saijiþ*) mit *j* zur darstellung des zwischen diphthong *ai* und folgendem vocal gesprochenen, hiatustilgenden halbvocals.

Die diphthongierung erfolgte in der tonsilbe (*stauida, staua, taui, afmauidai*[1]), *afdauidai, saian, waiiþ*); demnach können *waiwōun, lailōun* nicht als ausnahme der lautregel gelten.

In bezug auf *Trauadai* (*Τρῳάδι*), *Nauel, Nauelis* (*Νῶε*)[2], deren *au* scheinbar zu gunsten der *ōa-, ē̆*-theorie sprechen könnte, ist zu betonen, dass angesichts primo der schon in der altgriechischen prosodie zu beobachtenden kürzung des vor vocal stehenden selbstlauters, secundo der in der entwickelungsgeschichte des griechischen zu tage tretenden tendenz, die alte länge zu kürzen (vgl. Hatzidakis, Einleitung in die neugriech. grammatik s. 20 f.), für antevocalisches *ω* in der jüngeren sprache schwerlich an eine zweimorige aussprache zu denken ist; mithin konnte das *ω* erwähnter eigennamen wie *o* mikron widergegeben werden. Dass sich daneben auch *ō* findet in *ailōē* (*ἐλωί*), *Silōamis* (*Σιλωάμ*), *Iōanan* (*Ἰωάναν*), spricht nicht gegen unsere fassung, weil hier ja die möglichkeit einer beeinflussung der widergabe durch die schreibung *ω* ins auge zu fassen ist.

XLVIII. Noch einmal zur geschichte der *jo*- und *io*-stämme im germanischen
(vgl. Beitr. 16, 272 ff.).

Der endung des got. nom. sg. masc. *hairdeis* liegt kein indog. *-īs* zu grunde (s. Beitr. 16, 567 f.). Als contractionsproduct aus **-ias* (vgl. lit. *gaidỹs* etc.) kann *-eis* ebensowenig gefasst werden; man müsste bei solcher annahme auch contraction von **-iam* des acc. sg. masc. und nom. acc. sg. ntr., also got. *-ei* statt *-i* erwarten (vgl. lit. *gaĩdi* etc. mit kürzung des gestossenen vocals). Gegen die hypothese eines entwickelungsgangs **-ias*, woraus durch synkope **-is*, woraus durch aufnahme von *-j-* aus den

[1]) Die fassung dieser form als analogiebildung (s. Beitr. 17, 564) fällt natürlich jetzt hinweg.

[2]) *Lauidja* Tim. 2, 1, 5 muss hier aus dem spiel bleiben, weil sich neben der lesart *Λωΐδι* die variante *Λοΐδι* findet (vgl. Tischendorf 2[8], 867).

obliquen casus *-*jis*, woraus durch contraction von nach tautosyllabischem conson. stehenden -*ji*- -*eis* (s. Beitr. 16, 282), ist einzuwenden, dass es nicht abzusehen ist, weshalb in vorgotischer periode das princip der übertragung von -*j*- nur für den nom. sg., nicht auch für den acc. sg. und in der neutralen flexion für den nom. acc. sg. gegolten hätte. Ob man aber vielleicht für -*eis* an eine entstehung auf analogischem wege denken dürfte? In der declination der langsilbigen *iō*-stämme hatte sich im vorgot. das verhältnis ausgebildet: suffixe mit silbischem *-*i*- in den obliquen casus des sg. und im plur. zu *-*ī* im nom. sg. Nach diesem muster hätte sich im masc. das nämliche verhältnis entwickeln können: suffixe mit silbischem *-*i*- in den obliquen casus des sg. und im plur. zu *-*īs* im nom. sg. (statt *-*ias*).

Die vorgeschlagene deutung nötigt zur annahme des gleichen vorgangs im nom. acc. sg. der neutr. *ia*-stämme. Auf grund der erwägung aber, dass vorhistorisches *-*īm* oder *-*īn* für *-*iam* oder *-*ian* sich nicht mit dem apokopegesetz vereinbaren liesse, haben wir den umbildungsprocess in diesen casus sowie im nom. sg. masc. in die periode zu verlegen, worin der nasal der endung völlig verklungen war (also *-*ī* für *-*ia* aus *-*ia*ⁿ etc.).

Die endung des nom. sg. *harjis* kann formell auf *-*jas* oder auf ein nach lit. und ital. -*is* für das urgerm. denkbares *-*is* zurückgehen (wegen der erhaltung von -*i*- und -*i* nach kurzer silbe s. unten XLIX): -*jis* für *-*is* neben -*jis* des gen. nach dem muster von -*eis* im nom. und gen. (aus *-*iis* für *-*iesa* oder *-*iisa* bei den langsilbigen).[1]) Doch ist es fraglich, ob nicht auch für den fall, dass der prototypus *-*is* war (= vorwestgerm. *-*iz*, s. unten), sich statt desselben eine neubildung *-*jas* entwickelt hätte. In der femininen flexion standen den casus mit silbischem *-*i*- der langsilbigen stämme casus mit halbvocal *-*j*- der kurzsilbigen gegenüber, ein characteristicum, das zu der verdrängung des alten *-*ī* im nom. sg. durch *-*jō* geführt hat.[2]) Mit rücksicht auf dieses verhältnis und auf

[1]) In welchem masse das sprachgefühl einen zusammenhang zwischen den -*eis* der beiden casus empfand, geht hervor aus dem umstand, dass bei den neutra statt der lautgesetzlich durch vorangehende lange silbe bedingten genitivendung -*eis* meist -*jis* auftritt. [S. noch Nachtrag.]

[2]) Ausnahmen der durch diesen vorgang entstandenen regel, nom. sg. -*ja*

den anschluss der langsilbigen masculina und neutra an die langsilbigen feminina wäre bei den kurzsilbigen masculina für *_-is_ des nom., dem in den obliquen casus (mit ausnahme eines mit diesem *_-is_ übereinstimmendem *_-im_ des acc.) *_-j_-suffixe zur seite standen, die gleiche behandlung, also ersetzung durch eine analoge neubildung, d. h. *_-jas_, für sehr wahrscheinlich zu erachten.

Was über den nom. sg. masc. der kurzsilbigen bemerkt ist, gilt ebenso für den acc. sg. masc. und den nom. acc. sg. ntr. dieser _jo_-stämme (vgl. ital. _-im_, Brugm. 2, 546 und 565; also ev. *_-im_ > *_-i_ > *_-ja_ > _-i_[1])).

Die oben erörterte ersetzung von *_-ī_ durch *_-jō_ im nom. sg. fem. erfolgte nur nach unmittelbar vorangehender tonsilbe; in mehrsilbigen formen behauptete sich das *_-ī_ gegenüber den endungen mit *_-j-_: _ƕōftuli, Saurini_, woneben _ƕōftuljōs_, *_Saurinjai_. Im anschluss hieran auch im masc. _ragineis, mōtareis, bōkareis_ etc. neben _raginjam, mōtarjam, bōkarjōs, -jē_.

Nach _wilþeis, hairdeis_ wäre als nom. sg. statt _-tōjis_ (in _fulla-, ubiltōjis_) bei regelrechter entwickelung _-taueis_ (mit diphthong _au_ für _ō_, s. oben XLVII) zu erwarten; die überlieferte form begreift sich indessen ganz leicht als die folge einer umbildung, welche durch *_-tōjamma_, *_-tōjana_ etc. mit silbenanlautendem _j_, wie in _midjai, -jai̯m_ etc., veranlasst wurde: _-tōjis_ (für *_-tōīs_ vor entwickelung von _au_) neben *_-tōjamma_ etc. nach *_mid|jis_ mit _mid|jai̯_ etc. (gegenüber *_airzeis_ mit _air|zjai, wilþeis_ mit _wil|þjins_ etc.).[2])

---

bei den kurzsilbigen, sind _mawi, þiwi_: in folge der entwickelung von *_awj_, *_iwj_ zu _auj, iuj_ entfernten sich in formeller hinsicht die nominative *_mawī_, *_þiwī_ viel weiter von den anderen formen des paradigmas mit _au|j, iu|j_ als dies bei *_halī_ etc. : *_halj-_ der fall war (vgl. auch _triu, kniu_ : _triwa, kniwa_ etc. gegenüber für *_lēu_, *_gaidu_ eingetretenen _lēw, gaidw_ : _lēwa, gaidwa_, Zs. fda. 37, 122).

[1]) Mit ausnahme von _gawi, hawi, niwi_ (vgl. s. 472 anm. 2).

[2]) Als das resultat einer gleichen analogiebildung hat auch die für *_stōīþ_ eingetretene 3. sg. praes. ind. _stōjiþ_ zu gelten: nach _nas|jiþ_ zu _nas|jan_ (gegenüber _sōkeiþ_ zu _sō|kjan_). [Ob diese _nasjiþ_ etc. und _sōkeiþ_ etc. indessen nach Streitberg, Urgerm. gr. s. 304 f. zu beurteilen sind, unterliegt einigem zweifel: wenn got. im praes. ind. etc. der abstufenden _je/jo_-bildungen mit kurzer wurzelsilbe das _j_ überall eindrang, fragt man, weshalb das nämliche princip der verallgemeinerung des _-j-_ nicht auch im praes. ind. der

Gegenüber der vorgot. neubildung *-*jō* im nom. sg. fem. der nomina mit kurzer wurzelsilbe ist für das vorwestgerm. erhaltung von ursprünglichem *-*ī* anzusetzen:

die echte nominativform ags. *sib*(*b*), *brycʒ* etc. lässt sich anstandslos aus altem **sibī*, **bruʒī* etc. herleiten (**sibi*, **bruʒi* oder **bryʒi*, woraus durch übertragung der geminata aus den anderen casus **sibbi*, **brucʒi* oder **brycʒi*, woraus durch apokope *sib*(*b*), *brycʒ*; wegen des chronologischen verhältnisses zwischen consonantendehnung und *i*-apokope s. oben XLII);

ahd. *red*(*i*)*a*, *brunia*, as. *reðia* weisen durch ihren nicht gedehnten conson. auf altes **raði*, **bruni* aus **raðī*, **brunī* hin (vgl. Beitr. 7, 108 f.); und ahd. *redī*, *prunnī* begreifen sich nur aus der ehemaligen existenz eines nom. auf *-*i*, das mit dem *-*i* aus *-*ī* der -*īn*-stämme zusammenfiel (*prunnī* für *prunī* durch anlehnung an die aus den casus mit *-*j*-suffix stammenden formen mit gedehntem consonanten[1]);

aus den in die *i*-declination übergetretenen ursprünglichen *jō*-stämmen aonfrk. mnd. *ō* 'insel' (s. Beitr. 16, 301) und as. *thiu*, *thiui*, ahd. *thiu*, *diu* ancilla (s. Beitr. 16, 302 und IF. 5, 190) geht ebenfalls alter nom. **awī*, **þiwī* hervor (der oben s. 472 anm. 2 für die erhaltung von -*ī* im vorgot. geltend gemachte factor käme hier, wenigstens für **þiwī*, nicht in anschlag, vgl. Beitr. 20, 507 f.).

Mit rücksicht auf die nichtbeeinflussung dieses *-*ī*-nomina-

---

verba mit langer wurzelsilbe durchgeführt sei; warum hier nur *sōkjam* als umbildung, nicht ebenfalls *sōkjeis*, -*jeiþ*? Liessen sich die überlieferten formen nicht in mehr befriedigender weise zurückführen einerseits auf **nasjesi*, -*jeþi*, andererseits auf **sōkiesi*, -*ieþi*, woraus **sōkiis*, -*iiþ*?]

Durch die vorgetragene fassung von *stōjiþ* fallen die Beitr. 16, 282 anm. aus *stōjiþ* < **stōwjiþ* gezogenen schlüsse fort. Wegen der silbentrennung *nas*|*jan* etc. und *sō*|*kjan* vgl. aber Sievers in Pauls Grundr. 1, 414.

[1]) Formen wie **raði* konnten zu der zeit, worin durch übergang von suffixalem *-*i*- zu -*j*- die casus der lang- und der kurzsilbigen zusammengefallen waren, die aufnahme von -*i* in den regelrecht entwickelten endungslosen nom. sg. langsilbiger stämme herbeiführen; daher *ēwī* lex, testamentum gl. K (s. Kögel s. 150) mit -*ī* für -**i*, wie in *redī*, und vielleicht auch *minnī*, *wunnī* (Braune, Ahd. gr. § 210 anm. 2), wenn hier wenigstens nicht übertritt eines abstractums in die *ī*(*n*)-klasse vorliegt (vgl. -*nissī*, -*idī* für -**nissi*, -*ida* Beitr. 17, 299; ags. nach der *i*-flexion gehendes *wynn* beruht auf verwechslung des *-*i* aus *-*ī* und des *-*i* aus *-*iz*).

tivs von seiten der *-*j*-endungen ist ein gleiches verhalten der *-*j*-suffixe gegenüber eventuell nicht mit *-*j*- gebildetem nom. (und acc.) sg. bei den kurzsilbigen masculinen für höchst wahrscheinlich zu erachten. Man könnte demnach für den nom. und acc. sg. dieser substantiva ausser vollstufigen *-*jaz*, *-*jan* auch die von Streitberg (in Beitr. 14, 183) postulierten (von mir zur zeit angezweifelten) schwundstufigen *-*iz*, *-*in* als directe prototypen für möglich halten. Alte **saʒjaz*, *-jan* würden die in Beitr. 16, 273 f. vorgeschlagene fassung: *-*ja* > *-*jə* > (durch vor der *i*-apokope erfolgte contraction von tautosyllabischem halbvocal mit -*ə*) *-*i* > schwund, erfordern, also eine fassung, die sich zwar in lautlicher hinsicht rechtfertigen liesse (ich berufe mich auf die entstehung von silbischen -*n̥*, -*m̥*, -*r̥*, -*l̥* aus *-*nə* etc. für *-*na* etc.[1])), jedoch keinen beweis zur grundlage hat. Alte **saʒiz*, *-in* hingegen lassen sich glattweg nach feststehendem lautgesetz mit der historischen form in einklang bringen: **saʒi* bez. **seʒi* (wegen der residua der formen mit nicht gedehntem conson. s. Beitr. 16, 278), woraus durch einführung der geminata aus den anderen casus **sacʒi* bez. **secʒi*, woraus durch apokope **sacʒ* (woraus später durch anlehnung an die formen mit durch *-*j*- hervorgerufenem umlaut *segg*), *secʒ*.[2])

Das hier ausgeführte gilt auch für den nom. acc. sg. der kurzsilbigen neutra.

Die westgerm. endungen des nom. sg. masc. und nom. acc. sg. ntr. der langsilbigen stämme liessen sich formell zurückführen auf *-*iaz*, *-*ian* oder auf analogisch entstandene *-*īz* und *-*ī* (= got. -*eis* und urgot. *-*ī*, s. oben s. 472). Entschieden vorzuziehen ist jedoch die ansetzung ersterer prototypen auf

[1]) Bei dem Beitr. 16, 277 anm. 2 aus besagter fassung für die entwickelung von *sēo*, *hrēo*, *plāo* etc. gezogenen schluss ist übersehen worden, dass nach zweisilbigen -*i*|*a*- etc. bei vorangehender langer silbe ein gleiches -*u*|*a*- etc. für die *wa*-stämme mit langer wurzelsilbe anzusetzen ist; dass also *sēo* etc., auch wenn die these *-*wə* > -*u* aufrecht zu halten wäre, als regelrecht entstandene bildungen gelten müssen. Ags. *ʒād*, aofri. *gād* (= got. *gaidw*), für lautgesetzliches *gādo*, begreift sich als die folge von analogiebildung, welche zu der zeit stattfand, worin **sāo* etc. im vorags. und vorfries. zu *sā* contrahiert wurden.

[2]) Durch die annahme von prototypen **saʒiz*, *-in* kommt das Beitr. 17, 289 f. zu gunsten von vorgerm. *-*i*|*a*- und *-*ja*- erörterten in wegfall. Doch beachte man wegen des silbischen *-*i*- nach langer silbe oben XLII.



grund folgender erwägung: die neubildung von vorgot. *-*īs*, *-*ī* gieng, wie schwerlich zu verkennen, hand in hand mit dem vordringen von *-*jō* in den nom. sg. der kurzsilbigen feminina; die eine und die andere erscheinung hieng zusammen mit einem in gedachter periode sich herausbildenden princip, -*ī*(-) und -*i*- nach langer, -*j*- nach kurzer wurzelsilbe; im vorwestgerm. fand ein vordringen von -*j*-suffix nicht statt; folglich liegt kein grund vor, für diese dialektgruppe das vorhandensein der congruenten entwickelungsneigung anzunehmen. Für die derivata auf *-*āria*- kommt demnach ebensowenig eine vorstufe des nom. auf *-*īz* in betracht.

Ueber die vorgeschichte von an. *hirðir, kvǽði* (entwickelung wie im vorgot. oder wie im vorwestgerm.?) ist, so viel ich sehe, nicht zu entscheiden. Für altes *-*jaz*, *-*jan* der kurzsilbigen zeugen finn. *patja* 'bett' und *lattia* = aisl. *flet*. Wegen *Gymir* etc. und *þili* etc. vgl. Beitr. 16, 280 f. (durch die nämliche vermischung entstand *él* 'schauer', das bei rein phonetischer entwickelung *éli* lauten müsste; vgl. über dieses nomen Noreens Altisl. gr. § 304 anm. sowie Beitr. 16, 240).

Zum schluss sei noch bemerkt, dass der umstand, dass sich in der germ. substantivischen und adjectivischen flexion kein zeugnis für altes *-*is*, *-*im* nach langer silbe findet, nicht zu gunsten einer fassung der verbaladjectiva *brūks, andanēms* etc. als ursprünglicher *ia*-stämme spricht (vgl. Beitr. 16, 283).

XLIX. Zur behandlung von *i* und *u* im auslaut im vorgotischen.[1])

Hirt hat IF. 1, 215 ff. für die vorgotische behandlung von *i* und *u* im auslaut die regel aufgestellt: beide vocale verklingen auf lautgesetzlichem wege ausser nach kurzer wurzelsilbe.

In betreff des *i* ist dieser fassung beizupflichten. Das normale -*is* in den kurzsilbigen *ez*-stämmen *agis*, *gadigis, hatis, rimis, riqis, sigis, skaþis* neben seltnerem -*s* in *ais* (aus **ajis*), *ahs* (aus **ahis*), *fahs* (aus **fahis*) und gegenüber -*s* in *weihs, þeihs* kann gewis nicht auf zufall beruhen. Andererseits aber können die *i*-stämme *drus, qums, muns, mats, staþs, wlits* (von *baur, hugs, slahs* ist kein nom. oder acc. sg. belegt) angesichts

[1]) Vgl. auch Kock oben s. 429 ff. E. S.]

der ahd. bildungen *bruh, flug, haz, maz, nuz, stat, scrit* etc. (s. Beitr. 4, 397 f. und 5, 108) nicht als beweise für lautgesetzliche synkope nach kurzer silbe gelten (das comparativadverb. *framis* rechnet hier nicht mit, weil sein *-is* auf **-ias* zurückgehen kann, Brugmanns Grundr. 2, 402 und 408).

Hingegen ist die richtigkeit der Hirt'schen fassung von der behandlung des *u* zu leugnen. Ist es doch geradezu undenkbar, dass die masse der lang- und mehrsilbigen *u*-stämme dermassen von der geringen zahl der kurzsilbigen, auch wenn ein paar derselben verhältnismässig sehr häufig gebraucht wurden, beeinflusst wäre, dass sie dem lautgesetze zum trotz ihr *-u*(-) wider hergestellt oder gar nicht eingebüsst hätten. Meines bedünkens ist annoch an der Beitr. 15, 455 f. aufgestellten formulierung: *-u*(-) schwindet in mehrsilbigen formen, bleibt erhalten in den zweisilbigen, festzuhalten, zumal wo auch der möglicherweise aufstossende gedanke, dass im vorgot. der endungsvocal die nämliche behandlung wie im vorwestgerm. (vgl. Beitr. 17, 288 ff.) erlitten habe, abzuweisen wäre mit rücksicht auf das fehlen von mehrsilbigen *u*-stämmen mit kurzer paenultima [1]), die im verein mit den kurzsilbigen auf associativem wege erhaltung oder herstellung des *-u*(-) bei den langsilbigen und den mehrsilbigen mit langer paenultima hätten veranlassen können.

Aber *tagr* = *δάκρυ?* Ich antworte hier mit hinweis auf lat. *cornu* und germ. *horn,* das nach urn. *horna* unbedingt als *a*-stamm zu gelten hat.

L. Zur behandlung des gedeckten endungsvocals aus **ai* und aus **ë* (in der 2. 3. sg. praes. ind. nach dritter schwacher conj.) im as. aonfrk. amfrk. ags. afries.

Beitr. 16, 290 anm. ist auf grund der im Hēliand C im praes. opt. der starken und der *jan*-verba normal auftretenden suffixe *-e* und *-an* die lautregel aufgestellt: aus **ai* der endung durch contraction hervorgegangener vocal wird as. in ungedeckter stellung zu *e,* in gedeckter zu *a*; für die *-e, -as, -an* des as. optativs praes. wurde daselbst phonetische, für die *-a, -es, -en*

---

[1]) Die fremdwörter *apaustaulus, aggilus* kommen selbstredend nicht in betracht.



desselben modus analogische entwickelung geltend gemacht. Mit dieser annahme lässt sich der aus Schlüters zusammenstellungen der einschlägigen formen hervorgehende tatbestand vereinbaren (vgl. dessen Untersuch. s. 210. 211. 235 f. 239 f.): C *-e, -ae* (nur dreimal *-a* [1]), *-es* und *-as, -an* (nur einmal *-en* [2])); M 74 *-e, -ae* und 41 *-a, -es* und *-as,* 24 *-en* und 21 *-an*; Ess. gl. *-a, -an*; Prud. gl. *-a* und *-e, -as*; Beda, Freck. heb. *-a*; Seg. A und B, Oxf. gl. und Ps.-c. *-e*; Lind. gl. und Beichte *-as*; Mers. *-en* und (?) *-an*. Der behauptung Jellineks, vor *s* sei wegen des umstandes, dass in der 2. sg. opt. etwas öfter *-es* als *-as* erscheint, *e* als der lautgesetzliche vocal zu fassen (Anz. fda. 20, 22), ist zu entgegnen, dass wir bezüglich der 9 *-es* : 7 *-as* in M und der 15 *-es* : 2 *-as* in C auf die einwirkung von *-e* der 1. 3. sg. zu achten haben; eben das nahezu ausnahmslos durchstehende *-e* in C macht die zahlreichen *-es* dieser hs. begreiflich gegenüber den nicht in dem masse in den vordergrund tretenden *-es* von M, die als solche zu den nicht unhäufigen *-a* statt *-e* dieser quelle stimmen; m. a. w. es stellt sich für C die neigung heraus, den sg. zu uniformieren gegenüber *-an* des plurals, hingegen für M die tendenz, das *-a*(-) neben dem häufigeren *-e*(-) nicht allzu sehr in den hintergrund drängen zu lassen.

Durch berücksichtigung obiger regel hat Jellinek (Anz. fda. 20, 22) as. (Cott.) *-an* des dat. pl. der starken adjectiva (Schlüter s. 152) als den reflex von **-ēn* aus **-aim* (= ahd. *-ēm*) erkannt; die endung steht hier demnach als die eigentlich dem adjectiv zukommende neben der gebräuchlicheren, aus der substantivischen declination entnommenen *-on* (*-un*) (Schlüter s. 150 ff.). Nach dem muster dieser *-an, -on* wurde in C im dat. sg. masc. ntr. des starken adjectivs neben ursprünglichen *-on* gelegentlich auch *-an* (Schlüter s. 114 f.) verwant.

Auch für das altostniederfrk. der Ps. 18 und 53—73 und der Lips. gll. und das altmittelfränk. der Ps. 1—3 und der aus Ps. 3—9 entnommenen glossen (vgl. den oben s. 447 anm. 2 gemeinten aufsatz) lässt sich gedecktes *a* aus **ai* nachweisen durch die op-

[1]) Oder viermal, wenn mit *wellia* 3829 eine optativform gemeint ist. In 3869 steht *gangan* als falsche pluralform. *Lati* 3016 vergleicht sich dem in der folgenden anm. verzeichneten *findin*.

[2]) *Laton* 2573 ist schreibfehler. In *findin* 2825 liegt aus dem praet. entlehnte endung vor.

tative praesentis *gesian*, *begian*, *antkennan*, *forhtan* Ps. 66, 3. 4. 6. 8. 68, 24. 33, *uuopan* Gl. 1069 und *cebreran* (l. *-can*) Ps. 2, 3, *respias* Gl. 762 (aus Ps. 6, 2). In der regel aber steht in den aonfrk. quellen die endung *-en* (oder *-in*, das wie *-it* 2. pl. und neben *-e* stehendes *-i* 1. 3. sg. aus dem opt. praet. entlehnt ist; wegen der belege s. Cosijn, Oudnl. ps. s. 25 und 30; die amfrk. quellen haben neben den zwei obigen belegen und *veruuerthet* 2, 12 noch *veruuerfon* Ps. 2, 3, über dessen auch in den aonfrk. quellen begegnenden *-on* der eben erwähnte aufsatz das weitere bringt). Das auf grund der aus der amfrk. vorlage stehen gebliebenen starken dative pl. comm. gen. *entiscen* Gl. 245, *beholenen* Ps. 18, 13, *unsen* Ps. 64, 4 für den dialekt dieser vorlage anzusetzende *-en* (sonst findet sich in Ps. 18 und 53—73 und den Gl. für die besagten casus aonfrk. *-on* oder *-in*, s. ob. 467 anm. 1) erklärt sich als die durch anlehnung an *then* (aus **thëm*) für regelrechtes *-an* eingetretene endung.

Wie aus **-ai*(-) geflossenes **-ê*(-), wird im as. der vocal behandelt, der durch einen bis jetzt unerklärten entwickelungsprocess aus **-ē*(-) der 2. 3. sg. praes. ind. und des imperat. sg. nach der 3. schwachen flexion hervorgegangen ist[1]) und den wir mit rücksicht auf diese behandlung in qualitativer hinsicht jenem **ē* aus **ai* gleichstellen müssen. Man vergleiche (nach Schlüter s. 238. 239. 211) im Hēl. M 48 lautgesetzliche *-ad* : 5 analogisch gebildete *-ed* (*-et*) für die 3. sg., 15 lautgesetzliche *-as* : 10 analogisch gebildete *-es* für die 2. sg., doch 2 lautgesetzliche *-e* : 9 analogisch gebildete *-a* für den imperat., und beachte (auch in betreff zu Jellineks oben erwähnter fassung), dass die geringe zahl der *-e* augenscheinlich mit einstmaliger alleinherschaft und darauf folgendem vorherschen von *-as*, *-ad* zusammenhängt und umgekehrt die *-es*, *-ed* auf anlehnung an ehemals vorherschendes *-e* beruhen (*-es* häufiger als *-ed* in folge der näheren berührung zwischen der 2. sg. praes. ind. und dem imperat.).

Sowol das eine wie das andere endungs-*a*- erkennt man ferner im ags. *-an* (neben *-en*) des pl. praes. opt. (north. *-a*) und in *hafas*(*t*), *-að*, *liofas*(*t*), *-að* etc. (imperat. *hafa*, *leofa* mit *-a* als analogiebildung) dieses dialektes (der nicht gebrochene

[1]) Vgl. Streitberg, Urgerm. gramm. s. 308.

wurzelvocal ersterer formen, vgl. Beitr. 16, 261, weist darauf hin, dass die *io* etc. der letzteren nicht auf phonetischem wege, sondern durch analogiebildung nach den flexionsbildungen 2. klasse mit *io* etc. vor *-a*(-) der endung entstanden sind).

In bezug auf das afries. hebe ich hervor aofri. *levath, livath* 3. sg. (Gramm. § 287 anm.) und awfri. *liūwat*(*h*), worüber Beitr. 19, 359 gehandelt ist. Der pl. und die 2. sg. praes. opt. haben afries. ungedeckte endung.

LI. Zur behandlung der langen auslautenden vocale im urgermanischen.

Zs. fda. 39, 132—135 bez. IF. 5, 380 ff. haben Jellinek und Lorentz die frage erwogen, ob Hirts theorie über die behandlung gedeckter langer endsilbenvocale in der von ihm aufgestellten fassung aufrecht zu halten sei. Ihren hierauf bezüglichen ausführungen zufolge, deren ergebnis was die hauptsache betrifft schwerlich anzufechten wäre (nur die richtigkeit einiger einzelheiten dürfte man bestreiten wollen[1])), steht es fest, dass lange vor erhaltenem conson. stehende endungsvocale, denen für eine gewisse urgerm. periode gestossener ton zuerkannt werden muss, grade wie die als ursprünglich schleiftonig anzusetzenden gedeckten suffixvocale unverkürzt erscheinen. Nach Streitberg (IF. 6, 142 ff.) soll sich diese tatsache daraus erklären, dass 'unter der gleichförmigen decke der got. orthographie altererbte differenzen verborgen' seien und 'die endungsvocale von *dagōs, gibōs* von denen in *wileis, sniumundōs* in ihrem wesen verschieden' wären, indem jenen schleifende oder dreimorige, diesen gestossene oder zweimorige indog. längen entsprächen. Die schleifende oder dreimorige länge erscheine sodann vor (nach der kürzungsperiode geschwundenem) *-z* als ahd. länge, die gestossene oder zweimorige länge vor (nach der kürzungsperiode geschwundenem) *-z* als ahd. kürze:

got. *gibōs* = ahd. *gebā*
got. *sunaus* = ahd. *fridō*
got. *wileis* = ahd. *wilĭ*.

[1]) Betreffs der daselbst besprochenen nomina got. *-qairnus* und ahd. auf altes **qairnuz*, **swigruz* hinweisender *quirn, swigur* sei an Brugmanns bemerkung über *socrus* (Grundr. 2, 534) erinnert.

Bei dieser ausführung ist jedoch übersehen: 1. dass im ahd. neben -*ā* von *gebā* die aus der pronominalen flexion entlehnte, doch ebenfalls auf geschleiftes -*ō*- zurückgehende endung -*o* im nom. acc. pl. fem. der adjectivischen (und z. t. auch der substantivischen) declination steht; 2. dass im ahd. auch in der 1. und 3. sg. prt. opt. schwacher conjugation -*tī* erscheint mit -*ī* = nicht geschleift gesprochenem -*ī*.

Indessen auch in anderen punkten stösst man bei einer prüfung der accenttheorie auf wichtige bedenken.

Wenn nach got. *wileis, nēmeis, -dēs,* ahd. -*tōs* gestossene länge vor *s* und *z* unverkürzt blieb, kann man consequenterweise nicht umhin, die gleiche behandlung für die vor nasal stehende länge gelten zu lassen. Es müsste demnach die endung -*ṓn,* wenn ihr vocal durch die wirkung des stosstones gekürzt würde, schon vor der kürzungsperiode den nasal bez. daraus hervorgegangenes ^{n} verloren haben. Nähme man nun der accenttheorie zu liebe an, dass urspr. ungedecktes -*ṓ* und durch nasalschwund auslautend gewordenes -*ṓ* verschiedene qualität (jenes *u*-, dieses *a*-färbung) angenommen hätten, dann wären hier als die resp. entsprechungen -*u* und -*a* zu erwarten, die beide in der folge durch die wirkung des westgerm. vocalapokopegesetzes diesem hätten zum opfer fallen müssen. Es wären also als acc. sg. fem. nur formen wie *gib, geƀ, ʒief* denkbar. Wollte man aber schon wider der accenttheorie zu liebe inconsequenterweise etwa den satz aufstellen, dass nasal oder nasalklang nicht wie *s* und *z* vor kürzung geschützt hätte, so wäre allenfalls die annahme von ahd. as. aonfrk. -*a* = -*ṓn* zu retten (-*ṓn* > -*on* >̇ -*o* > -*a* oder -*ṓn* > -*on* > -*an* > -*u*), doch geriete man demzufolge in eine andere verlegenheit: wenn -*ṓn* zu der zeit, worin die kürzung eintrat, noch mit nasalconson. oder als -*ṓ*^{n} gesprochen wäre, könnte der vocal von altem -*ōn* damals nicht in den absoluten auslaut getreten sein (der schwund von *n* und ^{n} in letzterer endung wäre gegenüber dem verklingen des consonantischen elementes in -*on* oder -*an* bez. -*o*^{n} oder -*a*^{n} als ein gleichzeitiger oder jüngerer, keinesfalls als ein früherer vorgang denkbar); man müsste mithin für das ahd. einen gen. pl. auf -*ō* oder -*ā* erwarten (-*ōn* > -*ō* > -*ō* bez. -*ā* oder -*ōn* > -*ōn* > -*ō* bez. -*ā,* wie im nom. acc. pl. fem. nach der accenttheorie -*ōz* > *ō* > -*ā* oder -*ōz* > -*ōz* > -*ā*).

Ein anderes nicht unwichtigeres bedenken betrifft das got. Im vorgot. erfolgte der schwund von urspr. kurzem endungsvocal entweder vor oder gleichzeitig mit, keinesfalls nach der kürzung des langen endsilbenvocals. Für den schwund eines vocals ist tonlose aussprache desselben vorbedingung. Die kürzung aber war nach der accenttheorie die folge einer stosstonigen (d. h. haupt- oder nebentonigen) aussprache der ultima. Also hätte das vorgot. den stosston nur in der endsilbe mit langem, nicht in der mit kurzem vocal gekannt? Dies anzunehmen verbietet uns u. a. lit. *-ìs* im nom. sg. der *i*-flexion: wenn für die zur zeit der vocalkürzung herschende vorgot. aussprache der endsilben die litauische betonung der langen endsilben massgebend sein soll, dann muss das nämliche doch gewis auch für die vor oder während der gedachten vocalkürzungsperiode im vorgot. herschende aussprache der urspr. kurzen endsilben gelten. Vielleicht indessen möchte man mir hier die lit. instrumentalformen *szirdim̃, -im̃s, sūnum̃, -um̃s* für *szirdimì, -imìs, sūnumì, -umìs* vorhalten und sich auf diese berufen für die ansetzung eines vorgerm. nom. sg. der *i*-klasse mit geschwundenem accent der endsilbe. Was aber könnte dazu berechtigen, zu solchen prototypen zu greifen gegenüber lit. *rūdìs, ausìs, pažintìs* etc.?

Diese erwägungen dürften es zweifelhaft erscheinen lassen, ob die accenttheorie in der tat zum ziele zu führen im stande sei, folglich zu einer erneuerten prüfung der alten theorie ermuntern, welche die kürzung der längen in eine vorgermanische periode verlegt, worin die ursprüngliche (gestossene und geschleifte) accentuierung der endsilben verloren gegangen war, und welche die der kürzung gegenüberstehende erhaltung alter quantität von der schützenden einwirkung eines consonanten bez. nasalklanges abhängig sein lässt.

Als die normale behandlung nun ist folgendes zu beobachten.

A. Kürzung der von haus aus im absoluten auslaut stehenden länge im got. nach oder während, im nord. und westgerm. vor der vocalapokope. (Die gekürzten und die urspr. kurzen vocale erleiden im nord. und westgerm. die gleiche behandlung: aus *-ī gekürztes *-i im nom. sg. der *iō*-stämme und aus *-ō hervorgegangenes *-u im nom. sg. der *ō*-substan-

tiva verklingen unter denselben bedingungen wie *-i*(-) und *-u*(-) im nom. acc. sg. der *i*- und *u*-declination.[1]))

B. Erhaltung der länge vor bis in die historische periode erhaltenem conson. im got. und ahd.: got. *-eis* 2. sg. prt. opt., *-ōs* 2. sg. praes. opt. 2. schwacher flexion, *-dēs* 2. sg. des schwachen prt. ind., *-ōs* gen. sg. und nom. acc. pl. der *ō*-stämme sowie in der endung *-zōs, -ōs* nom. pl. der *a*-substantiva[2]); ahd. *-īs*(*t*) und *-īn* 2. sg. und 3. pl. prt. opt., *-ōs*(*t*) und *-ōn* 2. sg. und 3. pl. praes. opt. schwacher flexion, *-tōs*(*t*) 2. sg. des schwachen prt. ind. (alem. auch *-tōn* 3. pl.) — erhaltung im urn., doch kürzung als jüngere erscheinung im an. (bei **-ī-* ausserdem qualitative änderung durch **-i-* in *-e-*, vgl. Noreen, Altisl. gr. § 124, bei *-ō-* in *-a-*): an. *-er* 2. sg. prt. opt., *-ðer* 2. sg. des schwachen prt. ind., urn. *-ōR*, an. *-ar* gen. sg. und nom. acc. pl. der *ō*-stämme sowie in der genitivendung *-rar* der pronominalen flexion, *-ar* nom. pl. der *a*-substantiva[2]) — kürzung als jüngere erscheinunng im as. aonfrk.: as. *-is* und *-in* 2. sg. und 3. (1. 2.) pl. prt. opt., aonfrk. *-in* 3. pl. prt. opt. (die 2. sg. nicht belegt), as. *-os* und *-on* 2. sg. und 3. (1. 2.) pl. praes. opt. 2. schwacher flexion, as. aonfrk. *-des* und *-dos* 2. sg. des schwachen prt. ind., as. *-os* nom. (acc.) pl. der *a*-substantiva[2]) — kürzung als jüngere erscheinung im ags. und afri. (bei **-ī-* mit übergang in *-e-*, bei **-ō-* in *-a-*): ags. *-en* 3. (1. 2.) pl. prt. opt., *-des*(*t*),

---

[1]) Wegen analogischer erhaltung bez. apokope von *-u* und *-i* vgl. Beitr. 17, 288 ff. sowie 4, 397 f. 5, 108. 16, 301 f.

Dass altes *-u* und *-u* aus **-ō* urgerm. nicht qualitativ zusammengefallen wären, scheint Jellinek, Anz. fda. 20, 21 anzunehmen auf grund der in Schlüters Untersuchungen 172 f. hervorgehobenen erscheinung: as. normales *-o* für den nom. acc. sg. der *u*-stämme in C, P und einigen kleinen denkmälern gegenüber normalem nach hochtoniger silbe stehenden *-u* aus **-ō*. Gegen diese folgerung spricht jedoch: 1. das normale *-u* für den nom. acc. sg. der *u*-flexion in M; 2. die sonst überall im westgerm. zu beobachtende gleiche qualitative entwickelung der beiden *-u*. Es liegen in den as. formen auf gedachtes *-o* offenbar flexionsbildungen vor, die in einer linie stehen mit dem nom. und acc. sg. got. *sunaus, handau* etc. ags. *suna*, north. *dura* (vgl. Beitr. 15, 480 anm.).

[Den von Schlüter erwähnten belegstellen für *-u* in C sind übrigens u. a. noch hinzuzufügen 165. 483. 741. 836. 961. 1011. 2501.]

[2]) Wenigstens wenn der endung nicht ein mit vorfri. **-ōziz* (woraus *-ar*, s. Beitr. 14, 281 f.) zu vergleichender prototypus **-ōsiz* bez. **-ōziz* zu grunde liegt.

afri. *-dest*[1]) 2. sg. des schwachen prt. ind., ags. *-as* nom. (acc.) pl. der *-a*-substantiva.[2]) Die kürzung (bez. qualitative änderung) fällt zusammen mit der kürzung (bez. qualitativen änderung) des durch vocalapokope in den auslaut gerückten suffixes; vgl. as. aonfrk. *-un*, ags. *-an* gen. dat. acc. sg. und nom. acc. pl. der schwachen feminina (s. Beitr. 17, 276), as. aonfrk. *-os*, *-od* (*-ot*), an. *-ar*, ags. *-as*(*t*), *-að*, afri. *-ast*, *-at*(*h*) 2. 3. sg. praes. ind. 2. schwacher flexion, aofri. *-ar* nom. (acc.) pl. der *a*-substantiva (s. Beitr. 14, 281 f.; awfri. ist die alte endung durch *-an* der schwachen declination verdrängt), etc.

C. Kürzung der länge, wenn in historischer periode ursprünglich nach dem vocal stehender dentaler spirant (*ð*, *þ*, *z*) geschwunden war (ausserdem got. bei **ē* qualitative änderung in *-a*; an. bei **-ī* und *-ē* durch **-i* in *-e*; ahd. as. aonfrk. bei **-ō* in *-a*; ags. afri. bei **-ī* in *-e*, bei **-ō* durch **-a* in *-e*, vgl. unten s. 487 anm. 1; urn. finden sich noch belege für *-ē*): got. *-i* 3. sg. prt. opt., *-da* 3. sg. prt. ind. schwacher flexion; an. *-e* 3. sg. prt. opt., *-ðe* 3. sg. prt. ind. schwacher flexion (urn. noch suffix mit *-ē* in *wurtē* etc., Noreen, Altisl. gr. § 460 anm. 2); ahd. as. aonfrk. *-i*, an. ags. afri. *-e* 3. sg. prt. opt., ahd. as. *-i* in *ni curi*, *wili* 2. sg. und ags. afri. *-e* 2. sg. prt. opt.; as. und ags. afri. (?) *-de* 3. sg. prt. ind. schwacher flexion (vgl. unten s. 493); ahd. aonfrk. *-a* nom. (acc.) pl. der *a*-substantiva[3]); as. aonfrk. *-a*, ags. *-e* (*-æ*) nom. acc. pl. der *ō*-substantiva, as. aonfrk. *-a* nom. acc. pl. der *ō*-adjectiva; ahd. as. *-a*, ags. *-e* (*-æ*), afri. *-e* gen. sg. der *ō*-substantiva und in der endung für den gen. sg. fem. der pronominalen flexion.[4]) Die kürzung erfolgte, wie aus dem vorgang A hervorgeht, während oder nach der vocalapokope; wie aus dem vorgang D zu erschliessen, nach abfall des spiranten. Die got. kürzung fiel mit der kürzung von ursprünglich absolut auslautender länge zusammen.

D. Erhaltung der länge, wenn in historischer periode ursprünglich nach dem vocal stehender nasal geschwunden

---

[1]) Hinsichtlich dieses und der folgenden afri. *-e*(-) vgl. Beitr. 17, 273 anm. 2.

[2]) S. umstehend anm. 2.

[3]) Wegen as. *-a* für *-os* s. jetzt Schlüters Untersuch. 102 f. und Beitr. 20, 517 (nicht Beitr. 17, 273).

[4]) Wegen der aonfrk. endungen für den gen. sg. fem. s. Beitr. 17, 273 f.

war, im got.: *-ō* und *-ē* gen. pl., *-ō* 1. sg. praes. opt. 2. schwacher flexion, *-ō* im adv. *unwēniggō*[1]) — erhaltung der nasalierten länge im urn., kürzung als jüngere erscheinung im an. (mit übergang bei *-ō* in *-a*): urn. *ðō* (d. h. *-ðō*ⁿ), an. *-ða* 1. sg. des schwachen prt. ind., urn. *-*ō* (d. h. *-ō*ⁿ), an. *-a* gen. pl., *-a* nom. acc. sg. ntr. schwacher declination (? vgl. unten s. 494), urn. *-*ō*ⁿ und *-ā*ⁿ nom. sg. masc. schwacher declination (vgl. unten s. 496) (*-a* 1. sg. praes. opt. 2. schwacher flexion kommt hier wegen des analogischen gepräges dieses tempus nicht in betracht) — kürzung als jüngere erscheinung im ahd. as. aonfrk. (bei *-*ē*ⁿ mit qualitativer änderung in *-a*): in allen drei dialekten *-i* 1. sg. prt. opt. (wegen der ausnahme ahd. *-ī* später unten), *-o* gen. pl., *-o* 1. sg. praes. opt. 2. schwacher flexion, *-o* nom. sg. masc. schwacher flexion, *-o* in den as. adverbien *fārungo, wissungo, darnungo*[1]), as. (im Mon.) *-da* 1. sg. des schwachen prt. ind. (mit *-a* aus *-*ēm*, *-*ēn* oder *-*ē*ⁿ, vgl. unten s. 492) — kürzung als jüngere erscheinung im ags. afri. (bei *-*ī* mit übergang in *-e*, bei *-*ō* in *-a*): in beiden dialekten *-e* 1. sg. prt. opt., *-a* gen. pl., *-a* nom. sg. masc. schwacher flexion, ags. *-a* der adverbia auf *-inga, -unga*[1]), ags. afri. (?) *-de* 1. sg. des schwachen prt. ind. (vgl. unten s. 492 f.). Aus der got. länge ergibt sich erhaltung des für den nasalconsonanten eingetretenen nasalklanges ⁿ zur zeit der in C erörterten kürzung (vgl. Beitr. 17, 277; dass in gedachter kürzungsperiode nicht mehr nasal consonant vorhanden war, geht hervor aus der erhaltung von *n* der suffixe *-*unþ*, *-*īnð*; wenn *n* noch erhalten gewesen wäre als die dentalen spiranten verklangen, so hätten die beiden consonanten dieser

---

[1]) In diesen zu femininen auf *-*ngō* gehörenden adverbialformen liegen instrumentale vor mit altem *-*ōm*, das sich dem nach Brugmanns Grundr. 2, 630 aus lit. *rankà, runku* für das urbalt. zu folgernden *-*ām*, *-*ān* vergleicht.

Das *-ē* von got. *hvadrē, hidrē, jaindrē*, das Streitberg (IF. 6, 69 und Urgerm. gr. s. 183 f.) auf ein instrumentalsuffix *-*ēm* zurückführt, soll hier (wie das *-ē* von got. *swarē*) wegen seiner dunklen herkunft ausser betracht bleiben (die *-a, -ā* der lat. suffixe *-tra, -trā* verbieten die annahme von hieraus durch anfügung der instrumentalendung *-em* hervorgegangenem *-*ēm*). Im vorbeigehn sei bemerkt, dass eine directe entsprechung von aind. und lat. *-trā* in ags. *hider, ðider, hwider* 'hier-, da-, wohin' begegnet. Dürfte man hiernach etwa für *hidrē* etc. entstehung aus *hidr* etc. und irgend welchem affix oder angehängter präposition denken?

endungen schwinden müssen). Die aus *-*īⁿ*, *-*ōⁿ* hervorgegangenen kurzen laute stehen, was das as. aonfrk. ags. und afri. betrifft, in einer linie mit den unter B behandelten[1]); im ahd. jedoch behauptete sich die gedeckte länge gegenüber ungedecktem *-i, -o* aus *-*ī*, *-*ō* für *-*īⁿ*, *-*ōⁿ*.

E. Erhaltung der länge, wenn in historischer periode ursprünglich nach dem vocal stehendes *t* (= indog. *d*) geschwunden war, im got.: *-ō* in den localadverbien *ƕaþrō, þaþrō* etc. mit *-þrō* aus *-*þrōt* = lat. *-trād*, d. h. altem *-trā* mit aus der nominalflexion entlehntem ablativsuffix (vgl. Mahlow, Die langen vocale AEO s. 130 ff. und Streitberg, Zur germ. sprachgeschichte s. 26), *-ō* in den mit aind. *adharād* zu vergleichenden adverbien *undarō, ufarō* (IF. 6, 68), *-ō* (ablativsuffix) in den adjectivadverbien *galeikō, sinteinō* etc. (IF. 6, 70) — kürzung als jüngere erscheinung im ahd. as. aonfrk.: in allen drei dialekten *-o* der adjectivadverbia (wegen des aonfrk. vgl. z. b. *lango, nāio, ferro*), ahd. as. *-mo* dat. sg. masc. ntr. der pronominalen flexion[2]); an.

[1]) Der zusammenfall der kürzen beider kategorien ist zu folgern aus der gleichen behandlung derselben im ags. und afri.; vgl. *-as* und *-a* letzterer dialekte: *-os* und *-o* im as. aonfrk.

[2]) D. h. das *-mo* der quellen, die keine annahme von entstehung der endung aus *-mu* gestatten. Entgegen der Beitr. 17, 280 von mir vertretenen ansicht, dass von ahd. as. *-mo* neben *-ru* dat. sg. fem. ersteres nach Braunes und Behaghels regel als die folge von qualitativer schwächung des *-u* nach schwach betonter silbe zu fassen sei, letzteres ein regelwidriges, durch anlehnung an das *-u* der substantivischen flexion erhaltenes oder wider eingeführtes *-u* enthalte, hat Jellinek, Anz. fda. 20, 21 bemerkt: 1. dass bei solchem entwickelungsgang schwerlich eine so gründliche vermischung der ursprünglichen verhältnisse denkbar wäre, wie sie die quellen mit constanten *-ru* : *-mo* aufweisen sollten; 2. dass im Tat., dessen *thoh widaro* neben *thoh widaru* auf qualitative schwächung von *-u* nach schwachtoniger silbe hinweist, dem fem. *-ru, -ro* constantes *-mo* gegenübersteht. Angesichts dieser erwägung bez. tatsache halte ich es jetzt für angezeigt, die existenz eines ahd. as. *-mo* aus *-*zmōt* anzuerkennen (wegen der as. quellen mit *-mo* : *-ru* s. Schlüters Untersuch. s. 119 f. und 180).

Bezüglich der Braune-Behaghel'schen regel ist übrigens zu beachten, dass die richtigkeit derselben für den Cott. und Mon. keinem zweifel unterliegt. Für C wegen der in diesem ms. für den dat. sg. fem. ausnahmslos verwanten *thesaro, thesero* und *-ero, -aro* der possessiva und adjectiva (nie *thesaru* etc., Schlüter s. 179; die seltenen *iru, theru* stammen aus der orthotonierten, die häufigeren *iro* und die fast constanten *thero* aus der tonlosen form; der verwendung letzterer wurde durch das

kürzung (mit übergang in *-a*) in *-a* der adjectivadverbia. Die übereinstimmende behandlung dieser und der sub D besprochenen endungslängen lässt darauf schliessen, dass in vorhistorischer zeit neben **-ōn* etc. auch noch **-ōt* in schwang war, mithin der schwund von nach langem vocal stehendem, nicht spirantischem dental jüngeren datums ist als die apokope der nach langem vocal stehenden spirantischen dentale.[1])

Die obigen *-ō, -o* aus **-ōt* führen zur ansetzung von ablativischem **-ēt* als prototypus von *-e* der ags. afri. adjectivadverbien *déope, rúme* etc., *sīde, gerne* etc.[2]) [3]). Und nach IF.

-ro der dreisilbigen flexionsbildungen vorschub geleistet). Für M wegen der neben seltneren *-ru* stehenden häufigeren *-ro* im dat. sg. fem. von *these,* der possessiva und adjectiva (s. Schlüter s. 179); diese seltneren *-ru* durch anlehnung an die neben seltneren *iro, thero* in bedeutender mehrzahl begegnenden, ursprünglich in die betonte stellung hineingehörenden *iru, theru*; für die in dieser hs. gegenüber *-ru, -ro* fast ausnahmslos begegnenden *imu, themu, hwemu* und *-mu* der possessiva und adjectiva, vgl. Schlüter 116 f., ist nicht mit Behaghel conservative beeinflussung von *-u* durch *m* anzunehmen: das normale *-u-* von *-umu* macht ja die erhaltung des *-u* der ultima begreiflich und aus der einwirkung dieses suffixes erklärt sich die ersetzung von regelrecht entwickeltem *-mo* durch *-mu.*

[1]) In betreff der qualitativen entwickelung der endungs-ō ersehen wir also aus der obigen zusammenstellung: ahd. as. aonfrk. *-a,* ags. afri. *-e,* wenn die länge durch apokope von dentalem spiranten, ahd. as. aonfrk. *-o,* ags. afri. *-a,* wenn die länge durch abfall von *n* oder *t* in den auslaut getreten ist; m. a. w. primäre qualitative schwächung (zu *-a*) des frühzeitig auslautend gewordenen **-ō* im vorhd. vorsächs. vornfrk., secundäre schwächung desselben lautes (zu *-e* durch **-a*) im vorags. vorfries., keine qualitative schwächung des später auslautend gewordenen **-ō* im vorhd. vorsächs. vornfrk., primäre schwächung desselben lautes (zu *-a*) im vorags. vorfries.

Im an. erscheinen beide *-ō* als *-a,* d. h. durch primäre schwächung aus älterem *-ō* entstandenes *-a* ist erhalten geblieben, hat nicht (wie im ags. und fries.) weitere schwächung erlitten, als der reflex von jüngerem *-ō* zu *-a* wurde. S. noch Beitr. 17, 272 ff.

[2]) Wegen **-ōt* und **-ēt* vgl. ital. *-ōd* und *-ēd* (s. Brugmanns Grundr. 2, 588 f.); ob die beiden endungen indessen von haus aus neben einander standen, dürfte fraglich sein, weil die in der verbalflexion der europäischen dialekte als norm erscheinende verteilung der *-o* (*-ō*) und *-e-* über die verschiedenen conjugationsformen es in hohem grade wahrscheinlich macht, dass auch in der declination dem einen casus ursprünglich nur *-o-, -ō-,* dem anderen nur *-e-, -ē-* zukam.

[3]) Gemäss der hier beobachteten behandlung von endungslängen vor *t* sind got. *þamma, ƕammē-,* ahd. *demu,* as. *themu* etc. nicht auf prototypen

6, 69 ff. beruhen auch die *-ē* und *-a* von got. ***þandē, untē, simlē,*** ahd. *danta, wanta,* as. *hwanda, sim(b)la* auf **-ēt.* Zu gunsten dieser fassung, die Hirt indirect durch hinweis auf lat. *quandō* begründet, sei folgendes bemerkt. Während urgerm. **-ē,* nach welchem durch frühzeitige apokope dentaler spirant geschwunden war, und ursprünglich ungedecktes **-ē* in monosyllabischer form ahd. as. als *-e* erscheint (man beachte ahd. instr. *the,* Beitr. 16, 294 as. *-de, -dæ* 3. sg. des schwachen prt. ind. im Mon. und in den Oxf. gl., Schlüter s. 195, und vgl. weiter unten s. 492), findet sich ahd. as. *-a* aus **-ēt* im dat. sg. masc. und ntr. der *a*-declination (wegen des ahd. vgl. die in den Merseb. zauberspr. durchstehenden *-a* in *holza, bluoda, bēna,* sowie die Beitr. 14, 109 gesammelten belege; wegen des as. siehe Schlüters Untersuch. s. 211 ff.): die endung ist weder auf das eigentliche dativsuffix **-ōi* (dem ahd. as. aonfrk. *-e* entspricht) noch auf instrum. **-ē* oder **-ō* noch auf locat. **-ei* (dem ein in Beitr. 14, 121. 15, 487 f. fürs ahd. amfrk. as. aonfrk. belegtes *-i* entspricht; vgl. ausserdem aonfrk. für den dat. sg. der *a-* und *ja*-flexion neben *-e* verwantes *-i,* Cosijns Oudnederl. ps. s. 2. 4. 6), noch auf ablativ. **-ōt* (vgl. oben s. 486) zurückzuführen; es bleibt also nur **-ēt* als mögliche vorstufe übrig.[1])

---

mit *-ēt, -ōt,* sondern auf solche mit **-ē, *-ō* zurückzuführen, d. h. auf **þommē, *þommō* etc. mit durch sandhi entstandenem *-ē, -ō* (vgl. aind. *tasmāi* und s. Festgruss an Böhtlingk s. 102 anm.). Für den von Streitberg (Urgerm. gramm. s. 269) postulierten instrumental auf *-zmē* bez. *-zmō* findet sich keine indog. entsprechung. Als reflex des instrumentals avest. *tā* begegnen got. *þē, ƕē,* ahd. *hwuo,* as. *hwō* etc.

Desgleichen ist für die endung des got. dat. sg. *daga* die annahme einer vorstufe *-ēt* oder *-ōt* auszuschliessen.

[1]) Inwiefern das nebeneinander von *-a* und *-e* in einigen as. quellen (Schlüter s. 211 ff.) aus der vermischung zweier oder mehrerer dialekte herrührt oder das herschen von *-e* und *-a* in ein und derselben mundart repräsentiert, lässt sich nicht entscheiden (das *-a,* welches in gegensatz zu dem sonst im Mon. in den vordergrund tretenden *-e* im anfang dieses ms. vorwiegt, s. Schlüter s. 213, weist auf einen schreiber hin, in dessen dialekt *-a* bevorzugt wurde. Unklar ist mir die von Schlüter s. 213 ff. hervorgehobene vorliebe im Mon. für *-a* nach guttural und *j*).

Dass die as. genitivendung *-as* als eine neubildung zu fassen ist, die durch einwirkung von neben einander verwanten *-e-* und *-a*-dativen für *-es* eingetreten war, und nicht etwa mit urn. *-as* in einer linie steht oder als rein phonetische bildung zu gelten hat (vgl. Beitr. 16, 290 anm. und Schlüter s. 249), geht aus den folgenden tatsachen hervor: 1. im anfang des Mon.

Zu den bisher erörterten regeln begegnen bekanntlich ausnahmen.

Eine solche, sich sofort verstehende bietet die endung des imper. sg. der 2. schwachen flexionsklasse. Durch anlehnung an das *-ō- der anderen conjugationsformen blieb das *-ō besagter bildung im vorgot. entgegen dem für die im absoluten auslaut stehenden längen geltenden kürzungsgesetz erhalten. Durch die wirkung des nämlichen factors behauptete die form im urn. vorhd. vorsächs. und vornfrk. zunächst ihr *-ō während der kürzung ursprünglich auslautender längen, in der folge auch während der wirkung des für die durch frühzeitige consonantenapokope in den auslaut getretenen längen geltenden kürzungsgesetzes, das die *-ō(-) der schwachen conjugation unberührt liess (s. gleich unten). Erst nachdem durch das verklingen von *n* die endung *-ōn der 1. sg. praes. opt. zu *-ō geworden war und die 2. schwache klasse in folge dessen drei formen mit *-ō zählte (in der 1. 3. sg. praes. opt. und im imper. sg.), verlor sich die conservative einwirkung der anderen flexionsbildungen; es entwickelte sich aus der endung besagter formen, als das gesetz wirkte, welches die durch späteren consonantenschwund in den auslaut gerückten längen traf (D und E), im vorhd. vorsächs. vornfrk. *-o*, im vornord. *-a*. Im vorags. und vorfries. bot das *-ō des imper. durch anlehnung an *-ōs(i), *-ōþ(i) der 2. 3. sg. praes. ind. ebenfalls jeglicher kürzung und damit zusammenhängender qualitativer änderung trotz, bis es endlich im verein mit dem vocal der 2. 3. sg. praes. ind. (vgl. oben B) zu *-a* wurde.

Wegen got. *-ō, -ei,* ahd. *-a, -ī,* as. aonfrk. *-a, -i,* an. *-a,* ags. afri. *-e* im schwachen nom. sg. fem. als ausnahmen zur regel A s. unten s. 497.

Eine ausnahme zu C bilden die endungen der 3. sg. praes. opt. 2. schwacher flexion, got. *-ō* (durch anlehnung an die *-ō-* der anderen flexionsbildungen für regelrechtes *-a*), ahd. as.

---

steht gegenüber vorwiegendem *-a* des dat. vorwiegendes *-es* im gen. (Schlüter s. 213 und 245), was für die diesen anfang beeinflussende mundart auf vorherschen von *-a* und *-es* hinweist; 2. die Essen. gl. und die Essen heb. gewähren *-a* neben *-es, -as* (Schlüter s. 222 und 246); 3. in den quellen, die ausschliesslich *-e* haben (Taufgel., Ps.-comm., Merseb. und Oxf. gl.), steht ebenso ausschliesslich *-es* (Schlüter a. a. o.).



-*o*[1]) (für regelrechtes -*a*; zunächst *-*ō* zur zeit des vorganges C, dann kürzung, s. oben).

Wegen einer anderen ausnahme zu C, ahd. -*o* im nom. acc. pl. fem. der starken adjectivflexion, ags. afri. -*a* im nom. acc. pl. fem. dieser adjectiv- und der substantivflexion (vgl. IF. 1, 214 f. und Beitr. 17, 274 f. Wegen ahd. as. aonfrk. -*ta*, -*da* 3. sg. praet. ind. und ahd. -*tī*, -*dī* 3. sg. praet. opt. s. unten s. 493.

Eine vierte ausnahme aber, Notkers -*ā* des nom. acc. pl. der fem. substantivflexion[2]), schreibt sich offenbar aus dem gleichen process her, der für die entstehung von -*tī*, -*dī* des schwachen prt. opt. geltend zu machen ist (s. unten s. 493): **wúnniā̀*, *spā́hidā̀* etc. als regelrechte bildungen, wonach durch anlehnung **síbbjā, lḗrā, kórùngā* etc. statt regelrecht entwickelter **síbbja*, **lḗra*, **kórùnga* etc. (hingegen im gen. sg. umgekehrt verallgemeinerung des im tonlosen suffix entstandenen -*a*). Für den nom. (acc.) pl. der masc. flexion, zu der nur verhältnismässig wenige formen mit nebentonigem endungsvocal in diesen casus gehörten (nur die langsilbigen *ia*-stämme **hírtiā̀* oder **hírdiā̀*, **fískā̀riā̀* etc.), wäre ein solcher sieg des -*ā* kaum denkbar; es sind somit die seltenen -*ā* des nom. acc. pl. masc. (s. Beitr. 2, 135) wol für lapsus calami zu halten, welche durch die zur darstellung der endung des fem. neben -*a* verwanten schreibung (beides eine zwischen länge und kürze liegende quantität bezeichnend) veranlasst wurde.

Als wirkliche bez. scheinbare ausnahmen der regel D begegnen: got. ahd. as. aonfrk. -*a*, ags. afri. -*e* acc. sg. der *ō*-flexion; got. ahd. as. (im Cott., P und der Beichte) aonfrk. -*da*, -*ta*, as. (im Mon.) und ags. afri. (?) -*de* 1. sg. des schwachen prt. ind.; -*tī*, -*dī* 1. sg. opt. des schwachen prt. bei Notker und in der Benedictinerregel; ahd. as. aonfrk. -*a*, ags. afri. -*e* nom. acc. sg. ntr. schwacher declination.

Behufs erklärung besagter endungen des acc. sg. fem. habe ich Beitr. 17, 277 ff. (vgl. auch die correctur s. 576) auf grund der erkenntnis, dass im germ. der aus nasalconsonant hervorgegangene nasalklang früher bei den kurzen als bei

---

[1]) Wegen aonfrk. -*e* dieser conjugationsbildung s. Beitr. 17, 280.

[2]) Ich bediene mich vorsätzlich des ausdrucks 'Notkers', weil die länge nur für dessen mundart bezeugt ist. Die Benedictinerregel gewährt bekanntlich keine doppelschreibung im erwähnten suffix.



den langen vocalen schwand, vorgerm. *-ō angesetzt, das zu der zeit, worin der nasalklang der längen noch nicht verklungen war[1]), nach analogie von *-a, *-i, *-u der anderen accusative sg. (aus *-aⁿ etc.) sein ⁿ verloren hatte. Zu dieser annahme (in der ich, wie mir erst nach veröffentlichung derselben bekannt wurde, mit Burghauser, German. nominalflex. s. 21, zusammentraf) bemerkt Jellinek (Zs. fda. 39, 141): 'gegen van Heltens annahme ... erheben sich dieselben bedenken, welche Brugmann, Grdr. 2, 547 a. 1 gegen die gleiche annahme Burghausers geltend machte. Im altn. schwanden ursprünglich nasalierte kurze vocale später als nicht nasalierte, sie haben also erst später ihre nasalierung verloren'. Wie indessen diese für das urn. erwiesene, für die anderen germ. dialekte wahrscheinliche zeitfolge die in rede stehende deutung erschüttern soll, sehe ich nicht ein: der grund, worauf sich die erklärung stützt, die gleichzeitigkeit von *-a, *-i, *-u (aus *-aⁿ etc.) und *-ōⁿ etc., hat doch mit dem chronologischen verhältnis von *-aⁿ etc. zu ursprünglich nicht nasaliertem *-a etc. nicht das geringste zu schaffen. Ob an. -a im acc. sg. fem. der starken adjectivischen flexion auf gleichem wege entstand oder das resultat regelrechter entwickelung repräsentiert (aus *-ōⁿ, das sein ⁿ zugleich mit den anderen -ōⁿ einbüsste), ist natürlich wegen der s. 487 anm. 1 erörterten gleichen behandlung aller ursprünglich gedeckten *-ō- nicht zu ermitteln.[2])

---

[1]) Es sei mir gestattet den beweis für diesen vorgang hier nochmals, jedoch in anderer formulierung zu führen. Die kürzung der durch frühzeitige consonantenapokope in den auslaut getretenen länge erfolgte in den vorgerm. dialekten nach oder frühestens gleichzeitig mit dem schwund von ursprünglich nasalierter kürze (sonst wäre ja der gekürzte vocal mit dem aus nasalierter kürze hervorgegangenen zusammengefallen und hätte, wie letztere, apokope erlitten); sie ist demnach eine jüngere erscheinung als das verklingen des nasalklanges nach kurzem laute; zu der zeit aber, worin besagte kürzung stattfand, wurde die ursprünglich von nasal gefolgte länge nicht gekürzt, was sich nur aus dem schutze erklärt, den ein diesem vocal folgender nasalklang gewährte.

[2]) Im hinblick auf die aus den tatsachen zu folgernde annahme, altes *-ēm > ahd. as. anfrk. -a (s. unten s. 492), könnte man vielleicht auf den gedanken kommen, die überlieferten westgerm. endungen als die entsprechungen eines ursprünglich den iē-stämmen zukommenden und von da aus in die ō-klasse eingedrungenen *-ēm zu deuten. Doch müsste man so für das westgerm. einen anderen entwickelungsgang als für das got. und

Wegen der 1. sg. des schwachen prt. ind. vgl. das Beitr. 17, 279 f. ausgeführte, zu dem ich hier noch einiges nachtrage. Während, wie aus den zusammenstellungen bei Schlüter s. 194 ff. hervorgeht, im Mon. flexivisches neben *-a* auftretendes *-e* sonst immer in der minorität steht, ist für *-de* neben *-da* in der 1. und 3. sg. ind. des schwachen prt. grade das umgekehrte der fall: in der 1. pers. 8 *-de* : 4 *-da*, in der 3. pers. 2 *-dae*, 375 *-de* : 182 *-da* (Schlüter a. a. o.). Dies nötigt zu der folgerung, dass das *-e* dieses suffixes nicht auf *-a* zurückgeht. Angesichts des im Mon. ausnahmslos begegnenden *-des* in der 2. sg. (gegenüber *-dos* in Cott.) ist für *-de* der 3. sg. (gegenüber dem in Cott. und den kleineren denkmälern, mit ausnahme der Oxf. gl., stehenden *-da* derselben person, welches auf eine neubildung *-*ōþ* oder *-*ō* zurückgeht, s. Beitr. a. a. o.) eine vorstufe mit ursprünglichem *-*ēþ* anzusetzen (wegen der behandlung von frühzeitig in den auslaut getretenem *-*ē* vgl. oben s. 488). Wenn ferner in einigen as. mundarten, wie im ahd. und aonfrk., das ursprünglich nur der endung der 1. sg. zukommende *-*ō*- in der 2. 3. sg. altes *-*ē*(-) verdrängt hat (Beitr. a. a. o.), so ist für den dialekt des Mon. das umgekehrte, das eindringen von -*ē*(-) in die endung der 1. sg. ebensogut denkbar; als der reflex eines solchen *-*ēm* aber (oder ev. auch *-*ēn* oder *-*ēn*) wäre nach dem was oben s. 488 über die behandlung von durch

---

das nord. gelten lassen, denn vorgot. *-*ēm* hätte historisches -*ē* ergeben, und für an. *-a, -ja* acc. sg. fem. der adjectiva wäre dann, wenn wir wegen des acc. *heiðe* für das nord. -*ē* aus *-*ēm* annehmen wollten (wegen der unwahrscheinlichkeit der erhaltung von solchem -*ē*- beachte man indessen die auf einführung von -*ō*- in die *ī*-klasse hinweisenden endungen von *heiðar* gen. sg. und nom. acc. pl., *heiða*), die ansetzung geboten einer vorstufe *-*ōm*, *-*iōm*. Ausserdem aber hätte die gedachte fassung ihre bedenken wegen der tatsache, dass die überlieferten endungen der anderen casus der starken feminina, sofern dieselben zu schlüssen berechtigen, auf ein vordringen von -*ō*-, nicht aber von -*ē*- hinweisen; man vgl. as. *-a* und *-(i)a* gen. sg., as. aonfrk. *-a* und *-(i)a* nom. acc. pl. (die entsprechung von altem *-ēz* hätte *-e* gelautet), ahd. as. *-u* und *-(i)u* dat. sg., ahd. *-ōm* und *-(e)ōm* dat. pl. Für die entstehung der accusativendung in an. *heiðe* ist zweierlei als mögliches denkbar: entweder *-e* aus altem *-*īm* (weniger wahrscheinlich wegen des sonstigen fehlens von auf solche vorstufe zurückführenden historischen suffixen) oder durch die bei allen anderen starken femininen obwaltende gleichförmigkeit des dat. und acc. sg. fem. veranlasste entlehnung aus dem dat.

späten consonantenabfall in den auslaut getretenen **-ē* beobachtet wurde, für die historische periode *-a* zu erwarten. Durch die vermischung von *-da* und *-de* wurde dann in der folge *-de* auch für die 1., *-da* auch für die 3. sg. verwant. Die nämliche fassung hat selbstredend auch für die 3. sg. *-de* (7 m.) und *-da* (4 m.) der Oxf. gl. zu gelten. In den bei Schlüter aus C belegten vereinzelten *-de* der 3. sg. sind, weil diese hs. kein *-e* als schwächung von *-a* aufweist, reste des alten **-ēþ* zu erblicken (vgl. das bekannte einmalige *-dēs* bei Isid. neben zwei *-dōs,* Weinh. s. 79). — Betreffs der doppeldeutigen ags. afri. *-de* (Beitr. a. a. o.) sei bemerkt, dass mit rücksicht auf ags. afri. *-e* als entsprechung von altem durch späten consonantenabfall in den auslaut getretenen *-*ē* (vgl. oben s. 487) hier für die 1. sg. die möglichkeit einer vorstufe mit **-ēm* oder **-ēn, *-ēn* nicht zu übersehen ist.

Für *-tī, -dī* der 1. sg. des schwachen prt. opt. ist annahme von durch *-tīs(t), -tīn* etc. veranlassten herstellung oder erhaltung der länge ausgeschlossen: man müsste bei dieser fassung auch in der starken conj. *-ī* erwarten. Hingegen lässt sich der lange vocal hier (sowie im suffix für die 3. sg.) erklären aus einer wegen der synkopierten bildungen *hōrtī, brantī* etc. für altes **hṓritī̀, *bránnitī̀* etc. (oder **hṓridī̀* etc.) anzusetzenden betonung: der nebenton schützte das *-ī* vor kürzung und durch einwirkung dieser formen blieb die länge auch erhalten oder wurde wider eingeführt in den zweisilbigen formen (*brāhtī* etc.) und den mehrsilbigen mit nebentoniger paenultima (*nérìtī, kórṑtī* etc.). Der umgekehrte entwickelungsgang ist somit für die diesen *-tī, -dī* gegenüberstehenden *-ta, -da* der 1. 3. sg. prt. ind. geltend zu machen: verdrängung von **hṓritṑ* etc. durch **hṓritò* etc. oder *-tà* in folge von einwirkung von **brāhto, *nérìto, *kórṑto* etc. oder *-ta.*

Dass die indogermanischem *-n̥* entsprechende vorgerm. endung **-un* des schwachen nom. acc. sg. ntr. schon vor der wirkung der auslautgesetze durch eine andere verdrängt war, ist zu erschliessen aus dem umstand, dass von einem übertritt ursprünglich schwacher neutra in die *u*-flexion auch nicht e i n e spur nachzuweisen ist (vgl. dagegen die häufigen spuren einer übersiedlung von *uz*-stämmen in die *u*-declination, Beitr.

15, 482 ff)[1]. Was aber lag, als sich die neigung zur beseitigung von *-*un* entwickelte, wol näher als eine durch *-*ōnō* des nom. acc. pl. beeinflusste ersetzung von *-*un* durch *-*ōn*? Diesem *-*ōn* entspricht der regel gemäss got. -*ā*. Neben regelrechter entwickelung ist hier indessen auch eine (bereits Beitr. 17, 282 angedeutete) associative denkbar, die auf demselben princip beruht, das zur beseitigung von *n* im acc. sg. fem. *-*ōn* trieb. Durch den schwund von *n* nach kurzem vocal in *-*an* hatte der starke nom. acc. sg. ntr. sein charakteristicum eingebüsst, und hiernach konnte auch die schwache neutrale endung derselben casus sich noch vor der allgemeinen apokope des *n* nach langem vocal entäussern, woher ahd. as. aonfrk. -*a*, ags. afri. -*e* (wie die -*a*, -*e* aus *-*ō* aus *-*ōz*, vgl. ob. s. 484 und 487 anm. 1)[2]. An. -*a* dieser casus ist doppeldeutig wie das -*a* des acc. sg. fem. der adjectivflexion (vgl. oben s. 491. 487 anm. 1).

Den bisherigen versuchen, die historischen endungen der schwachen nom. sg. masc. und fem. zu deuten, ist der satz zu grunde gelegt, dass eine aus dem indog. herrührende formenverschiedenheit dieser casus im vorgerm. benutzt wäre, um den unterschied der geschlechter zu bezeichnen. Auf die bei dieser annahme sich gleichsam aufdrängende frage, was das leitende princip bei solcher scheidung gewesen sein möchte (warum vorgot. und vornord. *-*ō* oder *-*ē* im masc., *-*ōn* im fem., hingegen vorwestgerm. *-*ōn* im masc., *-*ēn* im fem., oder, wenn man der accenttheorie das wort lässt, warum vorgot. *-*ḗn* oder *-*ṓn* im masc., -*õ* im fem., vornord. *-*ḗn* im masc., *-*ṓn* im fem., vor-

---

[1]) Wegen des verhältnisses von got. *hilms* zu aind. *çarma* von an. *felm* zu *πέλμα*, von an. *straumr* zu *ῥεῦμα* etc. s. Joh. Schmidts treffliche deutung in seiner Kritik der sonantentheorie s. 100.

[2]) In betreff der Beitr. 17, 282 und 284 aus dem übertritt ursprünglich schwacher neutra in die masculine declination gezogenen consequenzen sei jetzt bemerkt, dass die berücksichtigung der tatsache, dass die einschlägigen nomina nahezu ausnahmslos bildungen mit *-*men*-, *-*mon*- sind (vgl. Pauls Grundr. 1, 389 f.), die annahme von gleichförmigem suffix im nom. masc. und nom. acc. ntr. sg. nicht eben notwendig erscheinen lässt (vgl. hierzu Brugmanns Grundr. 2, 351). Die vereinzelten fälle, wo keine solche derivata vorliegen, ahd. *nioro* und an. *nýra*, an. *ǫkli* und *ǫkla*, an. *wange* und ahd. *wanga*, ags. *wonȝe*, können von haus aus verschiedenes genus gehabt haben oder aus einer vermischung herrühren, welche durch die gleichen endungen für den gen. und dat. sg. pl. des masc. und neutr. veranlasst wurde.

westgerm. *-ō im masc., *-ṓn im fem.?), ist bis jetzt noch keine antwort gegeben (an eine zufällige scheidung, welche für alle westgerm. dialekte uniformität zur folge gehabt hätte, wäre hier ja kaum zu denken). Vielleicht ist es jedoch nicht nötig, sich diese frage zu stellen, d. h. es können uns die überlieferten formen klar werden, indem wir statt von der besagten these von dem satz ausgehen, dass im vorgerm. zunächst die nämliche uniformität geherscht habe, die sich bekanntlich in den anderen indog. sprachen beobachten lässt: entweder *-ōn oder *-ō im masc. und fem. Die ansetzung ersterer endung nun würde zwar nicht zum ziele führen, weil sich weder got. *-a*, urn. *-ā* des masc. noch westgerm. *-a*, *-e* des fem. mit solchem prototypus vereinbaren liesse. Wol aber die annahme von *-ō. Was hätte nämlich zur zeit der kürzung von ursprünglich auslautendem *-ō in der feminindeclination aus diesem suffix werden können, dem vornord. und vorwestgerm. vor der kürzung eines solchen *-ō zu *-u*, mithin vor der entwickelung von *-ūn- vor *-u(-) (aus *-ō oder = durch sonantischen nasal entwickeltem *-u-, vgl. Beitr. 15, 460 ff.), im vorgot. überhaupt flexionsformen mit durchstehendem *-ōn-, *-ōm- zur seite standen[1])? Bei regelrechter entwickelung allerdings nur *-u* bez. *-a*. Wenn indessen die erhaltung von *-ō des imperat. sg. zur zeit des gedachten kürzungsgesetzes eine tatsache ist (s. oben s. 489), so ist die möglichkeit einer gleichen behandlung von *-ō des nom. sg. fem. gewis nicht in abrede zu stellen. Als die folge dieses vorgangs wäre got. *-ō* des fem. sofort begreiflich. Und westgerm. *-a*, *-e*? Das nicht zu *-u* gewordene *-ō fiel zuerst mit den durch die apokope eines spirantischen dentals in den auslaut getretenen *-ō (vgl. oben s. 484 C) zusammen; in dieser entwickelungsperiode aber war in einem teil der flexionsendungen mit altem *-ōn- das *-ō- zu *-ū- geworden[2]), m. a. w. es fehlte das durchstehende *-ō-, welches zuvor als conservie-

[1]) Dass auch im vorgot. dieser vorwestgerm. und vornord. umlaut geherscht hätte, ist auf grund des absoluten fehlens von got. spuren solcher lauterscheinung für mindestens unwahrscheinlich zu halten.

[2]) Als zeugnisse für die existenz von vorags. endungen *-ūn sind zu erwähnen: ags. *wéa* aus **wāūn* für **waiwūn-*, north. *eorðu* und *-o* nom. acc. pl. fem. (Sievers, Ags. gr. § 118 und 276 anm. 2). Wegen vorfries. *-ūn* beachte die entstehung der formen *riū* und *tio(e)le* (s. Beitr. 19, 355. 358).



render factor auf das *-ō des nominativs eingewirkt hatte. So musste der endungsvocal die gleiche behandlung erleiden wie die *-ō aus *-ōþ, *-ōz, was ahd. as. aonfrk. -*a*, ags. afri. -*e* ergab[1][2]). Dem vorwestgerm. *-ō entspricht urn. -ō des nom. sg. fem. (das also nicht als nasalierter laut anzusetzen ist); dem ahd. as. aonfrk. -*a* hinwider an. -*a* (vgl. oben s. 487 anm. 1). [Vorgot. *-ō des nom. sg. masc., auf das kein conservierender factor einwirkte, wurde regelrecht zu -*a*. Im vorwestgerm. entwickelte sich noch vor der ersten kürzungsperiode aus *-ō erweitertes *-ōn: das *-ō des starken und schwachen nom. sg. fem. hatte ein specifisch feminines gepräge bekommen, was die beseitigung von *-ō als masculiner endung veranlassen konnte; das nächst liegende mittel zu dieser beseitigung war die aufnahme von -*n* aus den endungen der anderen flexionsformen[3]). Das urn. hat im nom. sg. masc. -ā (d. h. -āⁿ), das durch qualitative anlehnung an die anderen endungen für *-ō (d. h. *-ōⁿ aus *-ōn[4]) = vorwestgerm. *-ōn) eingetreten war; wegen des alten *-ōⁿ vgl. finn. *mato, mako,* Thomsen, Einfluss der germ. sprachen auf die finn.-lapp. s. 153 und 155; wegen Kocks vermutung an. -*e* aus *-*a* für urn. -āⁿ gegenüber -*a* aus *-*an* vgl.

[1]) North. neben -*e* stehendes -*a* dieses casus ist natürlich die aus den obliquen casus eingedrungene endung (vgl. umgekehrt auch north. aus dem nom. entlehntes -*e* im gen. dat. acc. sg. fem., Sievers, Ags. gr. § 276 anm. 2).

[2]) In einer linie mit diesen -*a*, -*e* stehen ausser den westgerm. -*a*, -*e* des starken acc. sg. fem. und des schwachen nom. acc. sg. ntr. (s. oben s. 490 und 493) auch die -*a*, -*e* aus nach der kürzung von absolut auslautendem *-ō an die endung des acc. sg. masc. und nom. acc. sg. ntr. der pronominalen flexion angetretenem affix *-ō (urn. -ō, got. -*a*, vgl. Beitr. 17, 281 und 15, 473 ff.).

[3]) Dass es auch in ostgot. mundarten eine solche neubildung gegeben hat, ist zu erschliessen aus den bei Wrede, Die sprache der Ostgoten, verzeichneten nomina *sajo, Bauto, Bojo, Riggo, Taffo,* s. QF. 68. 73. 111. 147. 154.

[4]) Indem für vorwestgerm. und vornord. *-ōn zur zeit der apokope von *þ* (*ð*) *-ōⁿ eingetreten sein muss (wegen der gleichzeitigkeit von *-ōⁿ und *-ō aus *-ōþ, *-ōð s. oben s. 485), ist hier die übersiedlung von **nefō*, **mēnō* (**mānō*) in die schwache flexion nicht als die folge des zusammenfalls von *-ō dieser bildungen mit dem schwachen nominativsuffix zu fassen: die isolierung des *-ō als masculiner nominativendung veranlasste dazu, dieses suffix durch die zu einer vielfach repräsentierten declinationsklasse gehörende, formell naheliegende masculine nominativendung zu ersetzen.



Skandin. arch. 1, 19). In die vorgerm. periode *-*ō* nom. sg. masc. und fem. ist selbstredend die vermischung der beiden genera zu verlegen, welche das in Pauls Grundr. 1, 389 hervorgehobene nebeneinander von *burna* und *burne, bluomo* und *bluoma* etc. hervorrief.]

Nach dem got. -*ō* des nom. sg. fem. (das also dem oben ausgeführten zufolge als ausnahme zur regel A zu gelten hat) ist got. -*ei* des nom. sg. der *ein*-flexion als die parallele folge von anlehnung an -*ein*- der anderen casus zu fassen. Die correspondierende endung as. -*i*, aonfrk. -*i* (-*e*) entstand in der sich aus regel C ergebenden kürzungsperiode, worin der vocal von *-*īn* offenbar seine frühere beeinflussung aufgegeben hatte (das -*i*, -*e* der anderen casus aus *-*īn*, vgl. Beitr. 12, 380 ff., steht in einer linie mit as. aonfrk. -*in* des plur. praet. opt. = ahd. -*īn*). Für das vorhd. ist auf grund des aus *red*(*i*)*a, brunia* zu erschliessenden zusammenfalls der endungen für den nom. sg. der kurzsilbigen *ī*-stämme und der *īn*-substantive (s. oben s. 474) ein gleiches -*i* anzusetzen, woraus in der folge -*ī* durch einwirkung von -*ī*(*n*) der anderen casus.

[Nachträge. — Zu XLIII. Nachdem das ms. dieses artikels bereits zum satz in die druckerei gegeben war, kam mir Mackels aufsatz (Zs. fda. 40, 254 ff.), worin ebenfalls für *ë̄*- und *ōa*-qualität von altwestgerm. *ē*² und *ō* plaidiert wird, in die hände. Mit M.'s ausführungen betreffs awgerm. *ē*² oder *ī*, *ō* oder *ū* als auf lautsubstitution beruhender entsprechungen von lat. *ē* und *ō* stimmen die meinigen im grossen und ganzen überein. Gegen M.'s ansetzung von vulgärlat. *brę̄ve, scǭla* etc. aus *bręve, scǫla* (Zs. fda. 40, 254. 258. 262) sprechen: primo die oben (s. 440. 442) erwähnten lehnwörter mit *ë* und *o*; secundo der umstand, dass die lat. in offener betonter silbe stehenden *i*, *u* nur ausnahmsweise, solche *a* m. w. nie im germ. mit langer qualität erscheinen (nur ahd. *līra* : *lyra*; ahd. *krūzi*, as. *krūci* : *cruce*; sonst as. *kelik*, ahd. *chihhurea, chuhmo*, ags. *lacu*, mnl. *merele*, ags. *pipor, pisu, pic, pytt*, ahd. *simila*, ags. *sicol* etc.).

Dankenswert ist M.'s nachweis (s. 266) der widergabe von awgerm. *ē*² und *ō* im roman. durch *ëə* oder *ëä* und *oaə* oder *oaä* (so statt M.'s *ę̄, ǭ*), woraus *ie, ue* etc.

Zu den oben s. 439 erwähnten, auf geschlossenen laut zu-

rückgehenden spaltungsdiphthongen füge noch hinzu die von Braune (Beitr. 11, 582 f.) beschriebenen obersächs. *iä, üä* aus *ē, ō*.

Zu XLV 5. In den Vat. fragm. herscht beim demonstr. die urspr. der betonten stellung zukommende form vor (nom. acc. pl. m. *thea* 208. 210. 257. 258. 271, *thia* 183, nom. acc. pl. f. *thea* 51, *thia* 42, acc. sg. f. *thea* 222. 274. 289 [2 m.], *thia* 2), doch halten sich beim person. die bildungen mit *-e* und *-i-* ungefähr die wage (nom. acc. pl. m. *sea* 12 m., *sia* 13 m., acc. sg. fem. *sia* 1 m.; der nom. acc. pl. f. ist nicht belegt; s. Braunes Gloss. zu *hê*).

Zu s. 472 anm. 1. Man beachte auch gegenüber gesetzmässigem *unsēleins* 'des bösen' Eph. 6, 16 B die genitive *unsēljins* Eph. 6, 16 A, *wilþjins* Rom. 11, 24 (hs. *wilþjis*), *bandjins* Tim. 2, 18 durch anlehnung an die flexionsformen mit *-ja, -jan* etc.

Zu s. 473 anm. 2. Als gegenstücke zu *stōjiþ* findet sich *mikileid* (mit *-eid* für lautgesetzliches *-jiþ*), das mithin im hinblick auf *stō|jiþ* zu *stō|jan* nach *nas|jiþ* zu *nas|jan* auf *mikiljan* etc. neben *sō|kjan* etc. mit *sōkeiþ* etc. schliessen lässt. Die verschobene silbentrennung in *nas|jiþ* etc. wurde also durch den hochton bedingt.

Zu s. 479. Zu den hier besprochenen *-a-* der 3. schwachen flexion gesellen sich auch die *-a-* der in Schlüters Untersuch. 99 und IF. 5, 354 erwähnten bildungen *faran, folgan* — *tholan* und *waran*.]

GRONINGEN. W. VAN HELTEN.

DIE LEIBITZER MUNDART.[1]

II. Formenlehre und syntaktisches.

A. Declination der substantiva.

Allgemeines.

§ 124. Die substantiva lassen sich behufs einteilung nach klassen am besten nach dem geschlecht gruppieren; als zweites einteilungsprincip kann die bildung des plurals gelten. Flexions *-e* ist fast ganz aufgegeben worden und durch *-en* auch im nom. sg. ersetzt. In folge dessen kommen sing. und plur. häufig einander gleich. Nur die umlautsfähigen scheiden zwischen sing. und plur. In diesem falle kann auch im sing. von eigentlicher flexion, abgesehen von dem selten gebrauchten genetiv, nicht mehr die rede sein. Die unterscheidung der casus haftet an dem artikel oder einem pronomen, da das substantivum selten ohne eines von diesen beiden gebraucht wird.

§ 125. Im lebendigen gebrauch besteht der genetiv als gen. possessivus; z. b. *kẹ́ynyχs ros*; *ryχtṛs jov*; *ẹn gots nộm* in gottes namen; *of laeptsṛ* (sc. grund) in der Leibitzer gemarkung (das adj. in verbindung mit dem nomen zeigt in diesen fällen die bildung *-erisch*; z. b. *s kẹzn̥mẹrkṛšə kašôr* das Käsmarker koschar = schäferei); in flurnamen *maetnṛs fæld* Mäutners feld; *dṛ potṛmans lox* Buttermanns loch[2]); *glẹknṛs fæltχə* Glöckners feldchen; *vϑlfχn̥s vϑs* wölfchens wiese; *fafn̥ šlộk* pfaffenschlag u.a.;

---

[1]) Das folgende ist die fortsetzung des von mir Beitr. 19, 274 ff. gegebenen abrisses der lautlehre der Leibitzer ma., auf den ich auch bezüglich der phonetischen schreibung ein für alle mal verweise. — Aus praktischen gründen habe ich der 'formenlehre' manches, namentlich syntaktisches, beigefügt, was streng genommen nicht hierher gehört.

[2]) *Lox* = mhd. *lôch*, gebüsch, dessen *ô* vor *ch* nach § 82 dialektische kürzung erfahren hat (vgl. noch Schumann, Flur- oder koppelnamen des Lübecker staatsgebietes [Colmarer progr. von 1892] *lo, loch* = gehölz, waldwiese, grasanger). Die daran stossenden felder *grûsə* und *klẹ́ynə lẹnt* grosse

in ortschaftsnamen *męχlsdrof* Michelsdorf, *mêynərsdrof* (amtlicher name *Menhard* aus *Meinhards* — *Meginhardes* — *dorf*); *dûrəlsdrof* (amtliche bezeichnung *Durand*, wahrscheinlich *Durandsdorf*); *donərštmark* Donnerstmark (mit epenthetischem *t*, vgl. § 120); *kuntšœypχə* Kunz'höfchen (in *macərhœybn̥* Meierhöfen, ist wie in *hundr̥tmǫrgn̥* Hodermark, die obl. casusform verallgemeinert worden); *hunsdrof* Hunsdorf; *maxl̥sdrof* Machelsdorf; *gəhansdrof* Gánócz u. a. Von adverbiell gebrauchten genn. sind üblich: *ęubn̥ts*; *flukst*; *alərdęʋks*; *dr̥vael*; *alərhant*; *alərlae*; *dəsvœ̂gn̥*; *dœrntalbn̥*; *haedyjn̥ tǫks*; *yts alər ęršt* eben zuvor. Der gen. begegnet ferner in den beteuerungsformeln *maenr̥ vart* = meiner worte (d. i. auf mein ehrenwort); *maęnr̥ ǫrm zęyəl* meiner armen seele; endlich in der nominalcomposition, z. b. *kaedl̥skęp* (vgl. Streitberg, Urgerm. gramm. s. 141 **kîðl*, nhd. dial. *keidel*, dazu *kîl* 'spalter, keil') kielkröpfe, froschnachwuchs; *tœutn̥gǫrtn̥* totengarten (= friedhof); *mœntšn̥zęn* menschensinn; *tœutn̥skop* totenkopf; *oksn̥tsoʋ* (pflanzenname); *læmr̥švants* lammschwanz; *krœutn̥gərçt* froschlaich u. a.

Sehr beliebt ist in der ma. die genetivbezeichnung durch *s* im gen. plur. aller geschlechter; z. b. *bŷrgr̥s vald* wald der bürger (im gegensatz zum städtischen wald); *dęrfr̥slaet* dorfleute; *maeərsvaebr̥* meierinnen; *drœšr̥svaebr̥* drescherinnen; *kęndr̥ns vald* der den kindern als väterliches oder mütterliches erbanteil zugefallene wald (im gegensatz zu dem von den eltern zurückbehaltenen); *mœdr̥χęns šŷrtsr̥χə* schürzchen der mädchen; *far hŷrtn̥s tsaet* frühmorgens (bevor die hirten treiben), *hŷrtn̥s joʋ* hirtenknabe.[1])

§ 126. Häufig wird der dat. plur. in praep.-constructionen

---

und kleine linde, waren ihrem namen nach zu schliessen ebenfalls von wald bestanden. Das wort gehört zu denjenigen, die sich bloss als feldnamen, wie *hǫgn̥*, *hao* (vgl. Schumann a. a. o. *houw*, *hou*), *zaefn̥*, *ręn*, *gęrn* dreieckiges ackerstück (vgl. Schumann a. a. o. *gere* = spitze, keil, bezeichnet in ortschaftsnamen dreieckige stücke), erhalten haben.

[1]) Constructionen wie die letzteren sind wol aus dativ mit zugesetztem possessivum hervorgegangen, indem der gen. possessivus durch eine art possessiven dativ ersetzt wurde. Dieser stand ursprünglich nicht beim substantiv, sondern bei dem verbum (vgl. Behaghel, D. sprache s. 206). Man muss daher auflösen *kęndr̥n zaen vald*; *maedr̥χn̥ zaenə šŷrtsr̥χə* u. s. w. Dagegen nach analogie von *manslaet* mansleute, hat man *fraonslaet*, frauensleute gebildet. Von den früher erwähnten sind zu trennen constructionen wie

gebraucht, wo wir ihn nhd. meistenteils aufgegeben haben und dafür den sg. setzen: *bae krẹftn̥* im besitze der kraft; *ẹn lẹftn̥* in der luft; *ẹn ẹvstn̥*; *s vêr fan nẹ́ytn̥* es wäre nötig; *ẹn gytn̥* in güte; *tsu gantsn̥ tộgn̥*; *tsu tsaetn̥, bae tsaetn̥* zeitig; *tsu tẹ́ykl̥s tsaetn̥* zur zeit des sagenberühmten Tököly (standesherrn der stadt Käsmark); *ovn̥ fysn̥* stehenden fusses; *tsu šandn̥ maxn̥* etwas vernichten; die wendung *vẹn s mẹt rǽχtn̥ volt tsu vǽgn̥ gẹ́yn* wenn es nach recht und billigkeit geschehen würde, enthält zwei dativconstructionen: *mẹt rǽχtn̥* und *tsu vǽgn̥*. Plur. acc. in praep.-verbindung: *dy hynr̥ gẹ́yn of dy sẹts* die hühner gehen zu ihren nachtsitzen.

§ 127. Der acc. begegnet als adverbielle umschreibung in *alə ryt* (vgl. Reis, Beitr. 19, 488 *alle ritt* = jeden augenblick) oder *ẹn ẹ́yn ryt* = ohne unterbrechung etwas betreiben; *dr̥ štůrpt ê dy bẹst* er ist dem tode nahe; *yts drae jộr* jetzt eben sind es drei jahre; *zonst ə jôr* sonst vor jahren; *s faryjə jôr* im vorigen jahr; *ə pộr tộk rẹmr̥* nach einigen tagen.

I. Masculina.

§ 128. Die masculina zerfallen in die beiden hauptklassen der starken und schwachen declination. Die starke declination sondert sich wider nach der pluralbildung in zwei abteilungen: a) der plural erscheint endungslos, b) der plural wird durch *-ẹr* gebildet. Von den alten klassen innerhalb der starken declination ist keine spur mehr vorhanden, nur der umlaut wird zum unterscheidungsmerkmal zwischen sing. und plur. gebraucht. Im nom. sg. der schwachen declination ist das *-e* abgefallen; man hat dann weiter den nom. sg. mit den cass. obll. uniformiert, indem man das *-en* in den nom. herüberzog.

1. Starkes masculinum.

§ 129. a) Ohne endung im plural:

	Sing.		Plur.
N. D. A.	*hunt, apl̥, fẹvr̥*	N. G. A.	*hynt, ẹpl̥, fẹvr̥*
G.	*hunts, apl̥s, fẹvr̥s*	D.	*hyndn̥, ẹpl̥n, fẹvr̥n*

dr̥ kymt mẹt nən fraent er ist sein freund (= verwanter), oder *bŷr kom nyšt fraent* wir sind nicht verwant, weil sich hier praep.-verbindungen eingeschoben haben und ausserdem *fraent* als altes particip in praedicativer stellung absolut gebraucht wird.

b) Plural auf *-er*:

	Sing.		Plur.
N. D. A.	*štéyn, dôrn*	N. G. A.	*štéynr̥, dern̥r̥*
G.	*štéyns, dôrns*	D.	*štéynr̥n, dernr̥n*

Anm. 1. Abweichend vom nhd. haben im plur. *-er*: *hǫlm* (*halm*) — *helmr̥*; *dǫrm* (*darm*) — *dermr̥*; *hals* — *helzr̥*; *huntsvut* hundsfott (auch in der milderen bedeutung von schlaumeier) — *huntsvytr̥* (vgl. Weigand, Wb. 1, 74 *hundtsfud*; das wort ist ins magy. als *hunczut, hunczfut* im sinne von 'schlaukopf' übergegangen. Die übernahme scheint somit aus unserer ma. erfolgt zu sein).

Anm. 2. *hŷrt* (*hirte*); *rŷs* (*rise*); *véyts* (*weitze*) flectieren im plur. schwach, stark dagegen *rek* (*rücke*). Von *hŷrš* (*hirse*) ist nur der sing. gebräuchlich; mhd. *tille* kommt nur im deminutiv. *telχə*, plur. *telr̥χə* vor; *kes*[1]) (*kæse*) flectiert schwach.

Anm. 3. Die verwantschaftsnamen *fôtr̥* und *brûdr̥* werden wie starke masculina flectiert; mit *brûdr̥* wird in der ma. jeder verwante angesprochen, auf dem lande wird das wort bes. für oheim gebraucht (vgl. den bedeutungsumfang des mhd. *neve*).

Anm. 4. Zum starken neutr. ist in der ma. *altǫr* altar, zum starken fem. *štûrtsl̥* (*sturzel*) wurzelende der fruchtgarbe, geworden. Dazu kommt noch das bloss im sing. gebräuchliche *dy frôst* schüttelfrost, bes. delirium tremens, von Luther (vgl. DWb. 4, 255) ebenfalls weiblich gebraucht. Das wort haben fremde sprachen entlehnt (vgl. Miklosich, Etym. wb. 58 slav. *frasu*, magy. *fráz*).

Anm. 5. Umlautslos erscheint trotz der bildungssilbe *-er*: *dr̥ ašr̥* die in lauge gekochte asche (vgl. Weigand, Wb. *ascher*); dazu gehört *ašr̥byt* bütte, in der der ascher aufbewahrt wird, *ašr̥tŷrχə* kleines ofentürchen. Vom simplex ist abgeleitet das verb. *enešr̥n* die wäsche in asche einweichen.

Anm. 6. Unerklärlich ist mir das *s* im acc. sg. des starken m. *šprovk* sprung: *maʒə šprovks* mach einen sprung; im plur. heisst es regelrecht *dr̥ meχt neχ vaedə šprevk* er steht vor dem grabe.

Anm. 7. *šatn̥* (*schate*), *léystn̥* (*leist*); *nakn̥* (*nac*); *notsn̥* (*nuz*); *fovkn̥* (*vunc*); *hǫgn* (*hac*) flurname; *bŷrn* (*bir* fem.); *tsepn̥* (*zipf*) zipfel, *zaefn̥* (*sîfe*); *kompn̥* (*kumpf*), *frŷdn̥* (*fride*; vgl. aber die wendung *lǫs myχ met frŷt*) sind zur schwachen declination übergegangen.

Anm. 8. Der adverbiell gebrauchte genetiv *éubn̥ds* wird als nomen aufgefasst und kann als solches verbindungen mit praepp. eingehen, z. b. *tséubn̥ds* zu abends; *far éubnds* in der späten nachmittagsstunde.

[1]) Vgl. mit obl. *-en kezn̥mark* Käsmark. Die Käsmarker nennen sich selbst nach ihrer ma., in der *æ* zu *éy* wird, *kéyzn̥merkr̥*. Nach der sonst üblichen volksetymologischen erklärung, die das wort mit Geysa II in zusammenhang bringt, auf dessen betreiben die Zipser ansiedelung erfolgt sei, lässt sich das anlautende *k* und die discrepanz bezüglich des vocals nicht erklären.

Anm. 9. Zu einem mundartlich nicht mehr gebrauchten praet. von *štœχn̥* (*stechen*) ist als nominalbildung *dr̥ štax* das seitenstechen, zu stellen.

Anm. 10. Zum nhd. *ferkel,* dial. *fęrkl̥* aus mhd. *varke* swm., gesellt sich dial. *knęspl̥* zu mhd. *knospe* swm.

2. Schwaches masculinum.

§ 130. Hier erhalten wir, je nachdem im plur. umlaut stattfindet oder nicht, zwei klassen. Nach stammhaftem *m, n, ŋ* (aber nicht nach *ŋk*) schwindet das flexions-*en* (vgl. § 92). In diesen fällen bildet der umlaut das hauptunterscheidungsmittel zwischen sing. und plur. Das flexions-*en* der obl. casus haben die personenbezeichnungen *grâf*; *hęr* (*hęr zun* wird der eidam oder dessen bruder von den schwiegereltern angesprochen); *mœntš*; *fŷršt* (fürst und dachfirst); *štę̂ymęts* steinmetze und der sachenname *rǫ̂t* (rate) kornrade, nicht übernommen.

a) umlautslos:

	Sing.	Plur.
N. G. D. A.	*oksn̥*	*oksn̥*

b) mit umlaut:

	Sing.	Plur.
N. G. D. A.	*gǫ̂rtn̥* (garte); *daom* (dûme)	*gę̂rtn̥*; *daym*

§ 131. Umlautslos erscheinen und zeigen deshalb keine flexion *balkn̥* (*balke*); *krampn̥* (krampe); *bôln* fussballen; *bôrtn̥* (*borte* f.) frauenkopfputz[1]); *tsapn̥* (zapfe)[2]); *rokn̥* (*rocke*) spinnrocken[3]); *hǫ̂m* (*hame*) hamen am sensenstock (neben *hǫ̂n* [*hame*] der angelhamen); *plaŋkn̥* (*planke* f.; ins magy. als *palánk* aufgenommen) sperrbaum am ende der ortschaft zur einhebung der mautgefälle errichtet, dann der ort wo die trödler feilbieten (deshalb *plaŋkn̥jût* trödlerjude); *kotsn̥* (*kotze*); *bęsn̥* (*bizze*); *brę̂udn̥* (*brâte*) in *kœ̂lbrę̂udn̥* das fette, fleischige am kehlkopf

---

1) Das wort ist wahrscheinlich aus dem bair. in die slav. sprachen gedrungen und von hier aus ins magy., vgl. Miklosich, Die slav. elemente im magy: slov. aserb. *parta,* magy. *párta,* rumän. *beartă.* Letzteres dürfte aus dem sieb.-sächs. herrühren, vgl. Schuller, Beitr. zu einem sächs. wb. *bůrten* (diphthong).

2) In der bedeutung als weinzapfen, spund ins magy. als *csap* übergegangen, dazu magy. *csapolni* anzapfen, mhd. *zappen, zappeln,* ferner *csapláros* (ahd. **zappalâri*) der schenke, gastwirt, *csapszék* die schenke.

3) Ins magy. als *rokka* aufgenommen; halte dazu it. *rocca*; *ə rokn̥ flǫks* = ein quantum von 21 handvoll flachs.

der schweine (vgl. Kluge, Et. wb.[5] *braten*); *galgṇ* (*galge*); *knoxṇ* (*knoche*); *kuxṇ* (*kuoche*; aber in der compos. *fankux*); *stôln* (*stolle*) tischgestell; *oksṇ* (*ohse*); *fostṇ* (*pfoste*); *fęlzṇ* (*velse*); *zęum* (*sâme*), dazu *kǫ̂pzęum* (*kabeȝ*) kohlsame, *kǫ̂psdrof* Kapsdorf (in der Georgenberger chronik aus dem 15. jh.; *Kapisdorf*); *šonkṇ* (*schinke*; vgl. nd. *schunke* und Nagl, Da Roanad 1, 409 *schûna*; dazu das magy. *sonka*); *šǫpṇ* (*schupfe*); *zyln* (*sile*); *šlytṇ* (*slitte*; aber *šlitkuf* schlittenkufe); *bęusṇ* (*bôȝe*) flachsbund; *štækṇ* (*stecke*); *tropṇ* (*tropfe*); *hǫ̂zṇ* (*hase*) neben seltenerem *hǫ̂s*; *hǫ̂zṇbręut* = übrig gebliebene wegzehrung, die den kindern nach hause gebracht wird (vgl. Zs. d. d. sprachv. 10, 226, wo das wort für das fürstentum Waldeck, Koblenz und Bonn nachgewiesen ist[1])); *flækṇ* (*vlecke*; daneben *flæk* als 'kuddelfleck' isoliert und in der composition *šantflæk*); *ręyfṇ* (*reif*; aber im comp. *ręyfštan* reifstange). Diesen gegenüber hat *hęntšṇ* (*hantsche*) den umlaut bereits im sing. durchgeführt.

§ 132. Entgegen dem nhd. zeigen umlaut im plur. *nǫ̂m* (*name*) — *nęm*; *knœ̂udḷ* (*knode*) — *knœydṇ* (dazu *knœ̂udḷdax* strohdach); *hęukn* (*hâke*) pflug (vgl. DWb. 4, 178) — *hęykṇ*; *bron* (*brunne*) — *bręn*.

§ 133. Stark flectieren: *balə* (*balle*); *bœ̂r* (*ber*); *raef* (*rîfe*); *kœ̂bṛ* (*kever*); *gəfatṛ* (nur im sing. gebraucht; der plur. heisst *gəfatrslaet*).

Anm. 1. *hǫ̂bṛ* ist zu den starken fem. übergetreten.

Anm. 2. Zu (garte) garten stellt sich der pflanzenname *gǫrthǫ̂gḷt* stabwurz (vgl. DWb. *garthagen, garthaglen*).

II. Feminina.

§ 134. Die sog. gemischte declination hat stark um sich gegriffen. Durch sie sind die unterschiede der alten declinationsklassen aufgehoben worden. Die *i*-stämme haben sich noch am besten erhalten, aber auch sie zeigen starke einbusse an die gemischte declination. Sie allein flectieren stark, während alle anderen die gemischte declination umfassen.

§ 135. a) Starkes femininum.

	Sing.	Plur.
N. G. A.	*hant, kû*	*hænt, kŷ*
D.	*hant, kû*	*hændṇ, kŷn*

[1]) Ich kenne es auch aus Hessen. E. S.]

§ 136. Den plur. auf *-en* bilden, obgleich sie ursprünglich zur *i*-klasse gehörten: *tÿr* (*türe*) — *tÿrn*; *bax* (nd. *beke* f.) — *baxn̥*; *haot* (*hût*) — *haodn̥*; *zę̂ut* (*sât*) — *zę̂udn̥*; *maet* (*maget*) — *maedn̥*; *nǫ̂xt* (*naht*) — *nǫ̂xtn̥*; *ę́yχ* (*eich*) — *ę́yχn̥*; *hof* (*huf*) — *hofn̥*; *ǫ̂rpt* (*arebeit*) — *ǫ̂rptn̥*; *zael* (*siule*) — *zaeln*; *tsaet* (*zît*) — *tsaedn̥*; *nǫxbr̥šaft* — *nǫxbr̥šaftn̥*; *fûr* (*vurh*; vgl. bei Schumann a. a. o. *vore* furche) — *fûrn* (dazu *fûršte̜yn* feldstein, grenzstein); *šręft* (*schrift*) — *šręftn̥*; *last* — *lastn̥*; *gəbûrt* — *gəbûrtn̥*; *œnt* (*ant*) — *œntn̥*; *grûp* — *grûbn̥*; *maoər* — *maoərn*; *kraft* — *kręftn̥*; *štut* (*stuot*) — *štutn̥*; *baeχt* (*bîht*) — *baeχtn̥*; *fût* weibliche scham — *fûtn̥*; *nœ́ut* (*nôt*) — *nę̂ytn̥*; *tomaet* (*tumpheit*) — *tomaedn̥*; *faltšaet, kraŋkaet* u. a. auf *-heit*; *fœltšę́yt* feldscheide — *fœltšę́ydn̥*.

§ 137. Dagegen flectieren stark: *faost* (*fûst*); *flę̂u* (*flôch*); *vûršt, vant*; *hant*; *kû*; *nos* (*nuz*); *gants* (*gans*); *œ̂rps* (*arweiz*); *brost* (*brust*); *laos* (*lûs*); *maos* (*mûs*); *štǫ̂t* (*stat*); *zao*; *šnûr*; *šnor* schnur am spinnrad der tuchweber[1]).

Anm. 1. Die verwantschaftsnamen *mutr̥* und *toxtr̥* flectieren stark: gen. *dr̥ mutr̥s, toxtr̥s*; plur. *dy mytr̥, tęχtr̥*; *švœstr̥* dagegen bildet den plur. schwach.

Anm. 2. Umlaut hat *šÿr* (*schuore*); *ręm* (*rame, reme*), zum magy. *ráma*, vgl. ahd. *rama*.

Anm. 3. Die pluralform *bœŋk* fleischbänke hat singularische geltung angenommen.

Anm. 4. Auf mhd. *diu karre*, ahd. *carra* geht zurück dial. *dy kar*.

§ 138. b) Gemischte declination.

Singular.

N. D. A. *gę́up* (gâbe), *ę̂r* (*êre*), *fǫ̂rp, vÿrtn̥* (wirtin), *šęrft* (*skerfida), *hÿl* (ahd. holî) hohlweg; *tsoŋ* (zunge), *frao* (frouwe swf.).
G. *gę́ups, êrs, fǫ̂rps, vÿrtn̥s, šęrfts, hÿls, tsoŋs, fraos.*

Plural.

N. G. D. A. *gę́ubn̥, ę̂rn, fǫ̂rbn̥, vÿrtn̥, šęrftn̥, hÿln, tsoŋ, fraon.*

§ 139. Zur gemischten declination gehören auch die alten masc. *hôbr̥*; *grÿp* (*griebe*); *mǫ̂t* (*made*); *šnęk* (*schnecke*); *flok* (*vlocke*); *lok* (*loc*); *zaorompə* sauerampfer, und das von *baox* der bauch abgeleitete fem. *dy baox* der bauchartig aussehende

---

[1]) Wahrscheinlich zu *schnurren* zu setzen, in welchem verhältnis auch *mor*, einzelner act des murrens, zu *morn̥* murren steht. Der wandel von *u* zu *o* vor *rr* ist zu § 62 nachzutragen; vgl. noch *zorn* (Weigand *surren*).

mittlere teil des voll geladenen erntewagens. Dazu kommt noch das aus dem slav. rückentlehnte *gratə* = slav. *graty* (ahd. *girâti*), das neben *gərệt* speciell das bei der feldarbeit mitgeführte essgerät und tornister bezeichnet.

Anm. 1. Das *n* der casus obl. ist in den nominativ gedrungen bei *byrn* (*bire*), *klaen* (*kleie*: beide sind zugleich masc. geworden); sodann bei *nŷrn, nŷrnχə* (*niere* m.), *trûn* (*truhe*); *šlœn* (*slêhe*); *ẹkn̥* (*ecke*). Letzteres ist in der ma. ebenfalls masc.

Anm. 2. Zum plur. tant. ist in der ma. *gẹrbn̥* (*gerwe*) geworden.

Anm. 3. Gegenüber dem schriftdeutschen zeigt umlaut das plur. tant. *dy unkẹstn̥*.

III. Neutra.

§ 140. Die neutra kann man, je nachdem sie im plur. *-er* oder *-en* annehmen, in zwei klassen einteilen. Zur ersten gehören alle starken, zur zweiten bloss die wenigen ursprünglich schwachen neutra, welche im sing. stark, im plur. schwach flectieren.

§ 141. a) Starkes neutrum.

Sing.		Plur.	
N. D. A.	*vart* (*wort*), *lam*	N. G. A.	*vẹrtr̥, lœmr̥*
G.	*varts, lams*	D.	*vẹrtr̥n, lœmr̥n.*

§ 142. Abweichend vom nhd. zeigen im plur. *-er*: *gəlœʋk* — *gəlœʋkr̥*; *gəvẹlp* — *gəvẹlbr̥*; *ǫrt* — *ẹrtr̥*; *šaet* — *šaedr̥*; *fŷ* *fyχr̥*; *prẹzənt* präsent — *prẹzəntr̥*; *bẹt* bett und beet — *bẹtr̥*; *hẹmp* hemde — *hẹmbr̥*; *bẹ́yn* — *bẹ́ynər*; *klots* — *klẹtsr̥*; *los* (*luʒ*; vgl. Schumann a. a. o. *lot* ackerlos, feldanteil) — *lẹsr̥*; das auch im plur. flectierte scheltwort *ẹ́us* (*âs*) — *ẹ́ysr̥*. Ohne *-er* bilden den plur. *bant* strohband — *bœnt*, und *fœld* feld in der speciellen bedeutung von geflochtenen lattenzäunen, mit welchen die hirten die hürden zusammenstellen.

§ 143. Die deminutiva bilden den plural mit eingeschobenem *-er* (vgl. Beheims Evang. s. 38 *kleiderchen*, *welferchen*, plur. von wölfchen), z. b. *dy fraelr̥χə* von *fraelχə* (*vrouwelîn*); *dy maedr̥χə* von *maetχə* mädchen; *dy štraesr̥χə* von *štraesχə* sträusschen; *dy hœndr̥χə* von *hœntχə* händchen; aber mit schwanken *dy zubâ̂kl̥χe* und *zubâ̂kr̥χə* zähnchen (zu slav. *zuby*). Nur die wenigen auf *-el* (wie *laebl̥* weste, *sẹkl̥* säckel, *tyχl̥* kopftuch, *kẹtl* [deminutiv. zu mhd. *kât* kot]; *kẹtl̥* stalltürkette) und die durch das doppelsuffix *-elchen* gebildeten: *vœʋl̥χə* zu

wange; *dẹχḷχə* zu *dach*; *vẹgḷχə* zu *wagen*; *fœygḷχə* zu *vogel*; *rẹŋḷχə* zu *ring*; *œygḷχə* zu *ouge*; *fẹχḷχə* zu *fach* u. a. erscheinen im plural flexionslos.

Der vollständigkeit halber sei noch erwähnt, dass in der ma. als koseform das slav. deminutiv. *-uš,* aber durchgängig nur von appellativen, gebraucht wird, z. b. *kẹtuš* Käthchen (seltener mit *-ile,* alem. *-ili, kẹtilə*); *viktuš* deminutiv zu *Victor* (seltener auf *-lein* : *viktəlaen,* wie *jệzulaen*). Ueberhaupt bedient sich die ma. mit vorliebe der deminutiva und gebraucht sie häufig für die grundformen selbst. So setzt man ohne sich der im deminutivum liegenden beschränkung bewusst zu werden: *jakḷ* für jacke; *frŷstẹkḷ* für frühstück; *tsvœrgḷ* für zwerg; *knẹspḷ* für knospe (vgl. § 129 anm. 10); *rẹspḷ* für rispe; *kapḷ* für kappe; *stẹkḷ* für bubenstreich; *švẹlmχə* für schwalbe; *nŷrnχə* für niere; *bŷrχə* (wahrscheinlich zu mhd. *bir* zu stellen) krapfe; *gẹ́ylχə* (*geil*); *tẹšχə* für tasche; *ẹ́ubŋtrœnftχə* (zu mhd. *ranft*) für jause; *vộrtsḷ* für warze.

§ 144. Stark flectieren einige wörter, die zum teil stoffnamen sind und somit bereits im sing. pluralische bedeutung angenommen haben: *hộr* (*hâr*); *brœut* (*brôt*); *stẹk* (*stücke*); *glŷt* kettenglied; *mẹtḷgệrn* (ahd. *mittigarni,* aengl. *micʒern,* vgl. aisl. *gọrn*) das in der mitte der eingeweide sitzende fett; ferner tiernamen: *ros, šẹ́uf* (*schâf*), *švaen*; doch hört man auch *rẹsṛ, štẹkṛ* (letzteres mehr in der bedeutung von einzelnen nicht zusammen gehörigen stücken).

§ 145. b) Gemischte declination.

	Sing.		Plur.
N. D. A.	*œuk, ôr, vav*	N. G. D. A.	*œugŋ, ôrn, vav*
G.	*œuks, ôrs, vavs*		

Anm. 1. *hẹrts* flectiert auch im sing. schwach (vgl. die wendung *dṛ nymts zyχ tsu hẹrtsŋ*); im plur. heisst es jedoch auch *hẹrtsṛ* herze aus lebzelten geformt, dann besonders von den innersten blättchen der jungen kohlpflanze. Ferner beachte man zu *hœup* die formel *tsu hœypŋ* zu bettes häupten.

IV. Flexion der eigennamen.

§ 146. Die eigennamen werden gewöhnlich mit dem artikel gebraucht, ebenso die als appellativa gebrauchten taufnamen. Der artikel wird doppelt gesetzt, falls der name noch eine appositionelle bestimmung erhält; z. b. *dṛ fraŋk, dṛ šlosṛ, dṛ*

brumr̥, dr̥ bytnr̥, viel seltener *dr̥ lẹrər, kyntslr̥, baen flẹyšakr̥ šolts* beim fleischhauer Scholtz (vgl. Binz, Zur syntax der Baselstädter ma. s. 12 *der stainer, der buchbinder*). Finden sich unter verheirateten personen träger gleichen namens, so wird der familienname der frau vorgesetzt; z. b. *dr̥ ludman švarts,* d. i. der Schwarz, welcher aus der familie Ludmann geheiratet hat, im gegensatz zu seinem bruder *gyrklr̥ švarts,* der aus der familie Gürtler geheiratet hat; *dr̥ kyblr̥ šolts*; *dr̥ kraos buχalə* u. a. Wunderlich, Der deutsche satzbau s. 115 sieht daher mit unrecht in der in der Schweiz üblichen anfügung des namens der frau wie *Frey-Herzog* oder *Meyer-Lübcke* deutschem sprachgebrauch widersprechende notbehelfe des inschriftenstils. In der verbindung mit taufnamen (der familienname steht dabei an erster stelle, dann folgt der vorname) fehlt der artikel im genetiv; z. b. *drasts myšə* Drost Michael; der dat. und acc. lautet *ẹn drasts myšə,* mit erhaltung des genetivischen *-s.*

§ 147. Die eigennamen flectieren stark, z. b. *kœuəlnbrẏrs tẏnə* kohlenbrenners (= köhlers) Martin; *laenputsr̥s myšə* Leinputzer Michael; *natệrs oto* notärs Otto; *macərs ẹrnə* Maier Ernst; *laofs ludy* Lauf Ludwig; *brumr̥s ệdy* Brummer Eduard. Stark flectieren auch die feminina der eigennamen, z. b. *dr̥ laofn̥s kû* die kuh der Laufin; *dr̥ ryχtr̥ns fẏ* das vieh der Richterin. Häufig erscheint eine form auf *-n* in praep.-verbindung (vgl. das in der umgangssprache übliche *Müllers, bei Müllers*); z. b. *tsu jakop šoltsn̥, tsu brantvaen šoltsn̥, tsu kyblr̥ šoltsn̥, tsu vyləm šoltsn̥* zu Jakob, branntweinbrenner, kübler, Wilhelm Scholtz; *bae zaxr̥n, byrgr̥mệystr̥n* bei Sacher, bürgermeister. Daneben begegnet aber auch der regelmässige dat. sing., und durch schuleinfluss nimmt dieser gebrauch immer mehr zu, z. b. *baen kyntslr̥* beim Kintzler; *tsum tsypsr̥* zum Zipser.

B. Declination der adjectiva.

§ 148. Bei den adjj. sind die stammesunterschiede ganz geschwunden, aber die beiden flexionen, die starke und schwache, haben sich erhalten, wenngleich in der starken declination beim masc. und neutr. der genetiv und dativ nach dem accusativ uniformiert ist. Diese gleichmachung der casus obliqui gieng nach Erdmann (§ 69) im nhd. im 17. jh. vor sich. Auch in der ma. kann sie bloss eine junge erscheinung sein, da die

alte flexion des gen. masc. und neutr. auf *-es* neben *nyšt (nihtes)*, *vǫs (waz)* und *əvǣr, əvǫs (ettewer, -waz)* noch besteht; z. b. *vǫs ęs naes* was ist neues?; *nyšt guts hatr uns gəbrǫχt* nichts gutes hat er uns gebracht; *dr hat əvǫs ęrlyχs gəzofn* er hat ehrlich (= sehr viel) gesoffen; *svǫr əvǣr andrš hî* es war hier jemand anders. Die unflectierte form ist in praedicativer stellung im gebrauche; in attributiver hat sie sich auf den nom. und acc. des neutr. beschränkt. Die flectierte form des starken neutr. hat substantivische geltung, z. b. *grȳns* für grünzeug oder grünes fleisch; *naes* etwa für neues korn u. ä. Nach dem bestimmten artikel flectiert das adj. schwach; z. b. *dr hat s naeə drlǣpt* er hat es erlebt, dass aus neuem korn brot gebacken wurde. Nur in festen verbindungen von adj. und nomen, die als composita aufzufassen sind, bleibt das attributive adj. auch in den casus obliqui flexionslos; z. b. *ęn dr toŋkl tsaet* in der dämmerung. Nach dem unbestimmten artikel flectiert das adj. stark, nur das neutr. bleibt flexionslos; z. b. *ə švartsr oksn, ə vaesə kû, ə rǣut tuχ*. Nach dem personal- und possessivpronomen zeigt der nom. sg. starke flexion, im plural jedoch mit ausnahme des acc. (z. b. *uns ǫrmə*) schwache, doch wird im sg. nom. des neutrum neben der unflectierten auch die flectierte form gebraucht, so hört man neben *gęy du ald kalp* auch *gęy du altəs kalp*. Die flectierte form zeigt lautliche schwierigkeiten, denn nach § 117 würde man nach *l* die media, nach § 92 synkope des flexions-*e* erwarten. Die form müsste somit dialektgemäss *alds* ev. *altə* lauten. Deshalb wird man die flectierte form in dieser verwendung dem schuleinfluss zuzuschreiben haben.

§ 149. Die in § 92 gegebene regel, dass flexions-*en* nach stammhaftem *m, n, ŋ*, aber nicht nach *ŋk* schwinde, wird bei der adj.-flexion umgangen, da bei sonstigem abfall die obliquen casus zusammenfallen würden; z. b. *s gəšrǣudənə brenχə* das geschrotete brünnlein (ein flurname); *baen gəšrǣudənən brenχə*; praedicativ *bəšon* beschunden, schwacher plur. nom. *dy bəšonənən*; starker plur. nom. *bəšonənə*.

§ 150. I. Starke flexion.

	masc.	neutr.	fem.
S.N.	*blendr*	*blent, blents*	*blendə*
G.	*blendn* (masc. + neutr.)		*blendr*

	masc.	neutr.	fem.
D.	*blęndn̥*		*blęndr̥*
A.	*blęndn̥*	*blęnt, blęnts*	*blęnds*
Pl. N.		*blęndə*	
G.		*blęndr̥*	
D.		*blęndn̥*	
A.		*blęndə*	

§ 151. Erstarrt ist die starke nominativ- oder genetivform *folr̥* voller, z. b. *dy zaen folr̥ fraedn̥ kom* sie sind voller freuden gekommen; *dr̥ vǫ̂r folr̥ aʋst* er war voll angst; in anlehnung daran heisst es auch *sęs halbr̥ tsvœn* es ist halb zwei; *dy zupə ęs raxr̥ zalts* die suppe ist versalzen (vgl. *rach*, mhd. *rach, rœhe* = starr, steif; z. b. *dr̥ ęs far kęld rax*); *s grǫ̂s lykt unbərûrtr̥* das gras liegt unberührt; *uʋəvašənər, uʋəkęmtr̥ gę̂ytər ofs fœld* ungewaschen, ungekämmt geht er aufs feld. In den letztangeführten fällen liegt zugleich absoluter gebrauch des particips vor (vgl. Paul, Mhd. gr. § 292).

Anm. 1. Unflectiertes adj. erscheint in ortschaftsnamen: *ald-, naešmęks, ald-, nae-vǫltrof* Alt-, Neu-Schmecks, Alt-, Neu-Walddorf. Dagegen mit übernahme der endung der cas. obl. *naendrof, daetšn̥drof.*

Anm. 2. Das starke adj. *joʋr̥* wurde für 'knabe' verallgemeinert. In der composition (*lœntsn̥joʋ* der im lenz aufgenommene dienstbursche; *hy̆rtn̥sjoʋ*) erscheint jedoch die nominalform.

II. Comparation.

§ 152. Der comparativ hat die endung *-ər*, der superlativ *-st*. Beide flectieren stark und schwach. Ist der wurzelvocal umlautsfähig, so tritt umlaut ziemlich in denselben fällen ein, wo ihn auch das nhd. zeigt. Beispiele:

a) umlautslos: *traek* (nd. *dreuge*) — *traegr̥* — *traekst*
„ *tom* dumm — *tomr̥* — *tomst*
b) mit umlaut: *joʋk* jung — *jęʋr̥* — *jęʋkst*
„ *laʋksn̥* langsam — *lœʋksənr̥* — *lœʋksənst*
„ *lœ́us* los — *lœ́ysr̥* — *lœ́yst.*

Anm. Ausserdem liebt es die ma. mit *tsu* (*zuo*), besonders aber mit *zœ́u, əzœ́u* (*sô*), vereinzelt auch mit *męχtyχ* zu steigern (vgl. zum ersteren Weinhold, Mhd. gr. f. 136); z. b. *dǫ̂s ęs ə tsû gutr̥ man* das ist ein zu guter mann; *s vǫ̂r əzœ́u šę̂yn* es war so schön (= sehr schön); *sęs laʋmęχtyŋr̥ flǫ̂ks* es ist langmächtiger (= sehr langer) flachs; *hępš laʋ ęzr̥ aosǧəblibn* ziemlich lange ist er ausgeblieben.

§ 153. Folgende adjectiva verkürzen ihren stammvocal im comparativ und superlativ:

kl̨éyn klein — *klœnr̥* — *klœnst*
n̨éu nahe — *nęχr̥* — *nęχst*
grûs gross — *gręsr̥* — *gręst*
švę̂r schwer — *švęrər* — *švęrst*
šę́yn schön — *šœnr̥* — *šœnst*
rœ́ut rot — *rętr* — *rętst*
šǫ̂rf scharf — *šęrfr̥* — *šęrfst*
bręt breit — *brętr̥* — *brętst*
grœ́up grob — *grępr̥* — *grępst*
ǫ̂rm arm — *ęrmr̥* — *ęrmst*
šmǫ̂l schmal — *šmęlr̥* — *šmęlst*
kûrts kurz — *kęrtsr̥* — *kęrtst.*

Anm. 1. Wie *rot* werden auch andere farbenbezeichnungen im gegensatz zur schriftsprache gesteigert.

Anm. 2. Vom superlativ wird die flectierte form als praedicative bestimmung gebraucht, wie die adverbielle umschreibung mit 'am'; z. b. *dr̥ hat dr̥ šœnstə gəšrŷbn̥* er hat am schönsten geschrieben; *dr̥ drytsə ęs dr̥ šnęlstə gəlœ́ufn̥* Andreas ist am schnellsten gelaufen. Auch sonst wird adverbielle umschreibung vermieden, z. b. *dy laedn̥ s tsvaetə mę́ul* sie läuten zum zweiten mal.

Anm. 3. Der superlativ wird absolut gebraucht in *dr̥ lypstə, dy lypstə* der, die geliebte.

§ 154. Folgende adjectiva, die nur im comp. und sup. vorkommen, ersetzen den positiv durch einen anderen stamm, oder gehören zu adverbien, praepositionen und conjunctionen.

gut — *bęsr̥* — *bęst*
męy adv. — *mę́yr̥* — *mę́yst, maest, męst*
ę́y „ — *ę́yr̥* — *ęršt*
mętl̥ adj. — *mętlər* — *mętl̥st*
— „ *fędr̥* vorder — *fędr̥št*
— *œ́ubr̥* praep. } ober — *œybr̥št*
œ́ybr̥ adj. }
— *undr̥* unter — *undr̥št*
— *hęndr̥* hinter — *hęndr̥št*
špę̂t adv. — *špętr̥* — *lętstr̥*
**œnt* (mhd. *end* conj.) — *œntr̥* adv. —
**ęrtl̥* (vgl. md. *ortig*) — *ęrtəlst* das zunächst liegende.

Anm. 1. Aus anlehnung an die mit *-ərn* gebildeten stoffadjectiva, wie *glŷzr̥n* gläsern, *hęltsr̥n* hölzern, *štę́ynərn* steinern, *tsynərn* zinnern, erklärt sich das eingeschobene *n* in *s fędərnə, s hęndərnə* das vorder-, hinterfleisch des tierrumpfes.

Anm. 2. Ein praedicatives adj. wird auch in beziehung auf einen objectsaccusativ gesetzt, aber nicht mehr in der ausdehnung wie im mhd. (vgl. Paul, Mhd. gr. § 205), hauptsächlich bei den verben machen, finden,

LUTHER ... mir mit das gəbaet kläre mich doch dar-

512 heissen, bringen, putzen; z. b. mar ... aber auf.

Anm. 3. Das indeclinable fyl wird in der ma. mit ironie auch für 'sehr wenig, gar nichts' gebraucht (vgl. mhd. *borvil*).

Anm. 4. Die flectierte femininform des superlativs *ęršt* (*êrste*) wird substantivisch gebraucht; z. b. *męt ər ęršt ęzr gekom* zuerst ist er gekommen.

Anm. 5. *fy* und dessen steigerungsformen werden für mhd. 'frühe' gebraucht. Letzteres begegnet in der ma. nur als substantiv, z. b. *en dr fry*.

C. Declination der pronomina.

§ 155. Mit dem satzaccent hängt die bildung der nebenformen zusammen; diese treten in enklitischer stellung hinter verbalformen auf, während die hauptformen gebraucht werden, wenn das pronomen betont werden soll. Durchgehends wird bei reflexiver beziehung auf den plur. der ersten person das personalpronomen der dritten gebraucht, z. b. *zęts bṛ zyχ of dy bank* setzen wir uns auf die bank. Das reflexive 'sich' vertritt auch das reciproke 'einander', das in der ma. bloss als adverb.-umschreibung (z. b. *dy gę́yn aozənant*) gebraucht wird.

§ 156. Der genetiv des pers. pron. tritt nur in compositis auf wie *unzərę́yns* unsereins; *unzərę́ynər* unsereiner, oder in wendungen wie *dṛ ęs nęχ zaenṛ męχtyχ* er ist nicht seiner mächtig; *dṛ šœ̂mt zyχ maenər* er schämt sich meiner. Neben 'meiner' begegnet auch die form 'meines' in *maentsvœ̂gn̥* meinetwegen.

§ 157. Aehnliche übertragung wie im an., wo durch falsche trennung von verbalendung und pronomen die formen *þit* und *þér* für *it* und *ér* entstanden sind, liegt vor in fällen wie *vœnstə kymst* wenn du kommst; *vœndṛ kommt* wenn ihr kommt. Derselbe vorgang findet sich in der Leipziger ma., vgl. Albrecht a. a. o. § 190, 3. im schles., vgl. Weinhold s. 77. 81 u. s. w und zum ganzen § 147 meiner darstellung.

§ 158. a) Geschlechtiges pronomen.

	masc.	neutr.	fem.
Sg. N.	*hœ̂r, œ̂r, ər*	*s*	*zə*
D.	*nən*	*nən*	*ər*
A.	*nən*	*s*	*zə*
Pl. N. A.	*zə, zŷ*		
G.	*ŷrər, ŷnəns*		
D.	*nən, ŷnən.*		

Anm. Die zweite columne des plur. zeigt die flexion des höflichkeitspronomens 'sie'.

§ 159. Das geschlechtige pronomen kommt fast nur in enklitischer stellung vor und zufolge seiner anaphorischen natur in verbindung mit *vǫs* als relativum, sonst ist es ganz vom demonstrativpronomen verdrängt worden. Das anaphorische pronomen steht niemals deiktisch, wie es im mhd. noch der fall war (vgl. Paul, Mhd. gramm. § 218). Beziehung des anaphorischen pronomens kann in ein und demselben satze auf mehrere personen stattfinden, ohne dass der sinn darunter litte, wie es auch noch mhd. (vgl. Paul, Mhd. gramm. § 219) der fall war, aber schriftdeutsch nicht mehr zulässig ist. Gleiche freiheit besteht in der Mainzer ma. (vgl. Binz' studien). Der gen. plur. *ɡ̊rər* begegnet nur in constructionen wie *s vǭrn ɡ̊rər naenə* es waren ihrer neun.

b) Relativpronomen.

§ 160. Die nhd. relativa 'der, welcher' fehlen in der ma. Sie werden durch das interrogativum *vǣr, vǭs* ersetzt; 'wer' steht (vgl. zum folgenden Erdmann, Grundzüge § 99) substantivisch, und zwar im vorangestellten nebensatze allgemeiner geltung in allen casus, aber nur einem substantivischem 'der, dessen' u.s.w. des hauptsatzes entsprechend. Nach 'wer, wessen' u.s.w. des vordersatzes kann das bloss deiktische 'der, dessen' u.s.w. des nachsatzes fortbleiben; z. b. *wǣn neχ tsu rẹ̄udn̥ ẹs, ẹs neχ tsu hẹlfn̥*. Im vordersatze findet sich häufig relatives *vǣr də* wer da, ohne locale bedeutung des 'da', besonders in formelhaften ausdrücken, wie *vǣr də neχ kymt, dǣr ɡẹ̄yt neχ væk* wem es nicht passt, der bleibe aus; *vǣr də vẹl rǣχtn̥, dẹrf neχ fǣχtn̥* wer vor gericht rechten will, darf nicht zu gewalttätigkeiten greifen. Die nachstellung des relativsatzes mit 'wer' (vgl. bei Erdmann *es besudelt sich, wer pech anfasst*) ist der ma. unbekannt.

§ 161. *vǫs* (als nom. und acc.) bezieht sich nur auf neutra, und zwar muss der relativsatz immer voraussteheu; bei nachstellung des relativsatzes wird das im folgenden noch zu besprechende anaphorische 'es' angefügt. Der genetiv *vǣns* wessen, und dativ, ferner die praepositionellen verbindungen 'wofür,



worauf, wovon' werden relativisch nicht gebraucht. Im hauptsatz kann das bezugswort 'das' als nom. oder acc. fehlen, jedoch gewöhnlich nur dann, wenn auch im relativsatz der nom. oder acc. 'was' steht. Beispiele: *s ros vozər fr̥kœuft hat, hat ęn kǣrn* (pferdekrankheit) *gəhat*; mit nachstellung *s ros hat ęn kǣrn gəhat, vozərs fr̥kœuft hat*; *vǫs nyšt tœuk* (*dǫ̂s*), *ęs bylyχ*. Die adv. *vû, vŷ* sind wie im nhd. im relativen sinn für 'so, daher' eingetreten; z. b. *vûstə kymst* (*dęu*) *hęrst nyšt nar klǫ̂gn̥* wohin du auch kommen magst, (da) vernimmst du nur klage; *vŷ mən fręst, zęu ǫ̂rpt mən œux* wie das essen, so die arbeit. In verbindung mit dem personalpronomen, das für sich stehend noch ahd. relativische bedeutung haben konnte, kann *vǫs* auch auf personen bezogen werden. So wird 'ich, der' ausgedrückt mit *yχ vǫz yχ*; 'du, der' mit *dû vǫstə*; 'er, der' mit *dǣr vozər*; 'wir, die' mit *bŷr vos br̥*; 'ihr, die' mit *ŷr vǫstər*; 'sie, die' mit *dy vǫsən zə*.

§ 162. Man kann somit nicht von einem oder zwei festen relativis der ma. sprechen, sondern von einem in seinem zweiten teil unfesten, von der person des vordersatzes, auf welche es sich bezieht, bedingten rückbezüglichen fürwort. Demnach hat jede person ihr eigenes relativum. Die flexion des relativums der dritten person 'er, sie, es', dem von haus aus anaphorische bedeutung zukommt, ist folgende:

	masc.	neutr.	fem.
Sg. N.	*vǫzər*	*vǫsəs*	*vǫsə*
G.	*vǫzəns*	*vǫzəns*	*vǫzərs*
D.	*vǫs nən*	*vǫs nən*	*vǫzər*
A.	*vǫs nən*	*vǫsəs*	*vǫsə*
Pl. N.	*vǫsə*		
G.	*vǫsəns*		
D.	*vǫs nən*		
A.	*vǫsə*		

§ 163. Beispiele: *dr̥ maorərmęystr̥, vǫzər bae uns hat gəǫrpt, ęs aos dûrəlsdrof* der maurermeister, der bei uns gearbeitet hat, ist aus Durelsdorf; oder mit vorangestelltem relativsatz *vǫzər bae uns hat gəǫrpt, dǣr ęs aos dûrəlsdrof*; *s waep, vǫsəs uns gəšpon hat, ęs gəštôrbn̥*, oder *vǫsə uns gəšpon hat, dŷ ęs gəštǫrbn̥* die, welche uns gesponnen hat, ist gestorben; *wǣr ęs dǫs? dǣr vosəns kęnt ęs gestorbn̥* wer ist das? der dessen kind gestorben ist; oder mit construction im dativ *dǣns vos nən s*

kẹnt ẹs gəštôrbn̥ dessen dem das kind gestorben ist. Compliciert wird die construction mit dem accusativ dadurch, dass zwischen die beiden hälften des relativums das als subject fungierende persönliche pronomen eingeschoben wird; z. b. *dr̥ man vǫs yχ nən dẹ́u zœ̂* der mann welchen ich da sehe; *dy frao vǫst zə dẹ́u zŷst* die frau welche du da siehst; *s kẹnt vǫsərs dẹ́u zŷt* das kind welches er da sieht; *s vǫ̂r dœ̂r vǫsə nən hǫ̂n tœ́ut gəšlǫ̂gn̥*; oder mit doppelsetzung des verbalsuffixes (vgl. § 178): *s vǫ̂r dœ̂r vǫsən zə nən hǫ̂n tœ́ut gəšlǫ̂gn̥* es war der welchen sie tot geschlagen haben.

Anm. Zu beachten sind ähnliche bildungen bei Luther *waszer, waszerlei* (vgl. Grimm, Gramm. 4, 885), die von Schmeller, B. wb. 4, 169 eine andere erklärung erfahren haben; er zerlegt sie nämlich in *was der, wasderlei*, nd. *watterlei*.

c) Demonstrativpronomen.

	masc.	neutr.	fem.
Sg. N.	*dœ̂r — dr̥*	*dǫ̂s — dǫs — s*	*dŷ — dy*
G.	*dœ̂ns — dœns*		*dœ̂r — dr̥*
D.	*dœ̂n — ẹn — ən — n*		*dœ̂r — dr̥*
A.	*dœ̂n — ẹn — ən — n*	*dǫ̂s, dǫs — s*	*dŷ — dy*
Pl. N. A.	*dŷ — dy*		
G.	*dœ̂ns — dœns*		
D.	*dœ̂n — ẹn — ən — n.*		

§ 164. Die betonten formen werden hinweisend, die abgeschwächten als artikel gebraucht; von letzteren steht *-n* bloss enklitisch; z. b. *mẹn štœ̂rn gẹ́yn dy jon of vaenǫ̂xtn̥ rẹmr̥* mit dem stern gehen die jungen zu weihnachten umher; *baen gẹstn̥ hŷrt* beim hirten, der das jungvieh hütet (vgl. Holthausen, Soester ma. s. 87 *gyste* = nicht milchend); *tsun sẹnâtr̥ buxalə* zu dem senator Buchalla; *dr̥ vǫ̂r nẹχ ŷbrn tŷrpl̥* (türschwelle) oder *dr̥ vǫ̂r nẹχ aozn̥ haos* er gieng nicht aus dem hause; *dy gẹ́yt mẹdn̥ hynərn šlẹ́ufn̥* sie geht mit den hühnern zu gleicher zeit schlafen.

§ 165. Dem artikel ist in der nominalflexion die rolle zugefallen, die flexion der durch zusammenfall gleichen casus, mit ausnahme des noch flexivisch erkennbaren genetivs, zu übernehmen.

Ich lasse die flexion eines nomen proprium und eines subst. mit vorangestelltem artikel folgen.

Sg. N.	*dr̥ jakə* (Jacob)	Sg. N.	*dr̥ hẙrt*
G.	— *jakəs*	G.	— *hẙrts*
D. A.	*ęn jakə*	D. A.	*ęn hẙrt*
		Pl. N.	*dy hẙrtn̥*
		G.	— *hẙrtn̥s*
		D. A.	*en hẙrtn̥*

Anm. Der gen. *dǣns* ist wol aus dem dativ *dǣn* mit zugesetztem possessivum 'sein' entstanden (vgl. die mnd. gen. *wems, wens, dems, dens* in Pauls Grundr. 1, 633).

§ 166. Dem demonstrativpronomen kommt im allgemeinen deiktische bedeutung zu. Diese bedeutung des pronomens wird abgeschwächt, wenn ihm ein locales *dę̂u* (*dâ*) nachgesetzt wird, womit die ma. den wegfall der demonstrativa 'dieser' und 'jener' zu ersetzen sucht. Noch mehr verliert es an deiktischer, gewinnt dagegen an anaphorischer bedeutung, wenn es zur wideraufnahme eines satzgliedes des vordersatzes dient, z. b. *vǣr ęs dǫ̂s? nants špœndẙr-laebl̥* (spitzname), *vǣr volt dǫ̂s nęχ kœn* (vgl. Binz a. a. o. § 90). Das temporale mhd. *dô* fehlt in der ma., dem localen mhd. *dâ* entspricht die form *dę̂u*. Reste des localen *dǟr* begegnen in zusammensetzungen mit praepositionen oder adverbien, wie *dr̥hę̂ym, dr̥tsu*; *dr̥taosn̥* da draussen; *dr̥tęn* da drinnen u. a.; oder mit gänzlicher synkopierung des vocals, *drǫ̂n, drun* da unten; *drof, drẙbr̥, draosn* da aussen. Dagegen werden zusammensetzungen des betonten *dâr* mit praepositionen wie nhd. 'daran, darauf, damit' vermieden: man setzt statt dessen das neutrum des pronomens mit der betreffenden praeposition *ǫn dǣn*; *of dǫ̂s*; *męt dǣn* u. a. Nur 'dadurch' hat sich in dieser stellung erhalten. Es ist ferner zu beachten, dass von derartigen zusammensetzungen mit den richtungsadverbien 'hin' und 'her' bloss die letztere in einer compromissform von verstümmeltem anlaut, unbetonter praeposition und folgender betonter vollform sich vorfindet, also *raosr̥* (aus *herausher*), *ręnr̥* (aus *hereinher*, vgl. DWb. unter *auszer*), *rǫ̂pr̥* (*herabher*) u. s. w.

d) Possessivpronomen.

§ 167. Die possessivpronomina lauten *maen, maenə, maen*; *daen, daenə, daen*; *zaen, zaenə, zaen* u. s. w. Sie flectieren wie die adjectiva; z. b.

§ 168.

	masc.	neutr.	fem.
Sg. N.	*unzr̥* (*unzərər*)	*unzr̥* (*unzr̥s*	*unzərə*
G.	*unzr̥n*		*unzərər*

	masc.		neutr.	fem.
D.		*unzr̥n*		*unzərer*
A.	*unzr̥n*		*unzr̥*	*unzərə*
Pl. N.		*unzərə*		
G.		*unzərər*		
D.		*unzərn*		
A.		*unzərə*		

§ 169. Die possessivpronomina werden substantivisch und adjectivisch verwendet. Die eingeklammerten formen sind die substantivischen, z. b. *dǫ̂s kęnt ęs unzr̥s.*

Anm. Der gen. pl. hat sich in der beteuerungsformel *maenr̥ vart* meiner worte, erhalten. Zu erwähnen bleiben ausserdem die dat. plur. *maentalbn̥* meinethalben; *maentsvœ̂gn̥, maentœ̂gn̥* meinetwegen.

e) Interrogativpronomen.

§ 170.

	masc.		neutr.
Sg. N.	*vœ̂r, vər*		*vǫ̂s, vǫs*
G.		*vœ̂ns, vəns*	
D. A.	*vœ̂n, vən*		*vǫ̂s, vǫs*
Instr.	—		*vŷ, vy.*

§ 171. In *vǫ̂s, vǫs* wird vor enklitisch angelehnten vocalischen wörtern das *s* stimmhaft, vgl. § 4. Das localadverb *vû* (*wâ*) ist in der ma. zugleich richtungsadverb bei verben der bewegung, z. b. *vû ęzr̥ gəgaw* wohin ist er gegangen? *fan vû kom zə hœ̂r* woher kommen sie? Ebenso wie bei dem demonstrativum werden auch hier praepositionalcompositionen vermieden; für mhd. 'wozu, weshalb, wonach' setzt die ma. *tsu vǫ̂s, nę́u vǫ̂s,* z. b. *tsu vǫ̂s zol yχ tsû nən gę́yn*; *nę́u vǫ̂s ęsə ofs feld gəgaw?*

§ 172. Als zusammengesetztes pronomen fungiert *vętr̥*, contrahiert aus *wietâner*. Es flectiert:

	masc.		neutr.	fem.
Sg. N.	*vętr̥*		*vęts*	*vętə*
G.		*vętn̥s*		*vętr̥*
D.		*vętn̥*		*vętr̥*
A.	*vętn̥*		*vęts*	*vętə*
Pl. N. A.		*vętə*		
G. D.		*vętn̥.*		

f) Pronomen indefinitum.

§ 173. 1) *ę́yn, -ər, -ə, -s* ein.

	masc.		neutr.	fem.
Sg. N.	*ę́ynər, ə*		*ę́yns, ə*	*ę́ynə, ə*
G.		*ę́yns, ə*		*ę́ynər, ə*
D.		*ę́yn, ə,* [*ən*]		*ę́ynər, ə*
A.	*ę́yn, ə*		[*ən*] *ę́yns, ə*	*ę́ynə, ə*

§ 174. Die abgeschwächten formen bilden den unbestimmten artikel, der auch zu zusammensetzungen an unbetonten stellen verwant wird. Die eingeklammerte form hat sich vor vocalischem anlaut erhalten, vgl. formen wie *mẹtənant, durχənant,* und zum ganzen § 105.

1. Mit *ẹ́yn* sind zusammengesetzt: *nẹχẹ́yn, -ər, -ə, -s* nichtein; *ẹrəntẹ́yn, -ər, -ə, -s* irgendein; *unzərẹ́ynər, -ə, -s* unsereiner, -e, -es; *kẹ́yn, -ər, -ə, -s* kein; mit *ə*: *əvǽr, əvǫ̂s* (*ettewer, ettewaʒ*; vgl. *awôs* mit gleicher bedeutung bei Göpfert, Ma. des Erzgeb. s. 78); *əpǫ̂r* (indeclin.) ein paar (= einige); mit *vǽr, vǫ̂s*: *zaevǽr, zaevǫ̂s* sei wer, sei was = wer auch immer (es sei); *haldr̥vǽr, haldr̥vǫ̂s, haltvǫ̂s* halte wer, halte was (sc. von ihm: ich jedoch halte nichts von ihm)[1]); ferner: *ẹrəntəvǫ̂s* zu (*iergen*) irgend etwas, so manches.

2. *manχtər, -ə, -s* mancher, mit eingeschobenem *t* (ohne *t* jedoch *manχml̥, manχmẹ́ul* manchmal).

3. *jẹt, jẹdr̥, jẹdə, jẹts.* Oft wird das neutr. für das masc. gebraucht, z. b. *ə jẹts hat mr̥ gəzǫ̂kt*; *jẹts ẹs gəgaŋ, vǫs nar ə fus hat gəhat.* Der plur. davon lautet

4. zum stamm *al* : *alə.* Uebrigens kann singularisch aufgefasst werden *hat alr̥ tệdyχ ən œnt* hat jeder teiding (= streit) ein ende. Mit 'jeder' ist ferner zusammengesetzt *ytjẹdr̥, -jẹdə, -jẹts* (*ietweder*), das auch als *ytjẹdərər, -jẹdərə, -jẹdr̥s* flectiert wird.

5. *əvaspr̥, əvaspərə, əvaspr̥s* was für ein (oder mit doppelter flexion *vaspr̥ər*), endlich mit ableitung in der composition *haldr̥vaspr̥š, -ər, -ə* in derselben bedeutung wie das bereits erwähnte *haldr̥vǽr, haldr̥vǫ̂s.*

6. *vẹt-ər, -ə, -s* aus mhd. *wietâner.*

7. *zẹt-ər, -ə, -s* aus mhd. *sôtâner*; *zẹtər* hat übrigens auch die bedeutung von 'stark, gross' angenommen, z. b. *yχ hǫ̂ zẹtən hoŋr̥* ich habe grossen hunger.

8. Neben dem flectierten *andər, -ər, -ə, -š* wird häufiger das fragepron. mit davon abhängigem genitiv *andərš* gebraucht: *əvǽr andərš, əvǫ̂s andərš.* Ausserdem hat *andərš* wie bereits

---

[1]) Von diesem pessimistischen standpunkt aus, den der redende dem betreffenden gegenüber von vornherein einnimmt, erklärt sich die bedeutung des pronomens für tunichtgut, taugenichts.

mhd. adverbielle bedeutung angenommen. Das reciproke pronomen zeigt in praepositionalverbindung die unflectierte form *ənant,* seltener *ənandr̥,* z. b. *mẹtənant, mẹtənandr̥* miteinander; *fanənant, fanənandr̥* von einander; *aozənant, aozənandr̥* auseinander; *durχənant, durχənandr̥* durcheinander; *baeənant, baeənandr̥* bei einander; *hẹndr̥ənant, hẹndr̥ənandr̥* hinter einander.

9. Zu mhd. *selp* gehört das indeclinabele *zœlbr̥.*

10. Das indef. 'man' lautet *mən,* aber in der zusammensetzung zeigt es die vollere form: nom. dat. acc. *nŷmant,* gen. *nŷmants*; *nŷmant* wird auch mit dem artikel gebraucht, z. b. *vǣr bẹst? dr̥ nŷmant.*

D. Declination der zahlwörter.

§ 175. a) Cardinalia.

1. *ẹ́yns.* Das indeclinabele *ẹ́yn* = 'einzig, gross' begegnet in wendungen wie *dr̥ ẹs ẹ́yn drœk* = voller schmutz; *dǫs vǫ̂r nar ẹ́yn rệgn̥* (ebenso bei Nagl, Da Roanad 1, 40). Zur individualisierung dient die flectierte form 'einer', z. b. *dǫs ẹs ẹ́ynr̥* (vgl. DWb. 'ein' = ein gewisser, bestimmter), dagegen wird die corrupte form *ə* im sinne von mhd. *ein* = 'irgendein' gebraucht. 2. *tsvae* ist schriftsprachliche entlehnung: auf dem lande hört man nur das dialektgemässe *tsvẹ́y.* 3. *drae͡eə.* 4. *fŷrə.* 5. *fẹmbə.* 6. *zẹksə.* 7. *zŷbəne.* 8. *axtə.* 9. *naene.* 10. *tsǣnə.* 11. *ẹlf, -bə.* 12. *tsvẹlf — tsvẹlbə.* 13. *draetsn̥.* 14. *fŷrtsn̥.* 15. *fuftsn̥.* 16. *zœχtsn̥.* 17. *zyptsn̥.* 18. *axtsn̥.* 19. *naentsn̥.* 20. *tsvantsyχ.* 21. *ẹ́ynuntsvantsyχ.* 22. *tsvae͡e-untsvantsyχ.* 23. *drae͡euntsvantsyχ* u.s.w. 30. *draesyχ.* 40. *fŷrtsyχ.* 50. *fuftsyχ.* 60. *zœχtsyχ.* 70. *zyptsyχ.* 80. *axtsyχ.* 90. *naentsyχ.* 100. *hundr̥t.* 1000. *taozn̥t.*

Die declination von 'eins' ist § 173 angegeben, die der zweizahl ist folgende:

N. A. *tsvae, tsvûə*
G. D. *tsvaen, tsvẹn.*

Anm. *tsvûə* (*zwô, zwuo*; Rückert a. a. o. 116 *czwûe*) ist eigentlich femininform, wird aber von allen geschlechtern gebraucht.

Die volleren formen von 2 bis 12 werden nur dann angewant, wenn die zahl allein, ohne folgendes substantiv oder adjectiv steht; in diesem fall flectieren sie im dat. auf *-ən,* z. b. *mẹt ŷrər axtn̥.*

b) Ordinalia.

1. *ęrštə.* 2. *tsvaetə.* 3. *drętə.* 4. *fy̑rtə.* 5. *fęnftə.* 20. *tsvantsyχstə.* 100. *hundr̥tstə.* Die ordinalia flectieren wie die adjectiva.

E. Die praepositionen.

§ 176. Die echten praepositionen konnten ursprünglich auch adverbiell gebraucht werden, doch ist dieser gebrauch in der ma. wie im mhd. auf zusammensetzungen mit adverbien und untrennbare compositionen mit verben beschränkt. Nur in der wendung *yχ zae durχ unt durχ* (nass) oder *ich zae nas dûryχ unt dûryχ* scheint der adverbielle charakter des 'durch' bewahrt zu sein. Ferner können als adverbia die praepositionen aufgefasst werden, wenn sie dem substantiv nachgestellt sind, z. b. *dr̥ tsael nę́u* = der gassenzeile entlang (sc. gehen); *dr̥ mutr̥ œntkęgn̥* (sc. gehen); *dy lę́yp əvǫ̑r* (entstanden aus *envor,* vgl. § 97 oder vielleicht *hinvor,* schriftsprachlich *vornhin*), *dy lę́yp əhęndr̥* (aus *enhinder* = *hinten hin*) dem hausflur entlang nach vorne oder nach rückwärts (gehen); *ęn tǫ̑k y̑br̥* den tag über; *dy nǫ̑xt durχ* die nacht durch, oder in dem im sprachbewusstsein bereits als einheit gefassten *bǽrgof* bergauf; *grondęn* grundein (= talab). Wie nun *y̑br̥, durχ* u. a. teils praepositionell, teils adverbiell gebraucht werden konnten, so hat sich besonders bei den compositis von localem *dâr* mit praepositionen, denen von haus aus adverbialer charakter zukommt, nach analogie der früher genannten ein praepositioneller gebrauch eingestellt; z. b. heisst es *ə pǫ̑r ękr̥ rundr̥ štę́yn ze,* ferner *drundr̥ vǫ̑r nyšt,* dann mit übertragung *drundr̥ uns vǫ̑r nyšt.*

§ 177. Praepositionen mit dem accusativ.

ęm (ahd. *umbi*), *kęgn̥* gegen, *męt, ônə, far* (*vor*; *für* fehlt in der ma.), *durχ.*

§ 178. Praepositionen mit dem dativ.

aos; *aosr̥* (bloss als interjection zur bezeichnung des unwillens, daneben das adverb attributiv gebraucht in *dy fanaosn̥tyr* die gassentür im gegensatz zur hoftür, vgl. Wunderlich a. a. o. s. 174 *die zuene tür*); *bae*; *nǽbn̥*; *ǽubr̥*; *zaet*; *fan*; *nę́u* nach; *štǫ̑ts*; *laot* (letzteres nur sporadisch, vgl. etwa *laot dǽn kalyχ ęs vasr̥ gənuk* = entsprechend dem kalkquantum würde das wasser zum löschen desselben ausreichen).

§ 179. Praepositionen mit dativ und accusativ.

of; *hendr̥*; *nǣbn̥*; *en* (mhd. *en* oder *hin* liegt vor in der verbindung *əhẹ́ym* = nach hause, gegenüber *dr̥hẹ́ym* [*dâr heime*] = zu hause); *undr̥*; *far*; *tsvẹšn̥*; *ŷbr̥* (wird sehr wenig gebraucht, es wird meistenteils durch *of* ersetzt; für *tsu* wird es gesetzt in wendungen wie *ŷbr̥ dy ǣrt šlẹ́un* zur erde werfen; *dr̥ hat ŷbr̥ nən gəzǫ́kt* hat zu ihm gesprochen); *undr̥* (entspricht nhd. 'während' in *undr̥ dr̥ kŷryχ* während des gottesdienstes; zu beachten ist noch *undr̥vǣk*, vgl. mhd. *under wegen*, gegenüber nhd. *unterwegs*; ferner *of dr̥ vǣk* auf dem wege, unterwegs, das sich nur aus pluralformen erklären lässt, indem man in *of dy vǣk* u. ä. die pluralform singularisch auffasste und also irrtümlicherweise ein starkes fem. *dy vǣk* angenommen hat).

§ 180. Praepositionen mit dem genetiv.

Es hat sich bloss *halbn̥* und *vǣgn̥* in *maentsvǣgn̥*, *dǣnstalbn̥*, *dǣrnstalbn̥*, *vǣgn̥ maenər* erhalten.

§ 181. Doppelpraepositionen.

bys tsu; *bys ẹn*; *bys far*; mit dem adverb 'gleich': *bys glaeχ* (z. b. *bys glaeχ dy knŷ šlẹkt mr̥ s vasr̥* das wasser reicht mir bis zu den knien); *mẹt tsu* (bloss in der phrase *mẹt tsu flaes*, vgl. österr. *mit z' fleiss*); *mẹt sanftn̥* aus 'mit sammt ihm'; *fan—vǣgn̥*, z. b. *fan rǣχts vǣgn̥*; schliesslich das zufolge seines fremden ursprungs mehr komisch verwante *ovn̥ za rôbək* in die arbeit gehen, wobei bereits durch das *za rôbək* die eigentliche bedeutung zur geltung kommt.

F. Flexion des verbums.

1. Allgemeines.

§ 182. Im hauptsatze steht das hilfszeitwort regelmässig vor seinem verbum, im nebensatz steht es hinter dem verbum, kann aber auch vor ihm stehen. Letztere constructionsweise habe ich gerade von schulmässig ungebildeten leuten gehört, so dass sie höchstwahrscheinlich als dialektgemäss zu betrachten ist.

§ 183. Ein doppelter acc. kommt nach *heissen* und *machen* vor, z. b. *dr̥ hẹ́yst nən kûrts unt lank* = er schilt ihn aus; *dr̥ hat nən kald gəmaxt* er hat ihn erschlagen. Neben reflexivem 'sich' begegnet ein praedicatives adj. als zweiter acc. neben

stellen, fressen, essen, saufen, trinken, arbeiten, z. b. *dr̥ štęlt zyχ tom unt tęryχ*; *dr̥ fręst zyχ ǫrm*; *dr̥ zœ̂yft zyχ tom*; *dr̥ ǫrpt syχ mat unt mŷt* (daneben mit adverb. umschreibung *dr̥ ǫ̂rpt zyχ tsu tœ̂ut*).

§ 184. Das princip der nhd. kürzung in geschlossener silbe zeigt sich besonders in der 2. und 3. pers. der dentalstämme; z. b. *brętst, bręt* von *bręudn̥* braten; *rętst, ręt* von *ręudn̥* raten; *rętst, ręt* von *ręydn̥*; *trytst, tryt* von *trœ̂dn̥* treten; *knytst, knyt* von *knœ̂dn̥* kneten. Dagegen haben die dehnung der offenen silben die formen der 2. und 3. sg. welche denselben vocal haben wie der plural, z. b. *du lâ̂pst, dr̥ lâ̂pt, bŷr lâ̂bn̥* du lebst, er lebt, wir leben; *du bǫ̂tst, dr̥ bǫ̂t, bŷr bǫ̂dn̥* du badest, er badet, wir baden; *du gœ̂tst, dr̥ gœ̂t, bŷr gœ̂dn̥* du jätest, er jätet, wir jäten; *tsǫ̂lst, tsǫ̂lt, byr tsǫ̂ln* zahlst, zahlt, wir zahlen. Vgl. noch § 84 und Paul, Beitr. 9, 108.

§ 185. Der umlaut im sing. des praes. und im erhaltenen conj. praet. ist regelmässig durchgeführt, oft auch da wo ihn die schriftsprache nicht zeigt; z. b. *kymst, kymt* kommst, kommt; *jękst, jękt* jagst, jagt; *brętst, bręt* bratest, bratet; *lęχst, lęχt* lachst, lacht; *ryfst, ryft* rufst, ruft; *męχst, męχt* machst, macht; *tyst, tyt* tust, tut; *lętst, lęt* ladest, ladet; *zękst, zękt* sagst, sagt. Ganz durchgeführt ist der umlaut in *rœ̂yfn̥* (**raufjan*) flachs raufen; *štrœ̂yfn̥* (**straufjan*); *tęyfn̥* (*töufen*); *tŷgn̥* (*tugen*); *rępsen* (*ropzen*); *hęŋr̥n* (*hungern*); *ęydn̥* (*âtemen*, md. *êtemen*); *šmętsn̥* (*smutzen*); *feŋkl̥n* (*vunkeln*; vgl. Weinhold a. a. o. s. 128 *fünkeln, schmützen*); *brękn̥* wählerisch essen (vgl. nd. *brak* gering, schlecht, *braken* die waaren ausmustern, Weinhold, Verbr. u. herkunft d. D. in Schles. s. 207 *bracken* geringes und schlechtes ausscheiden; *gebracke* n. ausschuss, *brackschaf* geringes, auszustossendes schaf); *kœ̂yfn̥* (**kaupjan*) neben subst. *kœ̂uf*[1]), mhd. *kouf*, hat im praet. rückumlaut *gəkœ̂uft*. Doppelformen mit und ohne umlaut haben *frę̂ugn̥* und *fręgn̥* fragen; *vûrgn̥* und *vŷrgn̥* würgen.

§ 186. Umlautslos dagegen erscheinen *špûln* spülen (vom flüssigen misten des rindviehs gesagt; dazu mit slav. ableitung *špulǫk* ein flüssig mistender ochse); *vutn̥* (*wüeten*, md. *wûten*); *musn̥* (*müezen*, md. *mûzen*); *trûbn̥* (*trüeben*); *tran* (*trennen*).

---

[1]) Entlehnt ist *kaofgębyχ*, vom getreide gesagt, wenn es auf dem markte abgesetzt werden kann.

Letzteres kann übrigens aus dem garstvogeldialekt entlehnt sein, wo wie im schles. umlauts-*e* zu *a* weiterentwickelt wurde.

§ 187. Zur schwachen conjugation sind übergegangen *bẹln* (*bellen*); *fṛtsaen* (*verzîhen*); *štŷbn̥* (*stieben*); *gẹrn* (*gern*) gähren; *braen* (*briuwen*); *kaen* (*kiuwen*); *ẹn vŷdṛ kaen* widerkauen; *fœχtn̥* (*vehten*); *šûbn̥* (mit durchführung der *u*-stufe, dazu *šûpsak*): *švŷrn* (*sweren*; mit herübernahme des *i* aus der 3. pers. praes.); *nŷzn̥* (*niesen*); *špan* (*spannen*); *brŷn* (vereinigt wie im erzgeb. und sieb.-sächs. [vgl. Göpfert a. a. o. s. 85; Scheiner, Die ma. der Sieb. Sachs. § 64] die bedeutung von mhd. *brinnen* und *brennen* in sich); *dṛlœχn̥* (zu mhd. *lechen* — *gelechen* — *lochen*) leck werden. Stark flectiert auch *šosn̥* (*schozzen* swv.) keimen, spriessen.

§ 188. Gegenüber dem nhd. flectieren noch stark *kraešn̥* (*krîschen*); *šrẹudn̥* (*schrôten*); *knọgn̥* (*nagen*); *graen* (*grînen*); *šẹrn* (*scherren*); *vẹŋkn̥* (*winken*); *gǣdn̥* (*jeten*); *knǣdn̥* (*kneten*); *šọbn̥* (*schaben*); *hẹŋkn̥* (*hinken*). Zwischen starker und schwacher flexion schwanken *šọdn̥* (*schaden*) — *gəšọdn̥* neben *gəšat* und *šẹrn* (*scheren*) — *gəšôrn* neben dem in der wollweberei geläufigen *šẹrn* — *gəšẹrt* (von hier aus übertragen begegnet es in der wendung *ẹn haofn̥ ọnšẹrn* einen heuschober anlegen); neben regelmässigem *vẹrfn̥* — *gəvarfn̥* steht der bedeutung nach differenziertes *vorfn̥* — *gəvorft* (vgl. Weigand unter *worfeln*).

Anm. 1. Zu mhd. *kirren* aus *kerran* stellt sich das schwach flectierende *krẹrn* — *gəkvẹrt*, daneben auch wahrscheinlich vom particip aus gebildetes *kvorn* — *gəkvort*, vom weinerlichen tone der kinder, oder von anderem geräusche gebraucht.

Anm. 2. Nach analogie von *špaen* — *gəšpaon*, das ursprünglich der zweiten ablautsreihe angehörte und später in die erste übergetreten ist (vgl. Streitberg, Urgerm. gramm. § 105) ist *laen* — *gəlaon* (*lîhen* — *gelihen*, md. *gelûwen*) gebildet.

Anm. 3. Das mhd. schwache verbum *queln* spec. dessen nebenform *keln* 'drängen, drücken, quälen' liegt vor im dialektischen *kẹln*, das sich auf die formel beschränkt *s vasṛ kẹld myz ọn dy tsœnt* das kalte wasser schneidet mir die zähne. Dagegen zum mhd. stv. I, 2 *quëln*, *këln* (vgl. Lexer 2, 321) stellt sich dial. *dṛkẹln* — *dṛkoln*, z. b. *dy dṛkolənən fys* die infolge erkältung aufgelaufenen und mit beulen behafteten füsse; endlich liegt noch mhd. stv. I, 3 *quëllen* (vgl. Lexer 2, 321) vor in der wendung *dy fœnstṛ zaen fṛkvoln* die fensterflügel sind eingefroren.

Anm. 4. Neben *tsapl̥n* (*zappeln*) wird auch *tsẹpl̥n* (*zeppeln*), letzteres

besonders vom hüpfenden tanz gebraucht. So beginnt ein altes Zipserlied: *tsęplpolka tants yχ gœrn.*

Anm. 5. Die ma. unterscheidet intransitives *laeχtn̥* (*liuhten*) — *gəlęχn̥* von transitivem *laeχtn̥* — *gəlaeχt.*

Anm. 6. Doppelheit der formen zeigt sich wie im nd. bei *vypn̥* — *vupn̥.*

2. Personalendungen.

§ 189. Die personalendungen sind bei allen verben mit ausnahme der nachher anzuführenden 'unregelmässigen', bei welchen gewöhnlich in der dritten pers. sing. *-t* nicht angenommen wird, dieselben. Es sind folgende:

Praesens.

Sg.	1.	—	Pl.	1.	*-n*
„	2.	*-st*	„	2.	*-t*
„	3.	*-t*	„	3.	*-n*

Imperativ.

Sg.	2.	—	Pl.	2.	*-t*

Infinitiv.

-n

Particip.

Part. praes.	*-əndyχ, -j-* (vgl. § 114)
„ praet.	*gə . . . . -n, -ər, -ə, -s*
„ „	*gə- . . . . -t, -ər, -ə, -s.*

§ 190. Das endungs-*e* ist in allen fällen, auch im imp. der schwachen verba, ferner in der 2. 3. sg. praes. und im part. praet. der schwachen verba mit auslautendem *d, t* oder *st* (vgl. § 85) ausgefallen. Die 2. sg. geht auf *-st* aus, das durch apokope aus md. *-ste* (wie es noch in dem zurufe *gę̂ystə* 'gehest du' vorkommt) entstanden sein wird. Doch unterbleibt die nachstellung des personalpronomens bei folgendem unbetonten *-es*; z. b. *zysəs* siehst es; *tysəs* tust es; *fęnsəs* findest es; *hasəs nęχ gəfon* hast es nicht gefunden? (vgl. Erdmann, Grundz. s. 5). Bei denen auf *-st* fällt überdies das *-st* der 2. pers. mit dem stammauslaut zusammen, z. b. *du fast, dr̥ fast* du fastest, er fastet.

§ 191. Merkwürdig ist die einschaltung der personalendung bes. der 2. pers. sing. und plur., viel seltener der 3. pers. plur. nach 'ob, dass, weil, wenn, wer, was, wo', z. b. *ępstə kymst* ob du kommst; *ęptr̥ komt* ob ihr kommt; *dastə bęst* dass du bist; *dastr̥ zaet* dass ihr seid; *vaelstə zękst* weil du sagst; *vael dr̥ zǫ̂kt*

weil ihr sagt; *vael zə zǫ̂gn̥* weil sie sagen; *vœnstə vęrst* wenn du wärst; *vœn dr̥ vęrt* wenn ihr wäret; *vŷstə bęst* wie du bist; *vŷdr̥ zaet kom* wie ihr gekommen seid; *vǫs dr̥ zaet* was ihr seid; *vǫsən zə zaen* neben *vǫsə zaen* was sie sind; *vûstə lęfst* wohin du läufst; *vûdr̥ lœ́uft* wohin ihr lauft.

§ 192. **3. Paradigmata.**

	a) Starkes verb. *drœšn̥*	b) Schwaches verb. *koxn*
Praes. ind. sg. 1.	*drœš*	*kox*
2.	*dręšt*	*koxst*
3.	*dręšt*	*koxt*
pl. 1.	*drœšn̥*	*koxn̥*
2.	*drœšt*	*koxt*
3.	*drœšn̥*	*koxn̥*
Imperativ sg. 2.	*dręš*	*kox*
pl. 2.	*drœšt*	*koxt*
Particip. praes.	*drœšn̥dyχ, -j-*	*koxn̥dyχ, -j-* [1])
Infinitiv	*drœšn̥*	*koxn̥*
Umschriebenes praet. sg. 1.	*hô gədrošn̥* u. s. w.	*hô gəkoxt* u. s. w.
Particip. praet.	*gədrošn̥, -ər, -ə, -s*	*gəkoxt, -ər, -ə, -s*

4. Tempora.

§ 193. Die starke flexion hat ihr hauptcharakteristicum, die bildung des starken praeteritums, mit ausnahme der nachher folgenden 'unregelmässigen' verba, aufgegeben, und ausserdem (vgl. § 187) einbusse an die schwache flexion erlitten.

§ 194. Sehr beliebt ist in der ma. die verstärkung des praesens und imperativs mit *tûn*, z. b. *dr̥ hŷrt tyt tsaem* der hirte zäunt ein, richtet die hürde für die nacht vor; *tû dyχ aozn̥ haos raem* räume das haus.

§ 195. Im imperativ bestehen, je nachdem man vom sing. oder plur. praes. aus die bildung vornahm, vielfach doppelformen; so hört man neben *hęlf, lŷs, nym* auch *hœlf, lẽs, nœm*, neben altem *gê* auch *gęp*. Schliesst der stamm auf einen nasal (vgl. § 92), so fällt im inf. und in den diesem gleichkommenden flexionsformen das *-en* ab. In der 1. pers. plur. wird bei unmittelbarer anlehnung des personalpronomens die flexion wie

[1]) Vgl. § 114 und Weinhold, Mhd. gramm. § 315 ableit. mit *-ic* vom particip. *bluotendic, gebendic, glüendic* u. s. w.; ders., Dialektforsch. s. 109 *drǣnig* drehend, *farnig* fahrend u. a.

im mhd. abgeworfen (vgl. Weinhold a. a. o. f. 126), z. b. *fọr bṛ* fahren wir; *trẹvk bṛ* trinken wir; *lœ̂uf bṛ* laufen wir.

§ 196. Das einfache praeteritum wird durch das mit *hộn* haben, oder *zaen* sein, umschriebene ersetzt, z. b. *yχ hộ gəzộkt* ich habe gesagt; *yχ zae gəfaln* ich bin gefallen. Zur conjunctivbezeichnung hat man nun — da in der umschreibung mit *zaen* bereits formeller conj. vorliegt — zu den formen 'hätte' und 'wäre' gegriffen, die im nhd. zur umschreibung des conj. plusquamperf. dienen. Die umschreibung mit 'sein' ist bei verbis der bewegung die gewöhnliche, so bei begegnen, treten, laufen, gehen, stehen, springen, reiten. Bei 'sitzen' und 'liegen' wird neben der umschreibung mit 'sein' und 'haben' auch das reflexivum gebraucht, ohne dass der bei Erdmann a. a. o. § 152 angegebene unterschied eingehalten würde. Die im nhd. durchgeführte assimilation des mit 'haben' verbundenen praet. an die infinitivform (vgl. Erdmann § 153 *ich habe ihn hören wollen* u. a.) nach können, dürfen, sollen, wollen, müssen, wissen, brauchen, helfen, heissen, lassen, sehen, hören kennt die ma. nicht, indem wie noch im mhd. *ich wold in hân gehœret* die perfectbildung am verbum finitum zur geltung gelangt.

§ 197. Das futurum wird mit dem hilfsverb 'werden' umschrieben. Dasselbe hilfsverb dient auch zur bezeichnung einer vermutung, z. b. *dṛ vœt haet švẹrlyχ kom* er dürfte heute kaum kommen. Beide verwendungen beruhen auf derselben psychologischen voraussetzung, indem das zukünftige selbst in vielen fällen bloss vermutet wird und somit den stempel des unsicheren, ungewissen an sich trägt. Ferner wird 'sollen' manchmal zur futurumumschreibung gebraucht, z. b. *dṛ zol môrgṇ tsu uns kom* er wird morgen zu uns kommen. Endlich wird das praesens futurisch gebraucht, bes. wenn das zeitverhältnis in adverbiellen bestimmungen oder conj. zum ausdruck kommt, z. b. *dṛ kymt môrgṇ* er wird morgen kommen; *dy klivḷn zœ̂u lavk bisə štaem* = man klingelt so lang, bis man läuten wird.[1])

[1]) *staem* swv. zu mhd. **stîmen* heisst es vom türmer, wenn er bei ausbruch einer feuersbrunst das notzeichen gibt; man halte dazu mhd. *stim, steim* stm. gedränge. Das wort versetzt uns unwillkürlich in die periode

§ 198. Von den passiven formen ist in der ma. bloss die umschreibung mit ‘werden’ für den ind. praes. üblich. Doch zeigt die lautform des hilfsverbs dialektwidrigen charakter (*vært* — *værst* — *vært* — *værn* — *vært* — *værn*). Es scheint die anwendung aus dem schriftdeutschen herzurühren.

5. Modi.

§ 199. Abgesehen vom imperativ besitzt die ma. zwei modi, den indicativ und conjunctiv. Der conj. praes. fristet nur noch in einigen begrüssungsformeln ein kümmerliches dasein: *gęp ĝəlęk,* oder *got gęp ĝəlęk*; *gotaꞃ aeχ*; *got gęb aeʒ ən gutn̥ tǫ̂k*; *got ḅətsǫ̂ls aeχ*; *got fr̥komt tsuns brûdr̥ lumtsr̥* (der gewöhnliche willkommgruss, den man dem eintretenden bietet); ferner in der indefinitbildung (vgl. § 174) *zaevǣr* — *zaevǫ̂s*; *haldr̥vǣr, -vǫ̂s* — *haltvǫ̂s*. Ausserdem ist der conj. praet. und conj. perfecti (formell plusquamperf., vgl. § 196) gebräuchlich. Beide haben durchweg modale function.

a) Modi im hauptsatze.

§ 200. Der indicativ bezeichnet im allgemeinen die gewissheit, die wirklichkeit. Durch hinzugefügte partikeln kann etwaiger zweifel oder ungewissheit angedeutet werden, ohne dass der modus des satzes sich ändert (vgl. zum folgenden Erdmann, Grundz. d. d. synt. § 156 ff.). Ausserdem ist der indicativ der gewöhnliche modus des nebensatzes, besonders der indirecten rede; z. b. *dr̥ hats nən fr̥bǣudn̥, das nən kęynər mê ęns haos kymt* (seltener die umschreibung *kom zol*).

§ 201. Der conjunctiv steht in aussagesätzen zur bezeichnung der potentialität oder irrealität: der potentialität insofern als der redende nur eine vermutung oder seine individuelle meinung ausdrücken will; z. b. *voltər tsu uns kom dǫ̂s vęr əmęul fanən šęyn* käme er zu uns, so würde er gut daran tun. Oder *yχ vold zǫ̂gn̥* ich möchte sagen, d. i. meiner meinung nach verhält es sich so. Potentialität kann bereits der indicativ ausdrücken, besonders bei ‘kann’, z. b. *dr̥ mæntš kan ęn štax kry̆gn̥ far laxr̥* man könnte vor lachen seitenstechen bekommen. Irrealität liegt vor in hauptsätzen mit folgendem hypotheti-

---

der wehrhaften selbstverteidigung der oberungarischen städte durch den eigenen bürgerstand.



schem nebensatze, in vergleichenden nebensätzen eingeleitet durch 'als ob, als wenn' und in den meisten fällen der umschreibung des praet. mit *vold* und *zold*; z. b. *dr̥ vold əvǫs tǣugn̥, væn ər nẹχ ymr̥ dy fantə hæt* er würde etwas taugen, wenn sich bei ihm nicht das säuferquartal einstellte; *dr̥ frẹst unt zaeft, alzẹp šunt dr̥ jeŋkstə tǫk vệr* er frisst und säuft, als ob der weltuntergang bevorstände. Selbst der conj. praet. zeigt in den wenigen fällen, wo er sich noch erhalten, nichts mehr von seiner älteren function, in der ihm die aufgabe zukam die aussage in die vergangenheit zu verschieben; auch hat er modale functionen übernommen.

§ 202. Der conjunctiv wird ferner gebraucht in wunschsätzen. Sehr beliebt ist hier die umschreibung mit *vold*; z. b. *dr̥ vold am lypstn̥ ymr̥ drhệym blaebn̥.* Seltener wird dafür der conj. praet., ganz vereinzelt der conj. perf. pass. gesetzt. Der optative charakter des mit *vold* umschriebenen conj. kommt in diesen sätzen am deutlichsten zum ausdruck.

§ 203. Den wunschsätzen nahe verwant sind die conjunctivischen bedingungssätze, die der conjunction entbehren (vgl. Behaghel, D. spr. s. 211); z. b. *hæt yχ dǫs gəvost, daz ərs mẹt mr̥ əzǣu zol maχn̥, nû unt nymr̥ vệr yχ tsû nən gaŋ* hätte ich gewusst, dass er mit mir so umgehen würde, so wäre ich kein einziges mal zu ihm gegangen.

§ 204. In aufforderungssätzen wird der mit 'sollen' umschriebene conj. gebraucht. Die umschreibung mit 'mögen' und 'wollen' ist der ma. nicht geläufig; z. b. *dr̥ fraŋk, dr̥ šlosər aozn̥ fǫltr̥ lẹst aeχ zôgn̥, ŷr zolt nệumytǫk tsû nən kom* der schlosser Frank aus dem folter[1]) lässt euch sagen, ihr möget nachmittag zu ihm gehen. Daneben sind mit *gệy, gệyt* gehe, gehet, eingehende aufforderungssätze und folgendem imperativ sehr üblich; z. b. *gệy gẹp ẹn maetχən ə štẹklχ̥ə brǣut* gib dem mädchen ein stückchen brot.

§ 205. Endlich ist der conj. fest in einem rest der noch mhd. stark verbreiteten excipierenden hypothetischen sätze (vgl. Erdmann s. 150 ff.). Es ist dies die immer an die spitze des satzgefüges gestellte formel *tsae dn̥* es sei denn dass; z. b.

[1]) Aeusserer stadtteil mit noch erhaltenem plankentor, vgl. mhd. *valletor, valter*.

na tsae dn̥ yχ hæt tęnt gəzofn̥ derb komischer ausdruck für 'ich hätte den verstand verloren'. Wie im nhd., so hat auch in der ma. der freie gebrauch beliebiger verba zur bildung solcher sätze aufgehört.

b) Modi im nebensatze.

§ 206. Der regelmässige modus ist auch im nebensatze der indicativ. Selbst die absichtssätze haben den indicativ. Conjunctivische wünsche und aufforderungen werden mit 'soll' umschrieben. Parataktische satzfügungen statt hypotaktischen sind allgemein in der volkstümlichen rede üblich. Die fälle der parataxe, die Binz (Zur syntax der baselstädtischen ma. § 141) anführt, könnten ohne weiteres auch in unsere ma. übertragen werden. Ein fall der im mhd. ganz gewöhnlichen und auch jetzt noch in der umgangssprache üblichen parataxe durch 'und' sei noch erwähnt: z. b. *zaən zə əzǽu gut unt losn̥ zə myχ əhęym gęyn* seien sie so gütig, mich heim gehen zu lassen.

§ 207. Relativsätze. Sie werden eingeleitet durch die relativpronomina. Die im schriftdeutschen vorkommende zerstückelung eines hauptsatzes durch einen eingeschobenen nebensatz lässt sich auch in der ma. nachweisen; z. b. *dr̥ ôrt, vû ər its ęs, zol zęr grûs zaen.* Steht der relativsatz vor dem hauptsatz, so kann bei beginn des letzteren das deiktische pronomen gesetzt werden, aber auch ausbleiben. Der modus der relativsätze ist der indicativ: wenigstens habe ich in relativen satzverbindungen conj. verbalformen nie gehört; somit wäre diesbezüglich ein unterschied von der schriftsprache zu verzeichnen (vgl. Erdmann § 192—195).

§ 208. Die temporalen nebensätze werden eingeleitet durch die conjunctionen *vy̑* wie; *vael, dr̥vael* (*wîle, der wîle*; auch als causalpartikel gebraucht, analog der entwicklung des nhd. 'nachdem'); *ęp* ehe; das indef. *vû* für älteres *sô.* Ausserdem kennt die ma. 'bis' in temp. function, es können jedoch viele bis-sätze als finalsätze gelten (vgl. § 212). Beispiele: *dr̥ môrgn̥bęsr̥ vy ər vǫ̂r, dǫ̂s vǫ̂r ə gutr̥ šôrhy̑rt* für den nhd. einfachen aussagesatz 'der Morgenbesser war ein guter scharhirte' (*dy šôr* heisst die herde noch nicht vorgespannter fohlen); *vael ər bae uns vǫ̂r, ęs faeər raosgəkom* während er bei uns war, ist schadenfeuer ausgebrochen; *ępstə tsu uns kymst, zolst*

tsun šmŷt gęyn, lęstər dr fôtr zôgn bevor du zu uns kommst, sollst du zu dem schmied gehen, lässt dir der vater sagen; *vôrt bys yχ kom* warte bis ich komme; *dr hat gəzolt tsuns kom, drvael ęz ər nęχ gəkom* (hier ist der durch *drvael* eröffnete satz causal aufzufassen).

Der gebräuchliche modus der temporalsätze ist der indicativ.

§ 209. Die causalen nebensätze werden eingeleitet durch die conjunctionen 'dass' und 'weil'. Der gewöhnliche modus der causalsätze ist der indicativ; z. b. *dr hat ə rǽχtə fraet, daz ər šunt əmęul męd ər ə gəšaet vart ręydn kan* er hat eine rechte freude, weil er endlich mit ihr ein vernünftiges wort reden konnte.

§ 210. Die finalsätze werden eingeleitet durch die conjunction 'dass' ('damit' kennt die ma. nicht). Zur bezeichnung des conj. wird die umschreibung mit 'sollen' gebraucht; z. b. *dôs tyt zə jə nar of dǽn afęrn, das dy jon laet of zə zoln šaon* sie tut das ja nur in der absicht, damit die bursche sie betrachten. Ebensowenig kennt die ma. die nhd. umschreibung mit 'um zu'. Es wird für diese einfacher infinitiv gesetzt; z. b. *švartsə vûrts ęs gut s gəbroχənə tsu šyn.* Oft ist in fällen, wo es sich um etwas in der vergangenheit beabsichtigtes handelt, die grenze zwischen final- und causalsätzen schwankend, so dass an stelle der finalsätze häufig causalsätze treten können; z. b. *dy hôn nən dôs ôngətęun, vael zə nən hôn gəvolt vækbręn* sie haben ihm dies angetan, weil sie ihn fortbringen wollten.

§ 211. Die conditionalsätze werden eingeleitet durch *væn.* Auch kann im falle der irrealität, wo solche bereits durch den conj. genügend gekennzeichnet ist, die conj. fehlen (vgl. § 216). Nach auslassung der conj. gehen die conditionalsätze in einen bejahten directen fragesatz oder wunschsatz über; z. b. *kymst tsu myχ haet, zə krykst evôs* falls du heute zu mir kommen würdest u. s. w.; *kymtr, ze gęy yχ væk* kommt er, so gehe ich fort.

§ 212. Die concessiven nebensätze werden eingeleitet durch *van œux.* Auch gibt das indef. *vǫs* in verbindung mit *œux* dem satze concessive färbung. Ferner erhalten sätze mit vorangestelltem imperativ concessiven charakter. Der gewöhn-

liche modus ist auch hier der indicativ; z. b. *sęs ə gutr̥ mœntš, vosə œ́ux kęyn ən zǿgn̥* es ist ein guter mensch, was man auch gegen ihn sagen mag; *ręt vǫstə vęlst, yχ glaops dr̥ nęχ* magst du reden was du willst, ich glaube dir nicht.

§ 213. Objective und subjective nebensätze. Der modus dieser nebensätze ist ausnahmslos der indicativ, selbst wenn die meinung eines dritten ausgedrückt werden soll. Durch weglassen der conj. nähern sich solche sätze den hauptsätzen und unterscheiden sich von diesen nur durch die wortstellung; z. b. *yχ glaop nęχ (daz) ər môrgn̥ kymt*; hauptsatz: *dr̥ kymt môrgn̥.*

§ 214. Die indirecten fragesätze, die modalen, comparativen, consecutiven nebensätze, die indirecte rede werden in der ma. seltener als im schriftdeutschen gebraucht.

§ 215. Die vergleichungssätze werden durch 'wie' eingeleitet; 'als' hat sich als vergleichungspartikel nur nach comparativen und in den zusammensetzungen *alsęp, alsvœn* erhalten; z. b. *dœ́r ęs gręsr̥ alz yχ.* 'Wie' dient überhaupt zur einleitung mehrerer gattungen von nebensätzen. So leitet es 1. die vergleichungssätze ein; 2. neben *ęp* ob, die fragesätze; 3. die modalen sätze (in diesem falle ist 'wie' = 'in derselben weise wie'); 4. neben 'bis' die temporalen sätze (hier ist 'wie' = 'zu der zeit wo, sobald als'. Bei den durch 'bis' eingeleiteten temporalsätzen schwebt dem erzählenden eigentlich das ziel vor augen: deshalb können solche auch als finalsätze gelten; z. b. *dr̥ zaeft zœ́u lank byz ər nęχ undr̥n tęš flykt* er säuft so lange, bis er unter den tisch fällt); 5. werden durch 'wie' objectivsätze eingeleitet; z. b. *yχ kan dax nęχ bəgraefn̥, vǿ mən əzœ́u tom zaen kan.*

§ 216. Nach auslassung der fragepartikel 'ob' geht die indirecte frage grammatisch in die directe über: *yχ vę́ys nęχ, zol yχ laxn̥ ôdr̥ graen.* Aehnlich geht die indirecte rede, wenn 'dass' ausbleibt, in die directe über; z. b. *yχ zǿk aeχ, dr̥ kymt.*

§ 217. Oft steht in der ma. für einfaches obj. oder eine adv. umschreibung ein ganzer nebensatz. Für nomina actionis stehen nebensätze aller art (vgl. Reis, Synt. stud. zur Mainzer ma.): *yχ hǿs gəhę̂rt, vǫs dy gəzôkt hǿn* ich habe ihre unterhaltung gehört; *bǿr hǿn uns gəfraet vǿ dr̥ onkl̥ ęs gəkom* wir freuten uns über die ankunft des onkels.



5. Unregelmässige verba.

§ 218. Die sogenannten unregelmässigen verba unterscheiden sich hauptsächlich darin von den anderen verbis, dass die meisten von ihnen das praeteritum entweder nur im ind. oder im conj. oder aber in beiden modis erhalten haben. In einem fall, nämlich bei *sol*, hat die form des conj. praet. die des ind. verdrängt.

a) Praeteritopraesentia.

1. *vę́ys* (*weiȥ*):

Praes. ind. sg. 1.	*vę́ys*
2.	*vę́yst*
3.	*vę́ys*
pl. 1.	*vę́ysn̥, vęsn̥*
2.	*vę́yst*
3.	*vę́ysn̥, vęsn̥*
Praet. conj. sg. 1—3.	*vęst, vyst*
pl. 1.	*vęstn̥, vystn̥*
2.	*vęst, vyst*
3.	*vęstn̥, vystn̥*
Imperativ sg. 2.	*vę́ys*
pl. 2.	*vę́yst*
Infinitiv	*vęsn̥*
Particip. praet.	*gəvost.*

2. *tœ́uk, tỳk* (*touc*):

Praes. ind. sg. 1.	*tœ́uk, tỳk*
2.	*tœ́ukst, tỳkst*
3.	*tœ́uk, tỳk*
pl. 1.	*tœ̂ugn̥, tỳgn̥*
2.	*tœ́ukt, tỳkt*
3.	*tœ̂ugn̥, tỳgn̥*
Imperativ sg. 2.	*tœ́uk, tỳk*
pl. 2.	*tœ́ukt, tỳkt*
Infinitiv	*tœ́ugn̥, tỳgn̥*
Particip. praet.	*gətœ́ukt, gətỳkt.*

3. *kan*:

Praes. ind. sg. 1.	*kan*
2.	*kanst*
3.	*kan*
Praes. ind. plur. 1.	*kan*
2.	*kant*
3.	*kan*

Praet. ind. sg. 1.	*kunt*
2.	*kunst*
3.	*kunt*
pl. 1.	*kuntn̥*
2.	*kunt*
3.	*kuntn̥*
Praet. conj. sg. 1.	*kynt, kœnt*
2.	*kynst, kœnst*
3.	*kynt, kœnt*
pl. 1.	*kyntn̥, kœntn̥*
2.	*kynt, kœnt*
3.	*kyntn̥, kœntn̥*
Imperativ sg. 2.	*kan*
pl. 2.	*kant*
Infinitiv	*kyn*
Particip. praet.	*gəkunt.*

4. *dẹrf, darf* (*darf*):

Praes. ind. sg. 1.	*dẹrf, darf*
2.	*dẹrfst, darfst*
3.	*dẹrf, darf*
pl. 1.	*dẹrfn̥, darfn̥*
2.	*dẹrft, darft*
3.	*dẹrfn̥, darfn̥*
Praet. ind. sg. 1.	*durft*
2.	*durfst*
3.	*durft*
pl. 1.	*durftn̥*
2.	*durft*
3.	*durftn̥*
Praet. conj. sg. 1.	*dyrft*
2.	*dyrfst*
3.	*dyrft*
pl. 1.	*dyrftn̥*
2.	*dyrft*
3.	*dyrftn̥*
Imperativ sg. 2.	*dẹrf*
pl. 2.	*dẹrft*
Infinitiv	*derfn̥*
Particip. praet.	*gədarft, gədẹrft.*

5. *zol* (*sol*):

Praes. ind. sg. 1.	*zol*
2.	*zolst*
3.	*zol*
pl. 1.	*zoln*
2.	*zold*

5. Unregelmässige verb

§ 218. Die sogenannten unregel
scheiden sich hauptsächlich darin vor
die meisten von ihnen das praeter
oder im conj. oder aber in beid
einem fall, nämlich bei *sol*, b
des ind. verdrängt.

a) Pra

1. *vę̂ys* (*weiz*):

Pra

	…, *mę̂k*
	mŷkst, mę̂kst
3.	*mŷk, mę̂k, mǫ̂k*
pl. 1.	*mŷgn̥, mę̂gn̥*
2.	*mŷkt, mę̂kt*
3.	*mŷgn̥, mę̂gn̥.*

…*noz*):

Praes. ind. sg. 1.	*mus*
2.	*must*
3.	*mus*
pl. 1.	*musn̥*
2.	*must*
3.	*musn̥*
Praet. ind. sg. 1—3.	*must*
pl. 1.	*mustn̥*
2.	*must*
3.	*mustn̥*
Praet. conj. sg. 1—3.	*myst*
pl. 1.	*mystn̥*
2.	*myst*
3.	*mystn̥*
Particip. praet.	*gəmust.*

b) *vęln* (*wellen*):

Praes. ind. sg. 1.	*vęl*
2.	*vęlst*
3.	*vęl*
pl. 1.	*vęln*
2.	*vęld*
3.	*vęln*
Praet. conj. sg. 1.	*vold*
2.	*volst*
3.	*vold*
pl. 1.	*voldn̥*
2.	*vold*
3.	*voldn̥*
Particip. praet.	*gəvold.*

c) *tun* (*tuon*):

Praes. ind. sg. 1. *tû*
2. *tyst*
3. *tyt*
pl. 1. *tûn*
2. *tût*
3. *tûn*
Particip. praet. *gətę̂un.*

d) *gę̂yn* (*gên*):

Praes. ind. sg. 1. *gę̂y*
2. *gę̂yst*
3. *gę̂yt*
pl. 1. *gę̂yn*
2. *gę̂yt*
3. *gę̂yn*
Particip. praes. *gę̂yndyχ, -j-*
praet. *gəgav.*

Ebenso flectiert *štę̂yn* (*stên*).

e) *zaen* (*sîn*):

Praes. ind. sg. 1. *zae*
2. *bęst*
3. *ęs*
pl. 1. *zaen*
2. *zaet*
3. *zaen*
Praet. ind. sg. 1. *vǫ̂r*
2. *vǫ̂rst*
3. *vǫ̂r*
pl. 1. *vǫ̂rn*
2. *vǫ̂rt*
3. *vǫ̂rn*
Praet. conj. sg. 1. *vę̂r*
2. *vę̂rst*
3. *vę̂r*
pl. 1. *vę̂rn*
2. *vę̂rt*
3. *vę̂rn*
Particip. praet. *gəvǽzn̥* (*gəvǽst*).

f) *kom* (*kum* im garstvogeldialekt):

Praes. ind. sg. 1. *kom* (*kum*)
2. *kymst*
3. *kymt*
pl. 1. *kom* (*kum*)
2. *komt* (*kumt*)

Praes. ind. pl. 3.	*kom* (*kum*)
Imperativ sg. 2.	*kom* (*kum*)
3.	*komt* (*kumt*)
Infinitiv	*kom* (*kum*)
Particip. praet.	*gəkom* (*gəkum*).

g) *gǣn* (*gëben*, alem. *gën*):

Praes. ind. sg. 1.	*gǣ*
2.	*gęst*
3.	*gęt*
pl. 1.	*gǣn*
2.	*gæt*
3.	*gǣn*
Imperativ. sg. 2.	*gǣ*, *gęp*
pl. 2.	*gæt*
Particip. praet.	*gəgǣn*.

h) *vǣrn* (*werden*):

Praes. ind. sg. 1.	*vǣ*
2.	*væst*
3.	*væt*
pl. 1.	*vǣn*
2.	*væt*
3.	*vǣn*
Particip. praet.	*gəvorn*.

i) Endlich gehört hierzu auch das schwache *hôn* (*hân*):

Praes. ind. sg. 1.	*hộ*
2.	*hast*
3.	*hat*
pl. 1.	*hộn*
2.	*hột*
3.	*hộn*
Praet. conj. sg. 1.	*hæt*
2.	*hæst*
3.	*hæt*
pl. 1.	*hætn̥*
2.	*hæt*
3.	*hætn̥*
Imperativ. sg. 2.	*hô*
pl. 2.	*hột*
Particip. praet.	*gəhat* (md. *gehat*).

Anm. Mit nachstellung von *əs* lautet die 2. sg. praes. *hasəs*, vgl. das sprichwörtliche *dr̥ ẹ́ynə gẹ́yt hasəs, dr̥ andrə gẹ́yt lasəs* der eine will dieses, der andere jenes.

6. Das schwache verbum.

§ 219. Die schwachen verba zerfallen in der ma. in zwei klassen. Zur einen gehört der teil der *-jan*-verba, der das particip. praet. mit rückumlaut bildet, zur anderen fallen alle übrigen *-jan*-verba und die summe aller anderen schwachen verba.

§ 220. Verba mit rückumlaut:

mhd. *hœren* : *hẹrn* — *gəhôrt*
„ *roufen* : *rœ́yfn̥* — *gərœ́uft*
(*gərœ́yft* = flachs gerauft)
„ *stellen* : *štẹln* — *gəštalt*
„ *wenden* : *vœn* — *gəvant*
„ *vüeren* : *fŷrn* — *gəfûrt*
„ *hüeten* : *hytn̥* — *gəhut*
„ *koufen* : *kœ́yfn̥* — *gəkœ́uft*
„ *kennen* : *kœn* — *gəkant*
„ *nennen* : *nœn* — *gənant*
„ *jücken* : *jẹkn* — *gəjokt, gəjẹkt*
„ *sezzen* : *zẹtsn̥* — *gəzatst*
md. *brengen* : *bræʋ* — *gəbrọxt*
mhd. *schetzen* : *šẹtsn̥* — *gəšatst*
„ *denken* : *dæʋkn̥* — *gədoxt*
„ *lesten* : *lẹstn̥* — *gəlast*[1])
„ *vüllen* : *fẹln* — *gəfolt*
„ *zürnen* : *tsŷrn* — *gətsûrnt*
„ *schenden* : *šœn* — *gəšant*
„ *schenken* : *šæʋkn̥* — *gəšaʋkt*
„ *pflücken* : *flẹkn̥* — *gəflokt, gəflẹkt*
„ *gewenen* : *gəvẹ́yn* — *gevœ́unt*
„ *wünschen* : *vẹntšn̥* — *gəvontšt*
„ *schürgen* : *šŷrgn̥* — *gəšûrkt, gəšŷrkt*
„ *smecken* : *šmẹkn̥* — *gəšmakt*
„ *schütten* : *šytn̥* — *gəšut*[2])
„ *rücken* : *rẹkn̥* — *gərokt*
„ *drücken* : *drẹkn̥* — *gədrokt, gədrẹkt*
„ *drucken* : *drokn̥* — (spec. für 'liebkosen') — *gədrokt*
„ *hungern* : *hẹʋɣn* — *gəhoʋɣt*
„ *pfenden* : *fœn* — *gəfant*
„ *rüeren* : *rŷrn* — *gərûrt*
„ *vürhten* : *fẹrtn̥* — *gəfart*

---

[1]) Dazu das nomen *dy lass* belästigung, plage.

[2]) Dazu *kŷrχn̥šut, hŷrtn̥šut* die als naturalabgabe der kirche und den hirten zugemessene ration von getreide.

mhd. *wüschen* : *vęsn̥* — *gəvošt*[1])
„ *erwürgen* : *dr̥vŷrgn̥* — *dr̥vûrkt, dr̥vŷrkt*
„ *günnen* : *gęn* — *gəgont, gəgęnt*
„ *züschen* : *tšęšn̥* — *gətšušt, gətšęšt*[2]).

§ 221. Nur transitiv ist in der ma. *blęyχn̥*, nur intrans. *glŷn*; trans. und intrans. zugleich sind *lêrn* lehren und lernen; *traegn̥* trocknen und trocken machen; *šęyχn̥* jemanden erschrecken und schnell davon fahren. Zu denjenigen transitiven verben welche überhaupt nur reflexiv gebraucht werden, gehören ausser den mit dem nhd. gemeinsamen *zyχ tumln̥* sich tummeln; *zyχ fęrtn̥* sich fürchten; *zyχ fr̥zęyəln* schwören; *zyχ fr̥kalupŷrn* (zu *galopp*) sich übereilen; *zyχ fr̥zaem* versäumen; *zyχ bręmsn̥* (zu *bremse*) der hitze ausgesetzt sein; *zyχ hęyprn̥* (vom häupteransetzen der kohlpflanze gebraucht); *zyχ fr̥ęrn* irre gehen (in derselben bedeutung *zyχ fr̥gęyn*). Nur gelegentlich reflexiv werden gebraucht *zyχ bǫdn̥* baden; *zyχ špyln* spielen (aber trans. in *kǫrtn̥ špyln*); *zyχ štęln* heucheln; *zyχ hytn̥* (vom weidenden vieh gesagt); *zyχ grymln̥* (zu *krume*) abbröckeln; *zyχ ofrafn̥, zyχ tsuzǫmklaobn̥* in der bedeutung 'sich zusammennehmen'; *zyχ bəvaezn̥* sich zeigen; *s vœtr̥ męχt zyχ* es tritt gute witterung ein; *zyχ jǫgn̥, zyχ bəlœufn̥* (vom brünstigen vieh gesagt). Das reflexive pronomen vertritt das reciproke in *zyχ tsaŋkn̥, zyχ krŷgn̥, zyχ štraetn̥, zyχ ślęun, zyχ haon*. Die nhd. häufige wandlung des reflexivs in passive bedeutung (vgl. Paul, Princ.[2] s. 234) ist der ma. fremd. Ueblich ist bloss die redensart *dǫs fr̥štęyt zyχ fan zœlbr̥*.

Anm. 1. Nach *rękn̥* (*rücken*) hat *štrękn̥* (*stricken*), *gəštrokt* im part. praet. analogischen rückumlaut entwickelt.

Anm. 2. Rückumlaut zeigen die stark flectierenden *laedn̥* — *gəlaodn̥* (*liuten*); *ǫntsęv* — *ǫvetsov* anzünden; *hœv* — *gəhav* hängen (aber auch für intr. *hangen*); *lęšn̥* — *gəlošn̥* (trans. und intrans. gebraucht).

Anm. 3. Vom part. praet. eines dialektisch geschwundenen **bedünken* ist ein neues praes. *beduχtn̥* gebildet.

Anm. 4. Zu mhd. *brimmen* brummen, stellt sich als ableitung dial. *bręmln̥* keifen, murren.

Anm. 5. Umlautslose form hat durchgehends *raon* — *gəraot* (*riuhen* — *rûhte* — *gerûht*), ein im tuchscherergewerbe üblicher ausdruck für das rauhmachen der tuchballen.

---

[1]) Dazu *dr̥ voš* wisch.

[2]) Vgl. *aeərgręts męd ə tšuš* eiergrütze mit auflauf.

Anm. 6. Die entlehnten verba gehen im inf. meistens auf ein stark nebentoniges *-aen* aus (vgl. § 91 anm. 1). Vielfach zeigen auch alte verbalstämme die fremde endung; z. b. *pêraen* (ahd. *berjan*) schlagen, klopfen (dazu *pêrəl* ambosshammer, ins magy. als *pöröly* übergegangen); ferner *hatškaen* hatschen; *tšovkaen* (zu *tšovkn̥* schinken) herumhumpeln; so heisst es neben *môln* (ahd. *mullen*) zermalmen, auch *môlaen*; neben *tsərknytšn̥* zerstossen auch *knyšaen*; neben *špyln* (*spiln*) auch *špylaen*.

Anm. 7. Vom adj. 'nass' hat die ma. das factivum *durχnęsn̥* — *durχnęst* gebildet; von *krûbl̥n* krabbeln, das factitivum *krŷbl̥n*.

WIEN. VICTOR LUMTZER.

ZU WOLFRAMS WILLEHALM.

Unter diesem titel hat F. Panzer in den Beitr. 21, 225 ff. eine reihe von bemerkungen zur textkritik und erklärung des Willehalm veröffentlicht, gegen deren überwiegenden teil ich meine stimme erheben möchte, nicht als ob ich das von P. in der einleitung citierte wort Lachmanns von den nachfolgern, die 'noch genug nachzuglätten' finden würden, für den bedeutungslosen ausdruck übergrosser bescheidenheit hielte, sondern weil es mir als eine gewissenspflicht erscheint, das werk eines unserer grössten philologen gegen übereilte änderungsvorschläge in schutz zu nehmen. In den wenigen fällen, wo mir Panzers kritik förderlich erscheint, werde ich dies gerne hervorheben, in den andern will ich meine ablehnende haltung kurz begründen.

Zu 2, 9. P. widerholt hier im wesentlichen nur den vorschlag Pauls, den ich für richtig halte. Wo er über Paul hinausgeht, ist es von übel: die annahme eines absolut gebrauchten verbums *underscheiden* in der von P. angenommenen bedeutung hängt vollständig in der luft, so lange keine parallelen dafür beigebracht werden können.

Zu 15, 27. Auch hier geht das wesentliche auf Paul zurück, dessen interpunction auch mir besser erscheint als die von Lachmann gewählte. Nur hätte Paul sich nicht darauf berufen sollen, dass die genaue bezeichnung des subjects *der marcgrâve unverzagt* neben dem blossen *er* im hauptsatze unangemessen wäre. Denn gerade Wolfram macht von dieser freiheit, die auch sonst in älterer sprache häufig ist (s. zu S. Paulus 69 ff. Ulr. Alex. 20482. Martin. 58, 59), reichlichen gebrauch, vgl. die folgenden stellen: Parz. 338, 5 *diu* (*âventiure*) *prüevet manegen âne haz derneben oder für in baz dann des*

mœres hêrren Parzivâl; 476, 29 *ez widervuor in slâfe ir gar, ê daz diu süeze dich gebar*; 538, 1 *wer solte se drumbe prîsen, daz die unwîsen striten*; 621, 18 *si nam in bî dem zoume sîn und bat erbeizen den man*; 821, 5 *daz er wære der gemant, ob er ie enpfienge gâbe rîche*[1]); Willeh. 78, 29 *ame lendenier si entstricket wart ..., diu îserhose sanc ûf den sporn*; 118, 18 *niht wan vrâgens er genas, und daz der unverzagete sich nante*; 205, 28 *ich enmac im niht gelîchen niemen ..., der baz ... runge denne der Arâboys*; 205, 26 *ouwê daz i'm niht entreit, dô der gezimierte mich vil gehardierte*; 241, 27 *niht anderr urbor moht er haben, wan als der unverzagte ... bejagte*; 254, 21 *die sîne von im rîten bater: under disem venster mir mîn vater sagete*; 296, 1 *dô erz harnasch gar hêt an, zwên starke schuohe der junge man bant*; ähnlich 300, 8 *mîns sunes leit sol er niht tragen eine.* Die zusatzbemerkungen P.'s sind abzulehnen. 'Der markgraf hätte gerne mehr krieger gehabt, als er die unglückliche heerfahrt (*der schadehaften kêr*) ritt', dieser satz wäre allerdings banal, aber das steht auch nicht da. *Die schadehaften* sind die heiden, deren *kêr* der markgraf nachritt, und die er eben an dieser stelle erreicht hat, vgl. die unmittelbar folgenden worte: *sus wart mir von im gesagt, wie er die heiden ligen sach* und 16, 22 *nu wart der heidenschaft bekant daz kœmen die getouften.* Der sinn der stelle ist also nach Lachmanns interpunction nicht banaler als nach der Pauls. Vergleichen lässt sich Willeh. 261, 1 *der wirt dô klagete sêre, daz der rîter was niht mêre ûzem here komen dar în.* Das eben erwähnte misverständnis P.'s allein hat es auch verschuldet, dass ihm die schlechter bezeugte und weniger ansprechende lesart *den schadehaften kêr* gegen Lachmann den vorzug zu verdienen scheint.

Zu 16, 10 ff. Gegen P.'s vorschlag scheinen mir gewichtige bedenken zu sprechen. Er liest *ân wahs enkan besunder mit zal ich iuch bereiten*: entspricht das fehlen des *niht* Wolframs sprachgebrauch? darf das object (die sache, die gezählt wird) bei *bereiten* fehlen? Beides hätte P. durch parallelen aus Wolframs werken stützen müssen, um seinen vorschlag plausibel zu machen. Lachmanns text trägt beiden bedenken

[1]) Misverstanden von Förster, Sprache und poesie Wolframs s. 9.



rechnung und findet eine parallele an Willeh. 443, 8 ff. *wer dâ schiet von dem lîbe, wer da ze ors ze scheff entran, über al ich des niht kan iuch zeim ende bringen und die nennen sunderlingen.* 'Echt wolframisch' kann ich den sinn bei P.'s auffassung nicht finden, denn es wäre verwunderlich, wenn eine solche wendung gerade ein dichter gebrauchte, der nicht schreiben konnte (was doch wol aus der bekannten stelle Parzival 115, 25 ff. hervorgeht). Tatsächlich finde ich auch nirgends bei Wolfram einen derartigen gedanken ausgesprochen; die so viel ich sehe einzige stelle, die man heranziehen könnte (Willeh. 34, 18 *diu zal sînes hordes was endes mit der schrifte vrî*), ist ganz anders, indem sie besagt, dass überhaupt niemand die schätze verzeichnen konnte.

Zu 17, 11. P. nimmt daran anstoss, dass nach Lachmanns texte die an das heer gerichtete ansprache durch eine directe apostrophe an Jesus unterbrochen würde. Aber dergleichen kommt auch sonst häufig vor; ich weise von beispielen, die mir gerade zur hand sind, hin auf Reinbots Georg 2341. 2517 ff. 2524 ff. 2541 ff. 2643 ff. Eine noch stärkere freiheit findet sich Parz. 743, 12: *ob im* (Parzival) *nu niht gehelfen megen Condwîr âmûrs noch der grâl, werlîcher Parzivâl, sô müezest einen trôst doch habn, daz die clâren süezen knabn sus fruo niht verweiset sîn, Kardeiz unt Loherangrîn; die bêde lebendec truoc sîn wîp, do er jungest umbevieng ir lîp.* Es wäre demnach ganz unkritisch, die sichtlich vulgarisierende und überdies nur von éiner hs. gebotene lesart *dem* st. *dîn* mit P. in den text zu setzen, zumal schon die wideraufnahme der ersten anrede (*helde,* v. 15) darauf hinweist, dass in der person des angeredeten inzwischen ein wechsel stattgefunden hat, vgl. Anz. fda. 22, 55.

Zu 18, 7. *vor ander heres fluot,* was Lachmann für das echte hielt, steht in K, *vor der andern h. fl.* in lopt, *vor ander der h. fl.* in m, *Van andirs des h. fl.* in n. Wie bei dieser sachlage P. behaupten kann, dass die überlieferung auf *vor ander des h. fl.* weise, verstehe ich nicht: dass nach *ander* kein artikel folgte, bezeugen die hss. Klopt. Hier ist er also sicherlich nicht zu setzen. Man könnte höchstens daran denken, dass *der* mit lopt vor *andern* einzuschieben sei, allein dagegen spricht die überlieferung in Kmn, und die erwägung,

dass diese ganz klare und unanstössige fügung keine solche verwirrung unter den schreibern hervorgerufen hätte. Warum die von P. aus m und n combinierte lesart für die versmessung vorzuziehen sei, vermag ich nicht einzusehen. Es bleibt demnach Lachmanns textgestaltung die einzig mögliche.

Zu 25, 21. P. kennt offenbar Lachmanns interpunctionssystem nicht genügend, sonst wüsste er, dass dieser gelehrte öfter parenthetische sätze nicht in klammern einschliesst, sondern vorher einen doppelpunkt, nachher einen strichpunkt setzt, so z. b. Parz. 332, 10 *dâ nem ein wîp für dich den strît: diu müeze ziehen dîne hant; an der du kiusche hâst bekant*; oder das. 504, 9 *dâ sach er blicken einen schilt: dâ was ein tjoste durch gezilt; und ein pfert daz frowen gereite truoc.* Lachmann wollte mit dieser interpunctionsweise offenbar andeuten, dass der zwischensatz bedeutsamer sei, als sonstige parenthetische sätze. Im vorliegenden falle leitete ihn vielleicht überdies die absicht, den modernen leser darauf hinzuweisen, dass *sô daz* in v. 24 nicht einem rein consecutiven nhd. 'sodass' gleichzusetzen sei (dies würde durch *daz* ausgedrückt), sondern ein verhältnis mit modaler beimischung bezeichne. Offenbar in derselben absicht hat Lachmann an einer andern stelle, wo dieser irrtum gleichfalls nahe liegt (Willeh. 20, 19 *dâ spürte man diu swert sô, daz manec heiden wert der orse teppech wart*), nach *sô* ein komma gesetzt. Es ist also kein zweifel, dass Lachmann jene stelle ganz so verstand wie P.

Zu 26, 25 ff. Auch hier zeigt sich Lachmanns interpunction wol überlegt. Dem dichter, der eine aufzählung der wichtigsten heidnischen kämpfer beginnt (16 *die den hœhsten prîs heten ... die nenne ich iu für unbetrogen*), kommt es in erster linie auf die n a m e n der helden, erst in zweiter auf ihre charakterisierung an. Nach P.'s interpunctionsweise wird dieser sachverhalt verdunkelt, indem der name Eskelabon dem sinne nach mitten in die satzconstruction hineingezogen ist. Ueberdies spricht für Lachmanns auffassung der umstand, dass es bei Wolfram geradezu stilistische manier ist, bei solchen aufzählungen die namen ohne jedes prädicatsverbum nebeneinander zu stellen, vgl. Parz. 770, 1. 772, 1. Willeh. 34, 6. 34, 20. 73, 17. 74, 4. 255, 4.

Zu 27, 10. *benennen* 'zusprechen, zuteilen' gibt einen treff-

lichen sinn und ist gewählter als das platte *bekennen*. Dass letzteres (und *erkennen*) von allen hss. ausser K geboten wird, scheint mir in diesem falle, wo die änderung so nahe lag und ihr motiv so durchsichtig ist, nicht ins gewicht zu fallen.

Zu 33, 18. Der dativ *liuten* in dem satze *liuten und an orsen beiden* ist sehr einfach zu erklären: er hängt von der praeposition *an* ab. Es ist eben eine im altdeutschen weit verbreitete freiheit, ein glied, das zu zwei coordinierten wörtern gehört, erst beim zweiten zu setzen (nicht wie im neuhochdeutschen entweder beim ersten oder bei beiden). Die sache ist längst beobachtet, vgl. Grimm, Gr. 4, 401. 403. 416. 958. Lachmann zu Nib. 1793, 3. Lachmann zu Iw. 3138. 3225. Haupt zu Erec 5812. 8239. Tomanetz, Anz. fda. 14, 16. Liechtenstein zu Eilh. 5793. Paul, Mhd. gr.[4] § 322. Bei Haupt findet sich ein ganz analoges beispiel aus Otfr. (3, 26, 44 *speron joh mit swerton*). Insbesondere aus Haupts sammlungen geht auch hervor, dass vielleicht kein dichter von dieser redeweise einen so ausgedehnten gebrauch macht wie gerade Wolfram. Ich füge zum beweise noch eine aufzählung der beispiele hinzu, wo der artikel erst im zweiten gliede gesetzt ist (mit ausschluss der schon bei Grimm a. a. o. angemerkten): Parz. 51, 3 *hêrren und den mâg*; 117, 5 *naht unt der tac*; 149, 9 *mit* [*dem*] *lîbe und mit dem guote*; 208, 22 *frum unt den prîs*; 212, 16 *brust houbet noch den schenkel*; 212, 25 *ûz ôrn und ûz der nasen*; 304, 22 *ors und ouch den stein*; 403, 12 *strâze und ein pfärt*; 450, 11 *des vater muoter unt* [*der*] *kinde*; 548, 11 *naht und ouch den tac*; 637, 23 *frouwen noch die man*; 648, 11 *kappe swert unde sporn untz ors*; Tit. 29, 4 *gesellekeite und der stæten liebe*; 69, 2 *man noch wîp noch diu magt*; 75, 2 *hôhen muot und die fröude*; 88, 4 [*den*] *winder unt den sumer*; Willeh. 24, 28 *beidiu gras und der melm*; 64, 6 *hôhe minne und den werden gruoz*; 373, 27 *Sarrazîne und ouch die kristen*. Als ergänzung zu Haupts sammlung für nachgestelltes possessivum bei Wolfram sei noch hingewiesen auf Parz. 2, 30 *minne und ir werdekeit*; 155, 23 *helmes snüer noch sîniu schinnelier*; Tit. 149, 2 *kiusche unde ir güet*. Sonst seien noch einige stärkere fälle angemerkt: Arn. Siebenz. Diem. 349, 4 *den lemtigen sol er vasten, den tôten lâzen rasten*; Summa Denkm. 34, 20, 1 *wanti got al mag und al guot wili*; Hohesl. Haupt 143, 19 *daz wir senente*

unde clagen wainende; Herb. Trojanerkr. 17117 *sîne gesellen in da vunden, daz selbe* (sc. *teil*) *daz ir genas, daz merre teil ertrunken was*; S. Paul. pred. Jeitt. 127, 30 *als iz allez was gespendet und witwen geteilt*; Kunr. Schachzabelb. 4389 *des ich hie niht enmag noch sagen wil.* — Ebensowenig darf gegen Lachmanns lesung eingewendet werden, *an orsen beiden* 'könnte schwerlich etwas anderes heissen als 'an beiden rossen', vgl. Willeh. 438, 1 *von herren von mâgen beiden schiet ... manic heiden* und ähnlich das. 398, 18 *den hêrren und den vrouwen wart dâ wol gedienet beiden.* Ueber nachgestelltes *beide* überhaupt vgl. Mhd. wb. 1, 99; Benecke zu Iw. 1010. 3184; Behaghel zu En. 7069; Willeh. 256, 26. 303, 14. 308, 14. Tit. 52, 1. Nach dem gesagten wird wol niemand die elende, vulgarisierende und nur schlecht bezeugte lesart der hss. lop (gegen Kymn) mit P. bevorzugen.

Zu 44, 12. P. schlägt vor zu lesen: *si sint verflozzen unserm ark unz in den ort,* unterlässt es jedoch, den nachweis zu erbringen, dass *arke* in dieser oder ähnlicher bedeutung je als masculinum oder neutrum gebraucht worden sei. Zudem würde man nach Wolframs sonstigem sprachgebrauch einen genitiv (abhängig von *ort*) erwarten. Es geht auch nicht an, P.'s conjectur nach beiden richtungen hin verbessernd, *unser ark* zu lesen, da die hsl. überlieferung deutlich auf ein wort, das *m* enthält, hinweist (*unser mære* Kt, *unserm verch* op, *unserm äreich* m, *unserme riche* n, nur l allein *unser arke*). Allen anforderungen entspricht Lachmanns *unser mark unz in den ort* (vgl. Parz. 222, 24 *an der marc sîns landes ort* und Parz. 690, 17 *mit storje kômen hie und dort ieweder her an sînen ort dâ ir zil wârn gestôzen*). *Marc* der heiden wird in bildlicher weise die stätte genannt, wo die heiden aufstellung genommen haben. In diese *marc* sind die christen hineingeraten, wie es denn auch vorher (39, 3) von ihnen heisst: *von überlast der heiden wurden si gescheiden under mange unkunde sprâche.* Bei dem ausdruck *vervliezen* schwebte Wolfram offenbar das von ihm so häufig gebrauchte bild der *hers fluot* vor, wie auch Willeh. 32, 2 *diu heidenschaft in über bort an allen orten ündet în.*

Zu 44, 12. Ich halte nach wie vor Lachmanns interpunction für besser. Was Terramers grimm ganz besonders stei-

gert, ist der umstand, dass ihm die tochter *von taverne ingesinde* geraubt wurde. Diese ihm so schimpflich erscheinende tatsache erwähnt er also natürlicher in éinem atem mit dem raube der tochter, nicht nachher. Und wenn der dichter ihn den nächsten satz mit einem wider aufnehmenden '[ja,] *von salsen suppieren sich Tybalt muose vierren von sînem wîbe*' beginnen lässt, so zeigt er deutlich genug, worin der hauptgrund für Terramers grimm liegt.

Zu 44, 24. Ob das schwanken der überlieferung Lachmanns conjectur nötig macht, daran kann man mit P. zweifeln: aber man darf nicht v. 28 als unverständlich bezeichnen. Lachmann fasste die stelle jedesfalls als im sinne Arabels gesprochen auf: '[sie sagt], ich werde sie eher auf einer feurigen hürde sehen, bevor sie sich von Jesus abwende. [Und in der tat,] das soll geschehen'.

Zu 48, 16. Die von P. zur erklärung der la. von K, die Lachmann in den text setzte, vorgetragene auffassung halte ich syntaktisch für unmöglich. Aber auch Pauls vorschlag (Beitr. 2, 323), der das *do* der übrigen hss. gegen das *und* von K einsetzen will, scheint mir nicht überzeugend. Man braucht nur *und* in temporaler bedeutung (Mhd. wb. 3, 185[b]. Haupt zu Erec 6928. Kinzel zu Alex. 1811. Zs. f. d. östr. gymn. 1892, 1106) zu fassen, und man erhält dann zugleich eine erklärung für das auseinandergehen der hss., die auch sonst diese ihnen ungeläufige verwendung von *unde* ausgemerzt haben, z. b. Willeh. 58, 19 *den marcrâven dûhte grôz ir kraft, und er si reht ersach,* wozu Paul, Beitr. 5, 48 ausdrücklich bemerkt: '*und* hat zwar nur K, aber das sinnlose *wan, wand* lmnt gegen *do* op muss wol aus *und* entstellt sein'. Demnach ist auch hier an Lachmanns textgestaltung wol festzuhalten. Zum inhalte vgl. Willeh. 1, 25 ff.

Zu 75, 6 f. *dîn zouber nams ûz ir geboten, und mînen vater Tybalt.* Nach der abweichenden interpunctien P.'s würde der v. 6 als parenthetischer zwischensatz zu einer nebensächlichen bemerkung herabgedrückt, was dem sinne zuwiderläuft. Nach Lachmanns interpunction (und mit einsetzung von Pauls *mînem* für *mînen*) wird dies vermieden, und man erhält einen nach Wolframs weise freien wechsel der construction (*nemen* einmal mit *ûz,* einmal mit blossem dativ verbunden). Ueber

solche und ähnliche constructionswechsel vgl. Benecke und Lachmann zu Iw. 3225. Lachmann zu Nib. 845. 2308. Behaghel, einleitung zur Eneide s. CXXIII, sowie die folgenden stellen: Parz. 308, 24 *war umbe er an die selben stat und ouch mêr landes was geriten*; 497, 14 (*bereiten*) *gein der wilden tjoste und ûf ander rîterlîche vart*; 588, 13 *nâch wunden unde harnaschvar*; 730, 18 *daz er ir lîbs und über ir lant von rehte herre wære*; 779, 15 *den künec … bat si helfe und an ir rede sîn*; Tit. 20, 2 *sîn jungiu tohter lebte, ir muoter tôt, daz heter an in beiden* (wo wir *sîner jungen tohter leben* erwarten würden). Etwas ähnliches ist es, wenn dasselbe verbum in verschiedenem sinne verwendet wird, wie Parz. 231, 1 f. *der wirt het durch siecheit grôziu fiur und an im warmiu kleit*; Willeh. 42, 27 *Franzoysær wâren niune dô und wol ze sehen ein ander vrô.* Aus anderen werken habe ich mir gelegentlich angemerkt: Grieshaber, Vaterl. 18 f. *ein herre … vber alle herren vnd ouch des himiles vnde der erdin*; Ludw. Kreuzf. 2986 *tzvischen den tzu orsen vnde die fuzgenden erste drungen sie*; Strassb. Alex. Kinz. 5220 *ich und mîn helede balt vergâzen unse herzeleit und der grôzen arbeit und alliz daz ungemach und swaz uns leides ie gescach*; Herb. Trojanerkr. 6304 *sîn sarwât sulcher schônheit vnd von sulcher zierde was*; Ulr. Alex. 15698 *sô solden sie wol stæten zorn und hazzes gegen uns jehen*; Ulr. Alex. 19387 *prîses und ellen in nie verdrôz*; Rul. 3257 *ouh ne gereten sie neheiner winne, niwane thie wâren gotes minne*; Crane 1556 *wer dar nâch wîve lône ranc? vil manech ind durch ir grôte*; Ulr. Alex. 21377 *nû habt ir heim ze lande wân und mich ellenden lân*; Parton. 12506 *sô lûter nie kein feine noch kürlîcher wart gesehen*; W. Gen. 28, 38 *dane begunden si gâhen, daz* ('damit') *si die scante ne sâhen und* (sc. *daz* = 'weil') *in leit wâre, ubez iz ander ieman sâhe.* Zweifelhaft ist mir, ob die beiden folgenden belege hierher gehören: Hohesl. Haupt 27, 32 (*der*) *ist ungewarlicher der sich an daz ouge stozit danne den fuoz* und das. 39, 19 *wan got insihit nieht so uerre ane die brodiklichen missetat so daz anegenge der willigen becherde.* Hier könnte *an(e)* auch adverbialpraeposition sein. Im übrigen brauche ich das allen obigen fällen gemeinsame wol kaum ausdrücklich hervorzuheben. Lachmanns interpunction bleibt also zu recht bestehen.

Zu 97, 6. *dô daz her gar verschehte ... daz si dehein riterschaft ... weder sâhen noch enhôrten* u.s.w. Warum der mit *daz* eingeleitete satz 'wie ein objectsatz' 'aussieht', 'der ein transitives verbum voraussetzt', vermag ich nicht einzusehen. Willeh. 146, 9 *nu hân ich siben jâr gebitn, daz ich vater noch muoter nie gesach*: ist das etwa auch ein objectsatz? P.'s conjectur *verspehte* ist nicht bloss unnötig (denn dass mehrere hss. das von Kmnt gebotene echte *verschehte* änderten, erklärt sich aus der seltenheit des wortes zur genüge), sondern auch sinnlos: dass man nichts sieht oder hört, braucht man doch nicht 'auszukundschaften'! Natürlich ist mit Lachmann bei der von Kmnt und dem Strassburger fragment gebotenen lesart zu bleiben: 'als das heer aufhörte zu rennen (halt machte), ohne dass sie feinde sahen oder hörten, wies Fabors jedem könige seinen platz an'. Ganz parallel dem ausdruck *dô daz her verschehte* heisst es zwei abschnitte später (99, 11): *dô daz ûzer her verzabelt was.* Und *schehen* von einer grösseren menge gebraucht findet sich Parz. 69, 5: *er huob och sich des endes dar mit maneger banier lieht gevar. ern kêrt sich niht an gâhez schehen.*

Zu 102, 7 ff. Was P. zu dem vorschlage Pauls hinzutut, ist von gar keiner bedeutung, denn die setzung eines kommas statt Lachmanns ausrufungszeichen ändert weder den sinn noch die construction.

Zu 104, 14. Man braucht nur den zusammenhang ins auge zu fassen, um die unhaltbarkeit der von P. verteidigten lesart *werke* st. *wer* zu erkennen. Gyburc sagt zu Willehalm: 'ich weiss wol, dass in Frankreich viele frauen ehre und leben für deine liebe lassen würden. Aber wenn du in deiner güte erkenntest, was ich um deinetwillen alles erlitten habe, so (nun folgt P.'s übersetzung) — würde mit solchen unternehmungen, mit der ausführung solcher geschäfte gewartet, bis ich dabei wäre', 'd. h. [?] nur von mir liessest du dir minne erzeigen'. Ich weiss wol, dass es *minnen werc* (Parz. 99, 26) gibt, aber mit diesen kommt man hier nicht aus, vielmehr ist an Lachmanns *wer* (K) festzuhalten: 'so würdest du die minne doch nur mir (keiner andern) gewähren'. Der fehler *werche* (< *werc* < *were*) für *wer* begreift sich leicht.

Zu 106, 14. Auf die tatsache, dass nur K *swaz,* alle übrigen

hss. (Jlmnopt) aber *waz* lesen, ist nicht viel zu geben, da fast alle diese hss. im gebrauch der formen *swaz, waz, daz* nicht mehr genau unterscheiden[1]), vgl. z. b. 1, 14 *waz* st. *swaz* mnop; 15, 9 *wez* st. *swer* o; 91, 17 *daz* st. *swaz* mnop; 130, 3 *swaz* st. *daz* moptx; 131, 3 *swaz* st. *waz* lnopt; 152, 25 *waz* st. *swaz* opu; 161, 19 *wâ* st. *swâ* lnop u. s. w. Die interpretation der stelle bei P. (s. 232) trifft gewiss nicht Lachmanns meinung. Ich halte folgende auffassung für richtig: *dâ* (v. 14) und *ûf der erden* (v. 16) sind als gleichwertig zu betrachten und müssen von neuhochdeutschem standpunkte aus ihre stellen wechseln. Wir haben also zu übersetzen, als ob dastünde: *swaz ûf der erden wunders was geschehen an den hôh rîchen werden, gevohten wart dâ* (d. h. auf der erde) *nie sô schadehafter strît sît her von anegenges zît.* Die von mir angenommene voranstellung eines der erläuterung bedürftigen begriffes (*dâ*) hat in älterer sprache zahlreiche parallelen, wie z. b. Iw. 3184 *da ir wurdet, dâ was ich an ensament meineide und triuwelôs beide* oder Iw. 3969 *er ist noch baz ein sælec man der nie deheine gewan dan der êre gewinnet und sich sô niht versinnet,* s. diese und andere beispiele bei Benecke zu Iw. 3970; Haupt zu Erec 5812. Demnach wäre zu übersetzen: 'wie viel wunderbares (schreckliches) auf erden tapferen, edeln leuten auch schon zugestossen war, ein so verlustbringender kampf wurde da doch noch nie, seit die welt steht, gefochten'. Man wende gegen diese interpretation nicht ein, dass der bestimmte artikel bei *an den hôh rîchen werden* nötige, den ausdruck nur auf die in der schlacht gefallenen heiden zu beziehen: er kann ebensogut die gesammtheit aller *hôh rîchen werden,* die jemals lebten, bezeichnen, vgl. z. b. Parz. 254, 23 *ouch mahtu tragen schône immer sælden krône hôhe ob den werden,* wo gleichfalls keine bestimmten *werde* gemeint sind, sondern alle insgesammt. *wunder* = 'schreckliches' wie etwa Parz. 255, 17 f. Ob unter den *hoh rîchen werden* die gesammtheit aller edeln oder nur die gesammtheit aller edeln heiden zu verstehen sei, ist zweifelhaft: Willeh. 208, 14 (*daz dîn manlîch gerich ouch an den hôhen ist geschehen*) sind die heiden gemeint, das. 313, 23 (*an den hôh*

[1]) Auch scheint der conjunctiv *wære* J, *were* lo (v. 14) darauf zu deuten, dass diese hss. den satz als verallgemeinernden relativsatz fassten.

gemuoten werden) die christen. — Da also die lesart von K einen guten und zugleich weniger vulgären sinn gibt, und da sich der fehler *waz* für *swaz* (soweit nicht überhaupt lediglich orthographischer wechsel vorliegt) leicht begreifen lässt, nicht aber der umgekehrte, so halte ich Lachmanns textgestaltung für richtig.

Zu 124, 22. Darauf dass alle hss. (lmnopt) ausser K *uns*, nicht *unsich* schreiben, ist widerum gar nichts zu geben, vgl. Parz. 121, 6 (alle ausser D *uns*); Willeh. 122, 6 (*unsich* K, *uns* mopt, *uns hie* l, *uns nu* n); 142, 7 (*unsich* Km, *uns* lnopt). Wenn also die la. *ân unsich* einen verständigen sinn gibt, so ist sie nach den elementen der textkritischen methode unbedingt zu bevorzugen. Und das ist in der tat der fall, wie sich leicht aus einer kurzen betrachtung der verwendung von *âne* bei Wolfram nachweisen lässt. Von der häufigsten bedeutung 'ohne' die in jeder art von sätzen vorkommt[1]) abgesehen, hat *âne* in negativen und positiven sätzen die bestimmung, auszudrücken, dass die aussage von dem von *âne* abhängigen worte nicht gilt, z. b. Parz. 508, 22 *âne Condwîrn âmûrs wart nie geborn sô schœner lîp* (abgesehen von, ausser C. a., die noch schöner war); 559, 6 *sô manege tugent diu gotes hant in mannes herze nie gestiez, ân Ithêrn* (der noch vollkommener war); 645, 7 *âne Parzivâles wîp unt ân Orgelûsen lîp* (die noch schöner waren), *sone erkenne ich ... kein sô werde*; ebenso Willeh. 3, 30. 45, 15. 342, 5. 350, 29[2]); im positiven satze Willeh. 54, 28. Daneben wird nun (ganz analog lat. *praeter*) *âne* auch verwendet, um anzuzeigen, dass der von *âne* abhängige begriff in die aussage des satzes mit einbezogen wird: Parz. 453, 15 *der karakter â b c muoser hân gelernet ê, ân den list von*

[1]) Bisweilen bei Wolfram in recht prägnanter bedeutung: Parz. 44, 13 *ir wænt verliesen disen man: dem wirt ân iuch gemach getân* ('aber auch ohne eure mitwirkung'); 218, 16 *diu âne den künec mit ir az* ('ohne dass der könig dabei gewesen wäre'); 308, 2 *dô truoc der junge Parzivâl âne flügel engels mâl* ('nur dass er keine flügel hatte'); 443, 10 *ânz houbet was er gewâpent gar* ('bis auf, mit ausnahme von'); Willeh. 353, 4 *dîn umbekêr ân den tôt sol niemen hie gesehen* ('ohne dass du stirbst, den fall deines todes ausgenommen').

[2]) Mit einer nuancierung der bedeutung Parz. 406, 6 *daz ez Amphlîse Gamurete mînem œheim nie baz enbôt; âne bî ligen* 'bis auf das *bî ligen*, das Amphlise auch noch gewährte, Antikonie aber nicht'.

nigromanzî (ganz abgesehen von der *nigromanzî*, auf die er sich auch verstand); Willeh. 352, 20 *niun künecrîche* ... *ze mînen handen sint, âne diu dâ habent mîniu kint* (von denen abgesehen, die meine kinder haben, und die mir daher auch zur verfügung stehen), ebenso 266, 9. 352, 27. Diese bedeutung nun ist wol an der vorliegenden stelle anzunehmen. Arnalt beklagt mit tränen in den augen den verlust von dreizehn seiner verwanten, die im heere seines bruders Willehalm auf Alischanz gefallen sind: 'erlaubt, dass ich diese jungen fürsten, deren keiner noch einen bart trug, beklage. *Mîn bruoder ungemach genuoc het ân unsich erworben*: mein bruder hätte wahrlich auch abgesehen von uns (d. i. den dreizehn seines geschlechts, mit denen Arnalt sich identificiert) noch genug ungemach erfahren'. *Sîn man sint erstorben, dar zuo sîn wîp besezzen ist* u.s.w. Eine ähnliche verwendung zeigt *âne* auch Parz. 182, 22 *ân iuch man uns vil hazzens pôt* 'auch ohne euch, ohne dass ihr erst zu kommen brauchtet, haben wir genug feindschaft erfahren'.

Zu 151, 2 ist eine im Mhd. wb. misverstandene stelle richtig übersetzt.

Zu 157, 7. *Ouwê mir dîner werdekeit, diu noch nie unprîs erleit! wem liez diu kiuschlîche zuht?* P. hat gar nicht bemerkt, dass in dem letzten satze *diu* (rückweisend auf *werdekeit*) subject und *kiuschlîche zuht* object ist: 'an wen hat *dîn werdekeit* ihren massvollen anstand abgegeben?' Der satz drückt also nach Lachmanns herstellung, die für P. unverständlich ist, ganz dasselbe aus, wie wenn man mit den hss. lmnopt nach P.'s vorschlag *du* st. *diu* liest. Nur ist *du* in jeder hinsicht vulgärer. Wenn Lachmann *diu* (K) bevorzugte, so leiteten ihn ohne zweifel die richtigen erwägungen: dass erstens diese verwendung des demonstrativums eines der charakteristischesten merkmale des Wolframschen stiles ist (Parz. 1, 7. 15, 15. 16, 14. 20, 13. 23, 2. 10. 26, 24. 34, 9. 39, 3. 58, 26. 63, 12. 66, 5. 76, 22 u.s.w.); dass zweitens die personification von eigenschaften bei Wolfram gleichfalls zur manier ausgeprägt erscheint (Haupt zu Erec 2788. Kinzel, Zs. fdphil. 5, 24. Förster, Zur sprache u. poesie Wolframs s.43ff. Bötticher, Germ. 21,313f.) und dass sich gerade zu dem vorliegenden beispiel *wem liez diu* (*dîn edelkeit*) *kiuschlîche zuht* schlagende parallelen nachweisen

lassen, wie Parz. 57, 1 *wem hât sîn manlîche zuht hie lâzen sîner minne fruht*; 467, 3 *wem lât den* (*gotes gruoz*) *menschlîchiu zuht*, vgl. Titur. 123, 2; und dass drittens der fehler *du* für *diu* leicht begreiflich ist, da das verständnis des *diu* (wie die bemerkungen P.'s selbst am besten zeigen) nicht auf der oberfläche liegt, während umgekehrt das glatte *du* kaum in *diu* geändert worden wäre.

Zu 164, 26. *Hân ich von Terramêre die hôhen flust ûf Alischanz, ey beâs âmîs Vivîanz, wie vil noch unsippiu wîp dînen geflôrierten lîp suln klagen durch die minne!* Was zunächst den vordersatz betrifft, so drückt er ganz in Wolframs weise den gedanken aus 'habe ich solch grossen verlust (*die* ist demonstrativ, gemeint ist der tod ihrer *mâge*, v. 5. 19) durch Terramers feindschaft erlitten'. Das ganze satzgefüge aber ist zwar seiner form nach condicional, nicht aber dem inhalte nach: eine ausdrucksweise, die wir in freierer sprache noch heute anwenden können und die im mhd. ungemein häufig ist. Die stelle ist also zu interpretieren: 'habe ich diesen herben verlust meiner verwanten erlitten, wie viel anderseits ganz unverwante frauen, o Vivianz, werden noch deinen tod aus *minne* (nicht als verwante) beweinen'. Ich habe von jeher darauf verzichtet, solche antithesen in der form eines hypothetischen gefüges in meinen syntaktischen sammlungen zu berücksichtigen, eben wegen ihrer häufigkeit, doch vergleiche man stellen wie Parz. 42, 20 *ist er verladen mit strîtes last, sone mag ich nimmer werden wert* 'er ist sieger, ich aber bin entehrt'; 640, 11 *was ir freude am tanze grôz, Gâwân noch minre hie verdrôz* 'sie freute sich des tanzes sehr, er aber noch mehr, dass sie bei ihm sass'; Willeh. 396, 8 *was ê dâ vil gedrungen, doch niwes gedranges phlâgen sie*; in ähnlicher bedeutung eingeleitet durch *op* Parz. 454, 26 *op die ir unschult wider zôch, sît muoz sîn phlegn getouftiu fruht* 'sie giengen zwar wider in den himmel ein, aber seither hüten ihn reine christenmenschen', vgl. Heinzel, WSB. 130, 10. — Wie der an sich höchst matte sinn, den P. in die verse unter annahme einer andern interpunction hineininterpretiert, in ihnen enthalten sein soll, ist mir unverständlich. Wenn die verzweifelnde klagt, man möge ihr den tod wünschen, *daz der unsin die wîpheit an mir niht entêre*, so kann das doch nicht be-

deuten 'um meinen hochmut zu demütigen'[1]), sondern nur 'damit ich vor leid nicht wahnsinnig werde und dann als wahnsinnige gegen weibliches wesen verstosse'.

Zu 165, 5. Da P. wahrnahm, dass die lesarten an dieser stelle nicht recht verständlich seien, so hätte er wol einen blick in die von Lachmann selbst revidierte ausgabe v. j. 1833 werfen können, um sich zu überzeugen, dass das von ihm angefochtene *tugende* nur ein druckfehler der späteren ausgaben statt des richtigen *jugende* ist, das in Lachmanns ausgabe steht.

Zu 169, 10. P.'s vorschlag und seine motivierung wäre nur dann zwingend, wenn der satz v. 11 ein relativsatz wäre: da er dies aber, wie die wortstellung zeigt, nicht ist (wenigstens nicht sein muss), so ist *die* als demonstrativum zu fassen, das sich auf die vier fürsten und die königin bezieht. So haben offenbar die schreiber von lmop die stelle auch verstanden, jedoch eine glattere lesart eingesetzt.

Zu 199, 24. *und* hängt allerdings grammatisch-formell von *dâ* ab: bei der freiheit jedoch, die Wolfram sich in bezug auf die satzverbindung gestattet, ist darauf nicht viel zu geben, man vgl. z. b. den ähnlichen fall Willeh. 75, 21 *dô Ehmereiz Gyburge barn sô rîterlîche kom gevarn, und al sîn wâpenlîchez kleit nie dehein armuot erleit* (*wan ez was tiwer unde lieht*), *der marcrâve tet im nieht.*

Zu 215, 4. (*ez næht nu*) *dem helflîchen tage und der kümfteclîchen zîte und daz der sorclîchen bîte mit freude ein ende wart gegeben.* Das letzte *und* ist doch zu gut bezeugt (Kmn), als dass man es ohne not verwerfen dürfte. Wenn man die beiden ausdrücke *helflîcher tac* und *kümfteclîchiu zît* als ἓν διὰ δυοῖν fasst, so ist die von P. hervorgehobene schwierigkeit beseitigt, und zugleich eine erklärung für die abweichende lesart der hss. lopt gefunden. Der satz meint, nebenbei bemerkt, dasselbe was Wolfram an anderer stelle (Parz. 574, 13) *künfteclîcher freuden tage* nennt.

[1]) Ueberhaupt ist von 'hochmut' an dieser stelle gar nicht die rede, denn 165, 6 (*mir sol nâch dîme tôde gast immer sîn der hôhe muot*) bedeutet *der hôhe muot* natürlich so viel als 'die freude', vgl. Parz. 219, 22 *mir ist freude gestîn, hôhmuot gast.* Ihr hochmut war nur an einer früheren stelle, Willeh. 147, 14, geschildert.

Zu 216, 23. (*er gap*) *drî art der sunnen* ..., *die hitze und ouch den schîn: si muoz ouch ûf der verte sîn.* So K. Die von P. bevorzugte lesart (*daz si muoz*) ist gewis möglich, aber die wortstellung des abhängigen satzes wäre sehr gezwungen, und zudem lässt sich die lesart der übrigen hss. leicht aus der von K ableiten, nicht aber umgekehrt. Für Lachmanns textgestaltung spricht die stelle Parz. 300, 2: *er truoc drî tjoste durch den schilt, mit heldes handen dar gezilt* [nämlich die zwei, die er mit Segramors und Kei bestanden hatte]: *ouch het in Orilus versniten.*

Zu 217, 19. P. will hier statt *Mahmete* : *bete* vielmehr *Mahmet* : *bet*; aus demselben grunde hätte er, nebenbei bemerkt, auch Willeh. 17, 21, wo Lachmann *trete* : *Mahmete* schreibt, die apokopierte form *tret* wagen müssen. In beiden fällen ist Lachmanns *Mahmete* wol überlegt: denn Wolfram zeigt eine deutliche abneigung, die apokope des *e* nach kurzer stammsilbe + *t* eintreten zu lassen. So finden sich, wie man mit hilfe des reimwörterbuchs von San-Marte leicht feststellen kann, in seinen werken 11 reime auf *ët* : *ët* und 22 auf *ëte* : *ëte* (darunter 20, wo *bete* das eine reimwort bildet), aber keine einzige bindung *ët* : *ëte*[1]). Ferner 8 *it* : *it*, 66 *ite* : *ite*, aber nur éinmal *ze Tabronit(e)* : *smit* Parz. 592, 17; 32 *ot* : *ot*; 17 *ote* : *ote*, aber nur zweimal *von* (*in*) *Tribalibot(e)* : *got* (*spot*) Parz. 750, 1. 326, 21; endlich 95 *at* : *at*, 2 *ate* : *ate* und allerdings 6 *at* : *ate*, worunter dreimal widerum ein fremder name (*von Ranculat* Willeh. 255, 25. 350, 17. 392, 15) und zwei fälle, wo der dativ des substantivs *phat* von der regierenden praeposition durch einen dazwischen stehenden genitiv getrennt ist (Parz. 369, 15 *ich var doch ûf der mâze pfat*; 387, 4 *von der swertbrücke pfat*). Der letzte fall, wo weder ein fremder name noch die trennung von der praeposition die härte mildert, ist Parz. 115, 5 *sîn lop hinket ame spat, swer allen frouwen sprichet mat.* Ich will nicht entscheiden, ob es hier nicht gerechtfertigt wäre gegen die hss., die alle *ame* zu bieten scheinen, *âne* zu schreiben, zumal solche art des vergleichens, wo das tertium comparationis gewissermassen aufgehoben wird, in

[1]) Weshalb Lachmann auch die form *Gringuljete* mit recht in drei fällen (Parz. 339, 29. 540, 17. 597, 21) gegen fast alle hss. im reime auf *bete* gewählt hat.



mhd. poesie sehr beliebt ist (vgl. z. b. Parz. 248, 10 *umbe den wurf der sorgen wart getoppelt, do er den grâl vant, mit sînen ougen, âne hant und âne würfels ecke*) und andrerseits die ersetzung des ungewöhnlichen *ane spat* durch *ame spat* sich leicht erklären würde, da *ame spat hinken* gewissermassen eine feste verbindung darstellt. Aber jedesfalls geht aus dem angeführten so viel hervor, dass eine sichtliche abneigung Wolframs gegen diese apokope vorliegt, und dass daher jene fünf neutralen fälle von Lachmann mit recht nach dem überwiegenden reimgebrauch des dichters geregelt wurden.

Zu 219, 18. *Sol Jêsus von Nazarêt die porten hân gebrochen, waz ist an mir gerochen mit dem ungelouben dîn?* Die interpunction und interpretation P.'s, der den ersten satz als frage ('und der schwache Jesus soll ihre pforten gebrochen haben'), den zweiten satz als ausruf fasst, halte ich für unmöglich. P. müsste in erster linie durch anderweitige belege den nachweis erbringen, dass die von ihm hier angenommene verblasste, zweifelnde bedeutung von *suln* im anfange des 13. jh.'s oder früher bereits vorkommt. Die mir bekannten beispiele für verwendung des verbums *suln* in fragesätzen lassen alle noch die ursprüngliche bedeutung 'bestimmt sein, verpflichtet sein' u. dgl. mehr oder weniger deutlich erkennen. Nach analogie von sätzen wie *wer sol schifmeister sîn* Nib. 366, 4; *durch waz solde wir diz dolen* L. Alex. 4387 W. u. s. w. (Mhd. wb. 2, 2. 181) wäre also eine frage denkbar wie *Jêsus* (oder *wer*) *sol*(*de*) *die helle brechen?* (etwa im munde Adams, der die ankunft des 'desiderabilis' erwartet) oder auch die frage: *Jêsus solde die porten hân gebrochen?* (im munde eines ungläubigen wie Terramer). Letzteres würde zu P.'s vorschlag ganz gut passen: 'Jesus wäre bestimmt gewesen, die hölle zerstört zu haben?' (oder 'zu stören', wie wir im nhd. mit leichter ungenauigkeit sagen, Paul, Mhd. gr.[4] § 298), aber *solde* steht eben in keiner einzigen hs., alle bieten oder weisen auf *sol* (*sol* mnoptx, *so* l, *da* K). Ausserdem müsste wol, falls *Jîsus* überhaupt die nachdrückliche bedeutung 'der schwache Jesus' beigelegt werden kann, dies durch die voranstellung dieses namens, auf dem ja das hauptgewicht liegt, ausgedrückt werden. Dagegen erklärt sich beides, das praesens *sol*, wie die stellung des subjects, wenn man nach Lachmanns interpunction

die beiden sätze als éin condicionales gefüge betrachtet. Wie häufig hier *sol* im vordersatze rein umschreibend ohne beziehung auf zukünftiges gebraucht wird, ist bekannt, vgl. z. b. Parz. 253, 19 *sult ir nu weinen sô diu wîp oder als ein kint nâch dem ei, waz touc helden sölh geschrei,* oder das. 812, 1 *sol diu maget iur swester sîn . . ., sô gebt mir umb ir minne rât.* Demnach interpretiere ich die stelle: 'ich glaube nicht, dass der *den sîn selbes künne hienc unt unprîs an im begienc* unsern vater Adam aus der fürchterlichen hölle erlöst hat. Hat aber Jesus ihre pforten gebrochen, wofür werde ich dann durch deinen unglauben bestraft'[1]), d. h. 'wenn Adam und die übrigen edlen heiden, die sich nichts zu schulden kommen liessen, trotz ihres heidentums von Christus erlöst wurden, welche schwere sünde habe ich denn begangen, dass ich so bitter gestraft werde?'

Zu 238, 24 ff. Was an den bemerkungen P.'s richtig ist, die vorgeschlagene interpunction, rührt von Paul her, den P. hier gar nicht citiert, ein verfahren, das um so befremdlicher ist, als es sich sehr häufig widerholt, nämlich bei den bemerkungen zu 241, 21 f. 247, 26. 253, 12 (wo übrigens die änderung *was* st. *waz* auch eine conjectur ist, und zwar keine einleuchtende, weil sie die fehler der hss. unerklärt lässt); ferner zu 299, 13 (wo P. nicht einmal richtig angibt, was die hss. überliefern!); ferner zu 302, 18; zu 303, 6 und endlich zu 438, 22. Ich werde im folgenden diese bemerkungen, soweit sie in allem und jedem mit den ausführungen Pauls in seinem bekannten, mehrfach fördernden aufsatz identisch sind und mir richtig erscheinen, übergehen. An der vorliegenden stelle ist nur die paraphrase der verse P.'s eigentum, und sie zeigt, dass er die worte des dichters nicht verstanden hat. Wolfram motiviert, warum die brüder getrennt marschierten: 'es konnte eben keiner von ihnen bewerkstelligen, dass er dem Willehalm zu hilfe kam, ohne sich den beiden andern zu entziehen' (*ern wære dem anderem gar benomn* ganz wie 151, 28 *maneger niwer storje komn hât si im strîte mir benomn*) d. h. 'ohne einen andern weg als die übrigen zu ziehen'. Deshalb auch der ausdruck *von sunderem lande* im folgenden vers.

[1]) Vgl. Parz. 698, 7 '*waz ist an mir gerochen?*'

Zu 241, 21 f. Paul (und ebenso P.) finden es unmotiviert, dass Lachmann den in sämmtlichen hss. überlieferten reim *umbevân* (nur l *umbe stân*) : *hân* geändert habe in *umbehaben* : *haben*. Aber es ist zwingend geboten, von den hss. abzuweichen, indem Wolfram, wie sich widerum aus San-Martes reimwörterbuch entnehmen lässt, die contrahierte form *vân* sonst im reime niemals gebraucht. Zufall ist ganz ausgeschlossen, da er einerseits die uncontrahierte form *vâhen* sehr häufig (31 mal) als reimwort verwendet, und andrerseits die reimsilbe *-ân* eine der beliebtesten ist (gegen 300 beispiele). — Wenn Lachmann gerade *umbehaben* : *haben* einsetzte, so leitete ihn ohne zweifel die richtige erwägung, dass rührende reime den schreibern oft den anstoss zu änderungen gaben, und dass das sonst sehr seltene wort *umbehaben* gerade im Willehalm noch zweimal (32, 25. 113, 11) gebraucht wird.

Zu 242, 18. Dass schildriemen von den schildbrettern gänzlich entblösst seien, ist keine besondere übertreibung, denn wenn die schwerthiebe neben die nägel treffen, mit denen der riemen an der holzplatte befestigt ist, so muss das gespaltene holz notwendigerweise auseinander fallen. Zum überfluss kehrt dieselbe 'übertreibung' im Parz. 208, 8 wider: ... *daz in gar verswunden die herten schilde von der hant.* Der grund, weshalb Lachmann die lesart von K bevorzugte, lag jedesfalls z. t. darin, dass der ausdruck *unverdecket von den breten* mit bezug auf die schildriemen nur dann richtig gewählt ist, wenn die letzteren gänzlich (*nacket*) entblösst sind, nicht aber, wenn sie dies nur beinahe (*nâhen*) sind, und dass der ungewöhnliche und originelle ausdruck *nacket* (*nachet*) *blôz* leicht von vielen schreibern in den graphisch ähnlichen *nâch* oder *nâhen* (< *nahent*) geändert werden konnte, während der umgekehrte vorgang schwer zu verstehen wäre.

Zu 247, 26. Paul äusserte seine vermutung nur sehr vorsichtig, indem er auf eine sich dabei ergebende schwierigkeit, die auch mir beträchtlich scheint und die offenbar Lachmann zu seinem änderungsvorschlag veranlasste, ausdrücklich hervorhebt. P. hingegen sieht über diese schwierigkeit hinweg, ohne sonst neues zu bringen, ausser einem hinweis auf eine parallele, die diese schwierigkeit nicht behebt.

Zu 255, 3. Wieso der accusativ ***mîne mâge*** Kp gegenüber dem dativ ***minen magen*** no, oder dem genitiv ***m(e)iner mag(e)*** mt (l hat ***und manig***) 'nur schlecht bezeugt' genannt werden kann, verstehe ich nicht. Nur die lesart von Kp erklärt die abweichungen der übrigen hss.: das allgemein verständliche ***mîner mâge*** (mt) hätte zu änderungen schwerlich veranlassung geboten. Die erklärung des accusativs liegt auf der hand: der dichter beginnt: *an rois Thesereiz ... der hôhen tôt huop er mir an*, mit Th. begann er die liste aufzuzählen, (nun schiebt sich ihm der begriff 'er zählte auf' unter, und er fährt daher unmittelbar fort:) *wer mêr ... sîn ende gewan ..., mîne mâge* u. s. w. Für diese freiheit finden sich bei Wolfram manche analogien: Parz. 295, 13 *Keie sîne tjoste brâhte ... durchs Waleis schilt ein venster wît* (Wolfram construiert als ob ein *sluoc* das regierende verbum wäre); Willeh. 254, 26 *mâge ... den diu minne her gebôt noch mêr dan* (sie gekommen waren) *durch sîne bete*; 280, 1 *Heimrîch und al die süne sîn dancten dô der künegîn ... und* (sc. *sprâchen*) *si hete den hœhsten got ... gêret*; 327, 6 *swa der marcrâve funde strît, daz wær diu kurzwîle sîn,* (daran findet er gefallen) *als ein kint daz snellet vingerlîn*; das letzte beispiel leitet über zu einer reihe verwanter, wo das zu ergänzende wort ein vollständiges synonym des regierenden ist, aber der casus des abhängigen wortes ein anderer ist als der, den das regierende wort neben sich verlangt: Parz. 9, 29 *der künec in alles werte ... fünf ors ... manec tiuwer goltvaz* (als ob stünde *gap im*); 388, 6 *inrehalp wart ez dâ* (von Gawan) *guot getân durch die jungen Obilôt, und ûzerhalp* (nämlich *h e t ez guot getân*) *ein ritter rôt, die zwêne behielten dâ den prîs* (mit einer art attraction durch das folgende). — Auf ein beispiel letzterer art in Dietrichs flucht macht der herausgeber, Martin, zu 9466 aufmerksam; als beispiele der ersten art seien noch angeführt Vor. Alex. Kinz. 1365 *mit dem selben worte gab er im* (sc. *einen slach,* wie der hg. wol unnötigerweise im texte ergänzt) *mit dem swerte ûf daz houbet ern slûch*; Ursula, Schade, Geistl. ged. 184, 39 *wie goet gelaiz, wie goet gebere, wie edel, wie schone die jonfer were.* Eine abart solcher freiheiten stellt die sogenannte 'entnahme' dar, worüber unten zu 458, 12.

Zu 268, 24. Hier berichtigt P. widerum lediglich einen

druckfehler, die erste auflage bietet im texte das von ihm geforderte *dar* st. *der*.

Zu 292, 20. *Sît wâriu milt des niht gebôt,* wie Lachmann liest, gibt einen ansprechenden sinn, *sîn wâriu milt* dagegen scheint mir unmöglich, denn Rennewart beklagt sich ja über einen schweren fall vermeintlicher *unmilte* Tybalts, er kann ihm also nicht in éinem atem *wâre milte* zuerkennen, da ja die wahre freigebigkeit darin besteht, dass jeder fall von *unmilte* ausgeschlossen ist. Es kann also wol positiv z. b. gesagt werden: *ir wâriu manheit daz gebôt* (Parz. 181, 15), nicht aber negativ etwa von fliehenden *ir wâriu manheit daz niht gebôt.* — Zudem hat P. verabsäumt den nachweis zu führen, dass die vorlage von Km auch sonst reminiscenzen an den Parzival in den Willehalmtext hineingebracht habe.

Zu 296, 21. *Zer kappeln* ist gewis nur durch die pedanterie der schreiber für das ursprüngliche *zer kirchen* eingesetzt worden. Dass letzteres (mit dem bestimmten artikel) auch formelhaft gebraucht wird, zeigt z. b. Walth. 111, 19.

Zu 303, 6. P. stützt Pauls verteidigung von *gedolt* durch eine parallele. Wackernagels conjectur, die ich gleichfalls nicht für unbedingt nötig halte, wurde von Lachmann wol aufgenommen, weil es an späterer stelle, 319, 25, heisst: *die vil genendeclîche ê dicke in Francrîche bejageten prîs und ungemach.*

Zu 336, 19. ‘Der in dem banner Willehalms befindliche stern wird heute noch zum schaden der heiden zu leuchten beginnen, aufleuchten’ scheint mir besser als ‘der stern wird von dem banner her zum schaden der heiden aufleuchten’, denn das hauptgewicht ruht ja auf der bezeichnung des ortes, an dem das aufleuchten stattfindet, nicht auf der richtung des leuchtens (vgl. Sievers, Beitr. 12, 196 f.). Ich kenne auch demgemäss fast kein beispiel (eine wolmotivierte ausnahme findet sich Parz. 228, 5, vgl. 167, 17), wo ein inchoativum wie *erglesten, erglîzen, erliuhten, erschînen* mit richtungsbezeichnungen versehen würde, so oft dies bei diesen verben der fall ist, wenn sie als simplex gebraucht werden. Vgl. auch Hel. C 5631 ff. (Steitmann, Raumanschauung im Hel. s. 20) oder Guthlac 1282. Dagegen kann P.'s berufung auf Wh. 364, 4 (und 369, 15) *si kêrten dâ der sterne schein ûz des marcrâven vanen* nichts be-

weisen, denn hier ist der ort, an dem das leuchten entsteht, gleichgiltig, in betracht kommt nur der ort, wo es sichtbar wird: *in des marcrâven vanen* würde hier besagen, dass die heiden auf die fahne selbst getreten wären.

Die bemerkungen zu 340, 7. 343, 4 scheinen mir richtig zu sein. Der ausdruck *ir vluht ... von mir* hätte durch den ähnlichen *vor valsche ein vluht* Parz. 162, 24 gestützt werden können.

Zu 381, 23. *Al des marcrâven helfe* ist dativ, und *einem gestrîten* heisst im mhd. ganz allgemein 'jemandem stand halten, seiner im kampfe herr werden', vgl. z. b. Wh. 103, 11 *dîn eines hant mac ... den liuten niht gestrîten* und das. 239, 29 *daz er al der heiden rîterschaft hete an der enge wol gestriten*; Parz. 355, 30. Die ersetzung jenes *al* durch *an* und *gein* erklärt sich leicht, nicht aber der umgekehrte vorgang.

Zu 381, 27. P. wurde hier (wie Kant, Scherz und humor s. 91) durch die bedeutung von nhd. 'erfechten' irre geführt: mhd. *ervehten* bedeutet auch öfter nur 'bekämpfen'.

Den bemerkungen zu 386, 22 und 392, 10 stimme ich zu.

Zu 394, 9. Genau denselben sinn, den P. der stelle nach der la. von Km gibt, enthält sie auch nach Lachmanns text. Warum P. *wol* zuerst durch 'trefflich' (was allerdings keinen sinn gibt) übersetzt, dann richtig durch 'in genügender weise' (genugsam) verstehe ich nicht. Zum inhalt vgl. 388, 1 ff. 390, 14 ff.; zum gebrauche von *erbiten* vgl. Parz. 587, 28. 605, 28. Wh. 400, 12.

Zu 417, 22. Die bevorzugung der lesart von ml gegenüber der im wesentlichen übereinstimmenden aller übrigen hss. wäre doch nur dann gerechtfertigt, wenn sich letzterer kein sinn abgewinnen liesse. Das ist aber nicht der fall. P. meint, man müsste an ein streiten der *gernden* denken, und dann sei das folgende sinnlos. Ich fasse *strît* anders: 'bei jeder gelegenheit, wo leute aus dem stande der *gernden* rechtzeitig sich meldeten, verstand er sich von jeher trefflich aufs schenken selbst bei so grossem ansturm' (wie damals in der schlacht, wo Rennewart nicht weniger als acht leute mit rossen beteilen musste). *Strît* ist hier wortspielend in doppelter bedeutung gefasst, mit bezug auf die acht fürsten in seinem ursprünglichen sinne, mit bezug auf die *gernden* in übertragenem.

Aehnlicher art sind einige der bei Förster a. a. o. 19 ff. Kant a. a. o. 75 ff. gesammelten stellen; vgl. auch Parz. 49, 1 ff. *Halt* ist, wie P. bereits richtig bemerkt, concessiv, vgl. Willeh. 162, 28. 315, 8. — Das motiv des rosseschenkens kehrt ähnlich Parz. 380, 18 ff. 389, 16 ff. wider.

Zu 438, 22. Ich glaube mit Paul, dass Lachmanns conjectur *genkert* für *gekêrt* unnötig ist. Aber P. hat, wie seine bemerkungen zeigen, diese conjectur gar nicht verstanden: *enkern* wäre nach Lachmann bildlich zu verstehen ('posto fassen, halt machen'), eine verwendung des wortes, die Wolfram liebt (s. Förster s. 47 f.), und die auch seine nachahmer angenommen haben (vgl. Crane 126. 2173, von Bartsch mit unrecht für einen originellen vergleich Bertholds gehalten). *Vor der schiffunge* wäre also dann absichtlich wortspielend hinzugesetzt. Das von den hss. gebotene *werlîche gekêrt* findet parallelen bei Wolfram: Willeh. 436, 27 *werlîche er dicke kêrte*; vgl. 414, 15 *entwichen schône iedoch mit wer*; 207, 11 *ich flôh ab sô werlîche.*

Zu 440, 29. Das schlecht bezeugte *vor* wird wol niemand ausser P. gegenüber *von* bevorzugen, das sehr wol nur im allgemeinen die richtung bezeichnen kann, von der aus der empfang erfolgt.

Zu 458, 12. Warum die hss. K, n, op abgewichen wären, wenn sie *dir* in der vorlage gefunden hätten, ist nicht einzusehen. Zudem ist dieses *dir* kaum möglich, da ja in der unmittelbar vorhergehenden zeile *nu haben* steht: sonst wäre *nu habe* zu erwarten. Es bleibt also bei Lachmanns textierung. Aus *manlîchen muot* ist ein substantiv *die manlîchen* zu entnehmen, auf das sich das folgende demonstrative *den* rückbezieht, wie bereits Stosch an dem von P. citierten orte gezeigt hat. Weitere beispiele für solche 'entnahme' findet man bei Bötticher, Germ. 21, 296; zu Reinh. s. 287; Grimm zu Roseng. 1653. 1696; Frommann zu Herbort 2529; vgl. noch: substantiv aus adjectiv Parz. 324, 6 *starc, küene, wol gevar, getriuwe unde rîche, hât er d i u vollecl*î*che, er mac porgen deste baz*; 551, 29 *swelch wîplîch herze ist stæte ganz, ich wæn d i u treit den besten glanz*; stadtname aus personennamen: Willeh. 338, 18 *daz vor uns sterben Loys Romære, d â ich billîcher wære hêrre.*

WIEN, 13. juni 1896. CARL KRAUS.

GOTISCH *GUÞ*.

Bekanntlich erscheint in den handschriften das gotische *guþ* im sing. ausnahmslos in abgekürzter form: nom. acc. *gþ*, gen. *gþs*, dat. *gþa*, eine eigentümlichkeit, die von den übrigen bezeichnungen für die christliche gottheit geteilt wird: *iesus* (nom. *is*, gen. *iuis*, dat. *iua*, acc. *iu*), *xristus* (nom. *xs*, gen. *xaus*, dat. *xau*, acc. *xu*) und *frauja* (nom. *fa*, gen. *fins*, dat. *fin*, acc. *fn* oder *fan*); vgl. Gabelentz-Loebe 2[2], s. 20 und Braune, Got. gr. § 1 anm. 4.

Diese abkürzungen sind entsprechenden im griechischen original direct nachgeahmt: *gþ* = *ΘC* (*ϑεός*), *is* = *IC* (*Ἰησοῦς*), *xs* = *XC* (*Χριστός*), *fa* = *KC* (*κύριος*), und tragen halbheiligen charakter, was daraus hervorgeht, dass dieselben wörter ausgeschrieben sind, wenn sie sich nicht auf den christlichen gott beziehen: z. b. *iesus* (von einem andern als Christus gebraucht) Col. 4, 11, *iesuis* Esdr. 2, 36. 40, *galiugaxristjus* Mc. 13, 22, *frauja* (weltlicher herr)[1]); vgl. Gabelentz-Loebe l. c. und 2[1], s. 208 ff. Auch in der zusammensetzung sind diese wörter gewöhnlich ausgeschrieben, und ableitungen davon sind nie abgekürzt, z. b. *heiwafraujin* Mc. 14, 14, *fraujinassus* etc. und die composita und derivativa von *guþ*, s. unten[2]).

---

[1]) Nicht ohne ausnahmen, wie aus der darstellung in Gab.-Loebe zu schliessen wäre. Ich bemerke im Cod. arg. ed. Uppström folgende fälle von *frauja* = 'weltlicher herr' in abkürzung: *fa* Mt. 10, 25. L. 14, 22. 23. 16, 3. 8. 19, 16. 18. 20. 25. 20, 13. 15. Mc. 12, 9 (*frauja* ausgeschr. Mt. 27, 63. Joh. 15, 15), *fins* L. 16, 5, *fin* Mt. 10, 24. L. 14, 21. 16, 5 (*fraujin* ausgeschr. Joh. 13, 16. 15, 20; vgl. auch den dat. plur. *fraujam* ausgeschr. Mt. 6, 24. L. 16, 13). Also nur im Joh. finden wir consequente vermeidung der abgekürzten formen, wenn von einem weltlichen herrn die rede ist.

[2]) Für die wenigen isolierten abkürzungen, die sonst im got. text vorkommen, vgl. Gab.-Loebe l. c. Andere abkürzungen, die zu jener zeit in griech. schriften kirchlichen inhalts gebräuchlich waren, z. b. *YC* = *υἱός*,

Kein zweifel kann herschen über die vollen formen der abgekürzten singulare *xs* etc., *is* etc. und *fa* etc. Die zwei letzteren kommen auch unabgekürzt vor, die erste wird durch den oben angeführten plural und das griech. original erläutert. Bei *gþ* liegt die sache jedoch nicht so einfach. Im sing. erscheint das wort nie ausgeschrieben, es ist kein griechisches wort mit gotischer flexion. Ueberdies darf der singular scheinbar nicht mit dem plural zusammengebracht werden. Dieser setzt mit seinen nicht abgekürzten formen *guda, galiugaguda* etc., die im ganzen 9 mal gegen ein einziges *guþa* vorkommen, einen stamm **guda-* mit stimmhaftem spiranten voraus; in den abkürzungen jenes dagegen scheint der buchstabe *þ*, der nicht nur im auslaut im nom. und acc., sondern auch im inlaut im gen. und dat. erscheint, auf einen stamm **guþa-* mit stimmlosem spiranten hinzudeuten, oder bei der abkürzung des gen. *gþs* auf einen consonantischen stamm **guþ-* (vgl. Braune § 94 anm. 3. 118 anm. 1). Also sind die aufgelösten formen des sing., die in allen Wulfila-ausgaben erscheinen, *guþ, guþs, guþa,* und als stamm wird **guþa-, *guþ-* angegeben; vgl. z. b. Leo Meyer, Got. spr. s. 27. Kluge in Pauls Grundr. 1, 388. Braune, Got. gr. § 96 anm. 4. Noreen, Abr. d. urgerm. lautlehre s. 128.

Diese abweichung im stamme des sing. und plur. brachte J. Grimm, D. gramm. 3 (1831), s. 348 (neuer abdr. 1890 s. 346) in verbindung mit der teilweisen veränderung des genus, die das wort erleidet. Ursprünglich ein neutrum, wie aus dem nom. sing. *guþ* (statt **guþs*, vgl. aisl. *guð* m., nicht **guðr*) und dem nom. acc. plur. *guda* hervorgeht, nahm das wort unter dem einfluss christlicher ideen, oder vielmehr nach dem muster des griech. ὁ θεός das genus masc. an, wenn es den wahren, d. h. den christlichen gott bezeichnete, während das ursprüngliche genus beibehalten wurde, wo das wort von falschen oder heidnischen gottheiten gebraucht wurde.[1])

Eine ähnliche unterscheidung des wahren vom falschen

ΠΗΡ = πατήρ, *ΙΗΛ* = Ἰσραήλ (Wattenbach, Anl. zur griech. palaeographie[3] s. 105) sind von Wulfila nicht nachgeahmt, z. t. gewis der deutlichkeit halber, und auch weil sie sich entweder überhaupt nicht oder grösstenteils nicht auf die gottheit beziehen.

[1]) Vgl. einerseits verbindungen wie *guþ meins* Mt. 27, 46, *ains guþ* Mc. 2, 7, und andrerseits *þo galiugaguda* 1. Cor. 10, 19. 20.

gott findet sich wie bekannt in allen germanischen dialekten nach der einführung des christentums: sie hat sich jedoch wahrscheinlich in den einzelnen dialekten selbständig entwickelt: darauf weist die verschiedenheit in der ausdrucksweise hin.

Die oben citierte stelle aus Grimm lautet folgendermassen: 'die got. sprache unterscheidet das masc. *guþ* [er meint den stamm **guþa-*] (deus), gen. *guþs,* dat. *guþa,* worauf das relativum *saei* folgt (z. b. 2. Cor. 4, 6. 5, 5) von dem neutrum *gud* [d. h. dem stamm **guda-*] (idolum) pl. *guda* (*θεοί*, *θεούς*) Joh. 18, 34. 35.'[1]) Da *gud* (d. h. der stamm *guda-*) 'idolum' im sing. nicht vorkommt, so gründet sich Grimms ansicht über die unterscheidung von **guda-* (idolum) und **guþa-* (deus) auf die pluralformen. Wenden wir uns nun zu den von Grimm angeführten beispielen von *guda* nom. acc. pl. Joh. 10, 34. 35, so bemerken wir, dass hier nicht von falschen, sondern von wahren göttern die rede ist. Die wörter stehen in der stelle, wo Jesus, von den eigenen waffen der juden gebrauch machend, sich gegen die beschuldigung wegen gotteslästerung, die gegen ihn erhoben wird, als er auf einheit mit dem vater anspruch macht, durch citierung der äusserung Asaphs den richtern gegenüber verteidigt, Ps. 82, 6: 'ich habe wol gesagt, ihr seid götter' (d. h. repräsentanten gottes und daher im gewissen sinne götter). Der gotische text lautet: *andhof im Iesus: niu ist gameliþ in witoda izwaramma: ik qaþ, guda sijuþ?* (*ἐγὼ εἶπον· θεοί ἐστε;*) *Jabai jainans qaþ guda* (*εἰ ἐκείνους εἶπεν θεούς*), *du þaimei waurd guþs warþ* etc. *Guda* ist in keinem von den beiden fällen von einem bestimmenden worte begleitet; da also die neutrale flexion ebensowenig ein kriterium für das genus des pl. *guda,* wie für den sing. *guþ* ist, so haben wir keine directen mittel zu entscheiden, ob Wulfila es als masc. oder neutr. auffasste. Der umstand jedoch, dass damit das griech. *θεοί* übersetzt wird und es 'wahre götter' bedeutet, spräche dafür dass es hier masc. ist. Diese annahme wird unterstützt durch die parallelen übersetzungen der stelle im ahd. und ags. Tatian 134, 8 und Otfrid 3, 22, 49 haben das masc. *gota* (nicht *abgot*

---

[1]) Die folgende erörterung geht von dieser stelle aus, da alle späteren äusserungen über diesen gegenstand auf Grimm zurückgehen.

oder *abgotir*). Auch die ags. Evangelien haben *ȝodas* (nicht *ȝodu*), vgl. Skeat, Gospel acc. to St. John etc. 1878, s. 100. 102.

Es gibt nur noch ein beispiel von einem pluralcasus von *guþ*, den nom. *guþa* Gal. 4, 8, der die gleiche stammform aufweist wie der singularis. Die stelle heisst: ***akei þan sweþauh ni kunnandans guþ, þaim þoei wistai ni sind guþa skalkinodeduþ*** (τοῖς φύσει μὴ οὖσιν θεοῖς ἐδουλεύσατε). Wie *guda* oben, so hat auch *guþa* hier die bedeutung 'wahre götter'. Auf den ersten blick könnte es scheinen, als ob das genus durch die neutralform des relativs bezeichnet wäre. Dies ist aber nicht der fall, da *þoei* sich auf ein wort bezieht, welches das gegenteil von *guþa* ist (*þoei ... ni sind guþa*), nämlich *þaim* (*galiugagudam*), dessen genus, wie oben bemerkt, neutrum ist.

Die drei vorkommenden pluralformen von *guþ* haben trotz der verschiedenheit des stammes das gemeinsam, dass sie 'wahre götter' bezeichnen. Folglich sind sie ihrer bedeutung nach vom sing. nicht verschieden, und sind sehr wahrscheinlich wie dieser masculin. Andrerseits wird das griech. εἴδωλον im gotischen durch *galiugaguþ* oder *galiug* widergegeben, die stets im plur. erscheinen (Schulze, Got. glossar s. 118. 212). Gotisch *guþ* m. (deus), *galiugaguþ* n. (idolum) stellt daher eine genaue parallele dar zu ahd. *got* m., *abgot* n.

Da nun so die bis jetzt angenommene unterscheidung in der bedeutung (die als einziger grund für die abweichung im stamm angeführt wurde) als gar nicht vorhanden erwiesen ist, so bleibt noch zu untersuchen, ob diese abweichung im stamm nicht ebenfalls illusorisch ist. Um das resultat vor dem beweis zu bringen: es gibt im gotischen nur éinen stamm, nämlich **guda-*. Es ist kaum nötig darauf hinzuweisen, dass die entsprechenden formen in den übrigen germ. dialekten (aisl. *guð, goð,* ags. *ȝod,* ahd. *got*) von dem urgerm. stamm **ȝuða-* abgeleitet sind. Auch die auffassung des wortes als einer participialbildung mit indog. unbetontem suffix *-to* (vgl. z. b. die etymologien von Kluge, Et. wb.[5] sub *gott* und Aufrecht, BB. 20, 256) lässt nur den stamm **ȝuða-* erwarten, da solche bildungen, die urgerm. stimmlose *þ* aufweisen (wie z. b. **kunþa-*, got. *kunþs,* ags. *cúð*), höchst selten sind (Kluge, Nom. stamm-

bildungslehre § 224). Ferner sind die ableitungen von *guþ* (*afguþs*, *afgudei*, *gaguds*, *gudisk*, *gudja* etc., Schulze, Glossar s. 118 ff.), die doch alle auf die ursprüngliche bedeutung 'wahrer gott', specieller 'christlicher gott' zurückgehen, durchweg vom stamm **guda-* gebildet.[1])

Schliesslich bieten die formen ausserhalb des singulars, die dem anschein nach den stamm **guþa-* voraussetzen lassen, in wirklichkeit den schlüssel zur lösung der schwierigkeit. Es sind 1) der oben erörterte nom. plur. *guþa* Gal. 4, 8; 2) drei composita mit *guþa-* oder *guþ-* als erstem glied: *guþblostreis* J. 9, 31, *guþaskaunein* Phil. 2, 6 cod. B und *guþalausai* Eph. 2, 12 cod. B. Im gegensatz zu diesen finden sich mit stimmhaftem spiranten 1) nom. acc. plur. *guda* (zweimal), auch *galiugaguda* etc. (sechsmal); 2) drei composita mit *guda-* oder *gud-* als erstem gliede: *gudhusa* J. 18, 20, *gudafaurhts* L. 2, 25 und *gudalausai* Eph. 2, 12 cod. A.

Schlagen wir diese formen in Uppströms kritischen ausgaben nach (Codex argenteus 1854, anm. s. 28. 30. 43. 50, Codices gotici Ambrosiani 1862—64, Adnotationes s. 106. 108. 109), so finden wir, dass alle formen mit *þ* in den hss. abgekürzt erscheinen, z. b. *gþa*, *gþblostreis*, während alle formen mit *d* ausgeschrieben sind. Da nun kein bedeutungs- oder functionsunterschied besteht zwischen den ersten gliedern der composita *gþaskaunein* und *gudafaurhts*, *gþblostreis* und *gudhusa*, so ist es im hohen grade wahrscheinlich, dass das *þ* der abkürzungen irreführend ist, dass mit anderen worten *gþa-* und *gþ-* für *guda-* bez. *gud-* stehen. Diese wahrscheinlichkeit wird zur gewisheit angesichts des wortes *gudalausai* Eph. 2, 12, dessen erstes glied im cod. A ausgeschrieben als *guda-*, im cod. B abgekürzt als *gþa-* erscheint. Sämmtliche herausgeber lösen hier wie anderswo die abkürzung in *guþa-* auf, aber es liegt auf der hand, dass die eine form die andere ausschliesst: ohne allen zweifel steht die abkürzung für *guda-*. So ist auch die abkürzung für den nom. plur. *gþa* Gal. 4, 8 aufzulösen in *guda*, da sie mit den nicht abgekürzten formen Joh. 10, 34. 35 bedeutungsgleich ist. Was vom nom. plur. *gþa* gilt, trifft angesichts

[1]) Z. b. wenn *gudja* vom stamm **guþa-* herkäme, würde es im gotischen **guþja* lauten, was hervorgeht aus *gasinþja* (L. 2, 44) von **sinþa* (vgl. *sandjan*).

der vorausgehenden erörterung über die beziehung von sing. und plur. in vollem masse auch bei dem dat. sing. *gþa* d. h. *guda* zu. Der stamm des sing. ist mit anderen worten nicht **guþa-*, sondern **guda-*.

Es lässt sich unschwer verstehen, wie Wulfila dazu kam, *gþa* mit dem lautwerte *guda* zu gebrauchen. Ganz natürlich lag der abkürzung der nom. acc. sing. *guþ* zu grunde, bei dem jedoch der ursprüngliche stimmhafte spirant im auslaut stimmlos geworden war (Braune, Got. gr. § 74); *gþ* wurde daher zum ständigen symbol für das wort, und casusendungen, bei zusammensetzung der stammvocal, wurden daran angehängt.

Es bleibt nur noch übrig, ein wort zu sagen über die endung des genetivs, die in der abkürzung *gþs* angedeutet ist. Die übliche auflösung dieser abkürzung zu *guþs* hat zur voraussetzung einen consonantischen stamm **gud-* (**guds* > *guþs*), für den die anderen germanischen dialekte keinerlei beleg bieten. Nicht nur das, ein gen. **guþs* wäre in der flexion eines sonst regelmässigen *a*-stammes ganz isoliert; und wollte man auch einräumen, dass die form einmal existiert haben könnte, so wäre kaum einzusehen, wie sie sich der analogie anderer *a*-stämme hätte entziehen können und nicht auch zu *gudis* umgewandelt worden wäre. Die erklärung liefert uns das griech. abkürzungssystem, wonach nur der letzte und charakteristische buchstabe einer endung geschrieben wurde; vgl. z. b. *ΘΥ* = *θεοῦ* und die dem got. *gþs* vollkommen ähnlichen genetivabkürzungen *ΠΡC* = *πατρός*, *ΜΡC* = *μητρός*, *CΡC* = *σωτῆρος* und selbst *ΠΝC* = *πνεῦματος* (Wattenbach l. c.).[1] Da, wie früher angedeutet, Wulfilas gebrauch hinsichtsichtlich der abkürzung auf dem griechischen beruht, so dürfen wir getrost den schluss ziehen, dass das *s* in *gþs* für die endung *-is* in *gudis* steht. Ebenso erscheint auch in den got. abkürzungen *xs* (*xristus*), *is* (*iesus*) dem beispiel der griech. vorlage gemäss nur das *s* der endung *-us*. Eine weitere parallele bietet das *n* für die endung des acc. sing. *-an*

[1]) 'Bei der ersten [sacralen wortkürzung] bleiben die wesentlichen und charakteristischen buchstaben (womöglich consonanten) am anfang und ende des wortes stehen, und nur die füllenden buchstaben der mitte werden beseitigt', Gardthausen, Griech. palaeographie 1879 s. 244; ähnlich Wattenbach l. c.

in der abkürzung *fn* = *fraujan.*[1]) Auf der anderen seite wurden bei den genetivabkürzungen *iuis* (*iesuis*), *xaus* (*xristaus*) *i* und *au* geschrieben zur unterscheidung dieser formen von den entsprechenden nominativabkürzungen. Das *i* in der dativabkürzung *fin* (*fraujin*) erscheint zur unterscheidung dieser von der entsprechenden accusativabkürzung. Aus dem einfluss der dativabkürzung ist der vocal in der genetivabkürzung *fins* zu erklären.

---

[1]) Die abkürzung *fn* kommt im cod. Arg. 9 mal vor (Mt. 9, 38. L. 1, 46. 2, 37. 4, 8. 12. 20, 37. 44. Mc. 12, 30. 37) gegen ein *fan* (Joh. 11, 2), vgl. Uppström, Cod. Arg. s. 10, anm. zu Mt. 9, 38.

ANN ARBOR, Michigan. GEORGE A. HENCH.

ZUM DEUTSCHEN VOCALISMUS.

(Nachtrag.)

Herr dr. W. Nagl hat durch die redaction dieser zs. ihren lesern mitteilen lassen (21, 252), dass er in seiner eigenen zs. 1, 75 mich 'tatsächlich' berichtigt habe. Der 'tatsächlichen berichtigung' fehlt es nicht an persönlichen ausfällen: ich lasse diese hier natürlich unerwidert und bringe nur vor, was sachlich von einiger bedeutung zu sein scheint.

1. N. glaubt noch nicht an den umlaut des *iu* und an meine äusserung: 'in Baiern und Oesterreich spricht kein mensch *luit, duitsch.*' Dem gegenüber kann ich nur fragen: wer spricht in bajuvarischen landen *duitsch, luit?* Nagl belegt aus Tirol nur *oi.* Die belege stammen aus dem Pustertal und Zillertal und besagen für die hauptsache, ob der umlaut des *iu* in *û* allgemein bairisch war, gar nichts; denn in den genannten gegenden und speciell in dem dialekt, aus dem Schöpfs citat stammt (Lutterotis gedichte, 2. aufl. s. 42. 3. aufl. s. 37) ist *oi* auch aus *ai* entstanden und wird für mhd. *öu, iu, û* und sogar *î* gesprochen. Wo neben *oi* auch *ui* vorkommt, ist *ui* nicht in *loit, doitsch, kroiz* zu finden; umgekehrt ist auch *kroiz* nur da, wo *oi* für *î* gebraucht wird, s. die von Nagl angeführte stelle bei Fromm. zs. 3, 97. Was nun Schmeller anlangt, so hat ihn N. nicht zu benützen verstanden. Schmeller gibt in seinem Wörterbuch jedes wort wo möglich in hochdeutscher gestalt, und fügt in klammern nach einer festen schablone die mundartformen an; also für *ai* z. b. *oa* (*aə*). In den meisten fällen beruht Schmellers ansatz wol auf der erinnerung und auf sammlungen, aber nicht in allen. Manchmal musste er nach anscheinend sicheren analogien die formen neu bilden.[1]) Bis vor wenigen jahren wusste man nicht anders als mhd. *iu* sei bair. bald *ui* bald *oi* oder *ai,* wie es in *zuik* z. b. wirk-

[1]) Schmeller hat, wie aus der vorrede s. IX hervorgeht, die übertragung nach lauttabellen für 'leicht' gehalten und den lesern selbst nahe gelegt!

lich ist. Die formen in klammern sollen zum auffinden des wortes dienen, nicht als grammatische belege. Und wenn dies der fall wäre, wer sagt denn Nagl, dass das *luit, loit* bairisch sein soll? Obwol in der regel bloss die altbairische form angegeben wird, fügt Schm. doch auch ohne besondere bemerkung andere an; s. z. b. bei *flössen* 1, 797 *fleəssn* (nicht *flèəssn*) und *fleissen,* die nicht altbairisch sind, so bei *frâgen* das oberpf. (und schwäbische) *fraug-* 1, 811 u. s. f.

Mehr gewicht lege ich auf folgendes: lautliche dinge werden wir im zweifelsfall in Schmellers Grammatik eher als im Wörterbuch suchen. Da braucht nun bei *eu* § 246 ff. Schm. *deutsch* gerne als beispiel, führt es bei *áü, äi, è, êi, ī, ü* an, nicht aber bei *oi, iu, ui*: warum nicht, wo er doch *neu* oder *feuer* fast überall verwendet? Offenbar weil ihm kein *duitsch* vorgekommen war, und auch in den nachträgen zur Grammatik, die mindestens bis 1847 reichen, hat er es nicht nachgebracht; auch *luit* erwähnt er nicht, nur *lüt, lêd, lit.* Wredes mitteilungen über den Sprachatlas, die für Nagl nicht vorhanden sind, bestätigen meine beurteilung des Schmeller'schen materials.

Ich widerhole: kein mensch in bajuvarischen ländern, soweit unsere quellen reichen, spricht *duitsch* (und *luit, kuisch*).

2. *Tain* soll auch *toin* bedeuten können, weil in einer einzigen quelle mit unbeholfener orthographie *doin* geschrieben wird; das ganz allgemeine *toan* der bairisch-österreichischen mundarten, die verbreitung der schreibung *tain* durch mehrere jahrhunderte, die analogie von *maim* = muhme u. ä., von schwäb. *raimen* = *ruomen* und endlich vor allem der reim *tain* : *gmain* (Münchner liederbuch von 1637 convivium Marianum; ebd. *grunen* : *stainen,* d. i. *groanen* : *stoanen*), all das zwingt *tain* als *tain* d. i. *toan,* nicht als ein neue rätsel aufgebendes *toin* zu nehmen.

3. *ai* soll auch die bedeutung *á* (hohes *a*) gehabt haben. Die österr.-bair. orthographie des 15—19. jh.'s kennt *ä* für *a, ai* für *ai* und *oa.* Unbehilfliche schreiber haben in folge falscher construction *ai* vereinzelt wol auch an ungehöriger stelle gebraucht. Dass aber *ai* systematisch für hohes *a* (also statt *ä*) gebraucht worden wäre, hat N. mit aller mühe nicht bewiesen. In jenem steirischen weistum von 1629, in welchem die strittige form *Bairtlmai* vorkommt, ist die bedeutung *á*

nicht zu erweisen: *paimer* könnte wol dem ächtmundartlichen *bámer* entsprechen, aber das daneben (in demselben weistum) vorkommende *päimer* und der singular *paum* (ebd.) beweisen, dass das *ai* hier so zu sprechen ist wie in *haiser* (häuser, ebd.), d. h. als *ai*; dagegen scheint *unnachlaisig* durch das *nachläsig* derselben quelle als *unnachlásig* erwiesen. Es scheint nur. In wirklichkeit liegt der fall wol anders. Der schreiber steht offenbar unter dem einfluss verschiedener schreibsysteme und aussprachen. Er folgt der österreichischen schreib- und sprechweise, wenn er *tharf, klienst* schreibt, vollständig; er gibt die österreichische aussprache in ungewöhnlicher (aber ganz treffender) weise, wenn er *wain, wais* (weise), *gespaizst, haisern, paimer, päimb* schreibt; er ist von der gemeindeutschen schriftsprache beeinflusst, wenn er *freufel* (mit *e*) schreibt. Die letztere form ist schon seit jahrhunderten neben der volkstümlichen (*frävel* d. i. *fráfl*) in bairisch-österreichischen ländern zu finden. Im 14. jh. hat man gerne *steite, teiten, neichst, freivel* oder *næichst, fræivel* neben sonst rein bairischen formen geschrieben. Später wiegt *e* gegenüber *æi* vor. So ist in den Habsburger urkunden des 15. jh.'s *untertenig, andechtig, gnedig, negst, were* (wäre) häufig. Im 16. und 17. überwiegt wider *e*, so auch in den steirischen weistümern *lesst*, *unnachlessig* (1661 Öst. w. 6, 384); die heutigen b. mundarten haben nur wenige formen mit dem hellen vocal (meist wol analogieumlaut), z. b. *nĕchad* 'nähe', *g'nĕch, spĕter*; für *ĕ* hören manche beobachter auch *ei*, so Nagl selbst *spêidazua* (Roan. 5, 207), Lexer, Kärnt. wb. VIII weist *ai* für kurzes *á* nach, und gerade für Steiermark ist *ai, äi* für verschiedene *e* (z. b. *Jäissas, gäit, wäig*) neben *ou* für *o* charakteristisch. So ist es nicht zu verwundern, wenn in dem angeführten steirischen weistum nicht bloss die gemeindeutsche form *freufel* (*u* ist doch wol = *v*) neben der österreichisch gefärbten *fräifel* vorkommt und die rein mundartliche *fräfl*, die sonst so oft vorkommt, fehlt; *äi* (neben *ai*) scheint ein versuch den laut besonders genau widerzugeben, bedeutet aber im gleichen worte dasselbe wie *ai* (*päimb* neben *paimer* in unserem weistum). So wird auch *-laisig, laist* nicht anders aufzufassen sein, d. h. sie geben die österreichisch-hochdeutsche aussprache von *lessig, lesst* oder *lässig, lässt* wider. Hätte der schreiber *lássig* schreiben wollen, so hätte er dafür

ä zur verfügung gehabt, wie an der anderen stelle, an der das wort vorkommt, und wie seine ganze umgebung seit langer zeit schrieb, wie man in Oesterreich noch zwei jahrhunderte nach ihm schrieb. Dass er durch einen falschen schluss auf das *ai* gekommen wäre — als ob das mundartliche *á* für bairisches *oa* stünde — ist doch wol niemandem wahrscheinlich zu machen, wo in dem verbum selbst der dunkle *a*-vocal als grundform sich aufdrängte. Also *ai* in *laist* ist diphthong wie in *haiser, wain, spaisst,* wenn es auch etwas anders gelautet haben mag, etwa wie *äi, äⁱ*. Auch in *päim* haben wir, wie die singularform in derselben quelle, *paum*, zeigt, *ai*, nicht *á* zu lesen (zu dem mundartl. plural *pám* hiesse der singular auch *pám,* oder liest am ende N. *paum* auch als *pám*?). Da nun also *ai* in dem betreffenden weistum (wie sonst auch) nur diphthongische geltung hat, so wird es wol auch in dem nur einmal vorkommenden *Bairtlmai,* nicht *á* sein. Dass man jetzt meist *Bártlmai* spricht weiss ich: ob überall und zumal, ob in Steiermark [1]), ist mir unbekannt. N. wird auch nicht beweisen können, dass man immer so gesprochen hat. Da die form *Bártl* zugleich deminutiv ist, so ist es einleuchtend, dass sie helles *á* hat; die einfache kurzform *Bart* (*Ba'scht*), mit *a,* nicht *á,* die Schmeller, Baierns ma. § 692 anführt, spricht sogar dafür, dass das seltenere *Bartholomai* den vocal von *Bártl* angenommen hat. Denn dass es als fremdform helles *a* haben müsse, wird N. nicht behaupten wollen, kommt doch auch *Barbara* (*Wabl*) mit hellem und dunklem *a* vor, andere namen nur mit *à,* s. Schmeller a. a. o. Ist *Bairthlmai* nicht ein schreibfehler, so kann es nur *Boarthlmai* sein; gerade Steiermark kennt die wandlung von *àr* > *oar* (*joa, goa* für jahr, gar) in fast allen teilen. Selbst wenn heute *Boatlmai* dort nirgends mehr zu hören wäre, würde das für das 17. jh. nichts entscheiden, da seit jener zeit *á* für *oa* dort grosse fortschritte gemacht hat. Nicht unmöglich wäre freilich, dass *Bairtlmai* bloss ein kunstproduct ist und vom schreiber nach der analogie von *laist* : *lást* und vor allem *paim* : *pám* gebildet ist, dass er also *ai* sprach, wenn er hochdeutsche aussprache affectierte, so wie etwa der Leipziger sein 'knoblauchseide' bildete. Dass er mit *ai* die

[[1]) Für Steiermark bezeugt mir K. Luick die aussprache *Bártlmẹ̄*. E. S.]

aussprache *á* andeuten wollte, ist schon deshalb unwahrscheinlich, weil er selbst dafür *ä* und *a* zur verfügung hatte und eine analogie, woraus er hätte abnehmen können, das ma. *árt-* sei eigentlich *airt,* kaum zu finden ist. Für den laut *oa* stand ihm nur *ai* und das in dem früheren Gamlitzer weistum (von 1584) nur einmal dem schreiber entschlüpfte, von den meisten ängstlich gemiedene[1]) *oa* zur verfügung. Der schreiber von 1584 hat offenbar richtiger die mundartliche form mit *Bartolomai* verhochdeutscht: trifft er doch auch mit seinem *thet* faceret das richtige. Auch heute wird das *oar* für *ar* in Steiermark nicht allgemein geschrieben; Rosegger schreibt *or,* gibt aber (Zither u. hackbr. s. 294) ausdrücklich an, dass *or* = *oa* laute; in Schlossars Volksliedern wechselt *a* mit *oa* und *o* in aufzeichnungen vom gleichen ort (z. b. Eisenerz). Es ist bekannt, dass das vocalische *r* von den einen als *r,* von den andern als *a* aufgefasst wird, so dass sogar umgekehrte schreibungen wie *lirblö* für *liablö* vorkommen.

4. *Laibach.* Durch Nagls beihilfe bin ich nun im stande zu verstehen, dass auch er das *Läbach* der erzherzogin Maria auf *Laübach* zurückführt, nicht wie jeder aus den worten 'ihr *Läbach* für *Laibach* weist analog auf bäurisches *Loawa, Loaboch*' schliessen muss, auf *oa.* Seine worte 'diesmal war aber *a* aus *Läubach* zu erklären', die mir völlig rätselhaft geblieben waren, beziehen sich nicht auf das unmittelbar vorausgehende *a,* sondern auf das *ä* (!) des vorhergehenden abschnittes.

5. *Haünrich* für *Hainrich* halte ich in hss. des 15. 16. 17. jh.'s nicht für unmöglich, aber ich halte es für unerlaubt, bloss weil noch zweimal *-rü-* für *-ri-* in der quelle gebraucht wird (rundung vor und nach *r* ist häufiger als völlige verwechslung von gerundeten und ungerundeten vocalen) die form bestimmt = *Hainrich* zu setzen. N. hat die stelle so unklar citiert (Chr.??), dass ich sie nicht zu finden vermag. Sicher ist die deutung N.'s nur, wenn d i e s e l b e person anderwärts in gut geschriebenen quellen mit *ai* erscheint.

6. *sträff.* N. fragt, warum ich die form auf *strauf* deute. Kennt er mhd. *stroufen* nicht? Auch wenn *ä* für *ai,* d. i. *oa,*

---

[1]) Wird sogar ausser *tain, maim* auch *tait* für das sonstige *tōd* d. i. *toəd* geschrieben.

nur einigermassen gesichert wäre, würde ich der einfachen analogie: *päm* = *paum* u. s. w. folgen, s. Schmeller 2, 811 und die mhd. wbb., wo die citate mit *ai* aus später zeit ebensogut = mhd. *öu* als *ei* sein können.

6. *guas* : *g^uas*. Bei diesem punkt fällt es mir schwer, ruhig und ernst zu bleiben. Nagl hatte s. z. in diesen Beitr. 19, 358 in, wie mir jetzt scheint, mehr naiver als kränkender weise die vermutung ausgesprochen, die formen *g^uas* (*guas* mit ton auf *a*) habe wol ich als herausgeber der zs. Baierns ma. 'constatiert', d. h. nach dem zusammenhang selbst erfunden. Dass ich nicht antwortete, wie es sich gehörte, war durch die rücksicht auf den plan N.'s, meine zs. fortzusetzen, eingegeben. Nun hat Nagl. seinen verdacht begründet. Man höre! Er lässt sich von Cham von (pfarrer? und) lehrer schreiben, dass dort *gōas,* nicht *guas* gesprochen wird. Er schliesst dann mit den worten: 'wie man aber die letzterwähnte tatsache (betr. *g^uas*) auffassen soll, scheue ich mich auszudenken. Vielleicht ist doch noch irgendwie ein schuldloser [sic!] irrtum im spiele.' Nein, kein irrtum, sondern ganz unverzeihliche rechthaberei und oberflächlichkeit. Dass Cham niederbairische vocale in grösserem umfange hat, habe ich selbst nach den mitteilungen eines Chamauers in Baierns ma. in der einleitung zu Himmelstoss' wortliste angeführt; dass man in Cham anders spreche als es in der wortliste steht, hat Himmelstoss an derselben stelle bemerkt. Die liste stammt nämlich gar nicht, wie N. annimmt, aus Cham, sondern beginnt mit den worten: 'nachstehende wortsammlung stammt aus Dinzling, 3 stunden südlich von Cham ...'. 'Sämmtliche dialektproben gelten zunächst nur für meinen heimatsort, sowie für die anstossenden gemeinden.' Auf derselben seite ist über Cham gehandelt.

Die leser dieser Beiträge werden es begreiflich finden, wenn ich es künftig für zeitverlust erachten werde, mich mit Nagl auseinanderzusetzen.[1])

WÜRZBURG, pfingsten 1896. O. BRENNER.

[[1]) Für die Beiträge müssen hiermit die acten über die hier verhandelten streitfragen geschlossen werden. E. S.]

WERWOLF.

Kögel machte mich s. z. darauf aufmerksam, dass die landläufige erklärung des wortes werwolf = mannwolf nicht richtig sein könne, da wir unter dieser voraussetzung im ags. *werwulf* haben müssten, während wir tatsächlich *werewulf* hätten. Er brachte den ersten teil des wortes mit got. *wasjan* 'kleiden' zusammen und deutete das wort als 'wolfskleid' (Pauls Grundr. 1, 1017 anm.). Ich trug gleich damals bedenken, diese etymologie in den text meiner Mythologie aufzunehmen. Stimmte doch das wort in der herkömmlichen deutung vortrefflich zum gr. *λυκάνθρωπος* und zu der sache die hinter ihm steckt. Vergeblich suchte ich dann nach compositis im germanischen, deren erster teil sich auf gleiche weise deuten liesse. Auch nordische worte wie *úlfhamr, úlfhcðner, berserkr* konnten ob ihrer bildung der Kögelschen deutung eher widersprechen als sie erklären, und so scheiterte jeder versuch, bildung und gehalt des wortes in klaren zusammenhang untereinander zu bringen. Unterdessen ist die Kögelsche deutung von verschiedenen seiten angenommen worden, und auch Kluge hat sich in der neuesten auflage seines Etymologischen wörterbuches dafür entschieden (s. 404). Eine erneute prüfung überzeugte mich, dass die alte deutung, die uns schon Gervasius von Tilbury (Otia imperialia, ausg. von Liebrecht s. 4 [15]) gibt, zu rechte bestehen muss.

Veranlassung, die alte deutung von werwolf anzuzweifeln, hat das ags. *werewulf* gegeben, denn der ahd. eigenname *Weriuuolf*, den Müllenhoff in einer Passauer urkunde nachgewiesen (Zs. fda. 12, 252), ist sicher zu den anderen ahd. eigennamen mit *Weri-* zu stellen, deren erster teil auf got. *warjan*, ahd. *werjan* zurückgeht. — Jenes ags. *werewulf* findet sich an einer einzigen stelle, nämlich in den gesetzen Knuts (lib. I, § 26 bei Schmidt, Gesetze der Angelsachsen[2] s. 270). Nun kommt in den

ags. gesetzen besonders häufig das wort *wergild*, *wergyld*, *wergeld* (vgl. Schmidt s. 675 ff.) vor. Ueber die bedeutung dieses wortes dürfte wol einigkeit herschen; mir ist wenigstens nicht bekannt, dass es in jüngster zeit anders als 'manngeld' erklärt worden sei. Dieses wort findet sich auch zweimal in den Cnuts dómas (II, § 61. 66 bei Schmidt s. 304 und 306). Es sind die einzigen stellen, wo es in Knuts gesetzen vorkommt, und beidemal heisst hier das wort *weregild* (der cod. des Corp. Christi Coll. zu Cambridge no. 383 schreibt an der zweiten stelle *wergilde*), während es in allen anderen gesetzen ausnahmslos *wergild* geschrieben wird. Wie nun niemand einfallen wird, an der hand dieser stellen das wort anders als 'manngeld' zu deuten, so dürfen wir auch das nur in diesen gesetzen überlieferte *werewulf* anders als 'mannwolf' auffassen. Auf wen diese schreibung zurückzuführen und wie dies unberechtigte *e* zu erklären ist, das mögen die anglisten entscheiden. Auf alle fälle fühle ich nach dieser darlegung mich nicht nur für berechtigt, sondern für verpflichtet, der alten deutung in der neubearbeitung der Mythologie wider zu ihrem rechte zu verhelfen.

LEIPZIG. E. MOGK.

Verbesserungen.

S. 22, z. 11 v. u. lies *gesælde* für *gesealde*. — S. 94 mitte sind die cursiven zahlen in römische zu verbessern. — S. 96, z. 15 v. u. füge *krüt* zwischen *hüser* und *bur* ein. — S. 96, z. 14 v. u. streiche und *nün*. — S. 96, z. 13 bis 11 v. u. lies: *schreiben, eisen, schneiden* (*schnaīden*), *wei*(*n*), *zei*(*n*)*stig*, *fei*(*e*)*rtag*, *gleich*, *leihen* neben *su*, *hus*, *hüser*, *krüt*, *bru*(*n*), *bur*, *ru*(*ch*), *fü*(*ch*)*t* für Stein.

Auf der karte ist unten rechts bei Isny die zahl 17 zu streichen und sind die zahlen bei Stein durch 9. 10. 11. 12. 13. 14 zu ersetzen. — Bei Orsingen (westlich vom Ueberlinger see) ist hinter 17 das fragezeichen ausgelassen.

Halle a. S., Druck von Ehrhardt Karras.

erzyld
diese
nicht
klärt
Cnut
die
lema
ll. z
lde
erzäh
an
u de
rlie
n
te
uf
ür
n

